

Die Ortenau

Veröffentlichungen
des Historischen Vereins für Mittelbaden

62. Jahresband 1982



OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

ISSN 0342-1503

EINLADUNG ZUR
JAHRESVERSAMMLUNG
DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN E. V.

am 17. Oktober 1982

in Oppenau

- 8.30 Uhr: Geschäftliche Sitzung und Mitgliederversammlung im Feuerwehrhaus
und im Anschluß:
Empfang durch Bürgermeister Hartmuth Dinter
- 11.00 Uhr: Festsitzung im Saal der „Brauerei Bruder“ mit Lichtbildervortrag von
Ltd. Staatsarchivdirektor Dr. Hans-Martin Maurer, Stuttgart:
„Burgen der Stauferzeit“
Musikalische Umrahmung: Trio Klett
- 12.45 Uhr: Mittagessen in den Oppenauer Gaststätten
- 14.30 Uhr: Besuch des Heimatmuseums im Rathaus
- 15.30 Uhr: Abfahrt nach Allerheiligen. Besichtigung der Klosterruine: Studiendirek-
tor Hugo Schneider, Achern

Ausklang im Gasthaus Allerheiligen

Der Bürgermeister
der
Stadt Oppenau
Hartmuth Dinter

Der Präsident
des
Historischen Vereins für Mittelbaden
Wilhelm Mechler

Die Ortenau

Veröffentlichungen
des Historischen Vereins für Mittelbaden

62. Jahresband 1982



OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

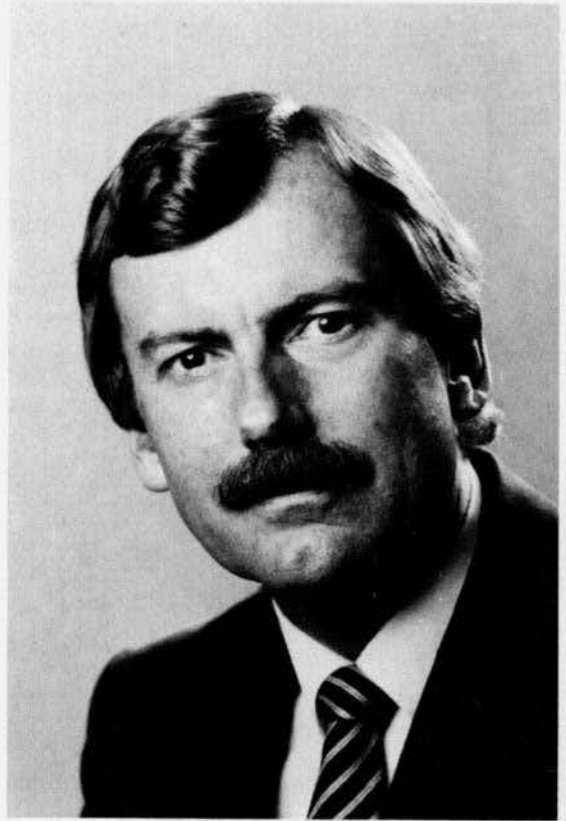
ISSN 0342 - 1503

INHALT

Bürgermeister Hartmuth Dinter, Grußwort der Stadt Oppenau	4
Wilhelm Mechler, Professor Dr. Ernst Batzer (1881-1938) — „die Seele des Vereins—“ ...	6
Unsere Ehrenmitglieder	8
Kurt Klein, Präsident Wilhelm Mechler 75 Jahre alt	9
Manfred Hildenbrand, Dr. Erwin Dittler zum 70. Geburtstag	12
Manfred Hildenbrand, Hugo Schneider 75 Jahre alt	14
Wilhelm Mechler, In memoriam Hermann Schilli	16
Manfred Hildenbrand, Professor Dr. Max Weber zum Gedenken	17
Wilhelm Mechler, Ehrenmitglied Otto Foshag, Kehl, verstorben	18
Hugo Schneider, Ehrungen: Prof. Dr. Wolfgang Müller und Dr. Rudolf Ritter	19
Manfred Hildenbrand, Jahresbericht 1981/82	20
Berichte der Mitgliedergruppen 1981	22
Carl Helmut Steckner, Arbeitskreis Hanauer Museum	30
Josef Naudascher, Archäologischer Arbeitskreis	32
Landrat Dr. Gerhard Gamber, Der Ortenaukreis — Rückblick 1981	37
Karl Volk, Wilhelm Hausenstein 1882-1957	46
Thomas Kopp, Kinzigtäler pilgerten einst nach Santiago de Compostela	69
Gerhard Schildberg, Die evangelischen Pfarrer des badischen Hanauerlandes	83
Gerhard Silberer, Heiligenzell und das Kloster Schuttern um 1700	92
Johannes Werner, Der Jägerlouis und die Jagdlust überhaupt	99
Oskar Kohler, Die Kinzigbrücke bei Biberach	110
Hermann Schmid, Der Untergang des Benediktiner-Stifts Ettenheimmünster 1802/03	112

Thomas Dees, Ettenheim in den Revolutionsjahren 1848 und 1849	140
Heiner Raulff, Die Wolf Netter & Jacobi-Werke	175
Karl Bönsch, Die Glashütte Achern	190
Erwin Dittler, Adolf Geck (1854–1942) Von der „Roten Feldpost“ zum Arbeiterrat.....	212
Karl Schwab, Das Steinbacher Heimatmuseum.....	302
Wolfgang Struck, Die römische Straßenstation bei Niederschopfheim	308
Suso Gartner, Die Ortsnamen der nördlichen Ortenau und ihre Deutung	315
 Kleine Beiträge	
W. J. Vajen / H. Schneider, Peter von Hagenbach als Gefangener auf der Schauenburg	353
Ansgar Barth, „Guettacher Stab. Freyheits Puncten“	354
Julius Hauth, Zwei Huldigungen	356
Bernd Obert, Zwei Grabsteine — Reminiszenzen Steinacher Historie und Urwüchsigkeit	360
Kurt Klein, Der Karlstein bei Hornberg	362
Kurt Klein, Die Heidenkirche bei Oberharmersbach.....	363
Kurt Klein, Der Teufelstein bei St. Roman.....	365
Kurt Klein, Josef Anton Fürst, der „Fürst vom Teufelstein“	367
P. Adalbert Ehrenfried OFM Cap., Maßnahmen gegen die drei Männerklöster in der Ortenau im Dritten Reich.....	370
 Besprechungen und Hinweise	 372
 Anschriften der Autoren	 387

Grußwort der Stadt Oppenau



Zur Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. heiße ich alle Teilnehmer im Namen der gastgebenden Stadt Oppenau, ihres Gemeinderates und ihrer ganzen Bürgerschaft herzlich willkommen.

Ich habe mich sehr darüber gefreut, daß der Historische Verein sich entschlossen hat, seine diesjährige Jahreshauptversammlung hier im schönen Renchtal, im Luftkurort Oppenau abzuhalten.

Es ist mir ein aufrichtiges Bedürfnis, die wertvolle und hingebungsreiche Arbeit dieses Vereins für die Erhaltung der Kulturgüter unserer unmittelbaren Heimat herauszustellen.

Der Verein hat es sich in den vergangenen Jahren zur stetigen Aufgabe gemacht, die Pflege und Fortentwicklung historischer und landschaftsbezogener Gegebenheiten in das Bewußtsein der Menschen zurückzurufen. Hierdurch ist es ohne Zweifel gelungen, einen echten Bezug zur Heimat herzustellen, wieder herzustellen und die geschichtlichen Zusammenhänge darzulegen.

In unserer heutigen nüchternen und versachlichten Leistungsgesellschaft, in der die Hetze des Alltags und die Hast nach materiellen Gütern Vorrang ha-

ben, können die vom historischen Verein geschaffenen Attribute nicht hoch genug gewertet werden.

Für die vom Verein geleistete Arbeit möchte ich Dank und Anerkennung aussprechen. Mit diesem Dank verbinde ich auch die Hoffnung und Zuversicht für ein erfolgreiches Weiterwirken zum Wohle all derer, denen an der Liebe zur Heimat gelegen ist.

Der diesjährigen Hauptversammlung wünsche ich einen guten Besuch, ein erfolgreiches Gelingen, verbunden mit dem Wunsche, daß allen Teilnehmern der Aufenthalt in Oppenau im Renchtal in einer angenehmen Erinnerung verbleibe.

Oppenau, im Oktober 1982

Hartmuth Dinter
Bürgermeister u. Kreisrat



Professor Dr. Ernst Batzer (1881—1938) — die „Seele des Vereins“

Im Alter von 57 Jahren starb am 19. August 1938 in München an einem Schlaganfall Dr. Ernst Batzer, der von 1912 bis zu seinem Tode, also 26 Jahre lang, Redakteur der „Ortenau“ und Schriftführer unseres Vereins gewesen war.

Im Winter 1909/10 arbeiteten vier Männer die Satzung des zu gründenden Geschichtsvereins aus: Stadtrat Simmler, Kreissekretär Mayer, Baurat Hoffmann und Lehramtspraktikant Dr. Ernst Batzer. Den Entwurf legten sie am 6. April 1910 vor, und am 8. Mai fand im Sitzungssaal des Offenburger Rathauses die konstituierende Sitzung statt, auf welcher auch die Einbeziehung von Baden-Baden und Rastatt in das Tätigkeitsgebiet des Vereins festgelegt wurde. In weiteren Sitzungen, im Juni und November 1910, wurde beschlossen, den Verein „Historischen Verein für Mittelbaden“ und seine Jahresveröffentlichung „Die Ortenau“ zu benennen. Damit erfuhren der Verein eine klare Zielsetzung und der Name der einstigen Gaugrafschaft in unserem Jahrhundert eine neue Belebung.

Ernst Batzer wurde 1881 in Metz geboren; nach dem frühen Tode seines Vaters zog die Mutter nach Offenburg, an dessen humanistischem Gymnasium er

1904 das Abitur ablegte. An den Universitäten Heidelberg und Straßburg studierte er Geschichte, Deutsch und Latein und unterrichtete dann unter anderem am Grimmelshausen-Gymnasium und später am Schiller-Gymnasium in Offenburg.

Schon als Abiturient veröffentlichte er heimatgeschichtliche Beiträge, darunter einen über die Andreas-Kirche und bald auch über Grimmelshausen, Moscherosch, Ettenheim und Schiltach. Mittelpunkt seines Forschens wurden dann Offenburg und dessen Umgebung. Schon hier zeichnete ihn aus, daß er nicht den Blick auf die Zusammenhänge mit dem großen Geschehen verlor.

In der ersten Nummer der „Ortenau“ (1910/11) schrieb er über die „Schauenburger Fehde“ und über „Johann Reinhard Schauenburg“, den Verteidiger Offenburgs im 30jährigen Kriege und Gönner Grimmelshausens. Weitere Themen seiner Forschungen waren: Kupferstecher Fiessinger, Quirin Moscherosch, die Geschichtsliteratur Mittelbadens, In und um Offenburg, Römische Funde in Haslach, Paul Volz, Rohan's Testament, Rohan und das Sasbacher Turenne-Denkmal, Schiltach und Schickhardt, Namen und Grenzen der Ortenau. 1926 veranstaltete er eine Grimmelshausen-Ausstellung.

Zum 20. und 25. Vereinsjubiläum hatte er die Gesamtdredaktion über bedeutende Sonderbände. Im Band „Burgen und Schlösser Mittelbadens“ 1934 hat Ernst Batzer selbst 9 Burgen bearbeitet. Dieser schon vor dem Kriege vergriffene „Burgen-Band“ (650 Seiten) soll in den nächsten Jahren neu herausgegeben werden. Gegenstand seiner weiteren Forschungen waren: Bergwerke im oberen Kinzigtal, die Gegenreformation im Kinzigtal, Herzog Enghien, Offenburgs Spital und seine Urkunden, Offenburgs Schulen, die Dekrete der Reichsstadt. Viel Interesse widmete er den städtischen Sammlungen, sie wurden die Grundlage des Museums.

Schon früh wurde Dr. Batzer „Staatlicher Bezirkspfleger der Kunst- und Altertumsdenkmäler im Amtsbezirk Offenburg“ und außerordentliches Mitglied der „Badischen Historischen Kommission“. Ergebnisse seiner Forschungen finden sich in der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheines“, in der „Oberrheinischen Kunst“, in den „Badischen Fundberichten“ und im „Diözesanarchiv“.

Der von den Nationalsozialisten vorzeitig in den Ruhestand Versetzte hat noch kurz vor seinem Tode die „Ortenau 1938“ fertiggestellt. Warmherzige Worte widmete in 2 Nachrufen 1938 und 1939 dem Verstorbenen der 1. Vorsitzende des Vereins, Freiherr von Glaubitz: „Selbstlos und treu hat er das nicht immer leichte und sorglose Amt eines Schriftführers verwaltet. Kein Gang war ihm zu viel, kein Weg zu beschwerlich, wenn es um seinen Verein ging“.

Dem „Geschichtsschreiber der Ortenau“ war es nicht vergönnt, die Geschichte Offenburgs zu schreiben; das schönste und bleibende Denkmal aber sind die

24 Bände unseres Jahrbuches, deren Redaktion wir ihm verdanken und die eine große Aufwertung erfahren werden durch das Register, welches im kommenden Jahr erscheinen und alle Veröffentlichungen des Vereins seit 1910 leicht und vielseitig zugänglich machen wird.

Wir danken der Stadt Offenburg, dem Gemeinderat und der Verwaltung, daß eine neue Straße, wenige 100 m von der Wohnung seiner Witwe und seiner Familie entfernt, nach unserem Gründungsmitglied Ernst Batzer benannt worden ist, nach ihm, der 28 Jahre lang bis zu seinem Tode die „Seele des Vereins“ gewesen war.

Wilhelm Mechler

Unsere Ehrenmitglieder

Dr. Karl Asal, Professor, Ministerialrat a. D., Freiburg, Alemannenstraße 63
Paul Braun, Elektromeister, Baden-Baden, Lange Straße 68 a
Dr. Karleopold Hitzfeld, Rektor a. D., Offenburg, Straßburger Straße 47
Thomas Kopp, Landwirtschaftsschulrat a. D., Zell a. H., Gartenstraße 20
Josef Krausbeck, Heimatpfleger, Wolfach, Kleine Dammstraße
Heiner Krum, Oberstudiendir. i. R., 7517 Waldbronn (Albtal), Am Waldring 1a
Dr. Dr. Wolfgang Müller, Universitätsprofessor em., Freiburg i. Br.,
Spitzackerstraße 7
Erwin Schopferer, Konrektor a. D., Oppenau, Am Bürgerwald 8
Wilhelm Vajen, Kaufmann, Oberkirch, Stadtgartenstraße 7



Präsident Wilhelm Mechler 75 Jahre alt

Aus dem großen Kreis der Männer und Frauen, die sich mit Begeisterung und aus innerer Berufung um die Erhellung der Geschichte der Ortenau ein Leben lang mühen, sich aber auch mit der gleichen Hingabe und Einsatzfreudigkeit den aktuellen Aufgaben und Problemen dieses gottgesegneten Landstriches um Rhein und Schwarzwald stellen, ragt die markante Persönlichkeit eines Wilhelm Mechlers, Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden, hervor. In unzähligen Versammlungen, Vorträgen, Sitzungen und Veröffentlichungen hat er sich zum Sprecher, Mahner und Wegweiser vor allem für die kulturhistorischen Belange, aber auch für die dringenden Erfordernisse der Gegenwart unserer Heimat gemacht. Zähigkeit, fachliches Können und Wissen, dazu ein gewisses Sendungsbewußtsein und ein Verantwortungsgefühl vor dem Erbe der Väter wie auch dem Wohle der jetzigen Generation, mit dem unbeirrbareren Blick in die Zukunft, ließen in den vergangenen Jahrzehnten viele Früchte reifen, ein gediegenes, vielschichtiges Lebenswerk entstehen, auf das der Schulmann von Kehl mit Stolz und verklärendem Blick zurückschauen darf. Wenn man die weitgespannten Aktivitäten Mechlers überschaut, dann wird klar, daß an seiner Seite eine verständnisvolle Frau steht, eine opferbereite Familie Sorge, Enttäuschung, Erfolg und Freude mitgetragen hat.

Da sehen wir zunächst den engagierten Lehrer und Erzieher und ab 1968 den umsichtigen Oberstudiendirektor Mechler als Leiter des Kehler Einstein-Gymnasiums. Über Jahrzehnte hinweg stellte er sich als Stadtrat und ehrenamtlicher Stellvertreter des Oberbürgermeisters in den Dienst seiner Heimatgemeinde, bewährt sich im Kehler Kreisparlament und müht sich später leidenschaftlich um den Aufbau und das Zusammenwachsen des neugeformten Ortenaukreises, wobei er Trennendes zu überbrücken sucht und Einigendes, Gemeinsames in den Vordergrund stellt. Seiner politisch-religiösen Weltanschauung verpflichtet, übt er sich in Toleranz, um auch die Gegenargumente zu verstehen. Vorzüglich gelingt ihm der leutselige Umgang mit allen Schichten der Bevölkerung. Wilhelm Mechler stammt selbst aus einfachen bürgerlichen Verhältnissen.

Sein Vater war Schuhmachermeister, der seine Frau aus einer sehr kinderreichen Bauernfamilie aus Achern-Mösbach holte. Ihrer Ehe entsproß am 10. September 1907 in Kehl ihr Sohn Wilhelm, der nach dem Abitur an den Universitäten Freiburg, Heidelberg und Berlin Geschichte, Deutsch, Englisch und Staatsrecht studierte. Nach einem „vorzüglichen“ Staatsexamen sind Mannheim, Singen, Säckingen und Kehl und nach dem Krieg, den er als Angehöriger der Kriegsmarine erlebte, Meßkirch, Pfullendorf und Achern Stationen seines beruflichen Wirkens gewesen.

Wieder in seine Vaterstadt zurückgekehrt, widmete er sich neben seinen schulischen Aufgaben besonders der kommunalen Politik, der Erforschung der Heimatgeschichte und, selbst vom Schicksal eines Grenzlandbewohners geprägt und gezeichnet, der deutsch-französischen Völkerverständigung. Von den hohen Idealen von Friede, Freiheit und Versöhnung beseelt, wurde der geschichtsbewußte Lehrer, Stadt- und Kreisrat zum anerkannten zielstrebigem Brückenbauer zwischen Kehl und Straßburg, der Ortenau und dem Elsaß, zwischen Deutschen und Franzosen, eine leidenschaftliche Mission, die ihn auch zum vielbegehrten Führer durch Straßburg und das Elsaß werden ließ.

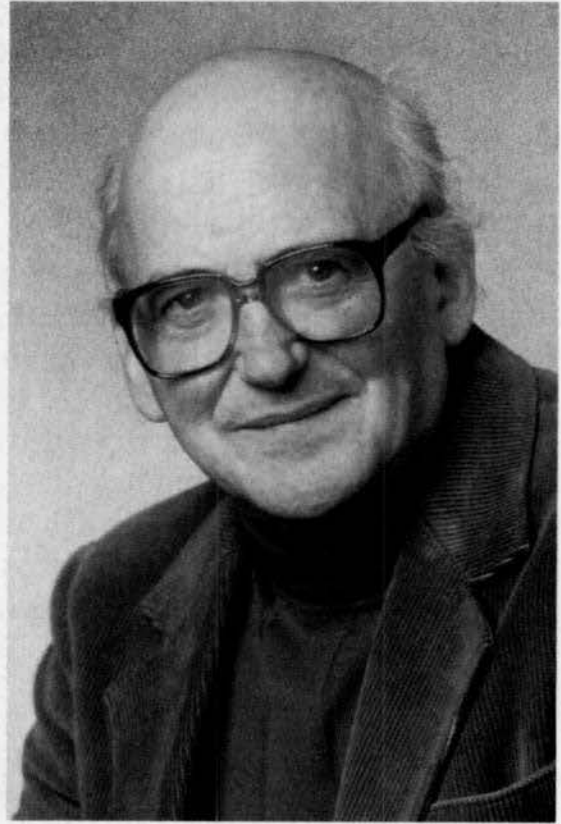
Dann aber, und das scheint die tragende Säule seines verdienstvollen Lebenswerkes zu sein, verschrieb er sich mit Leib und Seele der Heimatgeschichte, ihrer Erforschung und Weitergabe an die breite Öffentlichkeit, um dadurch das Geschichtsbewußtsein zu wecken und zu vertiefen. Aus dieser inneren Berufung heraus leitet er seit dem Jahr 1954 die weitgestreute Mitgliedergruppe Kehl-Hanauerland des Historischen Vereins, trat später als Stellvertreter an die Seite von Prof. Dr. Kähni, der ihm dann 1971 die Gesamtleitung des Historischen Vereins für Mittelbaden als ein weithin anerkanntes, gut verwaltetes, aber auch verpflichtendes Erbe mit seinen rund 3 000 Mitgliedern übergab. Seither bemüht sich Oberstudiendirektor Mechler, in noch reicherm Maße nach seiner Pensionierung im Jahre 1973, mit Erfolg, Bewährtes zu erhalten, zu vertiefen und zu fördern, aber auch durch neue Aufgaben und Ziele die Aktivitäten in den über 30 Mitgliedergruppen des Historischen Vereins in

der Ortenau zu mehren. Dabei setzt er durch sein eigenes, vielseitiges Wirken selbst vorbildliche Maßstäbe, die anregen und mitreißen. Trotz seines Alters ist Wilhelm Mechler jung geblieben und fährt noch oft auf dem Fahrrad durch die Auen des Hanauerlandes und des Rieds. Erstaunlich aber auch noch seine körperliche und geistige Frische, die ihn, den Schaffensfrohen, immer wieder zu neuen Taten beflügelt.

Zahlreiche Dank- und Anerkennungsadressen durfte der Präsident des Historischen Vereins für seine erfolgreichen, oft auch mühevollen Tätigkeiten im Beruf und in den verschiedenen Gremien, Ausschüssen und Kommissionen, in die er als sachkundiges, aktives Mitglied gewählt oder berufen wurde, entgegennehmen. Sie waren für ihn nicht nur Bestätigung, sondern auch erneuter Auftrieb für sein gemeinnütziges Handeln. Weithin sichtbare Zeichen für die reichlichen Verdienste, die sich Wilhelm Mechler in seinem Leben für Heimat und das Volk erworben hat, setzten Kultusminister Dr. Hahn mit der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes (1976) und Ministerpräsident Lothar Späth bei der Übergabe der Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg (1980).

Oberstudiendirektor i.R. Mechler hat es bisher bestens verstanden, durch seine vielseitigen Tätigkeiten zu dokumentieren, daß die Beschäftigung mit der Geschichte, mit den traditionellen Werten der Vergangenheit und dem überkommenen Kulturgut eines Landes den Menschen nicht auf eine weltferne Märcheninsel versetzt und den Blick für die Wirklichkeit trübt. Vielmehr erwachsen ihm aus seiner umfassenden Kenntnis des Vergangenen die ernsthafte Verpflichtung, der Auftrag, der Gegenwart zu dienen, sie zu meistern, mutig die aktuellen Probleme anzufassen, damit wir auch in der Zukunft bestehen können. Dafür gebührt ihm Lob und Anerkennung, schulden wir ihm herzlichen Dank, begleiten ihn unsere besten Wünsche auf dem ferneren Lebensweg!

Kurt Klein



Dr. Erwin Dittler
zum 70. Geburtstag

Am 30. August 1981 konnte Dr. Erwin Dittler seinen 70. Geburtstag feiern. Er gehört zu den produktivsten Historikern der Ortenau und hat eine große Anzahl von Arbeiten in unserem Jahrbuch veröffentlicht. Von 1970 bis 1978 war er Redakteur der „Ortenau“ und hat sich um die Gestaltung und nicht zuletzt um die Finanzierung unseres Jahrbuches große Verdienste erworben.

Nach dem Studium der Volkswirtschaft an der Universität Heidelberg legte Erwin Dittler 1934 die Diplom-Volkswirte-Prüfung ab und promovierte 1935 in Heidelberg zum Dr. rer. pol. Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges arbeitete Dr. Dittler an verschiedenen staatlichen Forschungsprojekten in Niedersachsen und im Saarland. Als Soldat und Kriegsgefangener war Dr. Dittler bis 1949 in Rußland. Nach dem Kriege war er der Bundesgeschäftsführer des Deutschen Saarbundes. Seit 1964 war er im Schuldienst tätig und unterrichtete an verschiedenen Schulen, zuletzt bis zu seiner Pensionierung 1976 an der Handelslehranstalt und am Wirtschaftsgymnasium in Kehl.

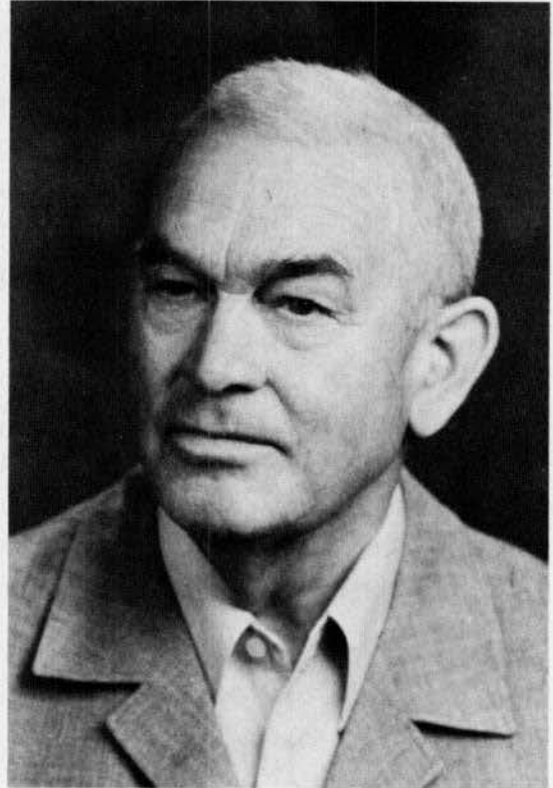
Schwerpunkt von Dr. Dittlers historischer Arbeit ist die Jakobinerforschung. Zahlreiche Untersuchungen über die Jakobiner am Oberrhein (Johann Georg Friedrich List, General Johann Ernst Krieg, Johann Gottlieb Bärstecher, Rudolphe de Rochebrune, Karl und Sebastian Fahrländer, Ernst Alexander Jä-

gerschmid, August Wilhelm Lamey, Karl Ludwig Schulmeister, Ludwig Wilhelm Otto u.a.) wurden von ihm in der „Ortenau“ und anderen Publikationen veröffentlicht. Inzwischen zählt Dr. Dittler zu den angesehensten deutschen Jakobinerforschern. 1981 arbeitete er am Handbuch „Deutsche Jakobiner“ mit. Daneben beschäftigte er sich mit der Revolutionsgeschichte 1848/49 und 1918. In der diesjährigen „Ortenau“ erscheint eine umfangreiche Untersuchung über den Offenburger Sozialisten Adolf Geck. Eine Arbeit über Georg Monsch ist in Vorbereitung.

An zahlreichen internationalen Forschungsprojekten ist Dr. Dittler mit Beiträgen beteiligt, so am Forschungsprojekt „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770—1850“ der Universität Innsbruck sowie am biographischen Lexikon „Demokratisch-liberale Bewegungen in Mitteleuropa“. Außerdem ist er ständiger Mitarbeiter beim Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte an der Universität Tel Aviv.

Der Historische Verein für Mittelbaden wünscht Dr. Erwin Dittler noch recht viele gesunde Jahre sowie eine ungebrochene Schaffenskraft!

Manfred Hildenbrand



Hugo Schneider
75 Jahre alt

Einer der aktivsten Mitarbeiter des Historischen Vereins für Mittelbaden, Studiendirektor i.R. Hugo Schneider aus Achern, konnte am 20. April 1982 in bewundernswerter geistiger und körperlicher Frische seinen 75. Geburtstag feiern. Als Historiker hat sich Hugo Schneider besonders um die Geschichte seiner Acherner Heimat verdient gemacht, was zahlreiche Aufsätze in der „Ortenau“ dokumentierten: „Die Nikolauskapelle in Achern“ (1974), „Achern und die Klöster Hirsau und Reichenbach im Murgtal“ (1977), „Die Geschichte des Klosters Allerheiligen“ (1978), „Die Reformation in der Landvogtei Ortenau unter besonderer Berücksichtigung von Achern“ (1980), „Die ehemalige Heil- und Pflegeanstalt Illenau (1981). Seit 1979 redigiert Hugo Schneider als Schriftleiter „Die Ortenau“ und hat sich seither um die Gestaltung unseres Jahrbuches große Verdienste erworben.

Nach seiner Schulzeit in Achern und Baden-Baden studierte Hugo Schneider von 1926—1930 Geschichte, Deutsch und Englisch an den Universitäten Freiburg und Königsberg. 1930 legte er das 1. Staatsexamen, 1932 das Referendarexamen ab. Von 1932—1935 war er beim Herder-Verlag beschäftigt und arbeitete als Redakteur am Großen Herder-Lexikon für Teilgebiete der Geschichte, Vorgeschichte und Ethnologie. Von 1935—1937 war er Lehrer an einer Privatschule. Als überzeugter Gegner des Nazi-Regimes kam Hugo Schneider mit den NS-Gewaltigen in Konflikt. Ein Disziplinarverfahren wegen „Zersetzung der weltanschaulichen gefestigten Schüler“ wurde gegen ihn angestrengt. Er wurde aus dem Schuldienst entlassen und bekam Unterrichts-

verbot. Deshalb arbeitete er von 1937—1940 wieder als Verlagsredakteur an einem deutschen Wörterbuch in Leipzig. Von 1940—1945 war Hugo Schneider Soldat.

Von 1947-1949 unterrichtete Hugo Schneider an der Heimschule Lender in Sasbach, von 1949-1972 am Schillergymnasium in Offenburg, wo er zuletzt als Studiendirektor stellvertretender Schulleiter war. In jenen Jahren war er auch als Schulbuchautor tätig und arbeitete an den vom Diesterweg-Verlag herausgegebenen „Grundzügen der Geschichte“ mit. Auch als Kommunalpolitiker hat sich Hugo Schneider stark engagiert. Zwölf Jahre lang, von 1962—1975, war er Stadtrat in seiner Heimatstadt Achern. Seit vielen Jahren ist er Vorsitzender der Acherner Mitgliedergruppe des Historischen Vereins für Mittelbaden. Nahezu zwanzig Jahre, von 1962—1981, war er Gauobmann des Gaus Hornisgrinde im Schwarzwaldverein und erwarb sich hier große Verdienste um die Landschaft des nördlichen Schwarzwaldes.

Manfred Hildenbrand

In memoriam Hermann Schilli

Am 28. August 1981 ist unser Ehrenmitglied Professor Hermann Schilli nach kurzer Krankheit in Freiburg im Alter von 85 Jahren gestorben. Der Hausforscher, Begründer und Betreuer des Schwarzwälder Freilichtmuseums „Vogtsbauernhof“ war gebürtiger Offenburger. Die heimatlichen Einflüsse der Ortenau, die Hausbaulandschaften des Schwarzwaldes, auch die des Kniestockhauses im Hanauerland, Jugendbewegung und Wanderungen haben sein Lebenswerk mitbestimmt. Sein Berufsleben führte ihn vom erlernten Zimmerhandwerk und nach dem Studium an der Technischen Hochschule Karlsruhe zum Gewerbelehrer in Offenburg und nach Freiburg, wo er ab 1938 20 Jahre lang als Leiter der Meisterschule für das Zimmerhandwerk fast eine Generation oberbadischer Zimmermeister ausbildete.

Aus seinen jahrelangen Erforschungen der Schwarzwälder Bauernhauskultur ist 1953 sein wissenschaftlich fundiertes, inzwischen in 4. Auflage erschienenes Werk „Das Schwarzwaldhaus“ hervorgegangen. In ihm sind, in heute noch gültiger Form, die verschiedenen Haustypen des Schwarzwaldes in ihrer Entstehung, in ihren territorialen, geschichtlichen und landschaftlichen Bedingungen, in ihrer Verbundenheit mit Wirtschafts- und Rechtsgeschichte, mit Volks- und Stammesgeschichte dargestellt. In Bildern und besonders in klaren Bau- und Konstruktionszeichnungen zeigte er auch, wie die Haustypen Umgestaltungen erfahren und wie sie sich nach den Bedürfnissen der Gebirgsbewohner gerichtet haben.

Was er in diesem Standartwerk in selbständigem Schaffen an Vorstellungen und Ideen entwickelt hat, war ihm in den Jahren des „Ruhestandes“ — als Krönung seines Lebens — zu verwirklichen vergönnt: das Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach. Vom Landkreis Wolfach begründet, vom Ortenaukreis sinnvoll weiter- und zu Ende geführt, umfaßt es mit 24 Bauwerken alle Schwarzwälder Hausformen mit den technischen Begleitbauten: Mühle, Säge, Hammerschmiede und Hanfreibe. Dieses erfolgreiche Wirken ergänzte Hermann Schilli durch unzählige Vorträge, durch weitere Veröffentlichungen und durch Gutachten für die Erhaltung wertvoller Fachwerk- und Schwarzwaldhäuser und trug dadurch frühzeitig zu einer Bewußtseinsbildung im Lande bei.

Er durfte für unermüdliches Wirken zahlreiche Auszeichnungen erhalten: das Bundesverdienstkreuz I. Klasse, die Goldene Verdienstmedaille des Landes

Baden-Württemberg, den „Oberrheinischen Kulturpreis“. Aufrichtig hat ihn die erste Verleihung des Ortenauer Heimatpreises des Ortenaukreises erfreut.

Der Geschichtsverein seiner mittelbadischen Heimat dankt Hermann Schilli über das Grab hinaus für das Geschaffene und für die reichen Gaben — die uns alle verpflichten.

Wilhelm Mechler

Professor Dr. Max Weber zum Gedenken

Nach langer Krankheit verstarb am 18. Juli 1982 im Alter von 83 Jahren unser Mitglied Professor Dr. Max Weber, Freiburg. Mit ihm verliert Baden einen seiner bedeutendsten und profiliertesten Historiker. Max Weber unterrichtete an verschiedenen badischen Gymnasien, wie in Breisach, Neustadt und zuletzt besonders in Rastatt. Von 1966 bis 1972 hatte er einen Lehrauftrag für Oberrheinische Landesgeschichte an der Pädagogischen Hochschule in Karlsruhe und vermittelte zahlreichen Lehrerstudenten sein großes Wissen über die badische Geschichte. Unvergeßlich wird vielen Mitgliedern des Historischen Vereins für Mittelbaden auch Max Webers Festvortrag „Rastatt, eine Stadt des Barocks“ sein, den er 1968 anlässlich der Jahreshauptversammlung unseres Vereins in Rastatt hielt.

Als Historiker war Max Weber unermüdlich tätig. Zu seinen wichtigsten Arbeiten gehören die Edition des Tennenbacher Güterbuches von 1341 (Veröffentlichung der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg 1966); Quellen und Forschungen aus dem Raum Lenzkirch, 3. Auflage 1978; Schwarzwaldtäler — Schwarzwaldleute, Bleibendes aus dem Lebenswerk von August Ganther, 1967; Heinrich Hansjakob — Aus seinem Leben und seinen Werken, 2. Auflage 1970, Kirchzarten, 2 Bände, 1966/67 sowie viele Aufsätze in historischen Zeitschriften. Jahrzehntlang war Max Weber bemüht, das Andenken an den Haslacher Schriftsteller Heinrich Hansjakob lebendig zu erhalten. So war er der Initiator und Herausgeber des Hansjakob-Jahrbuches. Viele Jahre lang leitete er als Präsident die Heinrich-Hansjakob-Gesellschaft. 1971 wurde Professor Dr. Max Weber zum korrespondierenden Mitglied in die Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg berufen. Der Tod Max Webers bedeutet für die landesgeschichtliche Forschung einen großen Verlust.

Manfred Hildenbrand



Ehrenmitglied Otto Foshag, Kehl, verstorben

Im Alter von 82 Jahren verstarb am 1. März 1982 Verleger Otto Foshag. Als Schriftsetzermeister im Verlag Morstadt und als Verleger der „Kehler Zeitung“ mit den Schicksalen seiner Heimatstadt, in Freud und Leid, besonders eng verbunden, wurde in ihm früh das Interesse für Geschichte und das Geschichtliche geweckt. In politisch schwierigen Zeiten setzte er sich für die Unabhängigkeit der Tageszeitung ein. Noch während der Evakuierung Kehls richtete er 1949 unter erschwerten Bedingungen in Kork eine Behelfsdruckerei ein und sorgte für das Wiedererscheinen der „Kehler Zeitung“.

Bei der Wiederbegründung der Mitgliedergruppe Kehl-Hanauerland unseres Vereins 1954 leistete er durch Rat sowie durch vielfältige Anregungen dank seines praktischen Sinns wertvolle Dienste. Auch bei der Gründung des „Hanauer Museums Kehl“ hat er unserer Sache uneigennützig und freudig Hilfe geleistet. Immer hat er Zeit gefunden für die Übernahme mannigfacher Verpflichtungen im Dienst für die Allgemeinheit.

Wilhelm Mechler

Ehrungen:

Prof. Dr. Wolfgang Müller und Dr. Rudolf Ritter

2 Mitglieder des Historischen Vereins für Mittelbaden wurden in Anerkennung ihrer Tätigkeit für die Erforschung der Heimatgeschichte und die Förderung des Heimatgedankens öffentlich geehrt: Prof. Dr. Wolfgang Müller in Freiburg und Dr. Rudolf Ritter in Lahr. Der Historische Verein für Mittelbaden gratuliert den beiden Geehrten und freut sich mit ihnen über die öffentliche Anerkennung ihres Wirkens.

Das Ehrenmitglied des Historischen Vereins, der emeritierte Freiburger Kirchenhistoriker Prof. Dr. Wolfgang *Müller* erhielt am 8. Mai 1982 in der Krypta des Straßburger Münsters von der J.W.v.Goethe-Stiftung in Basel zusammen mit andern verdienten Herren den diesjährigen Oberrheinischen Kulturpreis verliehen. Damit sollen seine Verdienste um die Erforschung der heimischen Kirchengeschichte sowie seine Tätigkeit als langjähriger Leiter des Alemannischen Instituts in Freiburg gewürdigt werden.

Der Geehrte entwickelte eine fruchtbare Tätigkeit auf dem Gebiet der Kirchengeschichte besonders des ehemaligen Landes Baden. Von 1948 bis 1978/79 sind von ihm 178 Abhandlungen in Zeitschriften, Handbüchern und Sammelwerken erschienen. Sie beschäftigen sich u.a. mit der Christianisierung der Alemannen, den Bistümern Konstanz und Freiburg, aber auch Worms und Speyer, den ehemaligen Klöstern (z.B. St. Peter und St. Märgen), den Heiligen (besonders Bernhard von Baden und Konrad von Konstanz), führenden Männern auf kirchlichem Gebiet (Fürstabt Martin Gerbert von St. Blasien und Wessenberg), der Stadt Freiburg und ihrer Universität, den Chorturmkirchen der Ortenau und anderen Themen. 1978 gab er im Auftrag des Historischen Vereins für Mittelbaden den Band „Die Klöster der Ortenau“ heraus (Die Ortenau, Bd. 58, 1978), zu dem er selbst verschiedene Beiträge beisteuerte.

Der Vorsitzende des Historischen Vereins in Lahr, Dr. *Rudolf Ritter* wurde am 18.12.1981 mit dem Heimatpreis des Ortenaukreises ausgezeichnet. Dr. Ritter hat sich als Kommunalpolitiker, als Verfasser von Wanderbüchern (z.B. Wanderwege im Elsaß 5/1977, Lahr), vor allem als Herausgeber des Jahrbuches „Geroldseckerland“ große Verdienste um die Förderung des Heimatgedankens erworben.

H. Schneider

Jahresbericht 1981/82

Der Historische Verein für Mittelbaden sieht sich im Aufwind. Dies stellte Präsident Wilhelm Mechler am 18. Oktober 1981 bei der Jahresversammlung des Vereins in Zell a.H. fest. Während früher dem Historischen Verein bei der Verwirklichung seiner Zielsetzungen der „Wind ins Gesicht geschlagen“ sei, stoße man heute weitgehend auf Verständnis und Sympathie. Bei der geschäftlichen Sitzung der Jahresversammlung, die im Bürgersaal des Zeller Rathauses stattfand, konnte Präsident Mechler die Vertreter der nunmehr 33 Mitgliedergruppen begrüßen. Sie repräsentierten jetzt über 3 100 Mitglieder. In seinem Jahresbericht konnte Mechler feststellen, daß die Aktivitäten der einzelnen Mitgliedergruppen stark im Zunehmen begriffen seien. Immer mehr Arbeitskreise würden sich bilden, monatliche Treffen mit Aussprachen seien die Regel. Hinsichtlich der Denkmalpflege unterstütze der Historische Verein die Bestrebungen zu Stadterneuerungen, wobei die historisch gewachsene Strukturen erhalten bleiben müßten. Unter den verschiedenen Arbeitsgemeinschaften habe die für Ur- und Frühgeschichte einen besonders guten Ruf. Erfreut zeigte sich Mechler darüber, daß in Offenburg eine Straße nach dem 1938 verstorbenen langjährigen Schriftleiter der „Ortenau“, Professor Dr. Ernst Bazer, benannt worden sei.

Von einer geordneten Kassenlage konnte Geschäftsführer Theo Schaufler berichten. Der Redakteur der „Ortenau“, Hugo Schneider, dankte allen, die am Jahrbuch „Die Ortenau“ mitgearbeitet hatten. Die Neuwahlen, die zum erstenmal aufgrund der neuen Satzung des Vereins durchgeführt wurden, brachten folgendes Ergebnis: Präsident Wilhelm Mechler (Kehl), erster Stellvertreter des Präsidenten Kurt Klein (Hausach), zweiter Stellvertreter des Präsidenten Erich Burger (Bühl), Geschäftsführer und Kassenwart Theo Schaufler (Offenburg), Redakteur der „Ortenau“ Hugo Schneider (Achern), als Beirat zuständig für Öffentlichkeitsarbeit Manfred Hildenbrand (Haslach); weitere Beiräte: Josef Naudascher (Mahlberg), Erwin Steurer (Lahr), Karl Maier (Appenweier), Rainer Fettig (Oppenau), Friedrich Hettler (Baden-Baden/Yburg-Steinbach), Dr. Wilhelm Marx (Neuried-Altenheim), Gerhard Hoffmann (Rastatt) und Adolf Hirt (Kappelrodeck).

Im Anschluß an die geschäftliche Sitzung gab Bürgermeister Hans-Martin Moll für die Mitglieder des Historischen Vereins einen Empfang. Bei der Festsetzung im Saal des „Badischen Hofes“ konnte Präsident Mechler besonders Staatssekretär Robert Ruder, den Bundestagsabgeordneten Schäuble, Land-

rat Dr. Gamber, Schulamtsdirektor Alfons Braun, Dr. Rudolf Metz von der Universität Karlsruhe sowie Pater Adalbert vom Kapuzinerkloster Zell willkommen heißen. Den Festvortrag hielt Thomas Kopp über das Thema „Kinzigtäler pilgerten einst nach Santiago im Lande Spanien“. Am Nachmittag wurde das Zeller Heimatmuseum besichtigt sowie ein Rundgang durch die historische Altstadt Zells durchgeführt.

Die 33 Mitgliedergruppen des Historischen Vereins für Mittelbaden trafen sich am 6. März 1982 zu ihrer alljährlichen Frühjahrsarbeitstagung in Offenburg-Zell-Weierbach. Redakteur Hugo Schneider bedauerte, daß kaum noch Arbeiten mit Themen aus dem Mittelalter für die „Ortenau“ verfaßt würden. Dies rühre vor allem daher, daß viele jüngere Lokalhistoriker nicht mehr die lateinische Sprache beherrschten. Schneider berichtete über die Arbeiten für das Register der „Ortenau“. 1983 soll das ausführliche Personen- und Sachregister für alle seit 1910 erschienenen Bände der „Ortenau“ erscheinen. Schwierig gestalten sich die Vorarbeiten zu dem umfangreichen Sonderband der „Ortenau“ „Burgen und Schlösser der Ortenau“. Eine Arbeitsgruppe wurde gebildet, die die endgültige Konzeption für den großen Sonderband, der die Geschichte aller 150 Burgen und Schlösser der Ortenau beschreiben wird, aufstellen soll.

Eingehend besprachen die Vertreter der Mitgliedergruppen denkmalpflegerische Fragen. Es wurde bedauert, daß das Landesdenkmalamt immer weniger Zuschüsse für denkmalpflegerische Objekte gewähren könne. Dies gelte vor allem für die Restaurierung von Fachwerkhäusern. Der Historische Verein sehe es als seine Hauptaufgabe an, so betonte Präsident Mechler, sich nach wie vor — trotz aller finanzieller Engpässe — für die Denkmalpflege einzusetzen. Entschieden wandten sich die Vertreter der Mitgliedergruppen gegen die in letzter Zeit aufgekommenen Pläne, die Denkmalpflege zu kommunalisieren. Die Denkmalämter müßten unbedingt erhalten bleiben. Man halte nichts davon, daß die Zuständigkeit für Denkmalschutz an die Gemeinden delegiert werden solle.

Manfred Hildenbrand

*Manches Herrliche der Welt
Ist in Krieg und Streit zerronnen.
Wer bewahret und erhält
Hat das schönste Los gewonnen.
J. W. v. Goethe*

Berichte der Mitgliedergruppen 1981

Achern

Zusammen mit dem Schwarzwaldverein Besuch der Barockausstellung in Bruchsal, außerdem Besichtigung des Schlosses und der Altstadt von Ettlingen sowie des Michelsberges bei Obergrombach. Fahrt in die südliche Ortenau: Besichtigung der Wallfahrtskirche in Ettenheimmünster (Vorführung der Orgel), Stadtrundgang durch Ettenheim und Mahlberg.
Heimatkundliche Vorträge in örtlichen Vereinen (Altenwerk u. a.)

Appenweier

Halbtagesfahrt in das mittlere Elsaß: Straßburg-Mauersmünster-Hohbarr-Zabern (W. Mechler)
Herausgabe des „Appenweierer Heimatblattes 1981“
Filmjahresbericht: „Ein Jahr vergeht — 1981“ (Karl Maier)
Vorträge zusammen mit der Volkshochschule:
„Die Besiedlung des Schwarzwaldes“ (Helmut Grumer), „St. Michael, Erzengel und Schutzpatron unserer Gemeinde“ (K. Maier)

Baden-Baden-Steinbach

Die traditionelle Pfingstfahrt führte in den mittleren Schwarzwald. Besichtigt wurden das Trachtenmuseum in Haslach, das Uhrenmuseum in Furtwangen und die Klosterkirche von St. Peter. Eine Wanderung zusammen mit dem Schwarzwaldverein führte ins ehemalige Kirchspiel Vimbuch. Rudi Liebich hielt einen Kurzvortrag über die Entstehung des Kirchspiels und die Geschichte der umliegenden Orte.

In Zusammenarbeit mit dem Bildungswerk Rebland fanden folgende Veranstaltungen statt:
Rundfahrt durch die Ortenau mit W. Mechler: Gengenbach, Hohengeroldseck u. Lautenbach.
Dia-Abend in Neuweier: „Baden-Baden, Geschichte-Gebäude-Berühmte Gäste“ (Robert Erhard); „Rundgang durch das bekannte Baden-Baden“ (R. Erhard).
Dia-Vortrag in Steinbach: „Deutschland und Frankreich am Oberrhein“ (W. Mechler).

Bad Peterstal-Griesbach

Diavorträge mit Vorschau auf Kunstreisen im lfd. Jahr bzw. Rückschau auf durchgeführte Kunstfahrten:

Kunst und Landschaft am Niederrhein und in Holland

Kunst und Landschaft in Südtirol-Ost

Kunstfahrt Freiburg und St. Peter

Kunstfahrt Wien und Burgenland

Kunstfahrt Hofstetten und Haslach

Halbtagsfahrten: Gengenbach, Schloß Ortenberg, Allerheiligen, Lautenbach.

Biberach

Organisation und Durchführung einer Grabung auf dem Gewann „Heidenfriedhof“ im Ortsteil Prinzbach

Fahrt zum Römermuseum in Augst (Schweiz) mit dem archäologischen Arbeitskreis

Vortrag von Thomas Kopp, Zell a.H.: „Südamerika, bevor Kolumbus kam“ (in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule und dem Kath. Bildungswerk)

Fertigstellung des „Alten Turms“ als Soldatengedächtnisstätte; Eröffnung am Volkstrauertag
Betreuung des „Kettererhaus-Museums“ und der Prinzbacher „Stadtkammer“

Gründung einer Arbeitsgruppe zur Fertigstellung der von † Josef Bühler begonnenen „Geschichte und Geschichten der Kinzigtalgemeinde Biberach“.

Ettenheim

Zu Beginn des Jahres 1981 wurde ein Arbeitskreis „Barockdokumentation“ gebildet mit dem Ziel, möglichst alle barocken Bau- und Kunstwerke aus Ettenheim, Mahlberg, Herbolzheim und den umliegenden Ortschaften beschreibend und fotografisch zu dokumentieren und in einer Ausstellung der Bevölkerung zugänglich zu machen. Rund dreißig ehrenamtliche Mitarbeiter, Mitglieder und Nichtmitglieder, haben als Heimatforscher oder als Fotografen ein halbes Jahr intensiv an der Vorbereitung der Ausstellung „Barocke Landschaft“, in der über 350 Farbaufnahmen aus der südlichen Ortenau und dem nördlichen Breisgau zu sehen waren, und an der Herausgabe eines Bildbandes zur Ausstellung mit 140 Schwarzweiß-Aufnahmen mitgewirkt.

Die Ausstellung wurde am 29. August 1981 von Bürgermeisterstellvertreter Rudolf Zimmermann im Bürgersaal in Ettenheim eröffnet. Landrat Dr. Gamber überbrachte ein Anerkennungsschreiben von Regierungspräsident Dr. Nothhelfer. Der Vorsitzende des Historischen Vereins für Mittelbaden, Wilhelm Mechler, gab einen historischen Überblick über die Zeit des Barock. Der Südwestfunk und der Südfunk brachten Reportagen über die Ettenheimer Ausstellung.

Nach Ettenheim wurde die Ausstellung in Herbolzheim, Mahlberg und in Lahr aufgebaut. Im Frühjahr 1982 war sie auf der Oberrheinmesse in Offenburg und in Benfeld/Elsaß, der Partnerstadt Ettenheims.

Lichtbild-Vorträge:

Kostbarkeiten des Elsaß (W. Mechler)

St. Peter und St. Märgen, Barocke Klöster im Schwarzwald (Dr. I. Krummer-Schroth)

In Ringsheim hielt Herbert Motz einen Dia-Vortrag über die barocken Bau- und Kunstwerke aus Ringsheim mit historischen Erläuterungen nach Unterlagen von Hubert Kewitz.

Im Sitzungssaal des Palais Rohan, wo jetzt der Rohan-Gobelin ständig ausgestellt ist, berichtete Dieter Weis über die Geschichte dieses wertvollen Teppichs aus dem Nachlaß des letzten Fürstbischofs von Straßburg. Ein umfassender Bericht hierüber wird in der Festschrift zum 200. Jahrestag der Kirchweihe 1782 enthalten sein, die auf Veranlassung von Dieter Weis von der kath. Pfarrgemeinde Ettenheim herausgegeben wird.

Beteiligung an der Mundartveranstaltung der Mitgliedergruppe Lahr im Schmieheimer Schloß. Die Professoren Matzen und Finck, Straßburg, lasen aus ihren Werken vor.

Die geplanten Exkursionen nach St. Peter und St. Märgen und zu den Altären des Meisters H. L. in Niederrotweil und Breisach mußten wegen zu geringen Teilnehmerzahlen abgesagt werden.

Die heimatkundliche Literatur wurde beträchtlich erweitert: Außer den Aufsätzen von H. Brommer, R. Furtwängler, H. Kewitz, H. Schmid in der letzten Ausgabe der „Ortenau“ sind im Geroldsecker Land 24/1982 zwei reichbebilderte Abhandlungen über die Bibliothek des Klosters Ettenheimmünster (R. Gassert) und über Volksbräuche und Volkssitten in Ettenheim (R. Furtwängler) erschienen.

Die Bibliothek der Mitgliedergruppe wurde erweitert durch die Examensarbeit von Thomas Dees „Ettenheim in den Revolutionsjahren 1848 und 1849“ und die Kopie des bis jetzt verschollenen Jahrtagsbuchs der kath. Kirchengemeinde Ettenheim, das Pater Arbogast 1648 neu angelegt hatte und das auch eine Übersicht der Ettenheimer Pfarrherren von 1542 bis 1871 enthält.

In Zusammenarbeit mit der Stadt Mahlberg und dem Hanauer Heimatmuseum (Kehl) führte Josef Naudascher die Ausstellung „Eiszeit-, Ur-, Frühgeschichte und Mineralienfunde im Rheinkies der Ortenau“ durch.

In Mahlberg wurde auf Initiative von Josef Naudascher der Förderverein „Heimat- und Tabakmuseum“ gegründet. Den Vorsitz des Vereins übernahmen die Mitglieder des Historischen Vereins Wolfgang Werner und Bertold Oberföll.

Haslach i.K.

Exkursion zur ehemaligen Reichsabtei Schuttern sowie zu den römischen Ausgrabungen in Friesenheim

Lichtbildervortrag von Dr. Rudolf Metz (Karlsruhe) über „Der Bergbau als Wegbereiter für die Besiedelung im mittleren Schwarzwald“

Lichtbildervortrag von August Faißt (Zell a.H.) über „Zell a.H. — ehemals kleinste Reichsstadt — in Geschichte und Gegenwart“

Lichtbildervortrag von Manfred Hildenbrand über „Carl Sandhaas — der ‚narrische Maler‘“

Lichtbildervortrag von Werner Scheurer (Haslach) über „Haslach i.K. in der Revolution 1848/49“

Lichtbildervortrag von Alois Krafczyk (Haslach) über „Auf den Spuren Heinrich Hansjakobs im mittleren Kinzigtal“

Hausach

Das als „Jahr des Barocks“ in Baden-Württemberg proklamierte Jahr 1981 fand auch in Hausach einen entsprechenden Widerhall. Eine „Fahrt zum schwäbischen Barock“ führte zu den barocken Sehenswürdigkeiten von Haigerloch. Unterwegs wurden die Römeranlagen in Rosenfeld, das barocke Frauenkloster Bernstein, das Kloster Kirchberg und zuletzt noch der Atomkeller unter der Haigerlocher Schloßkirche besichtigt. In beiden Hausacher Geldinstituten wurden barocke Gegenstände aus dem Kirchenschatz der Hausacher katholischen Pfarrgemeinde ausgestellt. In umfangreichen Presseberichten wurde in Wort und Bild auf den „Barock in Hausach“ aufmerksam gemacht. Gleichsam als Höhepunkt im doppelten Sinne konnte das Barockjahr im Rahmen der Kreuzberg-Kapellenrestauration abgeschlossen werden: Pfarrer Eisele hat die vom Historischen Verein durch entsprechendes historisches Bildmaterial belegte Anregung freudig aufgegriffen und die über zweihundert Jahre alte Wallfahrtskirche wieder mit einem neuen, formvollendeten barocken Zwiebeltürmchen versehen lassen. Weiter unternahm der Historische Verein als eine Gemeinschaftsveranstaltung für einige andere Kinzigtäler Nachbarvereine eine Fahrt nach Straßburg. Sehr eindrucksvoll und erlebnisreich verlief zunächst eine Schifffahrt auf der Ill, den Kanälen und den Hafenbecken durch das alte und neue Straßburg. Am Abend galt der Besuch den bekannten Ton- und Lichtschauspielen (Son et lumière) im Straßburger Münster. In einem sehr gut besuchten Farblichtbilder-Vortrag unter dem Titel „Das Brot der Väter“, stellte der Vorsitzende alte Berufe und Gewerbe im Schwarzwald vor und berücksichtigte dabei besonders die früheren beruflichen Verhältnisse in Hausach und Umgebung. Einen guten Anklang fand das zur Zeit der Sommersonnenwende abgebrannte „Johannisfeuer“, das von einem gemütlichen Beisammensein umrahmt war.

Kehl-Hanauerland

Zum 25jährigen Bestehen des „Hanauer Museums Kehl“ danken wir den uneigennütigen Mitgliedern der „Arbeitsgemeinschaft Hanauer Museum“ unter der Leitung von Klaus Hornung: Für seine großen Verdienste um die Vorgeschichte Kehls und um die Betreuung des Hanauer Museums wurde Klaus Hornung das Bundesverdienstkreuz verliehen, welches ihm Oberbürgermeister Prößdorf in einer Feierstunde überreichte.



Klaus Hornung erhält von OB Prößdorf das Bundesverdienstkreuz

Helmut Schneider richtete im Museum eine „Hanauer Bauernstube“ ein. Auch im Jahre 1981 wurden die meisten Fahrten und Vorträge in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Kehl-Hanauerland (Leitung: Dieter Hoffmann) veranstaltet.

Nachmittagsfahrt nach Ettlingen: Schloß und Altstadt nach der Sanierung (Hans Leopold Zollner, Ettlingen)

Tagesfahrt nach Metz: Kathedrale, Klosterkirche St. Peter (613), Altstadt und Stadtbefestigungen. Moscherosch's Amtshaus in Finstingen (Fénétrange)

Fahrt in die Pfalz: Bergzabern, Trifels, Annweiler, Speyer

Zweitagesfahrt nach Verdun und Reims: Soldatenfriedhöfe, Mémoriale und Schlachtfelder von 1916. Kathedrale und Innenstadt von Reims

Nachmittagsfahrt nach Speyer und Bruchsal

Fahrt nach Basel: Münster und das erneuerte Historische Museum

An der 9tägigen Studienfahrt der VHS „Auf den Spuren der Hanse“ in die Städte zwischen Bremen, Lübeck, Kopenhagen, Malmö und Hamburg (Reiseleitung: Rudolf Zwahl) nahmen viele Mitglieder teil

Vortrag: „Deutschland und Frankreich am Oberrhein“ bei der Europa-Union Kehl (W. Mechler)

Farbbildvortrag: „Die Baukunst im Elsaß“ (Dr. Ingeborg Krummer-Schroth, Freiburg)

Vortrag mit Lichtbildern: „Wie vor 300 Jahren Straßburg französisch wurde“ (W. Mechler)

„Das Elsaß 1870—1918“ mit Lichtbildern (W. Mechler)

„Wirtschaft und Raumordnung in den Hafenstädten Mannheim-Ludwigshafen und Straßburg-Kehl“ (Dr. André Traband, Bürgermeister von Hagenau)

„Der Mensch Albert Schweitzer“, Bedingungen seiner persönlichen Entwicklung (Professor Gustave Woytt, Straßburg)

„Land um den rauschenden Eisack“ (Roland Neugart, Offenburg)

Vortragsreihe: „Baden im 19. und 20. Jahrhundert“, gehalten von Archivaren des Generalandesarchives Karlsruhe:

„Das Großherzogtum Baden 1806—1918“ (Dr. Hans Georg Zier)

„Baden im Reich von Weimar 1919—1933“ (Dr. Gerhard Kaller)
 „Neue Siedlungsveränderungen im ländlichen Raum Mittelbadens“ (Dr. Gudrun Schultz)
 „Die Reichstagswahlen in Mittelbaden 1871—1912“ (Dr. Fred Sepainter)
 „Heinrich Hansjakob — ein Leben für das Volk“ (Kurt Klein, Hausach)
 „Das Hanauerland in Gegenwart und Vergangenheit“, Farbbildvortrag in den Korker Anstalten
 (Helmut Schneider, Wilhelm Mechler)
 „Der Oberrhein — von Basel bis Mainz“ in Bodersweier, Willstätt und Rheinbischofsheim (W.
 Mechler)
 „Die Ortenau, eine goldene Au — Landschaft und Geschichte“ (W. Mechler)
 Zwei Vorträge bei der 41. Studentenhistoriker-Tagung in Straßburg:
 „Goethe in seiner Straßburger Zeit“ und „Die deutsche Reichsuniversität Straßburg
 1872—1918“ (W. Mechler)
 Führung durch das Frauenhaus-Museum Straßburg und das Münster
 Führung in der renovierten Thomas-Kirche und zu vier Plätzen der Innenstadt
 Vier Abendfahrten „für jedermann“ durch Straßburg mit Besuch des „Ton- und Lichtspieles“
 im Münster

Meißenheim

Dia-Vortrag: Straßburgs Münster — Bischofskirche der Ortenau und Zeigefinger am Oberrhein
 (W. Mechler)
 Die Veranstaltung fand in Kürzell statt, dem andern Ortsteil Meißenheims, und diente der Mit-
 gliederwerbung.
 Hauptversammlung: Rückblick auf 3jähriges Bestehen der Ortsgruppe
 Heimatkundliche Maiwanderung
 Son et Lumière — Ton- und Lichtschauspiel im Innern des Straßburger Münsters.
 Sommerfest — Pflege der Geselligkeit
 Fahrt durch die Nordvogesen: Dörlisheim (rom. Kirche aus dem 12. Jhd.) — Molsheim (Metzig
 und Jesuitenkirche) — Niederhaslach (Florentiuskirche) — Ruine Nideck — Wangenbourg —
 Dabo — Artzwiller (Schiffshebewerk) — Lützelstein (la Petite-Pierre): Führung Pfarrer Zürcher
 von L. — Zabern — Maursmünster (Marmoutier) (Benediktinerabtei)
 Klosterkirche Schuttern: Führung durch die Klosterkirche; Besichtigung der Ausgrabungen mit
 Pfarrer Benz
 Nachbetrachtung der Vogesenfahrt (Ein Vereinsmitglied hatte die Fahrt mit seiner Video-Kamera
 aufgezeichnet).

Neuried

Herausgabe der Nr. 1 u. 2 „Aus dem Türmel“ (Mitteilungen des Historischen Vereins Neuried)
 Sitzungen im „Türmel“ über die Erhaltung und Pflege des Neurieder Dialekts. Kurzreferat von
 Stefan Maschke, Neuried über „Verbrechen u. ihre Strafen im 17. Jahrhundert in unserem
 Raum“. — Außerdem Programmdiskussion 1981
 Vortrag von Dr. med. Wilhelm Marx, Neuried: „Brautzug der Marie-Antoinette — Reichskloster
 Schuttern“
 Vortrag von Dr. E. Dittler, Kehl-Goldscheuer: „Herzog von Enghien“
 Wanderung durch die Rheinauenwälder von Altenheim nach Ichenheim unter Führung von Dr.
 Adolf Kappus, Neuried
 Ausflug ins nördl. Elsaß: Besuch der Schlachtfelder von 1870 um Wörth, Besichtigung der Rui-
 nen Lichtenberg u. Fleckenstein
 Generalversammlung der Mitgliedergruppe Neuried. Verlängerung der Amtszeit der Vorstand-
 schaft und Verwaltung um ein Jahr. Vortrag mit Diaschau von Rektor Werner Kopf, Neuried:
 „Entwicklung des Fachwerks im Ried“

Ausstellungen in der Schalterhalle der Bezirkssparkasse Offenburg Hauptzweigstelle Neuried-Altenheim

1. Halbj. 81 „Schaustücke aus dem Abendkurs der VHS „Bauernmalerei“

2. Halbj. 81 „Feldpostkarten 1914—1918 u. alte Ansichtskarten von Altenheim“

Oberharmersbach

Die Tätigkeit der Mitglieder erstreckte sich auf die Zusammenstellung der Vereinschronik der Historischen Bürgerwehr, der Erfassung der Flurnamen (im Rahmen eines Seminars der Volkshochschule, Referent: Thomas Kopp) und einer Urkundensammlung für die Geschichte des Harmersbachtals.

Oberkirch

Wegen der Gefahr des Diebstahls wurde die gotische Pietà oberhalb des Kirchgatters ins Museum genommen. Anlässlich des 60jährigen Bestehens der hiesigen Mitgliedergruppe schenkten die Mitglieder der Stadt eine Kopie, geschnitzt von Holzbildhauer Zyriak Huber, bemalt von Uta Baro-ness von Bodman. Im August über dem Kirchgatter aufgestellt und später geweiht.

Vortrag von Dr. Fettig über seine Chinareise.

Studienfahrt: Kirchenbesichtigung in Urach (bei Vöhrenbach) und Führung durch das Kolleg St. Blasien

Vortrag von Josef Haas über den Irak.

Aschermittwochfahrt nach Haslach zum Trachtenmuseum. Lichtbildervortrag von Kurt Klein: Schwarzwälder Brauchtum

Studienfahrt zum Schluchseewerk oberhalb Säckingens, Römerstadt Augusta Raurica und Dom in Arlesheim bei Basel

Vortrag mit der Volkshochschule: Das Freiburger Münster und seine Fenster (Frau Dr. Krummer-Schroth)

5-Tages-Studienfahrt nach Südtirol

Halbtagesfahrt: Wehrkirche in Bergfelden bei Horb, Kloster Kirchberg und Stadtbesichtigung von Rosenfeld

4-Tagesfahrt durch Lothringen und nach Luxemburg: Besichtigung von Toul und St. Mihiel, von Luxemburg, Echternach, Burg Burgscheid in den Ardennen, Rümelingen mit Minenmuseum-Erbau uws., der Kathedrale von Metz

Halbtagesfahrt zur Hohkönigsburg (miserable Führung)

Diavortrag von Dr. Fettig über seine Reise durch die Türkei

Fahrt nach Freiburg zur Ausstellung: 200 Jahre Römer

2 Mitgliederabende, Jahresabschlußbericht und Dias von unseren Fahrten. Programmorschau für 1982.

Oppenau

Januar: „Die Geschichte des Kapuzinerklosters Oppenau“ (nach Unterlagen aus dem städtischen Archiv)

Februar: Spende 1000,00 DM an Lebenshilfe e. V. Offenburg

März: „Die Oppenauer Hexenprozesse“ (nach Originalakten aus dem Archiv)

April: „Reise durch das Heilige Land“. Farbige Dia-Tonschau von den hl. Stätten (Karwoche)

Mai: „Die Kriegsbeute des Türkenlouis“ Führung im Schloß-Museum Karlsruhe

Juni: 200 Jahre Musik und Gesang in Oppenau (Referat von Hermann Decker)

Juli: Ganztagesfahrt ins Elsaß mit Besichtigung der Hohkönigsburg, der Altstadt von Colmar und des Unterlinden Museums

September: Fahrt nach Straßburg mit Führung durch Jung St. Peter, Stadtrundfahrt, Spaziergang durch das Gerberviertel und Ton-Licht-Spiele

Oktober: Barockfahrt zum Schloß Bruchsal. Mitgliederversammlung in Zell a.H.
November: „Die Sagen des Renchtals“ Geschichte und Sagen der verschiedenen Ortschaften des Renchtals von Nußbach bis Allerheiligen
Dezember: Jahreshauptversammlung. Jahres-Rückblick, Dias von den Ausflügen. Lichtbilder:
„Eine Reise durch Rotchina“

Rastatt

Die Gesprächsrunden der Mitgliedergruppe Rastatt fanden wieder vierteljährlich statt.
Am 19. Jan. wurden Geschichtsatlanten besprochen und Fragen von Landesgrenzen in der frühen Landesgeschichte erörtert, ferner berichtete F. Ruf über die Entstehung des Heimatbuches „Plittersdorf“ und K. Wolf über seine Versuche, die Aufeinanderfolge der Grundstücksbesitzer und deren Schicksal (besonders bei gewerblich genutzten Grundstücken) in Rastatter Straßen so weit wie möglich zurückzuverfolgen.
Am 27. April fand das Thema Geschichtsatlanten an Hand zahlreicher mitgebrachter Exemplare weitere Vertiefung. Ein ausführliches Gespräch beschäftigte sich mit der denkmalpflegerischen Erhaltung der Lützower Kasernen in Rastatt.
Die Bildung einer örtlichen Gruppe zur Geländebegehung (als Unterstützung der Abt. Vor- und Frühgeschichte des Landesdenkmalamtes in Karlsruhe gedacht) wurde beschlossen. Auch Nichtmitglieder sollten dafür interessiert und dazu animiert werden. Herr Dr. Schallmayer vom Landesdenkmalamt in Karlsruhe hielt am 28. September ein einführendes Referat. Die erste Begehung (8 Teilnehmer) fand am 10. 10. auf Gewannen der Gemarkung Rastatt-Raumental statt, die zweite am 14. 11. (3 Teilnehmer) auf Gewannen der Gemarkung Gaggenau-Bad Rotenfels, die dritte am 5. 12. (8 Teilnehmer) auf Gewannen der Gemarkung Iffezheim. Die Ergebnisse sind freilich minimal, können nur minimal sein (Ausnahme war Rastatt-Raumental) und stellen daher an die Teilnehmer hohe Anforderungen an Geduld und Ausdauer.
An den beiden anderen Gesprächsabenden (24. 8. und 23. 11) wurden u.a. gesprochen über alte Maße, Gewichte und Münzen, ferner über die Darstellung des Kriegsausbruches 1939 in ausländischen Geschichtsbüchern, und schließlich wurde die Arbeit der Gruppe vorgetragen und besprochen, die die Geländebegehungen durchführte.
Für 1982 sind Gesprächsrunden vorgesehen am 1. 3., 7. 6., 6. 9. und 6. 12. 1982.

Seelbach-Schuttertal

Die Arbeitsgruppe „Wegkreuze und Bildstöcke im Schuttertal“ hat alle entsprechenden Objekte in den Gemeinden Seelbach und Schuttertal erfaßt durch Vermessung, Zeichnung, Foto, Standortbeschreibung etc. Die Arbeit soll in 1982 auch auf die Ortschaften Kuhbach und Reichenbach ausgedehnt werden. Ziel ist eine entsprechende Veröffentlichung. Dem Arbeitskreis gehören zur Zeit an: G. Finkbeiner, K. Gernoth, E. Krämer.
Die Ortsgruppe hat mitgearbeitet an einer Konzeption zur Erhaltung und Nutzung des unter Denkmalschutz stehenden Bantlehofes in Wittelbach.
Unter dem Titel „Aus der Tallandschaft der Schutter“ führte die Ortsgruppe vom 15. 7. bis 26. 8. 81 eine Kunstausstellung in den Räumen des Gasthauses Schutterblick in Schuttertal durch. Gezeigt wurden Aquarelle, Collagen, Tuschzeichnungen und Druckgraphik des Seelbacher Künstlers Karl Gernoth.
Exkursionen wurden 1981 durchgeführt:
Fahrt zur Barockausstellung nach Bruchsal
Besichtigung des Hanauer Museums in Kehl
„Morgenspaziergang“ durch die Barockstadt Ettenheim (Führung Uttenweiler). Besichtigung der Barockausstellung in Ettenheim.
In den Monaten März, Mai, Juni, September und Oktober fanden „Historische Stammtische“ für Mitglieder und Gäste im Gasthaus Ochsen Schuttertal statt; Gelegenheit zur Aussprache und Information.

Die Hauptversammlung wurde am 26. 11. 1981 im Gasthaus Löffler in Seelbach abgehalten.

Nach Neuwahlen setzt sich der Vorstand nun wie folgt zusammen:

1. Vorsitzender: Erich Krämer, Seelbach

2. Vorsitzender: Gerhard Finkbeiner, Schuttertal

Schatzmeister: Gerhard Maier, Schuttertal

Schriftführer: Joachim Landerer, Seelbach

Beiräte: Karl Gernoth, Seelbach, Hanspeter Kopp, Seelbach, Wolfgang Miessmer, Seelbach-Wittelbach, Günter Schäfer, Seelbach, Josef Wagner, Seelbach-Wittelbach, Josef Billharz, Schuttertal, Josef Singler, Schuttertal, Albert Stöhr, Schuttertal

Schutterwald

Januar: Vorlesung von Mundartdichter Dr. Brucker aus seinen Gedichtbändchen

April: Vortragsabend über die Beziehungen deutscher Geschichte zu Burgund (Prof. H. Braunstein)

Mai: 4tägige Kunstfahrt nach dem mittl. und südl. Burgund

Oktober: Besuch der Barockausstellung Bruchsal

November: Mundartdichtung v. Prof. Matzen, Straßburg

Steinach

Zwei Exkursionen in Zusammenarbeit mit der Mitgliedergruppe Biberach:

nach Freiburg zur Ausstellung „Ausgrabungen am Oberrhein“ u. zur Ausstellung „Die Römer am Oberrhein“

Arbeitseinsätze im Rahmen der Säuberungsaktion „Heidenschlöble“ und Wegkreuz- und Bildstockrenovation (teilweise abgeschlossen)

Bereitstellung eines Wagens (romanische Wehrkirche, in etwa identisch mit der Gründungskirche Steinach, erbaut 1139 durch die Mönche des Klosters Gengenbach) sowie Teilnahme am Festumzug des Musikvereins Steinach zu seinem 100jährigen Jubiläum.

Außerdem erfolgte im März 1981 die Publikation des 1. Heimatbriefes der Gemeinde Steinach.

Wolfach

Januar: Fahrt nach Göppingen zur Histor. Zinnfiguren-Ausstellung im dortigen Museum

Februar: Fahrt zum Hegau zur Besichtigung des Fasnet-Museums im Schloß Langenstein, verbunden mit der Schau der berühmten Zizenhausener Tonfiguren

März: Fahrt in den Aargau mit Besichtigung der alten Städte Aarau und Bremgarten

April: Fahrt nach Ulm zum Deutschen Brotmuseum; Besichtigung des Ulmer Münsters und der Kunstwerke in Neu-Ulm-Wiblingen

Mai: Fahrt zum Schwetzingen Schloßgarten, nach Speyer, Besichtigung von Dom und Stadt und Fahrt zur Kalmit

Juni: Fahrt in die Schweiz: Besichtigung von Appenzell und den Kunstwerken von St. Gallen

Juli: Fahrt zur Ausstellung „Barock in B'Wttbg.“ im Bruchsaler Schloß

August: Fahrt durch den Schweizer Jura an den Bieler- und Neuchâtel See. In Neuchâtel Besichtigung der großartigen Vorführung der „Androiden des Jacques Drop“ im Museum (hervorragend!) 200jährige Figuren-Automaten.

August: Fahrt ins Neckartal zur Greifvogelwarte auf Burg Guttenberg, Besuch des Salzbergwerks Kochendorf und der alten Stadt Wimpfen

September: Wiederholung der Fahrt zur Barock-Ausstellung im Bruchsaler Schloß, damit verbunden Besuch von Schwarzach (Barock-Herrlichkeit im romanischen Münster!)

September: Fahrt zur Schw. Alb: Besuch der Kolbinger Höhle, Fahrt durchs Donautal, über die Stettener Alb zur Burg Wildenstein

Oktober: Fahrt zum Fauststädtle Staufen, Besichtigung von St. Trudpert, St. Blasien u. der einstigen Glasmacher-Siedlung auf dem Aeule b. Schluchsee. Alle Fahrten klappten prima und hatten volle Beteiligung.

Zell a.H.

Arbeitsgemeinschaft: Die Zeller Landschaft (6 Abende). Die gleiche AG erarbeitet eine Zusammenstellung der Zeller Mundart mit dem Ziel, ein Bändchen „Zeller Dütsch“ zu schaffen.

Lichtbildervortrag: Das Straßburger Münster (W. Mechler)

Exkursion nach Straßburg: Führung W. Mechler

Arbeitskreis Hanauer Museum

Leitung Klaus Hornung,

Arbeitsbericht 1981

Anfang und Ende dieses Jahres waren gekennzeichnet durch Ehrungen und Auszeichnungen als sichtbare Anerkennung der in vielen Jahren für Aufbau und Fortbestand des Hanauer Museums geleisteten Arbeit.

Zu Beginn des Jahres erhielt der Arbeitskreis eine Auszeichnung durch das Land Baden-Württemberg und zwar als Bürgerinitiative im Wettbewerb der kommunalen Bürgeraktionen im Jahr 1980. Überreicht wurde sie am 2. Februar von Ministerpräsident Lothar Späth im Neuen Schloß in Stuttgart. In Begleitung von Bürgermeister Mentz waren Walter Fuchs und Helmut Schneider in Vertretung des durch Krankheit verhinderten Klaus Hornung in die Landeshauptstadt gereist, um in einer kleinen Feier die Auszeichnung in Empfang zu nehmen. Dabei hob Ministerpräsident Späth die jahrzehntelange Forschungs-, Sammlungs-, Dokumentations- und Ausstellungstätigkeit des Arbeitskreises und die wertvollen Beiträge zur Stadtgeschichte, zur Ur- und Frühgeschichte und zum Brauchtum des Kehler Raums hervor. Die Auszeichnung besteht neben der Urkunde aus einer Zinnmedaille von 13 cm Durchmesser mit der Aufschrift „Vorbildliche kommunale Bürgerinitiative 1980“ und einer Geldsumme von 2 000 DM.

Die neuen Mittel wurden verwendet für Anschaffungen, die der Gestaltung künftiger Ausstellungen dienen.

Im April wurde die im vergangenen Jahr aufgebaute Schau „Urzeitliche Elefantenzähne und andere Funde aus heimatlichen Kiesgruben“ vom Archäologischen Arbeitskreis des Historischen Vereins übernommen und im Rathaus Mahlberg unter dem Titel „Eiszeit, Ur- und Frühgeschichte und Mineralienfunde im Rheinkies der Ortenau“ gezeigt. Siegfried Zimmermann hielt im Juni einen Vortrag über die Rheinschiffahrtsakte und die Rheinschiffahrt; im September sprach Winfried Kunz über die Altsteinzeit. Eine in der Hauptsache aus Magazinbeständen des Straßburger

Museums im Rohanschloß und Teilen seiner eigenen Sammlung beschickte Ausstellung von Kunstschmiedearbeiten aus mehreren Jahrhunderten hat Helmut Schneider vorbereitet. Sie wird voraussichtlich 1982 gezeigt.

Im übrigen war bis zur Feier des 25jährigen Jubiläums des Hanauer Museums die Einrichtung einer Hanauer Bauernstube durch Helmut Schneider fertigzustellen und eine Ausstellung von Säugerresten der Eiszeit durch Karl Heinz Grob, Walter Fuchs, Siegfried Egg, Winfried Kunz, Siegfried Zimmermann und Alexander Beck vorzubereiten. Weiter entstand eine Jubiläumsschrift, zusammengestellt aus Presseberichten über das Museum. Darin ist, mit den Vorarbeiten 1953 beginnend, über die wichtigsten Etappen seiner Geschichte nachzulesen, über die Entstehung der Reliefs, der Spinn- und Webstube, der Liedersammlung, die Schenkung der Kehler Voltaire-Ausgabe, die Leihgabe der Bärbelbüste, über Feiern und Ausstellungen und das Echo in der Öffentlichkeit, vor allem Erinnerungen an die um den Aufbau des Museums verdienten Männer wie Julius Gutekunst, Gottlob Schlörer, Wilhelm Grässlin und Wilhelm Schadt. Es ist eine in nur kleiner Auflage hergestellte Quellensammlung zur Geschichte der ersten 25 Jahre des Museums und seines Arbeitskreises. Diese Geschichte hat Architekt Alois Bräunig in zwei Beiträgen in der Kehler Zeitung am 17. und 19. November behandelt und dabei die Mitarbeiter genannt, aus deren Ideen das heutige Museum entstanden ist.

Höhepunkt des Jahres war die Feier zur Gründung des Museums vor 25 Jahren, die in den Räumen des Museums und abschließend in der Stadthalle stattfand mit Ansprachen und Glückwünschen von Oberbürgermeister Detlev Prößdorf, Regierungspräsident Dr. Müller, Regierungsdirektor Sauer und Klaus Hornung. Dieser erhielt aus der Hand des Oberbürgermeisters das vom Bundespräsident verliehene Verdienstkreuz am Band des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.

Klaus Hornung setzte die Namen von Otto Rusch, Georg Heitz und Julius Gutekunst an den Beginn seiner Ansprache, denn sie hatten bereits lange vor dem Krieg auf ein künftiges Museum hingearbeitet, 1929 das erste Festungsmodell gebaut und die erste Kehler Voltaire-Ausgabe angeschafft. Nachdem beides im letzten Kriegsjahr verloren gegangen war, hat der damalige Studienrat Wilhelm Mechler die Initiative zum Aufbau einer neuen Sammlung ergriffen und eine Arbeitsgruppe gebildet, der sich Klaus Hornung anschloß, und deren Leitung dieser übernahm.

Oberbürgermeister Detlev Prößdorf würdigte zwei „Männer der ersten Stunde“, die an der Feier teilnahmen, den damaligen Bürgermeister der Stadt Kehl, Erich Burger, der die frühere Schule des Dorfes Kehl für das Museum bereitstellte und dem er eine Verdienstmedaille der Stadt Kehl überreichte und Dr. Müller, der sich für die spätere Museumserweiterung und die Namensgebung „Hanauer Museum“ einsetzte.

Oberbürgermeister Prößdorf unterstrich, daß dieses Museum heute im Bewußtsein des ganzen Hanauerlandes als „unser Museum“ verankert sei und daß die Zusammenarbeit mit Straßburg auf diesem Gebiet vom Bewußtsein und der Verpflichtung einer gemeinsamen Vergangenheit getragen sei.

C. H. Steckner

Archäologischer Arbeitskreis

Januar

1. Im Gasthaus Sonne in Mahlberg wurde die Frühjahrstagung des Archäologischen Arbeitskreises unter der Leitung von J. Naudascher aus Mahlberg abgehalten. Zur Tagung waren zahlreiche Mitarbeiter aus der Oberen Ortenau und aus dem Kinzigtal gekommen. Nach der Verlesung des Arbeitsberichts referierte der Archäologe Dr. Wolfgang Struck vom Landesdenkmalamt Freiburg, Abtl. Bodendenkmalpflege, über die Ausgrabungen und die Renovierung der römischen Reste von Niederschopfheim.
2. Aufgrund des besonderen Ausbaues des „Alten Siechenwaldweges“ von Wolfach zum Galgenbühl (Deutsche Grundkarte 1:5000 Blatt 7715.3) = (DG Bl.) vermutet Prof. Dr.-Ing. Rolf Pfefferle aus Karlsruhe hier eine alte Durchgangsstraße, wie sie ähnlich über den Hohenstein bei Schiltach führte. Als gelernter Straßenbauer suchte er deren Weiterführung über das Reuterbergle zur St. Jakobskapelle bei Wolfach. Dabei fand er in Richtung zur Kapelle mehrere Strecken mit aufgesetztem Bruchsteinmauerwerk vor.
3. Da St. Jakobskapellen in der Regel an alten Pilgerwegen nach Santiago in Spanien und an alten Handelsstraßen erbaut wurden, handelt es sich hier mit Sicherheit um die Reste einer alten Durchgangsstraße durch das Kinzigtal, die noch im späten Mittelalter benutzt wurde. Wegen der besonderen Streckenführung kann hier sehr wahrscheinlich die Trasse der römischen Kinzigtalstraße vermutet werden.

Februar

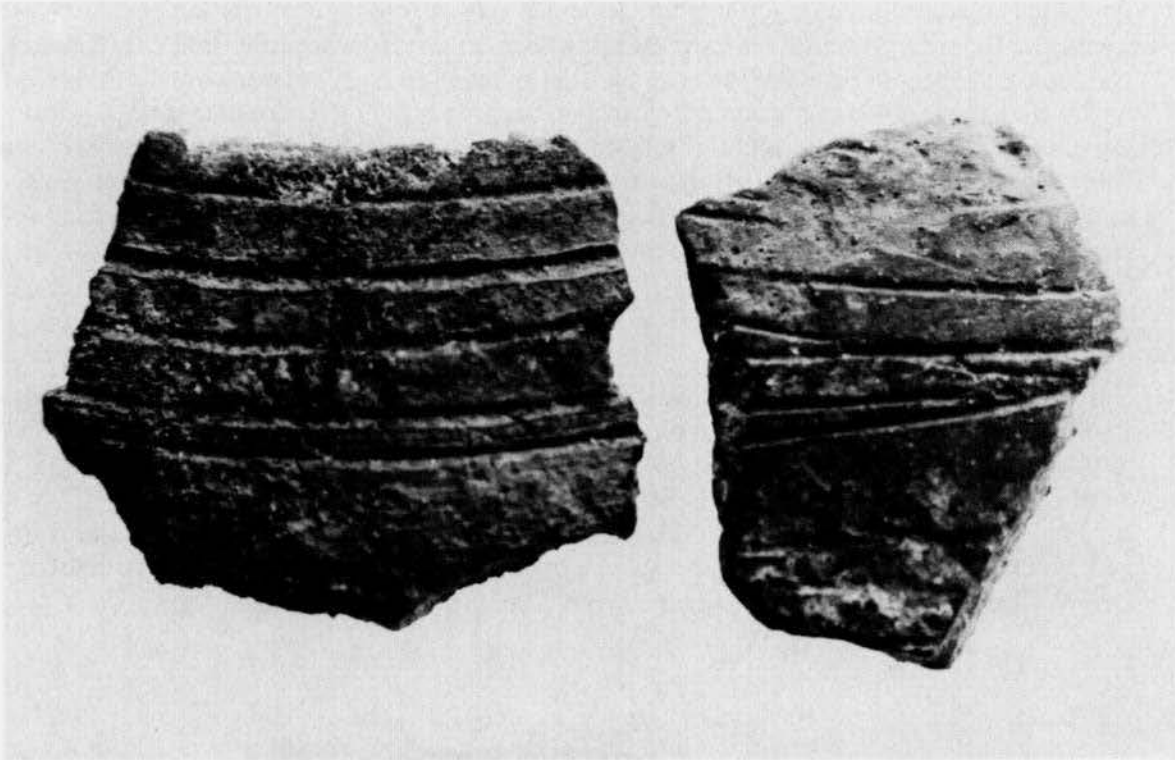
1. Neben der bereits bekannten Steigstraße vom Kinzigtal durch das Kaibachtal zur Brandsteig (DG Bl. 7716.2-3) fand Prof. Dr.-Ing. Rolf Pfefferle aus Karlsruhe noch eine zweite, weiter südlich gelegene Steigstraße durch das Kaibachtal. Etwa 300 Meter vom römischen Gebäude auf der Brandsteig entfernt, kamen an einem Straßenrand mehrere Bruchstücke von römischen Hypokaustenröhren und das Bruchstück eines römischen Leistenziegels zutage. Ferner wurde auf halbem Weg ins Kaibachtal von ihm eine große Steinplatte mit tief eingefahrenen Wagenspuren festgestellt.

März

1. Anlässlich einer Geländebegehung hat Wolfgang Peter aus Lahr im Friesenheimer Gewann Stiegel matt (DG Bl. 7613.7) am Westfuß einer Lößdüne mehrere Scherben von rustikalen Töpfen gefunden. Die Scherben gehören der vorgeschichtlichen Zeit an.
2. Anlässlich einer Geländebegehung hat Wendelin Irslinger aus Niederschopfheim nord-westlich von Oberschopfheim im Gewann „In den Leeren“ (DG Bl. 7613.2) römische Trümmer entdeckt. Der an der Oberfläche erkennbare langgezogene Wall dürfte von einer Hofmauer herühren. Darum handelt es sich bei dem Objekt wahrscheinlich um einen römischen Gutshof.
3. Bei einer Geländebegehung hat Wendelin Irslinger aus Niederschopfheim ca. 300 Meter südlich der Gutleutkirche von Oberschopfheim, am westlichen Rand einer Lößdüne im Gewann „Messlisrot/See“ (DG Bl. 7613.2) wenige römische Reste entdeckt.
4. Um am praktischen Beispiel zu zeigen, worauf bei einer Geländebegehung zu achten ist, wurde das Areal über und um die hallstattzeitlichen Fürstengräber (um 500 v. Chr.) bei Kappel am Rhein systematisch abgesucht. Die zahlreichen Mitarbeiter konnten bei den drei Grabhügeln im Gewann Trisloch, wovon einer im letzten Jahrhundert und zwei 1973 von J. Naudascher entdeckt wurden, einige hallstattzeitliche Scherben und Bronzeteilchen finden.

April

1. Unweit südlich von Prinzbach hat Wolfgang Westermann aus Biberach beim Gewann „Granget“, dessen Name als romanisch angesehen wird und Kornspeicher (franz. Granier-Korn) bedeute, ein kleines mit „Heidenfriedhof“ bezeichnetes Gewann (DG Bl. 7613.36) festgestellt.



Scherben aus vorgeschichtlicher Zeit. Fundort: Friesenheim, Gewann Stiegel matt. Foto: Wolfgang Peter

Da dieses kleine Areal als vorchristlicher Bestattungsplatz angesehen wurde, hat dort das Landesdenkmalamt Freiburg eine Sondierungsgrabung mit freiwilligen Helfern des Arbeitskreises und der Gemeinde Biberach durchgeführt. Wegen des porösen, kalkarmen Sumpfbodens war keine organische Substanz mehr erhalten. Die Sondierung blieb darum ohne Ergebnis.

Mai

1. Bei Neumühl im Gewann „Kornfeld/Dirschenloh“ (DG Bl. 7413.7) in der Nähe einer Sandgrube, in der 1952 und 1955 römische Scherben zu Tage kamen, hat Walter Fuchs aus Auenheim die zugehörige Siedlung entdeckt. Gefunden wurde römische Keramik, Leistenziegel und das Bruchstück eines Mühlsteins.

Juni

1. Durch einen Hinweis hat Wolfgang Westermann aus Biberach von einem mysteriösen Objekt erfahren. Unterhalb des Brandeckturms über Zellweierbach beim Gewann „Heidenmauer“ (DG Bl. 7514.7-8) laufen mehrere Wege zusammen. Am Schnittpunkt dieser Wege liegt ein Steinhäufen, der im Volksmund als „Grab des Absalon“ bezeichnet wird. Aus Tradition werfen einheimische Bewohner, wenn sie diese Stelle passieren, einen Stein auf das „Grab des Absalon“. Ähnliche Sitten mit kultischer Bedeutung wurden auch in anderen Gegenden wie beispielsweise in den Vogesen festgestellt.

August

1. Anlässlich einer Feldbegehung in der unmittelbaren Umgebung der bekannten Überreste der ehemaligen St. Ursulakapelle, südlich von Allmannsweier im Gewann „Kirchelgut“ (DG Bl. 7612.11) fand Fritz Heimburger aus Allmannsweier römische Leistenziegelreste. Es ist somit anzunehmen, daß die mittelalterliche Wüstung um die ehemalige St. Ursulakapelle auf die Römerzeit zurückreicht.

2. Anlässlich einer Sondierungsgrabung im Gemeindewald von Allmannsweier (DG Bl. 7614.14) fand Fritz Heimburger Sandsteinreste, Nägel, Knochen, römische Scherben und Leistenziegel. Die Fundstelle liegt nur ca. 500 Meter südlich der mittelalterlichen Wüstung um die ehemalige St. Ursulakapelle auf einem kleinen Lößrücken, der früher landwirtschaftlich genutzt wurde.
3. Bei einer Exkursion zu den römischen Trümmern von Augst und Kaiseraugst in der Schweiz führte Frau Purtscher-Comunetti aus Basel die zahlreichen Mitarbeiter des Arbeitskreises sachkundig kreuz und quer durch die ehemalige römische Stadt und durch das ehemalige römische Kastell. Danach wurde die Exkursion zu den Resten einer römischen Villa nach Liesthal in der Schweiz fortgesetzt.

September

1. Von der Überlegung geleitet, daß entlang der bekannten römischen Straße in Nord-Süd-Richtung, in bestimmten Abständen römische Siedlungen angelegt waren und durch den Hinweis des Gewannamens „Steinackerfeld“ auf Mauerreste, wurden von J. Naudascher 1974 westlich von Niederschopfheim (DG Bl. 7513.26) römische Trümmer entdeckt. Im Jahr 1979 mußte dann wegen der Gefährdung durch den Tiefpflug mit der Ausgrabung begonnen und 1980 sowie 1981 fortgesetzt werden. Die Grabungsleitung hatte der Archäologe Dr. Wolfgang Struck vom Landesdenkmalamt Freiburg.

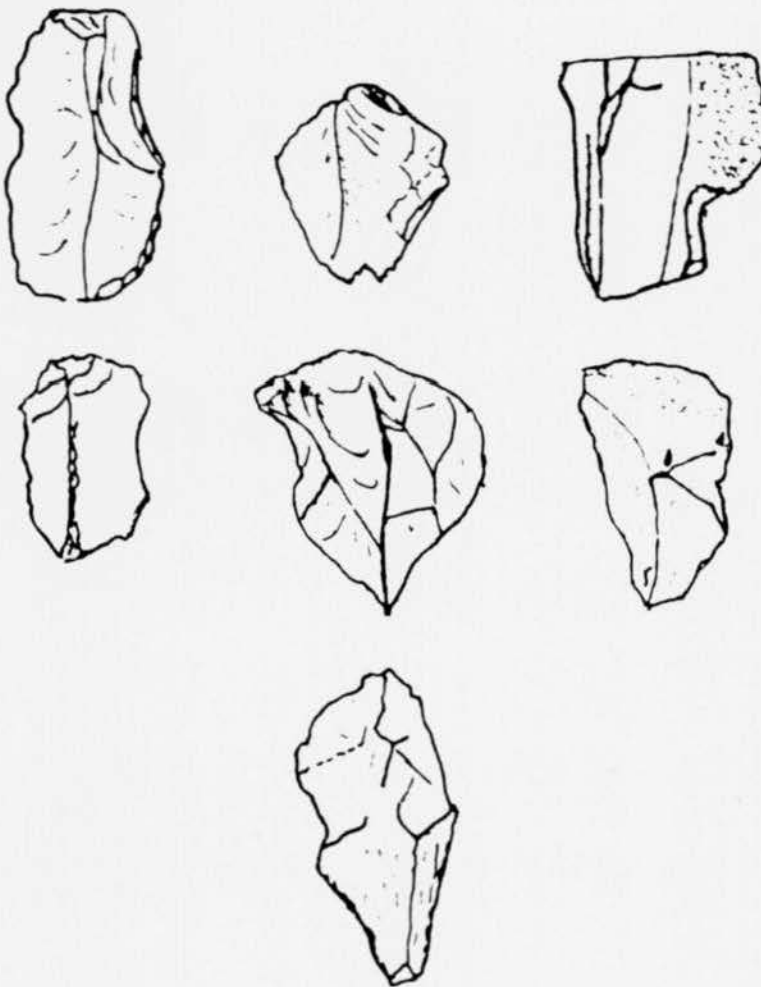


Rest einer römischen Terra Sigillata-Schale mit Töpferstempel, aus dem römischen Gebäude bei Niederschopfheim. Foto Naudascher

Bei dem Objekt handelt es sich um ein ca. 50 x 50 Meter großes Peristyl-Haus. Es entsprach mit seinem Grundriß und dem von einem Säulengang umgebenen Innenhof der römischen Palastarchitektur. Einige Räume des Gebäudes hatten einen Terrazoboden und eine Hypokaustenwandheizung. Die Wände waren verputzt und teilweise mit Wandmalereien wie Blumen, Ranken und geometrischen Figuren in verschiedenen Farben dekoriert. Die Tafelgeschirre aus Terra Sigillata stammen aus den Töpfereien Ostgalliens. Dagegen war die gewöhnliche Irdenware hauptsächlich aus der Töpferei von Lahr-Dinglingen. Die römischen Reste werden mit finanzieller Unterstützung des Landes, des Kreises und der Gemeinde Hohberg in Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt Freiburg restauriert und ergänzt.

Oktober

1. Anlässlich einer Geländebegehung fand Wolfgang Peter im Gewann „Buhrlesbühl/Auf der Hub“ bei Meißenheim (DG Bl. 7512.26) eine große Anzahl steinzeitlicher Abschlüge und Werkzeuge, u.a. Teile von einer Klinge, drei Schaber, drei Bohrer, einige Steinabschlüge und mehrere unbearbeitete Jaspis-Knollen.



Jungsteinzeitliche Werkzeuge vom Gewann Buhrlesbühl / Auf der Hub bei Meißenheim. Zeichnung: Wolfgang Peter

2. Anlässlich verschiedener Geländebegehungen fand Wolfgang Peter wie schon früher im Gewann „Auf dem Rebgarten“, östlich von Nonnenweier (DG Bl. 7612.4), wieder mehrere steinzeitliche Artefakte, darunter zwei Klingenteile, einen Schaber sowie zahlreiche Abschlüge und unbearbeitete Jaspis-Knollen.

November

1. Bei einer Geländebegehung um die römischen Trümmer im Gewann Steinackerfeld bei Niederschopfheim (DG Bl. 7513.26) fand Wolfgang Peter eine Pfeilspitze aus Eisen (wegen der kurzen Entfernung der Fundstelle zu den römischen Trümmern handelt es sich möglicherweise um ein Relikt der Römerzeit).
2. Anlässlich einer Geländebegehung im Gewann Stiegel matt westlich von Friesenheim (DG Bl. 7513.7) hat Wolfgang Peter auf der Fundstelle vorgeschichtlicher Scherben (siehe unter März) einen kleinen Schaber aus Jaspis gefunden.
3. Bei der Begehung des Geländes südlich der römischen Siedlung auf der „Bannstude“ bei Friesenheim (DG Bl. 7613.13) fand Wolfgang Peter den Rest von einer römischen Glasflasche.
4. Bei einem Besuch der römischen Reste auf dem Steinackerfeld bei Niederschopfheim (DG Bl. 7513.26) sicherte Wolfgang Peter einen versinderten schwarzen Feuerstein, der keine Bearbeitungsspuren aufwies.
5. Bei einer kurzen Begehung des Gewanns „Hurstlach Bühl“ bei Ottenheim (DG Bl. 7512.2) fand Wolfgang Peter ein kleines spitz zulaufendes Steinwerkzeug aus Jaspis.

Josef Naudascher, Mahlberg

Der Ortenaukreis — Rückblick 1981

Landrat Dr. Gerhard Gamber

Dieser Bericht soll einen gerafften Überblick über die kreispolitischen Aktivitäten des Jahres 1981 vermitteln. Er zeigt schwerpunktmäßig auf, in welchem Maße der Ortenaukreis zu einem öffentlichen Leistungsträger geworden ist. In engem Verbund erfüllen Landkreis und Gemeinden die Aufgaben der Daseinsvorsorge und schaffen die notwendigen Einrichtungen für die Kreiseinwohner. Im Hinblick auf die weltweite wirtschaftliche Entwicklung und die Finanznot der öffentlichen Haushalte werden die Handlungsspielräume zusehends enger; einige wünschenswerte Vorhaben müssen zumindest zeitlich gestreckt werden. Wenn der Ortenaukreis trotz der allgemeinen Verschlechterung der Wirtschafts- und Finanzlage bei der Bewältigung der gestellten Aufgaben eine zufriedene Jahresbilanz ziehen kann, so ist dies auf eine Kreispolitik des Vertretbaren zurückzuführen. Investitionsschwerpunkte waren die beruflichen Schulen, die Krankenhäuser und die Kreisstraßen. Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß auch der Ortenaukreis im vergangenen Jahr seinen Gürtel enger schnallen mußte.

Im vergangenen Jahr besuchten zwei Minister des Landes Baden-Württemberg den Ortenaukreis. Der Minister für Wirtschaft, Mittelstand und Verkehr, Dr. Rudolf Eberle, informierte sich zum zweiten Mal über aktuelle Wirtschafts-, Verkehrs- und Energieprobleme im Landkreis. Stationen des umfangreichen Programms waren die Städte Lahr, Zell a.H., Gengenbach und Oberkirch.

Auch der Minister für Kultus und Sport, Gerhard Mayer-Vorfelder, weilte zu einem Informationsbesuch in der Ortenau. Kehl, Lahr und Offenburg waren seine Stationen. Naturgemäß standen Schulprobleme im Vordergrund der Gespräche mit Schulleitern, Eltern und Schülern.

Der Landkreis hatte den Tod dreier Kreisräte zu beklagen. Kreisrat Hans Haas (CDU), Oberwolfach, seit 1948 Kreisrat des ehemaligen Landkreises Wolfach und danach des Ortenaukreises, ist am 27. 6. 1981 verstorben. 33 Jahre lang stand er in der Kreispolitik mit Rat und Tat seinen Mann. Am 21. 10. 1981 verstarb Kreisrat Erwin Braun (CDU), Bürgermeister der Stadt Oberkirch und Mitglied des Landtages. Er gehörte dem Kreistag des Land-



Kornspeicher beim Sodhof in Schuttertal



Schwörerhof in Seelbach-Litschenthal

kreises Offenburg und anschließend des Ortenaukreises seit 1953 an und war 26 Jahre lang Stellvertreter des Landrats. Der Ortenaukreis hat in ihm einen hervorragenden Kommunal- und Landespolitiker verloren. Am 27. 2. 1982 ist unerwartet Kreisrat Albert Heidt (SPD), Kehl-Auenheim, verstorben. Knapp 30 Jahre wirkte er engagiert, sachkundig und ausgleichend im Kreistag des ehemaligen Landkreises Kehl und des Ortenaukreises. Viele Jahre hatte er das Amt eines Stellvertreters des Landrats inne.

Haushalt

Der Haushalt des Landkreises stieg um 37,5 Mio DM auf insgesamt 400 Mio DM an. Auf den Landkreisbereich entfielen 199,5 Mio DM, auf den Kreis-krankenhausbereich 200,7 Mio DM. Die Lasten des Landkreises wurden im wesentlichen gedeckt durch die Kreisumlage der Gemeinden (63 Mio DM), die Steuern und Finanzaufweisungen (28 Mio DM), die Verwaltungs- und Benutzungsgebühren (54 Mio DM) und durch die Erträge der neun Krankenhäuser (162 Mio DM).

Kreisstraßenbau

Zahlreiche Bundes-, Landes-, Kreis- und Gemeindeverbindungsstraßen ergänzen sich zu einem Straßennetz, das sich aus 55 km Bundesautobahn, 283 km Bundesstraßen, 421 km Landesstraßen und 268 km Kreisstraßen zusammensetzt. Seit seinem Bestehen — 1. 1. 1973 — hat der Ortenaukreis für den Neu- und Ausbau seiner Kreisstraßen rund 100 Mio DM zur Verfügung gestellt; etwa die Hälfte davon trugen Bund und Land. Allein im vergangenen Jahr verschlangen der Unterhalt und Ausbau der Kreisstraßen 12,6 Mio DM.

Die beiden 1980 begonnenen größeren Straßenbauprojekte mit Beseitigung von schienengleichen Bahnübergängen im Zuge der Kreisstraße 5311 in Achern-Önsbach und der Kreisstraße 5349 in Ringsheim mit Gesamtkosten von rd. 12 Mio DM wurden fortgeführt. Bei der mit rd. 10 Mio DM veranschlagten Ausbaumaßnahme an der Kreisstraße 5361 in Hornberg-Reichen-

bach wurden weitere Stützmauern mit einem Aufwand von 2,6 Mio DM hergestellt. Unvorhergesehene Hochwasserschäden, deren Beseitigung über 100 000 DM erforderten, verzögerten den Baufortschritt, so daß mit der Fertigstellung der Straße erst bis Ende 1983 gerechnet werden kann.

Krankenhäuser

Der Ortenaukreis hält als Krankenhausträger in Achern, Ettenheim, Ettenheimmünster, Kehl, Lahr, Oberkirch, Offenburg, Wolfach und Zell a.H. insgesamt 1 830 Krankbetten vor. Der Wirtschaftsplan der Kreiskrankenhäuser umfaßte 1981 Einnahmen und Ausgaben von 201 Mio DM.

Der Krankenhausbetrieb in *Achern* lief während des Jahres 1981 trotz verminderter Bettenkapazität reibungslos. Es wurde eine Belegung von knapp über 100% erzielt, bezogen auf die zur Zeit vorhandenen 180 Betten.

Chefarzt Dr. Guttenberg am Kreiskrankenhaus *Ettenheim* ist zum 1. 4. 1982 aus dem Dienstverhältnis ausgeschieden. Dr. Joachim Roger, bisher Oberarzt im Kreiskrankenhaus Lahr, wurde vom Kreistag zum Nachfolger gewählt.

Der Entwurf des Krankenhausbedarfsplanes II hat leider die Situation des Langzeit- und Nachsorgekrankenhauses *Ettenheimmünster* nicht verbessert. Von den 80 vorhandenen Betten sollen nur 40 anerkannt werden, obwohl der Bedarf an Langzeitbetten, wie die Belegung zeigt, wesentlich höher ist.

Im Kreiskrankenhaus *Kehl* stehen noch der Neubau des Labors und der Bettenzentrale an. Diese Maßnahmen wurden in das Bauprogramm 1981 aufgenommen. Die geschätzten Kosten belaufen sich auf 1,1 Mio DM.

Nach dem Entwurf des Krankenhausbedarfsplanes II ist das Kreiskrankenhaus *Lahr* der Regelversorgung mit Teilfunktionen der Zentralversorgung in den Bereichen Neurologie, HNO, Dialyse und Pathologie zugeordnet. Die im Jahre 1980 vorgenommene Teilung der Chirurgie in Allgemein- und Unfallchirurgie hat sich bewährt. Die Spezialisierung ermöglicht eine umfassende Versorgung der Patienten.



Fachwerkhaus Lehmann in Meißenheim



Rainbauernmühle in Ottenhöfen

Mit Wirkung vom 1. 7. 1981 wurde Dr. Karlheinz Fischer zum neuen Chefarzt der Inneren Abteilung des Kreiskrankenhauses *Oberkirch* berufen.

Die erste Planungsrate für die Sanierung und Erweiterung des Kreiskrankenhauses *Offenburg* zum Zentralkrankenhaus, die 1979 bewilligt wurde, ist inzwischen verausgabt. Für weitere Planungen wurden noch keine Mittel bewilligt.

Aufgrund der Überprüfung der elektrischen Anlagen durch den TÜV müssen die Installationen mit einem relativ hohen Kostenaufwand — rd. 1 Mio DM — saniert werden. In diesem Haus fallen, bedingt durch die alte Bausubstanz, sehr viele Baumaßnahmen an. Daher ist auch die Förderbehörde bemüht, den Neubau bzw. die Sanierung in absehbarer Zeit zu realisieren.

Am 1. 5. 1981 konnte die seit längerer Zeit vakante Facharztstelle für Anästhesie am Kreiskrankenhaus *Wolfach* durch den international bekannten Anästhesisten Dr. Jeretin besetzt werden. Seit seinem Dienstantritt besteht im Kreiskrankenhaus *Wolfach* eine Schmerzambulanz. Sie wird von Chefarzt Dr. Krieg geleitet.

Der Küchentrakt im Kreiskrankenhaus *Zell a.H.* wurde mit einem Aufwand von 500 000 DM umgebaut. Damit konnte eine vordringliche Maßnahme abgeschlossen werden.

Schulen

Im Ortenaukreis besteht ein dichtes Netz von allgemeinbildenden und beruflichen Schulen. Es gibt 125 Grund- und Hauptschulen mit 33 200 Schülern, 17 Realschulen mit 9 300 Schülern sowie 15 Gymnasien mit 13 400 Schülern. Der Landkreis selbst ist Träger der beruflichen Schulen und der Sonderschulen für Geistig-, Sprach- und Körperbehinderte. Rund 17 000 Schüler besuchen diese kreiseigenen Schulen. Daneben bestehen noch 14 Sonderschulen für Lernbehinderte.

Gerade das berufliche Schulwesen ist im Ortenaukreis vielfältig ausgebaut und weit gefächert. Es reicht von der Berufsschule als Teilzeitschule über die Fachschulen bis hin zu den beruflichen Gymnasien aller Fachrichtungen.

Obwohl das schulische Angebot auf dem beruflichen Sektor im Landkreis weitgehend abgerundet ist, wurden 1981 wiederum neue Schultypen eingerichtet, die das breite Angebot ergänzen:

- an den Haus- und Landwirtschaftlichen Schulen *Lahr* und *Offenburg* jeweils ein einjähriges Berufskolleg zum Erwerb der Fachhochschulreife. Wegen mangelnder Schülerzahlen konnte bisher nur die Einrichtung in *Lahr* den Unterricht aufnehmen;

— an den Gewerblichen Schulen Achern und Kehl das einjährige Berufsvorbereitungsjahr. Dieser Schultyp bietet vor allem Schülern des B-Zuges der Hauptschule die Möglichkeit, sich speziell für einen Beruf vorzubereiten. Aber auch Sonderschüler, die lernbehindert sind, und junge Ausländer können aufgenommen werden. Mit dem einjährigen Schulbesuch erfüllen alle, die später keinen Beruf erlernen wollen, die Berufsschulpflicht. Damit eröffnen sich günstigere Aussichten auf dem Arbeitsmarkt, einen Arbeitsplatz zu erhalten.

Die Sonderschule für Sprachbehinderte in Achern-Wagshurst hat, ebenso wie die Sprachheilschule Friesenheim-Schuttern, einen starken Aufschwung genommen. In Wagshurst wurden ab Schuljahr 1981 vier — statt bisher zwei — Grundschulklassen eingerichtet. Die Schule hat den gebietsbezogenen Namen „Maiwaldschule“ erhalten.

Der nach wie vor anwachsende „Schülerberg“ bringt einige berufliche Schulen in Raumnot. Besonders betroffen sind die Gewerblichen Schulen Offenburg, für die der Ortenaukreis in Offenburg, Rheinstraße 3, eine landeseigene Baracke angemietet hat.

Die Haus- und Landwirtschaftlichen Schulen Offenburg müssen im fachpraktischen, im Informations- und im Theoriebereich erweitert werden. Auf der Grundlage des vom Oberschulamt Freiburg festgestellten Raumprogramms ist die Planung angelaufen.

Der Neubau des Forstlichen Ausbildungszentrums Mattenhof in Gengenbach geht zügig voran. Mit der Fertigstellung der neuen Ausbildungsstätte wird Ende 1982 gerechnet. Die Baukosten betragen voraussichtlich 23,342 Mio DM. Das Land beteiligt sich zum stark überwiegenden Teil an den Aufwendungen.

Kultur

Wir befinden uns mitten in einer gesellschaftlichen Entwicklung, in der gleichrangig neben das Berufsleben mit seinen Weiterbildungszwängen die sinnvolle Gestaltung der Freizeit, auch für die ältere Generation, tritt. Der Bürger erwartet hierfür ein vielfältiges Angebot einschließlich der Bewahrung des kulturellen Erbes, der Heimatpflege sowie des Volks- und Brauchtums. Vielfältige Aktivitäten gerade auch im ländlichen Raum machen deutlich, daß es dem Landkreis darum geht, das kulturelle Angebot der Städte und Gemeinden zu ergänzen und dadurch dem Bürger Impulse und Alternativen für eine Fortbildung seiner geistigen Fähigkeiten und musischen Interessen zu geben. In diesem Zusammenhang soll auf die folgenden kulturellen Einrichtungen hingewiesen werden, die der Landkreis mit nachstehend genannten Beträgen fördert:

drei kreiseigene Volkshochschulen — 483 000 DM —

die Volkshochschulen der Städte Lahr und Offenburg — 177 500 DM —

die kreiseigene Blasmusikschule Kehl — 34 300 DM —
die städtischen Jugendmusikschulen Lahr und Offenburg — 782 000 DM —
die Sängerbünde und Volksmusikvereinigungen — 30 000 DM —
die Kommunalen Büchereien — 44 000 DM —.

Im Rahmen der Kultur- und Heimatpflege hat der Ortenaukreis 1981 insgesamt 5,8 Mio DM bereitgestellt.

Heimatpreis 1981

Der „Heimatpreis des Ortenaukreises“ 1981 wurde Dr. Rudolf Ritter, Lahr, aufgrund seines kulturellen und publizistischen Engagements verliehen. Damit würdigte der Kreistag das nunmehr 10jährige Wirken Dr. Ritters als Mitautor und Gestalter des Jahrbuchs „Geroldsecker Land“, das jedes Jahr mit einer Fülle hochstehender Beiträge aus Heimat, Natur, Geschichte, Kultur, Kunst und Wirtschaft aufwartet und das als fachkundige Dokumentation einer Landschaft einen festen Platz in der oberrheinischen Publizistik einnimmt.

Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach

Das Freilichtmuseum erreichte 1981 zwar keinen neuen Rekord, konnte aber mit seinen 487 800 Besuchern dennoch zufrieden sein. Ein Jubiläum besonderer Art gab es im Oktober durch den fünfmillionsten Besucher des Museums seit seinem Entstehen im Jahr 1964. Mit dem naturgetreuen Nachbau eines „Schauinslandhauses“ sind nunmehr alle Schwarzwaldhaustypen im Freilichtmuseum enthalten.

Zum Saisonbeginn wurde ein „Geräteführer“ herausgegeben, in dem durch Texte und Zeichnungen Inventar und Gerätschaften in den Museumsgebäuden beschrieben und erläutert werden. Das Interesse an diesem Büchlein (110 Seiten) ist unerwartet groß.

Am 28. August 1981 verstarb im 85. Lebensjahr der Gründer und Betreuer des Vogtsbauernhofs, Professor Hermann Schilli. Ihm hat der Ortenaukreis viel zu verdanken.

Denkmalpflege

Im Landkreis sind zahlreiche Denkmäler vorhanden, an deren Erhaltung aus künstlerischen, wissenschaftlichen oder heimatgeschichtlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht. Die Förderung der Denkmalpflege gehört zu den freiwilligen Aufgaben des Landkreises und der Gemeinden. Um die zahlreichen Denkmäler im Kreisgebiet zu erhalten, stellte der Landkreis zur Förderung der Denkmalpflege auch im Jahr 1981 den Betrag von 350 000 DM zur Verfügung.

Folgende Objekte wurden bezuschußt:

Schlöble bzw. Probstei Friesenheim-Heiligenzell — Sanierung —
Schwörerhof in Seelbach-Litschental — Instandsetzung —
Katholische Kirche in Welschensteinach — Innenrenovierung —
Kloster in Haslach — Restaurierung —
Fachwerkhaus Bachgasse 6 in Haslach — Außenrenovierung —
Schloßtorbogen in Wolfach — Instandsetzung —
Balkon am Rathaus in Wolfach — Instandsetzung —
Wegkreuz Waidele in Oberkirch-Bottenau — Instandsetzung —
Ruine Schauenburg in Oberkirch — Instandsetzung —
Katholische Pfarrkirche St. Nikolaus in Kappelrodeck
— Restaurierung des Barockaltars —
Mühlen in Ottenhöfen (Rainbauernmühle, Benze-Mühle
und Kopp'sche Mühle)
Römische Ruine in Hohberg-Niederschopfheim — Restaurierung —
Fachwerkhaus Lehmann in Meißenheim — Sanierung —
Pfarrkirche Ettenheim — Instandsetzung der Figuren am Treppenaufgang —
Fenstererneuerung Oberdorfstr. 7 in Schuttertal-Dörflinbach
Prechterbauernhof in Schuttertal — Außeninstandsetzung —
Grundbauernhof in Schuttertal — Außeninstandsetzung —
Kornspeicher beim Oberen Hof in Schuttertal-Dörflinbach
— Instandsetzung —
Sägerhof in Schuttertal — Dachsanierung —
Kornspeicher beim Sodhof in Schuttertal — Instandsetzung —
Stieffell-Orgel in der Kirche Seelbach — Instandsetzung —
Hl. Kreuz-Kirche in Offenburg — Außenrenovierung —
Altes Feuerwehrhaus bzw. alter Spitalspeicher in Offenburg
— Instandsetzung —
Fachwerkhaus Tulpenstr. 20 in Berghaupten — Außenrenovierung —
Haus Landeck in Haslach — Außeninstandsetzung —
Schanzen in Gutach — Freilegung und Sanierung —
Denkmalobjekt Niggelturm in Gengenbach — Zugang Niggelturm —
Friedhofskapelle in Offenburg-Bohlsbach — Renovierung —
Barockkirche St. Nikolaus in Offenburg-Griesheim — Außenrenovierung —
Illenauer Friedhof in Achern — Instandsetzung —

Jugend- und Sozialhilfe

Das Jahr 1981 war in sozialpolitischer Sicht gekennzeichnet durch die starken Konjunkturunbrüche, die zunehmende Zahl an Arbeitslosen, steigende Pflegefälle in den Heimen und steigende Regelsätze im Sozial- und Jugendhilfebereich. Diese Belastungen des gesamten Sozialbereichs schlugen auf die Sozial- und Jugendhilfe der örtlichen Träger durch und belasteten das unterste Netz des sozialen Rechtsstaates am schwersten. In diesem Zusammenhang muß

darauf hingewiesen werden, daß die vom Ortenaukreis zu zahlenden Leistungen nicht dem Ermessen der Mitarbeiter unterliegen. Vielmehr sind sie Folge der Regelsatzgestaltung durch Bund und Land sowie der Pflegesatzverhandlungen auf Landesebene. Beim Löwenanteil im Sozialhaushalt handelt es sich um unabweisbare Leistungen, die dem Bürger einen einklagbaren Rechtsanspruch sichern.

Im Jahre 1981 wurde die aktive Sozialpolitik des Ortenaukreises weiter fortgesetzt. Die Arbeit der Sozialen Dienste hat im gesamten Ortenaukreis zu greifen begonnen. Sie sind bürgernah und dezentriert ausgelagert in Achern, Kehl, Lahr, Offenburg und Wolfach.

Die Erziehungsberatungsstellen des Ortenaukreises in Kehl und Achern sind nunmehr voll besetzt. In Lahr ist in Verbindung mit der Stadt Lahr eine weitere Stelle geschaffen worden, so daß zum Jahresanfang 1982 alle Beratungsstellen in die Lage versetzt wurden, wirksam im offenen Bereich zu arbeiten.

Die beiden Erziehungsberatungsstellen des Caritasverbandes Offenburg und Wolfach werden vom Ortenaukreis mit 2/3 der Kosten unterstützt. Im Bereich der psychologischen Beratung wie bei den Sozialen Diensten ist ein flächendeckendes Netz vorhanden.

Die Aufgaben der Krankenpflege, Altenpflege und Familienpflege werden durch die Sozialstationen der freien Verbände im gesamten Ortenaukreis wahrgenommen. Auch in diesem Bereich ist ein flächendeckendes Netz geknüpft.

Die Spitzenposition des Ortenaukreises mit den relativ geringsten Zahlen an Heimkindern im gesamten Land, bezogen auf die Einwohnerzahlen, hat sich weiter verstärkt. Die Anzahl der Pflegekinder ist auf 521 gestiegen, was auf eine zunehmende Problematik in der Jugendhilfe schließen läßt. Die Anzahl der Heimkinder ist von 85 Kindern auf 71 Kinder gesunken. Dies ist auf die Arbeit der Sozialen Dienste zurückzuführen, welche die Hauptlast der Wiedereingliederung solcher Kinder zu tragen haben.

Das Jahr 1981 war das Jahr der Behinderten. Im Rahmen des Behindertenplans wurde begonnen, ehrenamtliche Dienste im gesamten Ortenaukreis aufzubauen. Die eingeleiteten Maßnahmen, wie z.B. der Fahrdienst für Schwerstbehinderte und die Frühberatungsstelle, wurden auch im vergangenen Jahr von den Behinderten und ihren Eltern intensiv in Anspruch genommen.

Die Beratungen im Altenhilfeausschuß wurden fortgesetzt. Teile des Plans sind in erster Lesung vom Altenhilfeausschuß gebilligt worden.

Der Sozialausschuß des Ortenaukreises hat 1981 eine wichtige Entscheidung gefällt: ein Plan für die offene psychiatrische Versorgung soll erstellt werden. Das Problem der psychisch Kranken beschäftigt die soziale Arbeit im Orte-

naukreis in zunehmendem Maße. Ein bisher ungelöstes Problem wartet auf konzeptionelle Ansätze.

Abfallbeseitigung — Teilbereich des Umweltschutzes

Für die Abfallentsorgung stehen im Ortenaukreis zur Zeit fünf Abfalldeponien (Haslach i.K., Oberkirch, Oppenau, Ringsheim und Zunsweier) sowie zwei Umladestationen (Appenweier und Achern) zur Verfügung. Über diese Anlagen wurden 1981 insgesamt ca. 544 310 cbm Abfallstoffe entsorgt. Im Vergleich zu 1980 ist die Gesamtmenge in etwa gleichgeblieben.

Für die Ablagerung von Bauschutt- und Erdaushub stehen insgesamt 19 Deponien zur Verfügung.

Der Ausbau der Mülldeponie Oberkirch zu einer geordneten Deponie mit einem Auffüllvolumen von 565 000 cbm — Nutzungsdauer bis etwa 1995 — konnte mit der Erstellung des Betriebsgebäudes abgeschlossen werden.

Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“

Nach ihrem erfolgreichen Abschneiden im vorausgegangenen Kreisentscheid nahmen die Orte Achern-Mösbach, Ortenberg, Hohberg-Hofweier, Kehl-Kork, Durbach und Fischerbach am Landeswettbewerb 1981 „Unser Dorf soll schöner werden“ teil. Wie gut sich dabei die Gemeinden und Stadtteile auf den Wettbewerb vorbereitet hatten, zeigt die Tatsache, daß sich alle Orte unter den Preisträgern plazieren konnten. Im Landesentscheid erhielten Ortenberg eine Goldmedaille, Achern-Mösbach, Durbach und Fischerbach Bronzemedailles, Hohberg-Hofweier und Kehl-Kork Sonderpreise. Von den 68 Preisträgern aus ganz Baden-Württemberg kamen allein sechs Preisträger aus dem Ortenaukreis. Die Gemeinde Ortenberg konnte sich sogar für den nachfolgenden Bundeswettbewerb qualifizieren und dabei eine Silbermedaille erringen.

Mai 1982

Wilhelm Hausenstein 1882—1957

Festansprache, gehalten anlässlich der Hausenstein-Feier der Stadt Hornberg am 5. Juni 1982

Karl Volk

Von Wilhelm Hausenstein in der rechten, der ihm zukommenden, seiner würdigen Weise zu reden¹, bedürfte es umfassender Bildung, der Macht, aber auch der Anmut des Wortes, kurz: der „humanitas“, die dem Dichter und



*Wilhelm Hausenstein
(von Hausenstein der Stadt Hornberg
gewidmet)*

Schriftsteller, dem Gelehrten und Übersetzer, dem Publizisten und Diplomaten, dem Gatten und Vater, dem Freund und Gastgeber, mit einem Wort: dem Menschen Wilhelm Hausenstein gegeben war. Viele seiner Freunde haben ihn

¹ Leicht veränderte Fassung eines Vortrags vor dem Lyonsclub Triberg am 5. November 1981. Für viele Hinweise danke ich meinem Freund Lic. Guntram Brummer, Kulturreferent der Stadt Überlingen a.B. und Dr. Dieter Sulzer, Schiller-Nationalmuseum Marbach a.N. Seine Arbeit: „Der Nachlaß Wilhelm Hausenstein. Ein Bericht. Mit einem unveröffentlichten Essay, Briefen und einer Erinnerung von Paul Frank. Deutsche Schillergesellschaft Marbach am Neckar 1982“ konnte nicht mehr berücksichtigt werden. Die Aufnahmen sind Reproduktionen der Firma Mayer, Hornberg.

schon zu Lebzeiten gefeiert mit Würdigungen und erst recht nach seinem Tode mit Erinnerungen: Benno Reifenberg² und Walter Dirks³, W.E. Süsskind⁴, Jean du Rivau⁵ und andere.

Aus allen ihren Darstellungen sprechen Verehrung, Liebe und Bewunderung für einen Menschen und sein singuläres literarisches Werk. Selten in der deutschen Geistesgeschichte sind ja Kunst und Gelehrsamkeit eine so innige und glückliche Verbindung eingegangen. Seit einiger Zeit freilich ist es still geworden um Wilhelm Hausenstein. Viele seiner Bücher werden nicht mehr aufgelegt, von manchem Titel sind die Exemplare so selten, daß man sie aus Bibliotheken nicht mehr verleiht.

Was hier versucht werden soll, ist aus Anlaß seines 100. Geburtstages und des 25. Todestages einen bescheidenen biographischen und werkgeschichtlichen Beitrag zu leisten, um ihn zu ehren und zu danken. Unvergessen ist er seinen überlebenden Freunden in der Kunstwissenschaft wie auch in der Diplomatie.



*Der „Bären“ in Hornberg, das Gasthaus
von Hausensteins Großvater
(Schiller-Nationalmuseum Marbach)*

2 Benno Reifenberg. In: Die Gegenwart. 1955, S. 332. Ders., Wilhelm Hausenstein / In memoriam. Ebda: 1957, S. 359.

3 Walter Dirks, Wilhelm Hausenstein. In: Frankfurter Hefte 1950, S. 646.

4 W.E. Süsskind (Hrsg.). In: Wilhelm Hausenstein, Licht unter dem Horizont. München 1967, S. 7 und in: Wilhelm Hausenstein; Impressionen und Analysen, Letzte Aufzeichnungen. München 1969, S. 7.

5 Jean du Rivau. In: Dokumente. Zeitschrift für übernationale Zusammenarbeit. 1957, S. 329.

Wilhelm Gottlob Hausenstein wurde am 17. Juni 1882 in Hornberg geboren. Sein Vater Wilhelm war großherzoglich badischer Finanzbeamter, seine Mutter Klara die Tochter des Bärenwirts Gottlob Baumann. Im „Buch einer Kindheit“⁶ und in seinem autobiographischen Roman „Lux Perpetua“⁷ setzte Hausenstein diesem, einem alten Demokraten, einem Revolutionär von 1848, der wegen seines Eintretens für eine badische Republik beinahe in einem Hochverratsprozeß verurteilt worden wäre, ein Denkmal. Was der Enkel über den Großvater schrieb, gehört zum Liebenswertesten aus Hausensteins Feder. Seine Charakteristik voll Warmherzigkeit widmete er seiner Großmutter Josephine im Kapitel „Brezeln aus Niederwasser“⁸.

In Hornberg verbrachte der kleine Wilhelm nach kurzem Schulbesuch in Mosbach nur wenige Jahre seiner Kindheit bis zum frühen Tod seines Vaters, den er ebenfalls monumental, wenn auch wie mit einem Schleier verhüllt gezeichnet hat.⁹ Die vierte Person, die den Jungen beeindruckte, war ein schottischer Adliger aus der Familie Douglas-Hamilton, der Ehemann einer Tante, von den Hornbergern „Himmelanton“ genannt und so als einer der Ihren angesehen. Über diesen geheimnisvollen Mann hat Hausenstein ein eigenes Büchlein¹⁰ geschrieben und es anlässlich seines 75. Geburtstages seiner Vaterstadt gewidmet. Auffallend blasse Züge trägt in Lux Perpetua die Mutter, obwohl er ihr doch für die Sorge während seiner Gymnasialjahre in Karlsruhe dankbar sein mußte und obwohl er sie so lange behalten durfte (gest. 1937), daß sich in Tutzing, seinem späteren Wohnort, heute noch ältere Menschen an die Besuche bei ihrem Sohn erinnern können. Soll man nach einer Erklärung dafür suchen? Dann wird man vermuten dürfen, Hausensteins Verhältnis zu seiner Mutter sei so selbstverständlich gut gewesen, daß er es nicht besonders in den Vordergrund habe rücken wollen. Auch mag er die Wahrheit der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff erfahren haben:

„Wo man am meisten fühlt, weiß man nicht viel zu sagen“.¹¹

Evangelische Religiosität und Republikanertum, Liberalität, Familiensinn, Liebe zur heimatlichen Welt, die „Ausgewogenheit des . . . bürgerlichen Daseins um 1880“¹² kennzeichnen die Atmosphäre in Hausensteins Hornberger Jahren.

Die Mutter nahm ihren Sohn 1891 mit sich nach Karlsruhe, weil Wilhelm nicht nur die Volksschule besuchen sollte. In Karlsruhe war überdies das Grab des Vaters. Auch erhofften die beiden dort Hilfe von Verwandten. Die ersten Jah-

6 Buch einer Kindheit. 10 Erzählungen. Frankfurt/M., 1936.

7 Lux Perpetua. Summe eines Lebens aus dieser Zeit. Bd. 1. München 1947. Geschichte einer Jugend aus des 19. Jahrhunderts Ende. (Weitere Bände sind nicht erschienen) Neuauflage: Im Fischernetz — Eine Sammlung von Peter Härtling — S. Fischer Verlag, Frankfurt 1972.

8 Ebda, S. 60

9 Kindlers Literarisches Lexikon. Zürich 1964 Bd. VII, S. 5859.

10 Onkel Vere, der Douglas oder die Geschichte eines Spleens. Freiburg, München 1957.

11 Annette von Droste-Hülshoff: An meine Mutter.

12 Kindler, ebda.

re in der Fremde waren freilich eine Zeit schweren Ringens in großer Armut und in ungewohnter Umgebung bei verständnislosen Lehrern in einer lieblosen Klasse. Nach dem Überwecheln in das Großherzogliche Gymnasium¹³ war Wilhelm aber bald der beste Lateinschüler, wie seine Begabung und seine Interessen zeitlebens den Geisteswissenschaften galten.

Der Schwerpunkt seiner Autobiographie liegt auf diesen Karlsruher Jahren, der Begegnung mit eigenwilligen, guten Lehrern — herausragend der Lateinlehrer Brandström (recte: Klinkoström) und in der letzten Klasse Direktor Gustav Wendt, ein exzellenter klassischer Philologe und Verfasser einer griechischen Grammatik —, dem Zusammenleben mit seinen Klassenkameraden, vor allem aber der Begegnung mit den für sein Leben bestimmenden Autoren der klassischen Antike. Das humanistische Gymnasium erstrahlt bei Hausenstein in den leuchtendsten Farben.

Bereits den Primaner und Abiturienten beschäftigte eine religiöse Frage, die er in ein ungewöhnlich schönes, ja dichterisches Bild kleidet: „Wie aber: wenn Kreuz und Säule sich zusammen vertrugen, ja ineinander übergreifen konnten“, — Hat man je die Symbole des christlichen Humanismus in solcher Verbindung gesehen? — „weshalb dann war das Christentum gar in sich selbst gespalten? Da blieb, so fühlte er, etwas zu ordnen. Ihm war, als werde seine persönliche Zukunft von dieser ernstesten aller Angelegenheiten nicht ausgeschlossen bleiben“.¹⁴ Nach der Darstellung der Spannung, die es wegen seiner Taufe zwischen den konfessionell gemischten Familien gegeben hatte, und der Beschreibung des „Ewigen Lichtes“, das dem Buch den Namen gab, bei der Totenmesse für den Vater: die dritte und nun deutliche Ankündigung seiner Konversion, wie überhaupt das Buch die gültige Darstellung einer Konversion¹⁵ in deutscher Sprache hätte werden können, nachdem solche in anderen Sprachen schon vorlagen, im Englischen etwa von John Henry Newman. Worauf es Hausenstein ankam, sagte er im entscheidenden Gespräch in vielzitierten Worten so: „Ich glaube, aus der Geschichte meines Lebens das Ergebnis entnehmen zu dürfen, daß ich den Weg von Ihm zu Ihm gefunden habe, wiewohl über einen exzentrischen Bogen: den Weg von Gott — wo nicht über einen grellen Unglauben, so doch über eine weit fortführende Entfremdung zu Gott zurück“.¹⁶

Die Konzeption der Autobiographie Hausensteins ist schlichtweg als genial zu bezeichnen. Um nicht immer in der Ich-Form reden zu müssen und dem Mißverständnis, er wolle sich in einem günstigeren Licht zeigen¹⁷, als ihm zukom-

13 Mein Leben, erzählt für meine Tochter. Schiller-Nationalmuseum, Deutsches Literaturarchiv, Marbach a.N. (unveröffentlicht).

14 Lux Perpetua, S. 356. Vgl. auch H.-G. Falkenberg, in: Hochland 6./1949, S. 612.

15 Vgl. W., in: Die Besinnung. Nürnberg, 1949, S. 140 und Gustav Hillard, in: Merkur 1949, S. 1145.

16 Lux Perpetua, S. 23.

17 Vgl. Max von Brück, Bücher von heute. In: Die Gegenwart, 1948, S. 17.

me, zu entgehen, ließ Hausenstein sein Leben dem „Kunstschriftsteller“ Christian Hercynius — einem Schwarzwälder Christen oder einem christlichen Schwarzwälder¹⁸ — widerfahren. Dieser bittet seinen Vetter und Freund, den „erzählenden Schriftsteller“¹⁹ Johann Armbruster, seine Lebensgeschichte zu schreiben, wozu sich Armbruster unter Verwendung von Hercynius' Gelegenheitsschriften²⁰ bereiterklärt. Was daraus wurde, ist — jedes Wort — ein funkelndes Juwel, geistvoll, schimmernd in der Brechung der Farben mit den Augen des einen und des anderen und von je verschiedenen Zeiten aus gesehen. Sind diese Perspektiven originell, so sind Ethos und Motivation die gleichen wie bei Stifter, den Hausenstein aufs höchste geschätzt und ihn als „seinen“²¹, mehrfach auch als „helfenden“ Dichter²² bezeichnet hat. „Nicht um Worte ist es zu tun und um den, der sie redet, sondern daß sie Gutes wirken und daß ihnen dazu die Kraft gegeben sein möchte“.²³ Wie Hebel wollte Hausenstein sich „an die frommen Gründe in den menschlichen Gemütern wenden“.²⁴

In aller epischen Breite, bei großer darstellerischen Freude fließen Hausensteins Erzählungen und „Erdichtungen“²⁵, wie er zu Beginn gesteht, durch sein Werk von 440 Seiten, und gleichsam alle Manuale stehen ihm zur Verfügung, auf deren Tasten er in vielen Tönen, leisen, hellen und geheimnisvollen, aber auch in Moll die Melodien seiner Jugendzeit, in ihrem Umkreis die der letzten zwei Jahrzehnte des zu Ende gehenden Jahrhunderts, spielt.

Die unvollendete Autobiographie ist von der Kritik bei ihrem Erscheinen mit Recht als dichterisches Kunstwerk verstanden worden. Hans-Geert Falkenberg fand Parallelen zu dem gleichzeitig von Thomas Mann im Exil geschriebenen Roman „Dr. Faustus“²⁶. Otto Bernhard Roegele reihte das Buch gar bei Walafried Strabos Hymnen an die Insel Reichenau, bei den Werken Weinbrenners, den Landschaften Thomas und den Gedichten Hebels ein²⁷. Mit dem gleichen Recht könnte man es den „Confessiones“ des heiligen Augustinus zur Seite stellen. In der großen Tradition des deutschen Entwicklungsromans steht es ohnehin. In einer Zeit erzwungener publizistischer Untätigkeit und höchster existentieller Unsicherheit begonnen, strömen die Seiten Ruhe,

18 Vgl. Walter Dirks, in: Frankfurter Hefte. 1950, S. 647.

19 Lux Perpetua, S. 25.

20 Ebda., S. 24.

21 Ebda., s. 31; Licht unter dem Horizont, S. 376.

22 Licht unter dem Horizont, S. 129, 179.

23 Lux Perpetua, S. 31.

24 Ebda., S. 23.

25 „Daß sich bei diesen dichterischen Vorträgen und Erzählungen nicht auch Erdichtungen mit eingeschlichen haben sollten, läßt sich gar nicht läugnen; nur kümmerte dies die Alten nicht.“ Aus der Einleitung eines mythologischen Wörterbuchs von 1821 (Motto für Lux Perpetua).

26 Hans-Geert Falkenberg, in: Hochland 6./1949, S. 612.

27 O. B. Roegele, Liberalitas Badensis, in: Festgabe für W. Hausenstein. Zum 70. Geburtstag. München 1952, S. 56.

Überlegenheit, Heiterkeit aus. Rezensenten²⁸ wiesen auf das behagliche Verweilen bei den minuziösen Schilderungen früher Erlebnisse, den Menschen seiner Umgebung und dieser Umgebung selbst hin. In der Tat hat Hausenstein seiner Geburtsstadt Hornberg eine unvergleichliche Darstellung geschenkt. Er ließ Erinnerungen wieder aufleben wie das Schlittenfahren am Hang vor dem großelterlichen Haus, kindliche Phantasien um den Weg des Pfarrers auf die Kanzel, er beschrieb den Garten der Großeltern, die Liebhabereien des Onkels aus Schottland, Handwerk und Gewerbe im Hornberg des ausgehenden letzten Jahrhunderts. Gleich wertvoll ist aber auch, was er über die badische Landeshauptstadt berichtete: die herbstliche Fülle des Geisteslebens im humanistischen Gymnasium, die behagliche, geordnete Welt im deutschen Südwesten in der Begegnung mit Großherzog Friedrich. Hausenstein schenkte so den Stätten seiner Kindheit und Jugend wieder, was sie ihm einst gegeben hatten.

Eine vielfältige Symbolik²⁹, reich abgewandelt und in der Sekundärliteratur noch kaum vollständig erkannt, ist in den Roman eingearbeitet: *Das ewige Licht* erscheint in den verschiedensten Schattierungen immer wieder: als Sonne in den Rheinwäldern, als Glanz, der auf das Haar eines noch während der Schulzeit sterbenden Klassenkameraden fällt, als „Halblicht“³⁰ in der Stube der Großmutter. Erschreckt nimmt der Leser wie ein Vorbeben wahr, daß die Menge in Karlsruhe das Lied „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht“ in „Solange das Lämpchen noch glüht. . .“³¹ verfremdet. Die stete Wiederkehr von Lichtphänomenen und das häufige Vorkommen religiöser Motive mögen bei aufmerksamer Lektüre noch an vielen Stellen auffallen.

In den Gehalt dieses unvollendeten Werkes wird man tiefer eindringen, wenn man ahnt, was Hausenstein von seinem mit einer „exzentrisch geschwungenen Kurve“³² verglichenen Lebenslauf schreiben wollte. Immer wieder findet man vorwegnehmende Hinweise auf sein Wesen als Erwachsenen, über zukünftige Entscheidungen und Ereignisse: Der gealterte Christian Hercynius schiebt verschmitzt das Paket auszuwertender Skripten durch die Türe; die Verschmitztheit lobten seine Freunde als eine der liebenswürdigsten Seiten an Hausenstein³³. (Der Nachtrag zu *Lux Perpetua* ist ein herrliches Beispiel dafür.) Der kaum 10jährige Wilhelm betritt das „Hotel de Ville de Paris“ in Baden-Baden. Die Begegnung mit Kunstwerken wie dem Freiburger Münster oder dem Tiefenbronner Altar kündigen den Kunstkenner an. Seine einsamen Spaziergänge in den Auwäldern in der Nähe von Karlsruhe deuten auf seine in späteren Jahren auftretende Melancholie³⁴ hin. Mit der Schilderung der Nym-

28 Zum Beispiel: Hans-Geert Falkenberg, a.a.O., S. 613; Peter Härtling: *Vergessene Bücher*. Stuttgart 1966, S. 153.

29 Falkenberg, a.a.O., S. 614.

30 *Lux Perpetua*, S. 62.

31 *Ebda.*, S. 202f.

32 *Ebda.*, S. 31.

33 Vgl. Max von Brück, in: *Hochland* 1./1967/68, S. 76.

34 *Kannitverstan*. Herbstliche Reise eines Melancholikers. Briefe aus Holland. Stuttgart 1924.

phengruppe in Karlsruhe gibt er einen Hinweis auf seine monumentale Darstellung des nackten Menschen in der Kunst aller Zeiten und Völker. Der radikale sozialistische Mitschüler: auch Hausenstein war eine Zeitlang Mitglied der SPD. „Liebesabenteuer“, die, harmlos, doch „noch keine sind“³⁵, weisen auf seine glückliche Ehe hin.

Spätestens jetzt wird der Leser von heute auch nach Gesellschaftskritik fragen. War sie in der glücklichen Welt zu Ende des letzten Jahrhunderts zu erwarten? Hat nicht Hausenstein das Häßliche umgangen, ausgeklammert, von sich ferngehalten? Das Buch enthält Zeitkritik genug, freilich nicht in aufdringlicher Art. In einer Zeit der Verfälschung aller Werte wollte Hausenstein zeigen, was er „im echten Sinne des Wortes für deutsch halte“³⁶, indem er die humanistische Bildung in geradezu olympische Höhen erhob. Wie leichtfertig das gebildete Bürgertum mit seinen Bildungsgütern umging, wie frivol sie verspielt wurden: Hausenstein brauchte den Verfall nicht ausdrücklich zu schildern. Gesellschaftskritik ja, aber anders als gewohnt und so aktuell wie nur denkbar.

Lux Perpetua wurde konzipiert, als der Autor seine Pariser Jahre im diplomatischen Dienst noch vor sich hatte. Es ist nicht zu sehen, wie er bei der Beschreibung seiner Aufgabe als Botschafter der Bundesrepublik Deutschland aus seiner doppelten Pseudonymität (Armbruster — Hercynius) hätte heraustreten können.³⁷ Zusammenhängend Biographisches findet sich erst wieder in den Tagebüchern aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges, danach in den „Pariser Erinnerungen“³⁸ und in seinen letzten Tagebuchaufzeichnungen³⁹ — bedeutsame Bücher, wenn sie auch die künstlerische Höhe von Lux Perpetua nicht erreichen wollten.

Die Schulzeit in Karlsruhe schloß Hausenstein mit glänzendem Ergebnis ab. Seinen ersten Universitätslehrer lernte er bereits als Prüfer beim Abitur kennen: Otto Crusius, den hervorragenden Güzisten, der ihn aufforderte, bei ihm in Heidelberg zu studieren. Die Absicht, neben der klassischen Philologie auch evangelische Theologie zu belegen, hatte ihm der Gymnasialdirektor auszureden versucht. So waren Hausensteins Studienfächer Philologie, Geschichte, Philosophie und Nationalökonomie, Theologie nur kurze Zeit. Zur Kunstgeschichte führte ihn Henry Thode. Dessen Vorlesungen waren nur einer privilegierten Studentenschaft zugänglich, Hausenstein gehörte ihr an⁴⁰. Er schrieb im dritten Semester die ersten Seminararbeiten über „Des Knaben

35 Lux Perpetua, S. 419.

36 Licht unter dem Horizont, S. 370.

37 Vgl. Peter Härtling, in: Vergessene Bücher, S. 154.

38 Wilhelm Hausenstein: Pariser Erinnerungen, München 1961³

39 S. Anmerkung Nr. 4.

40 Vgl. Johannes Werner, Wilhelm Hausenstein aus Hornberg. Ein Lebenslauf, in: Badische Heimat 1981, Heft 4, S. 49.

Wunderhorn“ und „Definitionen des Tragischen bei Schiller“⁴¹. 1920 sehen wir ihn in Tübingen mit dem Thema „Die philosophische und kirchenpolitische Stellung des Bischofs Otto von Freising“⁴² beschäftigt. Im Anschluß daran machte er das Einjährig-Freiwillige bei der Feldartillerie, erlitt aber einen physischen Zusammenbruch und durfte den Militärdienst aufgeben.

Die dritte Universitätsstadt war München. Dort beeindruckten Hausenstein besonders Theodor von Heigel und der Sozialpolitiker Lujo Brentano. Das Universitätsstudium schloß Hausenstein mit dem Doktordiplom ab, wie nicht anders zu erwarten, mit „summa cum laude“. Thema der Dissertation war „Die Wiedervereinigung Regensburgs mit Bayern im Jahre 1810 (Zur Beurteilung Karls von Dalberg)“⁴³. Damit hätte Hausenstein die Grundlagen für eine glänzende akademische Laufbahn geschaffen, wenn er sich nicht bereits politisch für die Sozialdemokratie festgelegt hätte, der er von 1907 bis 1919 zugehörte. Zudem war ihm ein reines Gelehrtenleben zu wenig, auch zu einseitig. Der Überzeugung, der Akademiker dürfe sich aus Verantwortung dem politischen Engagement nicht verschließen, blieb er sein Leben lang treu.

Zunächst aber schien sein Leben einen recht bequemen Verlauf zu nehmen, ja sogar zu einer Art Stillstand zu kommen. Auf Vorschlag seines Lehrers von Heigel wurde er 1906 in Paris Vorleser der Exkönigin Marie-Sophie von Neapel, einer Wittelsbacherin, die für seine sozialistischen Neigungen Sympathien empfand. Hausenstein hatte ihr täglich eine Dreiviertelstunde vorzulesen — eine alles andere als anstrengende Aufgabe — und die Königin auf ihren Spaziergängen zu begleiten. Die Nachmittage waren meist frei, wie sich Theodor Heuß, sein Freund in jenen Jahren und das ganze Leben hindurch, noch im hohen Alter erinnerte⁴⁴. Heuß, den er im Hörsaal in München kennengelernt hatte, konnte Hausenstein die Schätze und die Pracht der französischen Hauptstadt zeigen.

Nach seinem Aufenthalt in Paris studierte Hausenstein noch einmal in München Kunstgeschichte bei Karl Voll. München wurde die Stadt seiner Liebe. Das Leben dort in seiner sinnlichen, liberalen, konservativen, katholischen, rustikalen Widersprüchlichkeit⁴⁵ schlug Hausenstein in seinen Bann, so sehr daß er — rechnet man Tutzing als zu München gehörig ein — dieser Stadt die Treue hielt über den Tod hinaus. München hat ihm viel zu verdanken, auch manche in Liebe geschriebene Kritik.⁴⁶

41 Walther Migge, Wilhelm Hausenstein. Wege eines Europäers. Katalog einer Ausstellung. Stuttgart 1967, S. 26.

42 Ebda., S. 27.

43 Ebda., S. 31.

44 Theodor Heuß, Würdigungen, Reden Aufsätze und Briefe aus den Jahren 1949—1955, S. 300.

45 Vgl. Leopold Zahn. In: Das Kunstwerk. Eine Zeitschrift für alle Gebiete bildender Kunst. Krefeld u. Baden-Baden 1956/58, S. 38.

46 München. Gestern, Heute, Morgen. Vortrag am 27. Juli im Theater am Brunnenhof. München 1947; Liebe zu München, München 1958. Vgl. auch Migge, a.a.O., S. 95.

Der in der Geisteswissenschaft Gebildete erlebte nun eine Phase unerhörten produktiven Schaffens, aber trotz rascher Erscheinungsfolge vieler und umfangreicher Werke litt die Brillanz seines Stils keinen Augenblick. Sein Schreiben war immer auch ein Ringen mit der deutschen Sprache⁴⁷. Fast überall, wo Hausenstein begann, betrat er Neuland, wurde er zum unübersehbaren Anreger und Initiator, aber auch zum Bewahrer. Er hob den durch seinen „Spaziergang nach Syrakus“ einst berühmt gewordenen Reiseschriftsteller Johann Gottfried Seume wieder aus der Versenkung, indem er dessen ausgewählte Schriften herausgab. 1913 ließ er Werke keines Geringeren als Georg Büchners wiedererscheinen.

Noch als Vorleser in Paris publizierte Hausenstein in den „Süddeutschen Monatsheften“ eine Untersuchung über Karl Ludwig Sand⁴⁸, den Mörder Kotzebues. Für die Weltgeschichte von Pflugk-Hartung⁴⁹ verfaßte er den Abschnitt „Die Zeit der nationalen Einigung“. Ebenfalls vor dem Ersten Weltkrieg schrieb er Bücher über Brueghel⁵⁰, den nackten Menschen in der Kunst aller Zeiten und Völker⁵¹, die großen Utopisten (Fourier, Saint Simon, Owen)⁵², die bildende Kunst der Gegenwart⁵³. Während des Krieges lieferte er Beiträge für verschiedene Zeitschriften und Zeitungen. 1916/17 war er Redakteur des „Belfried“⁵⁴, der „Kriegszeitung der IV. Armee“, in Brüssel. Nach dem Krieg gab er mit Ephraim Frisch den „Neuen Merkur“⁵⁵ heraus und hatte die Leitung des „Ganymed“⁵⁶ inne.

Der junge Gelehrte fühlte sich von der damals neuen Soziologie tief beeindruckt, wie denn auch seine ersten großen Werke ohne soziologische Lehrer, ohne Karl Marx, undenkbar wären. Mit größter Eindringlichkeit betonte Hausenstein den Unterschied seiner Konzeption der Kunstbetrachtung von der bisherigen, nämlich „in allem Geschichtlichen stets nach den Regungen des Individuellen“⁵⁷ zu suchen. *Seine* Sicht der Kunst ist, sie soziologisch zu betrachten⁵⁸. Damit machte Hausenstein einen Anfang, jedenfalls in Deutschland; so hat er zugleich in der Kunstwissenschaft Geschichte gemacht. Spätere

47 Vgl. W. Hausenstein, *Impressionen und Analysen*, S. 223.

48 W. Hausenstein, *Karl Ludwig Sand*, in: *Süddeutsche Monatshefte*. Stuttgart 1906, H. 8.

49 *Weltgeschichte*. Band VI. *Neuzeit seit 1815*. Hrsg. von J.v. Pflugk-Hartung, Berlin 1910.

50 *Der Bauern-Brueghel*. Mit 66 Abbildungen nach Gemälden, Kupferstichen und Zeichnungen, München 1910.

51 *Der nackte Mensch in der Kunst aller Zeiten*. München 1911. Mit mehr als 700 Abbildungen. München 1913.

52 *Die großen Utopisten* (Fourier, Saint Simon, Owen). Berlin 1912.

53 *Die bildende Kunst der Gegenwart*. Malerei, Plastik, Zeichnung. Stuttgart, Berlin 1914.

54 *Belfried*. Eine Monatsschrift für Gegenwart und Geschichte der belgischen Lande. Vgl. auch Migge, S. 52.

55 *Der Neue Merkur*. Monatshefte. Hrsg.: E. Frisch und W. Hausenstein München.

56 *Ganymed*. Jahrbuch für die Kunst. Hrsg. von Julius Meier-Graefe. Geleitet von W. Hausenstein. München.

57 W. Hausenstein. *Die Kunst und die Gesellschaft*. München 1916, S. 1.

58 *Ebda.*, S. 2 „Unser Suchen nach dem Sozialen ist nicht fakultativ. Es ist nicht ein geistiger Sport. Es ist eine Notwendigkeit unseres heraufdrängenden Lebensgefühls; und wir können ebenso gut Selbstmord begehen wie ihr ausweichen.“

traten in seine Fußstapfen, besonders Arnold Hauser mit seiner „Sozialgeschichte der Kunst und Literatur“⁵⁹. Die gesellschaftlichen, kulturellen, geistigen Voraussetzungen in Hausensteins Darstellung des nackten Menschen in der Kunst sind in einer so vollständigen Weise aufgezeigt worden, daß dieses Werk bis heute einzigartig geblieben ist.

Hausenstein hatte ein wahrhaft universales Verständnis für die Kunst. Er half, den Blick seiner Zeitgenossen auch auf Gebiete zu richten, die von diesen kaum beachtet wurden, um nicht zu sagen: für sie nicht existent waren: der exotischen Kunst widmete er die Bücher „Exoten“⁶⁰ und „Barbaren und Klassiker“⁶¹.

Hausenstein sah seine Lebensaufgabe in der — nur in Deutschland — und zwar von Winckelmann, Lessing, Goethe⁶² und anderen entwickelten Literaturgattung der „Kunstschriftstellerei“. Auch darin steht er in großer Tradition. Unmittelbare Anregungen dazu erhielt er von seinem Zeitgenossen Julius Meier-Graefe. Es gehe nicht darum, „die Resultate der Wissenschaft zu popularisieren“⁶³, sozusagen verständliche Wissenschaft zu betreiben; Meier-Graefe selbst nannte als Vertreter richtig verstandener Kunstschriftstellerei Wilhelm Hausenstein, „wie er mit sachtem Wort den Denkmälern. . . die staubige Maske vom Gesicht zu lösen versteht und ihre allmenschliche Gegenwart aufdeckt“⁶⁴. Oder noch verständlicher, in den Worten Hausensteins selbst: „So sehr geht es um das Bild, als wäre man schreibend berufen, es selbst zu erschaffen“⁶⁵. Er sprach Dinge aus, die sich wissenschaftlicher Behandlung entzogen, seine literarische Gattung war das Feuilleton in seiner sublimsten Form⁶⁶. So entging er der Kurzlebigkeit wissenschaftlicher Feststellungen, deren Wesen bekanntlich in ihrer Überholbarkeit besteht. Wahrscheinlich wird man der geistigen Leistung auf diesem seinem Gebiet nur gerecht, wenn man zu einer zugegebenermaßen superlativischen Sprechweise, wie Alfred Hoentzsch sie wählte, Zuflucht nimmt: „. . . welch außerordentliche Qualitäten dem Kunstschriftsteller Hausenstein auch eigen waren und nachzurühmen sind: die Brillanz seiner Feder, deren Wesen auch im Polemischen noch das Verbindliche war; die stupende Präsenz seines schier unbegrenzt

59 A. Hauser, Sozialgeschichte der Kunst und Literatur (Englische Originalausgabe 1951). Selbst in Moskau nahm man von Hausensteins Arbeiten Kenntnis: A. V. Lunacarskij, Skizzen kunstwissenschaftlicher Literatur, in: „Vestnik Socialist. Akademii“. M.P. 1923, Nr. 1. — In der Großen Sowjetenzyklopädie erscheint 1926 der Artikel „Barock“. (Wiederveröffentlichung durch Dieter Sulzer in „Der Nachlaß W. Hausenstein.“ S. 101.

60 W. Hausenstein, Exoten. Skulpturen und Märchen. Mit einer Einleitung von W. Hausenstein. Zürich und München 1920.

61 W. Hausenstein, Barbaren und Klassiker. Exotische Kunst, München 1922.

62 Vgl. Migge, a.a.O., S. 44.

63 J. Meier-Graefe, Kunstschriftstellerei. In: Die Gabe, München 1933, S. 48.

64 Ebda.

65 Wilhelm Hausenstein, in: Zeiten und Bilder, München 1920, S. 100f. Zitiert nach Migge, a.a.O., S. 45.

66 Vgl. Walter Dirks, in: Frankfurter Hefte 1950, S. 648.

scheinenden Wissens; die so exakte wie visionäre Kraft seines Denkens . . . Maßgebend wirkt Hausenstein, weil er . . . das Ganze nicht nur im Auge hatte, sondern im Herzen trug“.⁶⁷ Im Herzen trug!

Wer Hausensteins Buch „Vom Geist des Barock“⁶⁸ kennt, wird solche Worte nicht übertrieben finden. Wäre Kunstschriftstellerei nur populäre Wissenschaft, das Buch wäre nie geschrieben worden, denn erstaunlicherweise war der Barock bis zum Ersten Weltkrieg ein wenig behandelter Gegenstand. So steht Kunstschriftstellerei neben der Wissenschaft. Hausensteins „Vom Geist des Barock“ war ein „Wurf“⁶⁹, ein Essay in höchster Vollendung. Und, was nicht jedem bedeutenden Werk widerfährt: es wurde gleich bei seinem Erscheinen richtig eingeschätzt. „Dieses Grundbuch steckt das Feld ab: was hier intuitiv erkannt, zuweilen vielleicht auch vorderhand bloß aus Ahnungskraft imaginiert ist, muß uns erst im einzelnen wissenschaftlich erbracht werden; die Kärrner werden zu tun haben“.⁷⁰

Werke über Giotto⁷¹, Fra Angelico⁷², Carpaccio⁷³ folgten. In diese Reihe gehört auch „Der Isenheimer Altar des Matthias Grünewald“⁷⁴. Dem Umfang nach am gewaltigsten ist aus diesen Jahren der Weimarer Republik der „Rembrandt“⁷⁵. Mit seinen über 550 Seiten forderte dieses Werk Hausenstein eine ungeheuere Anstrengung ab; er schrieb Rilke, er sei „für lange Zeit matt davon“.⁷⁶

Zur Würdigung nur einen Satz: „Stellen wir fest, daß mit ihm Rembrandt seinen Seher gefunden und daß ein Buch von ähnlicher Leidenschaft und Tiefe seit langem nicht geschrieben worden ist.“⁷⁷

Der Kenner des Barock versagte sich auch der Moderne nicht. Die Stile seiner Gegenwart: der Expressionismus, der Kubismus und der Futurismus interessierten Hausenstein nicht weniger, nicht weniger auch ihre Vertreter⁷⁸: Albert Weisgerber, Franz Marc, Lovis Corinth, Max Beckmann, Alfred Kubin, Max Liebermann. . .

67 Alfred Hoentzsch, in: Hochland, 1./1961/62, S. 92.

68 Vom Geist des Barock. München 1920.

69 Hausenstein sagt es selbst im „Genie des Barock“. München 1956, S. 81. — Eine abwertende Kritik äußert lediglich Hermann Missenharter in: „Der Schwäbische Bund“ 1919/20, S. 564: „. . . die in einzelnen Wendungen oft verblüffend gescheite, insgesamt aber haltlose und auch snobistische Betrachtungsweise Hausensteins, deren Hauptzweck immer der zu sein scheint, eine neue Mode zu „kreieren“.“

70 Hermann Bahr in: Kritik der Gegenwart. Augsburg 1822, S. 48.

71 Giotto, Berlin 1923.

72 Fra Angelico. München 1923.

73 Das Werk des Vittore Carpaccio. Stuttgart 1925.

74 München 1919.

75 Rembrandt. Stuttgart 1926.

76 Wilhelm Hausenstein an Rainer Maria Rilke, Tutzing am 9. Mai 1926 (Migge, a.a.O. S. 68).

77 Ernst Benkard, in: Frankfurter Zeitung v. 20. Dezember 1929.

78 Vgl. z.B. Hausenstein. Die Kunst in diesem Augenblick. München 1960.

Mit allem, was Hausenstein schrieb, stand er — noch einmal — in großer Tradition: Auch die Reiseliteratur hatte sich in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert zu klassischer Höhe erhoben. Seumes „Spaziergang nach Syrakus“, Goethes „Italienische Reise“, Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“. . . diesen Werken des „Deutschen in der Landschaft“⁷⁹ fügte Hausenstein seine Interpretationen hinzu; nicht nur in der Absicht, etwa zur Unterhaltung beizutragen, sondern als Humanist, um mit einer Literatur, die viele Leser erreicht, das kulturelle Erbe, das bedrohte, eines Europa bewahren zu helfen, das einst, als Begriffe wie als Realitäten, Menschlichkeit, Menschenfreundlichkeit, Menschenwürde hervorgebracht und der Welt als sein Bestes dargeboten hatte. So ist Hausenstein auch ein Klassiker der Reiseliteratur. Goethes Verse aus dem „Lied des Türmers“

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,

auf Hausenstein treffen sie zu.

Ist das Schreiben eine Kunst, so ist es das Sehen nicht minder. Hausenstein beobachtete mit den Augen, mit dem Herzen, seiner Bildung die geographischen und historischen Dimensionen einer Stadt, eines Palastes, eines Kunstwerks, eines Landes. Und da er sich auch hier jedes Wort abrang, bis er die Veröffentlichung verantworten zu können glaubte, wurde die Landschaft zum Gemälde, wie er, wenn er ein Gemälde deutete, auch gern von der Landschaft sprach, in der es entstanden war⁸⁰. Nach der Lektüre des „Reisetagebuches eines Europäers“⁸¹, der „Europäischen Hauptstädte“⁸², der „Wanderungen auf den Spuren der Zeiten“⁸³ oder der „Badischen Reise“⁸⁴ kann man, was er beschrieb, durchaus mit seinen Augen sehen und erleben: einen Schwarzwaldhof, das Gutachtal, das Kinzigtal so gut wie Salzburg oder Athen, Südfrankreich, Italien oder das Mittelmeer.

Es fällt auf, daß die bereisten Länder ohne Ausnahme zum Imperium Romanum zählen und der Limes auch für Hausenstein eine Grenze bildete. Nach seinen Reiseberichten zu schließen, hat Hausenstein nie den Kanal überquert, auch Amerika blieb ihm fremd. Er beschrieb die romanische Welt — und jenes Deutschland, das von ihr berührt war.

Seit 1918 war Hausenstein Mitarbeiter und Redakteur der „Frankfurter Zeitung“, der „Münchener Neuesten Nachrichten“, Mitherausgeber des „Neuen Merkur“, von 1934—43 leitete er das „Literaturblatt“ und die Seite „Die

79 Rudolf Borchardt. Der Deutsche in der Landschaft. München 1927.

80 Vgl. zum Beispiel: „Der wunderbare Fischzug“ (von Konrad Witz) in: Das Gastgeschenk. Wien, München 1923, S. 39ff.

81 Reisetagebuch eines Europäers. München 1964.

82 Europäische Hauptstädte. Erlenbach 1932.

83 Wanderungen auf den Spuren der Zeiten. Frankfurt/M. 1935.

84 Badische Reise. München 1930.

Frau“ der „Frankfurter Zeitung“. Einen großen Teil seiner Redaktionsarbeit leistete er von „seinem Buchenhaus“ in Tutzing aus.

Zum Autor und zum Redakteur aber kam der Freund. Unter denen, die Hausenstein viel zu geben wußten wie er ihnen, waren etwa Efraim Frisch, Max Picard, Rainer Maria Rilke, Emil Praetorius, Benno Reifenberg, Reinhard Piper, Alfred Kubin. . . „Das Gastgeschenk“⁸⁵ nennt weitere Namen. Freunde gewann er bis ins hohe Alter, François-Poncet stehe für viele.



Hausenstein, seine Frau und Tochter (Schiller-Nationalmuseum Marbach)

Seine Frau Margot (geb. Lipper) hatte Hausenstein in Brüssel kennengelernt. Geistvoll und mit Können führte sie das gemeinsame Haus in München und seit 1932 in Tutzing, aufmunternd, wenn Hausenstein das sichere Urteil in seiner schriftstellerischen Arbeit zu verlassen drohte, tapfer in der Zeit der Gefährdung durch den Nationalsozialismus, während Renée-Marie, die einzige Tochter, zu den Missionsbenediktinerinnen in Rio de Janeiro geflüchtet und die briefliche Verbindung mit ihr oft quälend lange unterbrochen war. Ohne die lebenswürdige, hochgebildete Frau an seiner Seite wäre sein literarisches Werk nicht geworden, was es ist⁸⁶, von seinem Amt als Diplomaten in Paris

85 W. Hausenstein, *Das Gastgeschenk. Werke und Maler in 23 Erzählungen. Mit 23 Bildtafeln.* Wien 1923.

86 „In der Grundlegung meiner Arbeit ist sie mit einem moralischen und überhaupt geistigen Anteil mit — gegenwärtig, den ich gar nicht überschätzen kann. . .“ schrieb er 1946 an seine Tochter Renée-Marie. (Zitiert nach Migge, a.a.O., S. 56).

ganz zu schweigen. Fast versteht es sich von selbst, daß Hausenstein mit Frau Margot auch in Tutzing in ihrer Muttersprache Französisch sprach.

Gemeinsam mit ihr vollzog er an Ostern 1940⁸⁷ in aller Stille den Übertritt zur römisch-katholischen Kirche, wobei Pfarrer Luitpold Kuhn münchen beide geistlich betreute. Die ungezählten religiösen Gespräche fanden auch im Tagebuch ihren Niederschlag. Der rastlose Autor der Weimarer Jahre: welche Möglichkeiten verblieben ihm während des „Dritten Reiches“, als die Presse gleich- und alle Nicht-Konformisten ausgeschaltet wurden? Hat am Ende auch er dem Zeitgeist Konzessionen gemacht, mußte auch er mit den Wölfen heulen, und wäre es, um seine Existenz zu erhalten?

Nein auf alle diese Fragen!

Schon eine Woche nach dem Zusammenbruch notiert er⁸⁸ mit unüberhörbarem Stolz in sein Tagebuch: „Wohl aber gehörte etwas dazu, zwölf Jahre lang bemüht zu bleiben, journalistisch das Gute als solches, um seinetwillen rein zu pflegen, in einem Stil, als ob es den Hitler und seine Halunken überhaupt nicht gegeben hätte, und gleichwohl unter täglicher Gefahr. Aus den zehn Jahrgängen des Literaturblatts und der Frauenbeilage der Frankfurter Zeitung, die von mir redigiert worden sind, würde keine künftige Generation auch bloß schließen können, daß sie in der Zeit des Hitlerismus geleitet und geschrieben wurden: so gänzlich sind sie an dem Régime vorüberredigiert“⁸⁹. Als sei nichts geschehen, hatte Hausenstein weiterhin Aufsätze und Berichte zur Kunst, über Mittelalter und Barock, über literarische Neuerscheinungen veröffentlicht und nur die zu Wort kommen lassen, die gleicher Gesinnung waren: Benno Reifenberg, Walter Dirks, Max von Brück, Theodor Heuss. . . Es waren viele, die sich weigerten, den Herrschern des Tages Tribut zu zollen.

1936 war Hausenstein aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen worden, seine „Kunstgeschichte“⁹⁰ wurde nicht mehr ausgeliefert. Er ließ sie zwei Jahre später lieber einstampfen, als sich dazu zwingen, Namen jüdischer Künstler daraus zu entfernen und sie nach den nationalsozialistischen Prinzipien umzuschreiben.

Am 5. Mai 1943, rückwirkend gültig seit 1. Mai, war auch über Hausenstein das totale Publikationsverbot verhängt worden. Aber welch ein Paradox! — Sein Buch „Wanderungen auf den Spuren der Zeiten“ wurde für die Frontbuchhandlungen von der Heeresleitung in einer Auflagenhöhe von 5 000 Exemplaren genehmigt. Es blieb ihm der Trost, in der Stille seines Studierzimmers, in der Gemeinschaft mit seiner Frau, in der geliebten Umgebung der Voralpenlandschaft und der Nähe Münchens leben und, wenn auch in zunehmender Isolierung von seinen Freunden, sich mit der Weltliteratur beschäftigen

87 Vgl. W. Dirks. Das Porträt, in: Frankfurter Hefte, 1950, S. 648.

88 15. Mai 1945, Licht unter dem Horizont, S. 357.

89 Ebda.

90 Kunstgeschichte. Berlin 1927.

und für sich schreiben zu dürfen, wie oft gesagt worden ist: ein Leben in der „inneren Emigration“⁹¹, auch dieses.

Hausensteins Tagebuch aus jenen Jahren ist ein Werk von unschätzbarem Wert für alle, die die Hitlerzeit nicht mehr erlebt haben, sich aber ein Urteil über das Leben unter einer Diktatur bilden wollen. Es hat den Rang einer Primärquelle (so gewiß andere noch mehr erduldet haben und Dramatischeres wiederzugeben wußten⁹²). Wer Verdammungsworte eines Empörten, voller Wucht aufs Papier geworfen, erwartet, sieht sich enttäuscht. Dies hätte ihn und seine Frau, da sie vor Haussuchungen durch die Gestapo nie sicher waren — eine wurde tatsächlich einmal durchgeführt — in Lebensgefahr gebracht. Keine Verurteilung der „Blut-und-Boden-Ideologie“, kein Hohn über die Sprüche der Nazi-Propaganda, kein „Ich-hab’s-ja-immer-gesagt“; der Name Hitler wird vor dem Ende des Krieges nicht einmal erwähnt, danach — auch dies ein Zeichen tiefster Verachtung — meist mit dem Artikel. Den Grundton bestimmen Sorge um seine Tochter, Schmerz über den Niedergang der öffentlichen Moral, über den Verlust so vieler Kulturwerte, die er in nächster Nähe in Schutt und Asche sinken sah, Sorge schließlich um die eigene Existenz und die seiner Frau. Getragen aber sind Hausensteins Aufzeichnungen vom Vertrauen auf Gottes Vorsehung. Seine Haltung ist gefaßt, die einer *anima naturaliter christiana*, immer den Tod vor Augen und doch getröstet auch vom Gedanken, daß viele mehr zu leiden hätten als er: die Haltung eines Herrn.

Was Hausenstein festhielt, sind Reflexionen über das, was er sah, hörte und erlebte. Auffällig die vielen Einträge über seinen schlechten gesundheitlichen Zustand, den er sich mit seiner maßlosen Arbeit als Redakteur und mit sonstiger publizistischer Tätigkeit erklärte. Vom Blick in die schreckliche Welt des Kriegsgeschehens fließt nichts in die Tagebücher ein. Verbindungen zu Widerstandskämpfern hatte er nicht, und Kommentare zu Frontberichten, Siegesmeldungen, „erfolgreichen“ Absetzbewegungen muß man anderswo suchen. Klein geworden ist die Welt, München gerade noch erreichbar. Im näheren Umkreis sind noch Besuche möglich, Besucher kommen auch noch nach Tutzing, in den dunklen Jahren findet man so eine Stütze aneinander, und wie auch dies in den letzten Kriegsmonaten nicht mehr möglich ist, bleibt nur, „den Blick . . . aufs Innere, zu Gott zu wenden“.⁹³

Umso erstaunlicher, welche Energie Hausenstein für die tägliche Lektüre aufbrachte. Werke, für die ihm unter „normalen“ Umständen die Zeit gefehlt hätte, studiert er mit der größten Akribie, sie offenbaren die ganze Weite seiner Interessen. Alle zu nennen ist hier nicht der Platz, sie reichen von den

91 Vgl. Kindlers Literatur Lexikon, S. 5859.

92 Lediglich Rudolf Hartung, in: Neue Rundschau, 1967, S. 512 blieb es vorbehalten, Hausenstein diese Form des Widerstandes zum Vorwurf zu machen. — Kritisches zu den Tagebüchern auch von Joachim Günther in: Neue deutsche Hefte 1967, S. 185ff.

93 Licht unter dem Horizont, S. 339.

Psalmen, vom Neuen Testament über Augustinus, mit dem er sich außerordentlich intensiv beschäftigte, Thomas von Aquin, über Dantes „Divina Comedia“, Goethe, Kleist, Anatole France, Hesse, Thomas Mann bis zum „Maulkorb“ von Heinrich Spörl.

Aber dem Mann, dem die Feder das alleinige Werkzeug war, der meinte, er habe an einem Tage, an dem er nichts geschrieben hatte, nicht gelebt, konnte reines Rezipieren und Führen eines Tagebuchs nicht genügen. Wie er die französische Literatur leidenschaftlich liebte, so glaubte er etwas Ungefährliches zu tun, wenn er französische Dichter ins Deutsche übersetzte. Ein besonders nahes Verhältnis hatte er zu Charles Baudelaire. Viele seiner Gedichte konnte er nach 1945 in einem Sammelband mit einem Essay, der zu seinen berühmtesten, aber auch am schwersten verständlichen gehört, veröffentlichen.⁹⁴ Unter dem Titel „Das trunkene Schiff“⁹⁵ legte er Übersetzungen von Gedichten von Rimbaud, Mallarmé, Maupassant und anderen vor. Und wie schon gesagt: Lux Perpetua schrieb er in dieser Zeit.

Von Erleichterung nach dem Kriegsende kann man kaum sprechen. Nächste Angehörige von Frau Margot sind umgebracht worden, die Erschöpfung war zu groß, sich der neuen Freiheit recht freuen zu können⁹⁶, umso nachhaltiger die Enttäuschung über das Verhalten der amerikanischen Besatzungsmacht, die gerade jetzt so viel Gutes hätte wirken können, aber auch über die Mehrzahl der deutschen Landsleute, die aus den schrecklichen Erfahrungen nicht die Konsequenzen für ein anderes Leben zogen⁹⁷.

Bitter, ungerecht empfand er jedoch auch die Äußerung Thomas Manns, allen im Nazi-Deutschland geschriebenen Büchern hafte „ein Geruch von Blut und Schande“⁹⁸ an, weshalb sie „eingestampft werden“ sollten. Ein offener Brief in der „Süddeutschen Zeitung“ suchte Mann mit Argumenten zu antworten⁹⁹, u.a. mit einer langen Liste von Büchern, die standhalten konnten. Mann erwiderte nicht; weil er nicht erwidern konnte?

Hausenstein hätte jetzt Chefredakteur der Süddeutschen Zeitung werden können, mußte aber seiner angegriffenen Gesundheit wegen, die Krankenhausaufenthalte notwendig machte, ablehnen.

Die schweren Jahre bis 1949 nützte er nicht nur, um wieder in rascher Folge Bücher¹⁰⁰ erscheinen zu lassen, unter ihnen so verschiedenartige wie „Herbst-

94 Charles Baudelaire. Ausgewählte Gedichte. Deutsch von W. Hausenstein. Freiburg 1946.

95 Das trunkene Schiff und andere französische Gedichte von Chenier bis Mallarmé. Deutsch von W. Hausenstein. Freiburg, München 1950.

96 Vgl. Migge, S. 121.

97 Licht unter dem Horizont, S. 348. Die Meinung Rolf Hochhuts über das Schweigen der Kirche nahm er vorweg. Vgl. auch Günter, Neue deutsche Hefte, a.a.O., S. 187.

98 Vgl. Die große Kontroverse. Ein Briefwechsel um Deutschland. Herausgegeben und bearbeitet von J.F.G. Grosser. Hamburg, Genf, Paris 1963, S. 62.

99 24. Dezember 1945, Bücher — frei von Blut und Schande.

100 Vgl. Migge, a.a.O., S. 194.

laub“¹⁰¹, „Die Masken des Münchner Komikers Karl Valentin“¹⁰² und das „Zwiegespräch über den Don Quijote“¹⁰³, er fand jetzt auch die Zeit für eine Neubesinnung über die Wege der Kunst während der letzten Jahrzehnte. Er, der — wie keiner — verantworten können wollte, was er schrieb, überprüfte im Alter seine Erkenntnisse früherer Jahre und scheute sich nicht, eigene Irrtümer zuzugeben. Die Kunst war Wege gegangen, die er als Irrwege verstehen mußte. So legte er der Öffentlichkeit 1949 eine „aus der Bedrängnis eines Gewissens“¹⁰⁴ geschriebenen Studie vor, wohl ahnend, daß sein Mahnruf überhört oder abgelehnt werden würde.

Die Mitte war verloren — mit Sedlmayr¹⁰⁵ zu reden, seit vom Ende des Barock an die Säkularisation ihren Weg nahm. „Vom Abbild zum Sinnbild“¹⁰⁶ war die Forderung der Moderne. Doch, ach, es bestand keine Vorstellung von den Bedeutungen der Dinge mehr, wie das Mittelalter sie gekannt hatte. Sinnbildlich wollte man die Dinge darstellen und wußte nicht, was das Sinnbild der Dinge ist. Was Wunder, wenn jetzt die hohe Zeit der Interpreten anbrach, wenn die Kunst von diesen lebte, wenn sie esoterisch wurde, eine gesellschaftliche Aufgabe nicht mehr wahrnehmen konnte? Hier gab der Kunstgelehrte auch denen Sprache, die keinen Zugang zur modernen Kunst fanden, dies aber nicht auszudrücken wagten. Die Entwicklung der Kunst, die ihr Recht und ihren Wert in sich selbst zu tragen schien, hatte einen Punkt erreicht, an dem sie zum „Ausdruck einer Welt geworden“ war, „in welcher der Untergang der Dinge bereits Wirklichkeit zu werden begann“, mehr noch, erstarrt ist sie und ähnelt „mehr als dem Leben dem Tode“¹⁰⁷. Was wird helfen können?

Hausenstein sagte rundheraus, eine Erneuerung könne er sich nur „im Zeichen des Christentums“¹⁰⁸ vorstellen. Selbst dann aber werde die Kunst nicht von einem Tag zum andern zu retten sein — zu tief sei die „Kluft zwischen profan — ästhetischer Form und christlicher Substanz“¹⁰⁹. Hausenstein sprach von einem Prozeß über mehrere Generationen hinweg. Ja, er meinte, es werde der Kunst vielleicht dienlich sein, wenn sie sich selbst Untätigkeit verordnete, „um nur einfach die Hände zu falten“.¹¹⁰

101 Herbstlaub. Fünf Erzählungen von Johann Armbruster. Fulda 1947.

102 Die Masken des Münchner Komikers Karl Valentin. München 1948.

103 Zwiegespräch über den Don Quijote. München 1948.

104 Was bedeutet die moderne Kunst? Ein Wort der Besinnung. München 1949, S. 7.

105 Zur gleichen Zeit schrieb Hans Sedlmayr sein bekanntes Werk „Verlust der Mitte“. Salzburg 1948; er kam in der Erforschung der Ursachen zu ähnlichen Ergebnissen, ohne daß ein Autor von den Überlegungen des andern Kenntnis gehabt hätte.

106 Was bedeutet die moderne Kunst? S. 19.

107 Ebd., S. 75.

108 Ebd., S. 80.

109 Ebd., S. 83.

110 Ebd., S. 73.

Hausenstein sollte indessen nicht in Abgeschiedenheit, in der geliebten Beschaulichkeit seine schriftstellerischen Arbeiten fortsetzen, nicht an der in den letzten Kriegsjahren begonnenen Autobiographie weiterschreiben dürfen. Etwas völlig anderes stand ihm bevor. Der viel Gereiste, der umfassend Gebildete, der Übersetzer französischer Lyrik, der Gegner Hitlers, der Freund Frankreichs, der „homme de lettres“: hätte die junge Bundesrepublik Deutschland einen geeigneteren Vertreter nach Paris zu entsenden gehabt?

Wie war die Bundesregierung, Bundeskanzler Adenauer selbst auf Hausenstein aufmerksam geworden? Hausenstein vermutete zunächst durch Theodor Heuss. Die Anregung kam aber von der Schriftstellerin Maria Schlüter-



*Adenauer und Hausenstein
(Schiller-Nationalmuseum Marbach)*

Hermkes, einer Nachbarin Adenauers in Rhöndorf. Der Kanzler kannte Hausenstein persönlich nicht, wohl aber einige seiner Bücher. Die erste Begegnung beider fand im Hotel „Bayerischer Hof“ in München statt; Adenauer war sofort von Hausenstein eingenommen. Er kreiste ihn — wie dieser selbst sagte¹¹¹ — mit Argumenten ein. Hausenstein habe als Redakteur der „Frankfurter Zeitung“ . . . „in einem lehrreichen politischen Klima gestanden“,¹¹² seine Grundvorstellungen von der deutsch-französischen Versöhnung seien auch die

111 W. Hausenstein. Pariser Erinnerungen. Aus fünf Jahren diplomatischen Dienstes 1950 bis 1955. München 1961, S. 17.

112 Ebda.

des Kanzlers; Hausenstein sei „Humanist und Katholik“¹¹³. Dem letzten, gewichtigsten Argument konnte Hausenstein am wenigsten widersprechen: Bei der Bedeutung der Literatur im öffentlichen und privaten Leben Frankreichs sei ein Schriftsteller als Vertreter Deutschlands „das Richtige“.¹¹⁴

Hausenstein ahnte, welche Schwierigkeiten ihn erwarteten, und so bat er sich Bedenkzeit aus. Auf der Herreninsel im Chiemsee rang er sich zu einer Zusage durch.

Aus dem Abstand von über 30 Jahren erscheinen die Verhältnisse, unter denen Hausenstein in Paris zu arbeiten hatte, als kaum glaublich, ja geradezu als blamabel. Was so nicht hätte zu sein brauchen: „Die Schule“, also die gelerten Diplomaten sahen den Schriftsteller nur mit Skepsis kommen, und manche ließen ihn das auch recht unverblümt wissen.¹¹⁵ Die deutsche Vertretung war in einem kleinen Haus in der Avenue d’Jena untergebracht. Nach dem Einzug waren noch umfangreiche Renovierungsarbeiten durchzuführen. Die Räume waren nicht beheizbar, die Möblierung war noch nicht vollständig, es kam vor, daß Sekretärinnen die Schreibmaschine auf die Knie stellen mußten. Als private Unterkunft dienten über eineinhalb Jahre zwei Zimmer in einem Hotel, eines davon war Hausensteins Arbeitszimmer. Die Mitarbeiter waren überlastet, die personelle Ausstattung mehr als kümmerlich, von der finanziellen ganz zu schweigen. Um Gäste zum Lunch in ein Hotel einladen zu können, mußten sich Hausenstein und seine Frau mit etwas Obst zum Abendessen begnügen. Einer Einladung in einen exklusiven Zirkel konnte er nicht Folge leisten, weil ihm die entsprechende Garderobe fehlte.

Die Aufgabe Hausensteins, fünf Jahre nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges, als die Wunden noch heftig schmerzten und viele Franzosen noch nicht bereit waren, zwischen schuldigen Deutschen und solchen, die, wie die Familie Hausenstein, bitter unter der Hitlerdiktatur zu leiden gehabt hatten, zu unterscheiden, war fast übermenschlich schwer.¹¹⁶ Nur langsam, im Rückblick freilich immer noch überraschend schnell, gelang es Hausenstein, mit seiner Liebenswürdigkeit, seiner Diskretion, die Atmosphäre zu wandeln, Zurückhaltung, Hemmungen, Abneigung abzubauen. Selbst drückte er es so aus: „. . . in dieser Sphäre kam es nicht darauf an, sofort etwas zu „tun“, sogleich zu „handeln“, sondern darauf, zu „sein“ — das heißt: in einfach existentiellern Sinn durch persönliche Gegenwart und Glaubwürdigkeit zu überzeugen“.¹¹⁷

Nach Hausensteins Meinung konnte die Kunst ein Mittel zur Verständigung zwischen Deutschen und Franzosen bedeuten. Er plante, eine Barockausstel-

113 Ebda.

114 Ebda.

115 Ebda., S. 23.

116 Pariser Erinnerungen, S. 35.

117 Ebda., S. 55.

lung in der Orangerie durchzuführen, in der Hauptsache mit süddeutschen und bayerischen Barockkunstwerken. Aber noch stieß er nicht auf Gegenliebe. Eine Krippenausstellung mit Exponaten aus dem Bayerischen Nationalmuseum scheiterte, weil keine geeigneten Räume zu finden waren. Ebensovwenig kam es zu einer Ausstellung mit Gemälden von Wilhelm Leibl.¹¹⁸

Doch für den deutschen Generalkonsul fehlten auch die hoffnungsvollen Zeichen nicht. Schon die erste Unterhaltung mit François-Poncet verlief in zunehmend freundlicher Atmosphäre,¹¹⁹ und der „eher neutrale Ton“, die Förmlichkeiten, während der ersten fünfzig diplomatischen Besuche wichen nach und nach „einer individuell gestimmten Verbindlichkeit“.¹²⁰

Es waren die schwierigen Jahre der deutsch-französischen Wiederannäherung (1950—1955), Jahre instabiler Regierungsverhältnisse der IV. Republik, der Ungewißheit über das Schicksal der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft, die der Europäer Hausenstein leidenschaftlich befürwortete,¹²¹ deren Scheitern ihn an den Rand des Zusammenbruchs brachte, weil er erkannte, daß die intensivste Form der europäischen Einheit für unabsehbare Zeiten unmöglich sein würde. Da war auch die ungelöste Saarfrage, der Neubeginn von Verhandlungen über die europäische Verteidigung, die Verträge über die Westeuropäische Union.

Allen Ressentiments, allen Schwierigkeiten widerstand Hausenstein mit den Eigenschaften, die ihm gegeben waren, mit Mut und Charakterfestigkeit, mit Diskretion. „Aber da war auch die Strahlungskraft seiner Person, seine Ansprechbarkeit, seine Würde, sein Humanismus, von dem sich alle, die ihn kennen lernten, nicht nur bezwungen, sondern auch gewonnen fühlten . . . Diesem Mann war ein Wunder gelungen: in wenigen Jahren Freundschaft zwischen unseren Ländern zu schaffen und Vertrauen einzuflößen . . . Niemals wird Deutschland voll ermessen, was es diesem Mann schuldet . . . einen besseren Diplomaten als ihn besaß Deutschland vermutlich seit langem nicht“,¹²² schrieb der Augenzeuge Jean du Riveau.

Im Rückblick kann man sagen, es war ein Glücksfall, daß Hausenstein zur Verfügung stand und sich zur Verfügung stellte.

Seit dem Mai 1955 des Amtes als Botschafter wieder ledig,¹²³ warf er sich — zunächst in Tutzing, danach in München — wieder auf seine schriftstellerische Arbeit, die er mit Schmerzen unterbrochen hatte, es schien ihm, er müsse in den verbleibenden Jahren, was immer möglich war, aufholen. Neuauflagen

118 Ebda., S. 41ff.

119 Ebda., S. 32.

120 Ebda., S. 55.

121 Ebda., S. 132.

122 Jean du Rivau, in: Dokumente 1957, S. 329.

123 W. Hausenstein: Impressionen. . . S. 47ff.

vergriffener Bücher wurden vorbereitet, Zeitungsartikel geschrieben, Radio-vorträge gehalten. Dazu kam eine ausgedehnte Korrespondenz und nicht zuletzt die Niederschrift der „Pariser Erinnerungen“.

Der an vorderster Stelle mit politischen Erfahrungen Ausgestattete beobachtete das Weltgeschehen jetzt eher noch sorgenvoller als zuvor. In Paris gingen die Dinge nicht in seinem Sinne weiter¹²⁴, blieben gute Ansätze stecken; die Moskaureise Adenauers verfolgte er in des Wortes wahrer Bedeutung in leidenschaftlicher Anteilnahme; dem Ergebnis, der Aufnahme diplomatischer Beziehungen der Bundesrepublik Deutschland mit der Sowjetunion, stand er nicht nur skeptisch gegenüber, er lehnte sie ab. Hausenstein befürchtete verstärkte kommunistische Umtriebe, hier wie überall in der Welt.

Seine Bedenken konnte Renée-Marie im Palais Schaumburg dem Regierungschef bei der Teestunde im Beisein ihres Vaters vortragen, und der Kanzler, der angeblich so spröde, unzugängliche Kanzler, ließ sich zu einem „sehr bewegenden Gespräch“¹²⁵ mit dem Mädchen herbei, in dem er offensichtlich die deutsche Jugend vertreten sah. Diesem Tagebucheintrag verdanken wir außerdem die zweimalige Feststellung, Adenauer habe vor ihrem Eintreten geweint¹²⁶. Meines Wissens sind solche Züge des ersten Bundeskanzlers kaum sonst bekannt gemacht worden.

Die „Pariser Erinnerungen“ enthalten eine großartige Charakteristik Adenauers¹²⁷, die „Letzten Aufzeichnungen“ solche von anderen „Männern der ersten Stunde“: von Brentano, von Merkatz, Gerstenmaier, Strauß, Schäffer, Hallstein, Wohleb, Wehner u.a.; freilich dürften nicht alle eine reine Freude am Studium ihres Charakters und an der Beurteilung ihrer Tätigkeit durch Hausenstein empfunden haben. Die „Pariser Erinnerungen“ enthalten außerdem eine hochsensible Situationsbeschreibung des Frankreich der 50er Jahre.¹²⁸

Gehrt wurde Wilhelm Hausenstein auf vielfache Weise: 1948 wurde er Mitglied, 1950 Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste; 1949 ernannte ihn die Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu ihrem Ehrenmitglied, die Academia Goetheana in Sao Paulo zum Ehrenmitglied, der Badische Staat verlieh ihm für Lux Perpetua den Hebel-Preis. 1950 wurde er Mitglied der Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt, im gleichen Jahr Mitglied des PEN Club. 1952 wurde ihm das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland mit Stern und Schulterband verliehen. 1954 ehrte ihn die Stadt München mit ihrem Literaturpreis. Frankreich zeich-

124 Ebda., S. 108.

125 Ebda., S. 73f.

126 Ebda., S. 73.

127 Ebda., S. 69–119.

128 Ebda., S. 151.

nete ihn 1955 durch die Ernennung zum Grand Officier de la Légion d'Honneur aus. Das Land Baden-Württemberg verlieh ihm den Professorentitel.¹²⁹

In seinen letzten Jahren sprechen die Tagebücher von Schwächezuständen, Klagen über bleierne Schwere und Interesselosigkeit kommen vor.¹³⁰ Die Stimmung dessen, der im Winter Blumen sucht, blieb ihm nicht erspart. Mitten in einer Arbeit über Baudelaire, Flaubert und Stifter starb Hausenstein am 3. Juni 1957. Unvollendet mußte er seine Lebensgeschichte wie so vieles andere zurücklassen. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Friedhof in München-Bogenhausen im Schatten einer geliebten Barockkirche.

Unvergessen aber blieben allen, die ihn kannten, seine Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, seine Bereitschaft, auf die Anliegen seiner Gesprächspartner einzugehen, sein Charme, seine Weltoffenheit, sein herzliches Lachen, sein jugendlicher Geist, noch im Alter, trotz geschwächter Gesundheit¹³¹. Noch heute erwachen bei den Bürgern Tutzing die lebhaftesten Erinnerungen an Hausenstein, kommt die Rede auf ihn, und Freude, Stolz und Dankbarkeit, daß er ihren Ort zu seiner Wahlheimat gemacht hat, sprechen aus jedem Wort.

Das Verhältnis Hausensteins zu seiner Vaterstadt Hornberg war sein Leben lang von herzlicher Zuneigung getragen, er bewahrte die Stadt in verklärender Erinnerung, widmete ihr faszinierende Schilderungen. Er fühlte sich „als der getreue Sohn Hornbergs“¹³² und suchte seine Geburtsstadt immer wieder auf, wobei Familie Werner Schoffer ihm Freundschaft und Gastrecht gewährte. Die Vergangenheit wurde ihm jedesmal zur Gegenwart, ja mit zunehmendem Alter wurde seine Zuneigung noch inniger. Unsäglich litt er, als ihn die Nachricht von der Zerstörung Hornbergs erreichte.¹³³ Er hielt treu am Fortbestehen des würdigen Grabmals seiner Großeltern fest,¹³⁴ nachdem der Familienbesitz in fremde Hände übergegangen war. Von Herzen freute er sich über die Glückwünsche aus Hornberg anlässlich der Verleihung des Hebel-Preises.¹³⁵

Andererseits erfüllte dies auch die Bürger Hornbergs mit Stolz, erst recht seine Ernennung zum Generalkonsul in Paris und die Beförderung zum Botschafter.¹³⁶ Gern unterstützte der Gemeinderat die Festschrift zu seinem 70. Geburtstag,¹³⁷ voll Stolz ließ die Stadtverwaltung 1950 an seinem Geburtshaus eine Gedenktafel anbringen.¹³⁸

129 Entnommen wurde diese Zusammenstellung einer Vita von Renée-Marie Parry Hausenstein anlässlich des 100. Geburtstages von W. Hausenstein.

130 Impressionen und Analysen. Beispiele S. 11, S. 136 u.a.

131 Vgl. Benno Reifenberg, in: Die Gegenwart, 1957. S. 361.

132 Schreiben Hausensteins an Bürgermeister Fimpel am 28. 5. 1950 (Akten der Stadtverwaltung Hornberg).

133 Am 24. Februar 1945, Licht unter dem Horizont, S. 311.

134 Schreiben an Bürgermeister Fimpel am 2. Juni 1949 und am 28. Juni 1950.

135 Schreiben Hausensteins am 2. Juni 1949.

136 Glückwunschtelegramm am 3. Juli 1953.

137 Beschluß des Gemeinderats vom 4. April 1952.

138 Am 17. Juni 1950 enthüllt.

Einstimmig erfolgte im Gemeinderat seine Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt Hornberg,¹³⁹ einstimmig auch die Widmung einer Straße¹⁴⁰ und die Benennung der Grund- und Hauptschule nach seinem Namen¹⁴¹. Vertreter Hornbergs nahmen an seiner Beisetzung teil wie auch an Feierlichkeiten zu seinen Ehren¹⁴².

Eine von Hausensteins letzten Arbeiten war ein meisterlich geschriebener Essay über den Maler Adam Elsheimer für das Sammelwerk „Die großen Deutschen“¹⁴³. Die Redakteure würden es sich zur Ehre anrechnen dürfen, in eine spätere Auflage auch Wilhelm Hausenstein aufnehmen zu können. Zu den großen Deutschen zählt Wilhelm Hausenstein selbst.

139 Am 21. Mai 1957.

140 Am 14. Dezember 1966.

141 Enthüllung der Tafel am 4. Juni 1982.

142 Akten der Stadt Hornberg.

143 DIE GROSSEN DEUTSCHEN Bd. V. Herausgegeben von Hermann Hempel, Theodor Heuss, Benno Reifenberg. Berlin 1966, S. 100.

Kinzigtäler pilgerten einst nach Santiago de Compostela

Festvortrag, gehalten auf der Jahresversammlung am 18. Oktober 1981
in Zell a.H.

Thomas Kopp

Einführung

Neben Jerusalem und Rom war einer der besuchtesten Wallfahrtsorte des Mittelalters, besonders zur Zeit der Kreuzzüge, Santiago de Compostela in der Landschaft Galizien des nordwestlichen Spaniens, nicht fern des Atlantischen Ozeans. Grund dafür war das Grab des Apostels Jakobus des Älteren unter dem Hochaltar der dortigen Kathedrale. Sohn des Fischers Zebedäus und der Salome, älterer Bruder des Evangelisten Johannes, stand er Jesus besonders nahe, dessen Verklärung auf Tabor er zusammen mit Petrus und Johannes schauen durfte. Als erster der Apostel erlitt er in Jerusalem den Martyrertod. Fest: 25. Juli (Jakobitag). Nach alter spanischer Überlieferung soll er das Christentum in Spanien gepredigt haben und nach Vollendung seines Auftrages nach Jerusalem wieder zurückgekehrt sein, wo ihn Herodes Agrippa 44 n.Chr. enthaupten ließ. — Die Behauptung, Jakobus habe in Spanien missioniert, ist geschichtlich unhaltbar und wurde darum aufgegeben.

Die Wallfahrt nach Santiago de Compostela begann, als zu Beginn des 9. Jahrhunderts der Bischof Theodomir von Iria Flavia die Kunde verbreitete, er habe an der Stelle, wo heute die Kathedrale von Santiago steht, die Gebeine des Heiligen gefunden, die dorthin auf göttliche Veranlassung übertragen worden seien. Viele Pilger, Geistliche, Ritter, Handwerker, Spielleute u.a. zogen alsdann hinab in der Zuversicht, dort Heilung von ihren Leiden zu finden, aus der Pflicht, ein Gelübde zu erfüllen, aber auch aus dem Verlangen, fremde Gegenden zu sehen und andere Kulturen zu erleben. Die Reise war lang, beschwerlich, ja sogar gefährlich, so daß die Pilgerstraßen oft durch Truppen geschützt werden mußten. Die Pilger im langen Pilgergewand, mit dem Stab und der Muschel am Hut, zogen auf festgelegten Straßen, an denen Kapellen und Kirchen zu Ehren des Heiligen oder Wegkreuze die Richtung wiesen, und fanden Herberge vor allem in den großen Benediktinerabteien, wo sie im Krankheitsfall auch gepflegt wurden. Ausgangspunkte der Pilgerreise waren in Frankreich Paris, Vezelay, Le Puy und Arles. Bei Roncesvalles oder Somport wurden meist die Pyrenäen überschritten, für die durch die lange Reise erschöpften Wallfahrer ein anstrengendes, aber auch gefährliches Wagnis. Bei Pamplona vereinigten sich die Pilgerwege, und weiter gings über Burgos und Leon zur Stadt des hl. Jakobus.



Die Pilgerwege nach Santiago de Compostela

port wurden meist die Pyrenäen überschritten, für die durch die lange Reise erschöpften Wallfahrer ein anstrengendes, aber auch gefährliches Wagnis. Bei Pamplona vereinigten sich die Pilgerwege, und weiter ging es über Burgos und Leon zur Stadt des hl. Jakobus.

Auch aus dem Kinzigtal machten sich immer wieder Pilger auf, um das Grab des Apostels zu besuchen. Von ihnen will der Festvortrag berichten, aber auch von persönlichen Erlebnissen des Verfassers, als er ihren Spuren nach dem fernen Spanien folgte. (Redaktion)

Die Pilgerreise der Kinzigtäler

Es ist sicher kein Zufall, wenn in der Kapelle auf dem Gengenbacher Bergle eine Statue des hl. Jakobus steht, die zugleich einen Santiago-Pilger darstellt mit Umhang und Stab und den charakteristischen Muscheln am breitkrempigen Hut. Das Kirchlein wurde schon 1289 als „Capella sancti Jacobi in Monte Castellberg“ erwähnt¹. Auf einem Wallfahrtsbild von 1612 ist „S. Jacobus Major“ neben dem Kirchlein ebenfalls als Pilgersmann dargestellt².

1 GLA 67/627/17b—19

2 Ortenau 18/1931, Seite 23



Die Wallfahrtskirche St. Jakob bei Wolfach. 1680 eingeweiht (links das Meßnerhaus). Aufn.: K Klein



St. Jakob. Spätgotische Statue in der Wallfahrtskirche St. Jakob bei Wolfach. Aufn.: K. Klein

Es wird auch kein Zufall sein, wenn früher in Wolfach eine „St. Jakobusbruderschaft“³ bestand, daß droben im Wald in der Kapelle die schöne, muschelgeschmückte Jakobsfigur steht und heute noch im Städtischen Museum manches an die Pilgerzeit erinnert. Wie volkstümlich Sankt Jakob in der Gegend war, bezeugt die „fromme Legende“:

„Einst hüteten Wolfacher Kinder ihre Herden in der Gegend, wo heute die St. Jakobskapelle steht. Da vernahmen sie mehrmals einen wunderlieblichen Gesang, welcher aus einer Tanne zu kommen schien. Als man diese näher untersuchte, fand sich in derselben ein Bild des Apostels Jakobus des Älteren. Aus Freude über diesen Fund errichteten die Bewohner der Gegend unter der Leitung eines frommen Edelmannes zur Ehre des hl. Jakobus auf dem Platze, wo sein Bild gefunden worden war, eine Kapelle.“⁴

Eine Stiftungsurkunde der Wallfahrtskirche Zell am Harmersbach aus dem 15. Jahrhundert⁵ führt bei 44 Unterzeichnern zehn mit Vornamen Jakob auf.

Die am „St. Jacobs Tag Zue Gengenbach mit fahnenträger und Singer“ durchgeführten Wallfahrten der Zeller⁶ — obwohl sie eine eigene hatten —

3 F. Disch, Chronik der Stadt Wolfach. Karlsruhe 1920, S. 297.

4 F. Disch, S. 281

5 P. Adalbert, Die Stiftungsurkunde der Wallfahrtskirche in Zell a.H., in: „Schwarzwälder Post“, Zell a.H., 6. 4. 71

6 Städt. Archiv Zell a.H., Stadtrechnungen 1. 14. 7. 1681

zeigt, wie man für die, welche die große Reise nach dem entfernten Spanien nicht unternehmen konnten, „Ersatz“ anbot.

Diese Beispiele vermögen anzudeuten, daß bei den Kinzigtälern früherer Zeiten die „Pilgerreise nach Santiago (Sankt Jakob) de Compostela“ ein wohlbekannter Begriff gewesen sein muß.

Doch wußten die Ahnen nicht nur von der Wallfahrt nach dem fernen Santiago; sie zogen tatsächlich auch dorthin. Das beweisen Akten, so z.B. Einträge im Haslacher Kirchenbuch des 16. Jahrhunderts⁷ und in die „Faller-Bücher“ des Klosters Gengenbach⁸, über die später noch berichtet wird. Besonders im Archiv von Zell am Harmersbach finden sich diesbezügliche Belege:

Am 19. Juli 1610 baten die Zeller Handwerksgesellen „Jacob Lehemann der Beckh, Paulus Rittmurer vndt Dieboldt Erb“ beim ehrsamem Rat um die Erlaubnis zu einer „Pilgram farth nach Sanct Jacoben in Hißpanien zu Com Postall“. Sie erhielten eine diesbezügliche Urkunde. Der Stadtschreiber fügte im Ratsprotokoll hinzu: „Nota. Hans Sohler, Wolff Sohlers Stettmeisters Sohn, ist auch mit ihnen gezogen.“⁹

In Zell steht ein Bildstöckle mit eingehauenen „W—S“. Manche glauben, die Eltern könnten das Mal zur gesunden Wiederkehr ihres Sohnes errichtet haben. Oder sollte er vielleicht gar nicht mehr zurückgekommen sein?

Am 30. August 1649 berichtet das Heiratsprotokoll:¹⁰

„Vermächtnuß Michel Kopffens Zue Ober Enterspach . . . auf den fahl Er Michel Kopff Künftiglich Vber Kurtzt oder lange Zeit Weil Er anietzo sonderlichen des Vorhabens ist nacher St. Jacob In dem Königreich Hyspanien gelegen Zu vereißen Willens ist, der Weeg Weith vnd bey dießer Zeit gefährlich . . .“

Es folgt dann ein ausführliches Testament, das der Ehemann mit seiner „lieben Haußfrau“ Maria Ställin geschlossen hat.

Am 1. Mai 1656 wird im Conceptprotokoll¹¹ ein Pilgersmann genannt und geschrieben:

„Abscheid biß Nachher Compostel
Wür Schulthaiß Maister vnd Rath des H. Reichs Statt Zell am Harmerspach, Straßburger Bistums Geben allen vnd Jeden Gaist: vnd weltlichen Hohen: vnd Nideren oberkheiten, auch sonsten aller meniglichen so disen Brüeff sehen oder hören lassen zuevernehmen, das Zeiger dis, der Ehren beschaidene Adam Eisenmann Vnser mit Burger aus sonderbaren von dem Allmechtigen eingegossenen inspiration vnd Andacht eine wahlfarth Zue des heiligen Sancti Jacobii majoris Apostoli grab, nacher Compostel in dem Spanischen Königreich Castilien gelegen Zueverrichten willens, Mit angeheffter vndertheniger Pit, weil er in pass: vnd repassierung solchen fernen Landen, nit allein wegen der leidigen contagion sonderen auch Kriegs: vnd anderen Zue tragenden Vrsachen halber verhindert werden möchte, das wür ime desentwegen schriftlichen schein erlaubnis vnd Vrkhund ertheillen wolten.

Weil dann Vns alls einer des H: Römischen Reichs Statt . . . vnd katholischer Religion angewander oberkheit, gebüren will den vnserigen in dergleichen devotionswesen sovil Immer möglich befürdersam Zuerscheinen.

7 E.H. Meyer, Badisches Volksleben. Straßburg, 1900, S. 517

8 GLA, Gengenbacher Fallerbuch 70/2793

9 Städt. Archiv Zell a.H., Ratsprotokoll 1/145

10 ebd., Heiratsprotokoll 1/1, 30. 8. 1649

11 ebd., Conceptprotokoll 3/18, 1. 5. 1656

Allso Verurkhunden vnd Bekhennen wür bei vnseren wahren Worten, an Aidstatt, das diser vnser lieber Burger vnd vnderthan, diese sein raiß, Zue Keinem anderen End, alls devotionis ergo: für vnd ahn die hand genommen, von fromen noch lebenden Aeltern in Christlich Catholischer Religion auffgezogen, Vnd das (dem aller höchsten sei Lob vnd danckh gesagt), ieziger Zeit bei Vns in Deütschland Kein Contagion nit seye, sunder gueter frischer lufft gefunden werde derentwegen Jezt vnd gelanget Ahn alle oben erzelte Stendt vnd deren bediente, das sie gedachten vnseren lieben burger Adam Eisenmann nit allein beßer maßen recommendiert vnd befohlen sein laßen, sondern auch allen freyen sicheren pass vnd repass verstatten vnd geben lassen wöllen. Gleich wie der höchste Gott vnd der so groß wunderwükhende Apostel Sten Jakob: solche wil fahr ander werts vergelten. Seind wür alls Chatolischen wesen ergebene Christen Zueverdienen bereit wülig vnd schuldig. Zue vrkhund deßen haben wür . . .“

Wie wichtig die Zeller/Behörden solche Pilgerreisen nahmen, bezeugt die Tatsache, daß über sie in den Städtischen Büchern auch lateinische Texte eingetragen wurden. Z.B.: „Nos Schultetus consules et Senatores Imperialis Civitatis Zellensis ad ripum Harmerspach, Argentinensis Dioecesis Notam facimus . . .“¹²

Die angeführten Jahreszahlen 1610, 1649 und 1656 weisen auf die Zeit der Pilgerreisen hin, besagen aber keineswegs, man wäre nicht schon vorher und auch noch später nach Santiago gezogen. Die Anfänge gehen ins 9. Jahrhundert zurück, und andererseits „pilgert“ man selbst heute noch dorthin — auch aus unserm Raume —, wengleich meistens im Auto oder Omnibus, z.T. „mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten“!

Hansjakob — als Santiago-Chronist

Hansjakob liefert ebenfalls — wie könnte es anders sein! — Beiträge zur Santiago-Pilgerfahrt seiner Landsleute. Er schreibt in „Der Lorenz in den Buchen“:¹³

„Interessant sind zunächst die verschiedenen Namen, welche das Volk dem gewaltigsten Sternbild gibt, der Milchstraße. Sie heißt im Kinzigtal „die Jokumstraße“, d.h. Jakobsstraße. Jok gilt im dortigen Dialekt für Jakob. Wie und warum dieser Name? Im Mittelalter war die Hauptwallfahrt der Kinzigtäler Sankt Jakob de Compostela in Spanien, und deshalb nannten die alten Buren die Milchstraße Jokumstraße nach der Haupt-Pilgerstraße“.

In seinem Buch „Im Paradies“ schreibt Hansjakob:¹⁴

„Vor dem einsamen Eckwirtshaus (Biereck) ließ ich, ohne auszusteigen, meinem Kutscher einen Schoppen geben. In der Stube saß singendes junges Volk, fast lauter Burschen, und der Wirt sagte mir, sie kämen an Sonn- und Feiertagen manchmal hier zusammen, um zu singen und zu trinken.“

12 ebd., Contracten: Prothocoll 3/140, 8. 9. 1649

13 H. Hansjakob, Der Lorenz in den Buchen, in: „Bauernblut“. 1896

14 H. Hansjakob, Im Paradies, 4. Aufl. 1926, S. 301/2

Während ich so mit dem Rößlewirt redete, ertönte ein Lied, das mich hoch in Erstaunen setzte. Seine erste Strophe lautete:

1. Wir wollen uns aufmachen zum Reisen,
Fort und fort und gar weit fort,
wohl in ein unbekanntes Ort.
Nach St. Jakobi wollens wir reisen,
Wird es heißen.

Bis zu den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges pilgerten viele Leute aus dem Kinzig- und Elztal alljährlich nach St. Jakob de Compostela in Spanien . . . Bei uns ist die Kenntnis dieser Wallfahrt und die Reisen dorthin längst untergegangen . . . Im Himmelszeichen (Milchstraße) und im Lied lebt also allein noch die alte Wallfahrt fort.“

Zum angeführten Pilgerlied wäre zu bemerken, daß uns eine fast gleichlautende Fassung — aber mit drei Strophen — von Oberbiederbach vorliegt. Sie ist mit der überlieferten zweistimmigen Melodie versehen und wurde 1936 von Oskar Belang aufgezeichnet.¹⁵ Die zweite und dritte Strophe lauten:

2. Wir haben auch etwas gefunden, ja gefunden.
Was wir da gefunden haben,
das heißt Maria vom guten Rat.
Die Maria ist die schönste von allen,
drum hat sie uns so gut gefallen.
Sie ist ja ganz makellos.
Wer sie anruft, den macht sie los.
Sie hilft uns überwinden unsere Sünden.
3. Und wenn es einst kommt zum Sterben,
wird es heißen:
Du mußt verlassen viel Gut und Geld,
mußt reisen in eine andere Welt.
In die Ewigkeit mußt du's reisen,
wird es heißen.

Auch E.H. Meyer kommt in seinem „Badischen Volksleben“¹⁶ auf die von Hansjakob erwähnte „Jokumstraße“ zu sprechen: „Die Milchstraße führt noch im Oberland bis etwa zum Bühler Amtsbezirk hinab den altdeutschen Namen „Jakobs“ oder „Jokkumsstraße“, weil sie den Pilgern die Richtung nach St. Jakob von Compostela wies. Diese Wallfahrt war im 16. Jahrhundert noch lebendig . . .“

Der Pilgerweg: Diesseits der Pyrenäen

Über den Weg unserer Santiago-Pilger fand ich bisher keine sicheren Angaben. Es ist aber wahrscheinlich, daß die vom vorderen Kinzigtal dem Schwarzwald entlang und durch die Burgunder Pforte ins Rhonetal zogen. In Offen-

15 Das Pilger-Lied wurde von Prof. Dr. J. Künzig, Freiburg, vermittelt.

16 E.H. Meyer, S. 517

burg gab es eine im 14. Jahrhundert gegründete „Elendsherberge für die meist armen Passanten“.¹⁷ Der Kirchenpatron Sankt Jakob und das „Jakobsfest“ in Schutterwald, ein großes Bild in der Kirche von Burgheim bei Lahr „S. Jago di Compostella, der Heilige auf reichem gotischen Throne, vor ihm kniend einige Gläubige“,¹⁸ der muschelgeschmückte Sankt Jakob im Giebelfeld der Katharinenkirche zu Mahlberg¹⁹ könnten entsprechende Hinweise für die Rheintalstrecke sein.

In Freiburg mußten 1557 die Jakobsbrüder, die häufig singend und betend durch die Stadt zogen, „Treue geben, daß sie in Jahresfrist nicht hier gewesen“²⁰ — immerhin ein Zeichen für „Großbetrieb“! Im dortigen Augustinermuseum gibt es einige Hinweise, und im Münster auf der rechten Seite hinten steht eine Steinfigur des hl. Jakobus mit Muscheln.

Die Pilger aus dem mittleren und oberen Kinzigtal und dessen Seitentälern aber sind wahrscheinlich, soweit nicht durch das Elztal, über die Baar zum Bodensee gezogen. Der dortige Raum muß ein Sammelpunkt gewesen sein. Fresken in der 1424 gestifteten St. Jodokkapelle zu Überlingen stellen in der Art der „Moritatentafeln“ in einer Bilderfolge eine der Legenden des Jakobsweges dar, die nach Max Rieple²¹ etwa folgendermaßen lautet:

Ein deutsches Pilgerehepaar mit Sohn befand sich auf dem Weg nach Santiago. In einer Herberge verliebte sich die Wirtstochter in den jungen Wallfahrer. Als ihre Liebe unerwidert blieb, rächte sich der Vater und legte heimlich einen silbernen Becher in das Gepäck des Jungen. Anderntags wurde der „Dieb“ gefaßt und zum Tod am Galgen verurteilt. Auf das Gebet der Eltern hin stützte Sankt Jakob den Gehängten, der dadurch am Leben blieb. Die Eltern berichteten es dem Richter, der gerade Hühner am Spieß briet. Der Richter sagte: „So wenig wie diese aufgespießten Hühner wieder lebendig werden, so wenig wird auch euer Sohn wieder ins Leben zurückkehren!“ Da flogen die Hühner wirklich fort. Der Richter ließ den Jungen vom Galgen nehmen und dafür den Wirt hängen. Die Eltern knieten dann — auch diesen Sprung bringt die Legende fertig! — in dankbarem Gebet am Grabe des Heiligen Jakobus. —

Vom Bodensee ging es wahrscheinlich nach Einsiedeln, dem „Sammelpunkt der Oberdeutschen“²², und anschließend über Luzern und Genf ins Welschland. Nach vielen beschwerlichen Reisetagen — sie hatten inzwischen an die Tausend Kilometer zurückgelegt — standen die Pilger vor dem großen Hindernis, den Pyrenäen.

Über die Pyrenäen

Es gab verschiedene Möglichkeiten, sie zu überschreiten. Je nach Wetter, Gerüchten betreffs wilder Tiere (Bären und Wölfe) und Wegelagerern (man

17 O. Kähni, Kirchliches und religiöses Leben im mittelalterlichen Offenburg, in: Die Ortenau, 29/1949, Seite 154

18 F.X. Steinhart, Die Burgheimer Kirche . . . , in: Die Ortenau, 25/1938, Seite 28

19 J. Naudascher, Jakobus als Giebelfigur identifiziert, in: „Lahrer Zeitung“, 27. 10. 1981

20 W. Schreiber, Zur Sittengeschichte der Stadt Freiburg, in: Zeitschrift für deutsche Mythol., 2, 160, Seite 10

21 M. Rieple, Verliebt in den Bodensee, 4. A. 1980, S. 103

22 Vera Hell; Helmut Hell, Die große Wallfahrt des Mittelalters. Kunst an den romanischen Pilgerstraßen durch Frankreich und Spanien nach Santiago de Compostela. 4. A. 1979 Tübingen

sprach von „Pilgermördern und Pilgerräubern“ und traf manchen Galgen am Weg) entschied sich der Führer für den einen oder andern Pfad. Aber immer gehörte das Überqueren des Gebirges zum schwierigsten und gefährlichsten Teil der Gesamtstrecke. Wenn wir heute als Urenkel der Kinzigtäler Pilger ihre Wallfahrt nachvollziehen, können wir, von uns aus geschaut, aber anfügen: Sicherlich gehört dieser Abschnitt des Santiago-Weges auch zu den schönsten und interessantesten!

Ich habe mit meiner Frau in den letzten Jahren mehrere dieser Pyrenäen-Übergänge erkundet und zu Fuß erwandert. Bezüglich Wetter, Höhenunterschiede, Unterkunft, technischen Schwierigkeiten und Strapazen erlebten wir sicherlich die gleichen Verhältnisse wie unsere Vorgänger, die Kinzigtäler Jakobspilger, so daß es gerechtfertigt ist, von der Gegenwart aus ihr Wallfahren zu schildern.

*

Eine dieser Strecken führt von Lourdes — damals und bis 1858 noch ein unbedeutender Ort — ins Gebirge. In Gavarnie — heute durch seinen „Cirque“ ein französisches Touristenzentrum — steht ein Kirchlein mit einer alten Madonna. Ein erklärender Text an der Kirchentür sagt, an dieser Stätte hätten die Pilger nochmals zur Gottesmutter um eine glückliche Pyrenäenreise gebetet.

Wir zogen früh morgens los und trafen in dieser einmaligen Landschaft einen Hirten, der uns erzählte, wie hier nicht nur „Leute unserer und seiner Sorte“ gingen, sondern auch Schmuggler und Wegelagerer. Doch an diesem sonnigen Bergmorgen war für uns der Pfad trotz schwerer Rucksäcke voll Schönheit; wir taufte ihn den „Blumenweg“: Alpenrosen, Pyrenäen-Margareten, Enzian, lila Schwertlilien und die Golddistel blühten in fast unwirklicher Farbtiefe. Dabei fragten wir uns auf dieser besinnlichen Wanderung immer wieder, ob wohl die Pilger einst auch diese Herrlichkeit der Natur erlebten . . . Als die Strecke weiter oben immer wilder, z.T. über Fels und Eis, fast unbegehrbar wurde, ist uns zum ersten Mal aber auch so recht die gewaltige körperliche und willensmäßige Leistung unserer Santiago-Pilger bewußt geworden. Nach Überschreitung des in 2 250 Meter Höhe gelegenen Passes, der französisch-spanischen Grenze, geht es steil abwärts. Im Talgrund inmitten eines Buchsbaumwaldes ermöglicht eine Steinbrücke — wunderbar in ihrer Harmonie mit der Umwelt — den Pilgern, trockenen Fußes über den reißenden Fluß zu gelangen. Auf der andern Seite lädt — heute noch! — eine Herberge neben der Ruine einer Sankt Nikolauskapelle zur Rast ein. Einmal kamen wir vollkommen durchnäßt dort an. Am offenen Feuer im Gasträum, beim kräftigen Mahl im Kreise der Hirten bekamen wir eine Ahnung vom Wert solcher Bleiben.

*

Ein anderer Pilgerweg führt von Luchon (Dép. Haute-Garonne) — heute das französische Baden-Baden — hinein in die Pyrenäen. Vor dem eigentlichen Steilanstieg liegt ein Hospiz, wo wir wieder Geborgenheit und Gastfreundschaft erleben konnten, aber auch ein ausgestopfter Bär im Speiseraum an die Gefahren von einst erinnerte . . . Nach einem schweren Aufstieg von 1 700 auf 2 400 Meter bietet sich am Paß bei schönem Wetter ein überwältigender, in der ungeheuren Einsamkeit manchem aber auch Angst einflößender Ausblick: gegenüber liegt die Maladeta mit dem Aneto (3 404 Meter), der höchsten Pyrenäen-Erhebung.²³ Aus den Bezeichnungen „Maladeta“, „Montes Malditos“ = „Verdammte Berge“ spricht das Gewaltige und Dämonische dieser Berglandschaft. Einmal erlebten wir sie bei schlechtem Wetter und konnten deshalb besonders gut die seelische und körperliche Belastung der früheren Wallfahrer ahnen. Der alte Pilgerpfad hinab ins Tal führt über blankes Gestein und wurde in vieltausend Schritten in den Fels hineingetreten. Unten steht das spanische Hospiz, heute eine rauchgeschwärzte Ruine. Wir saßen mit den Hirten am Feuer und ließen uns vom Einst berichten . . . Die erste Siedlung auf spanischer Seite ist Benasque, ein Ort, in dem wir als Erbe aus der Wallfahrerzeit so recht das „Gebot der Gastfreundschaft“ kennenlernten: „Der Pilger hat unterwegs Recht auf Wasser, Salz, Essig und einen Platz am Feuer.“

*

Ein weiterer Pyrenäen-Übergang wurde in unserer Zeit als Autostraße ausgebaut. Einmal überholte uns ein Fahrzeug mit dem Kennzeichen OG: Ortenauer wollen die Pilgerreise ihrer Ahnen zeigemäßig nacherleben . . .

Die Wegtafel unterhalb des Passes kündigt: Santiagoweg — Santiago 857 km.

Wir überlegen: Vom Schwarzwald bis hierher über 1 000 km — und nun dazu die vor uns liegende Strecke, das ergibt im Gesamten rund 2 000 km, hin und zurück etwa 4 000 km. (Ein Pilger unserer Tage legte von Köln bis Santiago 2 400 km zurück.) Jetzt glauben wir den Berechnungen, nach denen die Santiago-Wallfahrer bis zu einem Jahr unterwegs gewesen seien.

*

Ganz besonders wurde der „Nestier-Weg“ für uns zum Erlebnis. Wir wanderten in der heißen Mittagssonne müde dahin. Ein Auto hielt an; der Monsieur lud zur Mitfahrt und dann sogar zum Mittagessen ein. Am Eingang seines Hauses wies er auf den Türklopfer, eine Jakobsmuschel, hin; der sei einstens an einer Santiago-Herberge angebracht gewesen. In diesem Sinne — so der Gastgeber — hätte er uns auf der Straße „aufgelesen“ und eingeladen. Als der

²³ Der Aneto ist wohl die höchste Pyrenäen-Erhebung, nicht aber der höchste Berg Spaniens (wie oft geglaubt wird); auf dem spanischen Festland ist es der Mulhacén in der Sierra Nevada (3 481 m), in gesamtspanischen Gebiet aber der Teide auf Teneriffa (3 710 m).

Franzose erfuhr, daß wir aus einem Schwarzwaldstädtchen kämen, von dem aus früher Leute nach Santiago zogen und deren Wallfahrten wir nun nacherleben wollten, fiel er, selbst Santiago-Forscher, uns vor Freude um den Hals . . . Und wenn in der Folgezeit aus diesem Treffen sich eine Freundschaft zwischen Franzosen und Deutschen entwickelte — er besuchte in der Zwischenzeit uns und wir ihn —, so zeigt dies, wie im Geiste der Pilgerschaft sogar ein kleiner Baustein zur Völkerverständigung werden kann . . .

*

Ein anderer Pilgerweg führte zu dem aus dem Rolandslied bekannten Bergkloster Roncesvalles in den Westpyrenäen. Am französisch-spanischen Grenzübergang fragte der Wächter, warum wir so schwer bepackt daher kämen, und als wir antworteten, wir wollten mal schauen, wie unsere Vorfahren nach Santiago pilgerten, prüfte er das Gewicht der Rucksäcke und meinte: „Da müssen Sie aber viele Sünden haben . . .“

Jenseits der Pyrenäen

An einem der Hauptpilgerwege über dem Gebirge drüben liegt Jaca. Die Kirche der Stadt aus dem 11. Jahrhundert ist ein Beispiel, wie sich der romanische Baustil in Spanien an der Jakobstraße entwickelt hatte.

Der Weiterweg zieht durchs „Brotland“ Navarra. Als wir eines Abends zwischen den reifenden Getreidefeldern dahinwanderten und sich die Sonne rot zum Untergang neigte, überkam uns „Kinzigtäler Pilger der Gegenwart“ eine eigenartige Stimmung, welche die Vorfahren dann und wann sicher auch hatten: Wo werden wir die kommende Nacht bleiben können? Ein Wanderlied kam in den Sinn:

Weißt du, wo heut er sich zur Ruhe legt,
der müde Nacken, der den Wanderranzen trägt?
Ich weiß es nicht, und du auch bist so still.
Nun denn, wie Gott und wie die Stund es will!

Als es dann dunkelte, stand eine Herberge am Weg, die saubere Unterkunft und kräftiges Abendbrot bot. Am andern Tag kamen wir zum romanischen achteckigen Totenkirchlein von Eunate, einsam inmitten der Getreidelandschaft gelegen. Sein Umgang erinnert an die alten Pilgersitten, kann aber auch durch den Grundriß auf vorchristliche kultische Bedeutung hinweisen. Im nahen Puente la Reina (Brücke der Königin) erhebt sich in der Kirche neben der Herberge ein Kreuz, das im 14. Jahrhundert ein deutscher Pilgersmann als Büsser barfuß hierher getragen haben soll. Die Spanier sind auf dieses Kreuz so stolz, daß sie es im „Heiligen Jahr von Santiago de Compostela 1971“ auf einer Briefmarke darstellten.²⁴

24 Spanische Briefmarke — Wert 8 Pesetas



Pilgerkreuz auf dem Weg nach Santiago de Compostela



Die Kathedrale von Santiago de Compostela

Als wir beim Weiterwandern über die große „Brücke der Königin“ schritten, deren ausgetretene Spuren an die vielen Tausend Pilger erinnerten, die im Laufe der Jahrhunderte dahin zogen, standen plötzlich auch unsere Schwarzwälder Landsleute im Geiste vor uns. Ob sie alle in die Heimat zurückkehren konnten . . . ?

In Logroño kreuzten die Wallfahrer den Ebro; in Santo Domingo erlebten sie vor dem Hühnerkäfig in der Kirche das Galgenwunder, von dem uns die Überlinger Fresken erzählten. So wie Jaca für die Romanik ist Burgos ein Beispiel dafür, wie sich die spanische Gotik einschließlich des maurischen Einflusses am Santiago-Weg entwickelte.

*

Endlich, nach vielen schweren Wandertagen standen die Pilger auf dem Berg, von dem man zum ersten Mal am Horizont im Westen das Ziel — Santiago de Compostela — sieht. Ein deutscher Schriftsteller der Gegenwart, der wie wir die alte Wallfahrt nachvollzog, schreibt dazu:²⁵

In Labacolla floß ein klares, munteres Wasser, in dem sich die Pilger nach altem Brauch wuschen, damit sie nicht verschwitzt in die Stadt der Verheißung traten. Der Monte del Gozo (Berg der Freude) kam, dessen Name die überströmende Freude anklingen läßt, welche die Pilger einst überkam. Von hier aus sahen sie fern und filigranartig die erlauchteste Kostbarkeit, welche das Abendland für sie besaß, die Kathedrale von Santiago, und sie sanken ins Knie . . . Man muß sich vorstellen, was solch ein Augenblick für Menschen bedeutet. Freudentränen traten in ihre Augen . . .

Die Jakobsstadt

Und dann zogen die Kinzigtäler singend und betend in Santiago ein. Wir können es nacherleben, wie das, was die Gegenwart vielfach als Legende nimmt, auf die frommen Besucher der früheren Jahrhunderte wirkte. Sie erfuhren: 813 leuchtete über einem Feld im Nordwesten des Landes ein Stern; ein Einsiedler meldete dies seinem Bischof, und man fand hernach dort die Gebeine des hl. Jakobus. Es wurde eine Kirche gebaut, darum entstand die Stadt Santiago de Compostela (Compostela = Campus Stellae = Sternfeld). 844 ritt in der Schlacht gegen die Mauren der Heilige sogar den Christen voran und entschied den Kampf zu ihren Gunsten. Gerade die bildhauerische Darstellung dieses Legendenteiles in der Kathedrale ruft heute noch das Staunen vieler Besucher wach. Wie tief dieses Motiv in der spanischen Seele verwurzelt war, zeigt die Tatsache, daß die Konquistadoren (Eroberer) die Erinnerung an „Santiago, den Maurentöter“ nach Südamerika mitbrachten und darstellten; nur sind es dort statt der teuflischen Mauren die heidnischen Inkas, die Sonnenanbeter, die unter den Hufen des Heiligen zertreten werden . . .

25 H. Domke, Spaniens Norden. München 1967, Seite 354. (Das Buch kann für den spanischen Teil des Santiago-Weges als „Führer“ benutzt werden.)



Santiago der Maurentöter



*Der hl. Jakobus der Ältere mit Pilgerstab.
Statue des Hochaltars der Kathedrale von
Santiago de Compostela*

Die Muschel

Auch um die Muschel, das Ehrenzeichen für den tapferen Pilger, der nach mühsamen Wandertagen das Ziel erreicht hatte, ranken sich Legenden; eine derselben berichtet:

Ein junger Mann ist zu seiner Hochzeit dem Meeresstrand entlang geritten und dabei ertrunken. Auf das Gebet der Braut hin ließ der Heilige Jakobus den Bräutigam gesund aus den Wellen steigen — ganz mit weißen Muscheln bedeckt.²⁶

*

Unsere Kinzigtäler waren natürlich nicht die einzigen Wallfahrer. Sie hörten in Santiago viele Sprachen; das ganze Abendland betete dort. Auch beruflich ergab sich ein recht buntes Bild. Neben Bauern, Handwerkern — siehe die Archivauszüge — waren es Kaufleute und Ritter, Mönche, Priester, Bischöfe, Kardinäle, aber auch Bettler, Fälscher, Diebe, Räuber, Galgenvögel mischten sich dazwischen. Der schlichte Pilger diente manchem Schnapphahn als „Ausbeutungsobjekt“. Wir erinnern uns des Bildes im Freiburger Augustinermuseum. Dort „ist ein spätmittelalterliches Glasfenster zu sehen, das eine Wallfahrt nach Santiago drastisch u.a. damit schildert, daß die großen Mengen Geld zu sehen sind, die man dort in Spanien einnahm“.²⁷

²⁶ Mündlich erkundet

²⁷ „Christ in der Gegenwart“, 5/75

Auch heute blühen rings um die Wallfahrtsstätte die „Geschäfte“, wobei die Azabaches, kleine aus Kohlenstein (Lignit) geschnitzte Santiago-Figuren und Muscheln auf ein aus dem 13. Jahrhundert überliefertes Kunsthandwerk zurückgehen.

Der Heimweg

Mit Singen und Beten, Bußbetun und Ausruhen füllten die Kinzigtäler die Santiago-Tage aus. Dann traten sie — jetzt hatten sie das Recht, die Muschel zu tragen — den Heimweg an, der keinesfalls leichter war als die Herreise. Nicht immer war das Wetter schön, und neben der Golddistel blühte oft auch die Totenblume (Asphodill) am Weg . . . „Starb auf St. Jacobs Straßen“ steht im Archiv neben einem Bericht über den Auszug.

1520 ist Klaus Neidenstein aus „fußerspach (Fußbach) vf sant Jacobs Stroß“ gestorben. Die Angabe findet sich im „Gengenbacher Fallerbuch“. ²⁸ Es war Vorschrift, daß für jeden, der im Gebiet des Klosters starb, an dieses als „Leibfall“ das beste Stück der Hinterlassenschaft geliefert werden mußte, im vorliegenden Fall die beste Kuh.

1521 ist ein Jakobsbruder zu Stöcken (in der Herberge?) gestorben. Für diesen Leibfall blieb nur ein „bylger Stab“, „hat nit bessers gehan“. ²⁹

1602 fanden die Klosterleute bei der Witwe eines Jakobsbruders als bestes Stück für den Leibfall nur den „Jacobs-Brieff“ und besiegelte Urkunden. ³⁰

*

Wir können uns vorstellen, wie für die, welche glücklich in die Heimat zurückkehrten, die Wallfahrt nach Santiago zeitlebens ein großes Ereignis blieb und sie noch als Greise — an Winterabenden auf der Ofenbank sitzend — ihren Enkeln davon erzählten . . .

*

Wenn wir von der Gegenwart her die Pilgerreise der Kinzigtäler überblicken, könnten wir sie unter den Symbolen „Golddistel und Muschel“ zusammenfassen. Die Golddistel am Wanderpfad als Zeichen des Drangs in die Ferne, die Muschel am Hut, Stab und Mantel als Beweis, daß man nach erreichtem Ziel heimkehrt. Ferne und Heimat: die Pole, zwischen denen sich die Kinzigtäler Pilger bewegten.

²⁸ GLA Gengenbacher Fallerbuch 66/2793

²⁹ ebd. 70/2793

³⁰ ebd. 3. 1. 1602

Die evangelischen Pfarrer des badischen Hanauerlandes

Gerhard Schildberg

Der Verfasser stellte der Redaktion diesen Artikel zur Verfügung. Es handelt sich um die Einleitung seines zusammen mit Walter Fuchs redigierten, bei Drucklegung der „Ortenau“ jedoch noch nicht erschienenen „Auenheimer Pfarrbüchleins“.

Schon immer haben die Pfarrhäuser und ihre Bewohner die Historiker, Lyriker und Literaten interessiert: Es seien hier nur Georges Bernanos, Selma Lagerlöf und Ina Seidel genannt. Leider hat sich jedoch keiner von ihnen mit den ehemals hanau-lichtenbergischen Pastoraten befaßt, es sei denn, man wolle hier den Lokalchroniker und Pfarrer Ludwig Albert Kiefer (1844—1913) anführen, dessen 1890 erschienenes „Pfarrbuch der Grafschaft Hanau-Lichtenberg“ derart unvollständig und fehlerhaft ist, daß es gleichsam ganze Generationen von Suchern aufs Eis oder in die Wüste geschickt hat . . .

Dabei wäre es ohne Zweifel von Interesse und großer Ergiebigkeit gewesen, sich dieser hanauischen „Spezies“ anzunehmen in ihrem Ursprung, ihrer Lebensgestaltung, ihren Überzeugungen und Aktivitäten, einer Pfarrerschaft also, die nicht nur Theologen, sondern auch Soziologen, Kirchenrechtler und nicht zuletzt Kulturforscher und Genealogen in hohem Grad hätte beschäftigen dürfen.

Eine vielfältige Welt

Die Territorien der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, zu denen unsere Dörfer seit grauester Vorzeit gehörten, waren bunt zusammengewürfelt: Grob gesprochen die „Untere Grafschaft“ mit Ländereien um Ort und Schloß von Hanau (heute in Hessen) und die „Obere Grafschaft“ mit ihren dreizehn meist elsässischen Ämtern.

Wer nach einer Einheit in diesem vielfältigen Gebilde sucht, findet sie höchstens im Konfessionellen oder Soziologischen; man war protestantisch, genauer gesagt lutherisch, der Augsburger Konfession und der Konkordienformel verpflichtet, somit den Reformierten und den Katholiken gleichsam abhold; man war ländlich geprägt und bäuerlich-handwerklich ausgerichtet.

Die Grafschaft griff im Norden auf heute pfälzische Gebiete über (das Amt Lemberg mit Pirmasens), auf das heutige Lothringen (Bärental), griff auch über den Hagenauer Forst (Amt Wörth und Hattgau), umfaßte katholisch gebliebene Abteien (Neuweiler), verschiedenartige Exklaven wie das stadtnahe Wolfisheim, das stark von Winzern und Waldarbeitern geprägte Westhofen-Balbronn und schließlich unsere beiden Ämter Lichtenau und Willstätt. Das Ganze regiert von einer bescheidenen Residenzstadt aus, Buchweiler, der alle Attribute einer Hauptstadt fehlten.

Eine bewegte Geschichte

Der Ursprung der Dynastie Lichtenberg verliert sich im Dunkel der Geschichte. Erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts werden Lichtenberger erwähnt, kleine Feudalherren, die sich nach einer Burg benannten, die auch heute noch einige Kilometer nördlich des Städtchens Ingweiler inmitten weitläufiger Wälder liegt. 1202 finden wir einen Rudolf von Lichtenberg als Kanonikus, also als Stifths herr des Straßburger Münsterkapitels. Noch weitere 14 zur Großjährigkeit gelangte männliche Mitglieder der Familie brachten es zum Titel eines Straßburger Domkapitulars, drei andere gar zum Bischof. Einer von ihnen, Konrad III. von Lichtenberg, begann 1276 den Bau der Westfassade des Münsters und dehnte den territorialen Besitz auf das rechte Rheinufer aus. 1274 gab er seinem Neffen das Dorf „Bische am hohen Steg“ zum Lehen und gründete die „Stadt“ Lichten-, nicht -berg, sondern -au. Es könnten gerade diese Verbindungen zum Straßburger Bischofsstuhl gewesen sein, die es erlaubten, daß gegen Ende des 13. Jahrhunderts die beiden Ämter Willstätt und Lichtenau an die Lichtenberger kamen. Von dieser Zeit an teilten sie das Geschick der übrigen Lichtenberger Territorien.

Eine komplizierte Erbschaft

Kurios waren die Sitze der Ämter. Das eine Amt hieß Willstätt, aber der Amtmann und die gesamte Verwaltung saßen in Kork, während das gesamte Amt Lichtenau von Rheinbischofsheim aus regiert wurde. Nachdem die Brüder Ludwig V. (1471) und Jacob I. (1480) gestorben waren, wurde eine Teilung zwischen den Erben vorgenommen. Einen Teil (darunter das Amt Lichtenau-Offendorf) erhielten die von Zweibrücken-Bitsch, den anderen die von Hanau-Babenhausen. Unser Amt Willstätt wurde von beiden Herrschaften verwaltet, bis die gesamte Grafschaft unter Philipp V. im 16. Jahrhundert (1560—70) wieder vereinigt wurde.

Durch Erbschaft fiel die gesamte Grafschaft 1736 an das Haus Hessen-Darmstadt. Der elsässische Teil wurde im Sommer 1791 endgültig der Republik der blau-weiß-roten Revolutionäre einverleibt; der rechtsrheinische Teil hörte 1803 auf, hessen-hanau-lichtenbergisch zu sein. Er wurde badisch, keinesfalls zur Zufriedenheit der Einwohner, denen das Abstreifen einer jahr-

hundertealten Geschichte schwerer fiel, als man das gemeinhin heute noch weiß.

Ein buntes Gemisch

Will man die zuerst recht mannigfaltige Pfarrerschaft des Hanauer Ländels skizzieren, so ist es verwundlich zu nennen, welche Einheitlichkeit sie am Ende des 18. Jahrhunderts erreicht hatte. Im 16. und 17. Jahrhundert waren nämlich die in der Grafschaft angestellten Pfarrer aus den verschiedensten und entferntesten Gegenden zu uns gekommen. Durch den Einfluß des Buchweiler Gymnasiums, durch eine rigorose Kirchengzucht, durch den aus den Pfarrhäusern stammenden Nachwuchs und durch die Assimilation in die elsässische Lebensart wurden sie nach und nach zu einer soliden und aktiven Gruppe zusammengeschweißt, zum Teil zu einer sich sozial scharf abgrenzenden Kaste, die sich ihres Wertes und ihrer Ziele durchaus bewußt war.

Dieser Prozeß blieb nicht dem Zufall, nicht einmal einer natürlichen Entwicklung überlassen, sondern war die logische Folge eines langatmigen, zähen Wirkens der herrschenden Dynastie, die gewillt war, nicht allein die Einheit ihrer Territorien zu wahren, sondern auch ein kirchliches System zu schaffen, das dem im Evangelium geäußerten göttlichen Willen entsprach, und das die in den Geboten verankerte Moral bewahrte.

Eine wirksame „Zunft“

In diesem Unterfangen waren die Pfarrer vertrauenswürdige Mitarbeiter: Sie hatten das Wissen, die Mittel und den guten Willen und waren zudem in den hintersten Winkeln des Landes präsent.

Unterwürfig waren sie auch. Wir kennen keine Fälle, wo Pfarrer auf ihre Unabhängigkeit gepocht hätten, Unabhängigkeit des Geistes, der Tat oder der Gesinnung. Die Landesherrn waren, besonders nach 1736, absolutistisch. In jedem Streit hatten sie das letzte Wort, lösten alle politischen Probleme selbst, ebenso wie sie in dogmatischen und konfessionellen Fragen meist nur Rat bei sich selber holten. Ein Wort, ein Federstrich genügten, wie es zum Beispiel die Ausweisung eines pietistischen Pfarrers beweist, ohne daß innerhalb der Pfarrerschaft auch nur die Andeutung einer Kontestation in den Dokumenten heute noch zu finden wäre.

Und das System war wirksam. Es hatte zur Folge, daß Staat und Kirche eine verflochtene, ineinander greifende Einheit bildeten, ohne daß irgendwo Trennungsstriche hätten festgestellt werden können, etwa zur Beantwortung der Frage: Wo hört hier der Staat auf und wo fängt hier Kirche an?

Oberster Bischof der Kirche war ja nicht der Superintendent oder Buchweiler Oberpfarrer: Es war der Landesherr. Der stellte die Theologen an . . . und, wo für notwendig erachtet, setzte er sie wieder vor die Tür. Der Pfarrer war

führender, Diener, deshalb hat auch bezeichnenderweise der erste Pfarr- und Lehrerkatalog der Grafschaft zum Titel „Hanawisches Kirchen und Schul Diener Buch“.

Ein fundiertes Selbstverständnis

Gewiß waren die Pfarrer Boten des Evangeliums und somit Verkünder der christlichen Freiheit, aber solche Botschaft durfte nur geschehen in Übereinstimmung mit der Rechtgläubigkeit (Orthodoxie) und mit den gräflichen Beschlüssen. Hier war kein Raum für die Direktinspiration oder für etwaige charismatische Ergüsse und Erkenntnisse. Die waren weder vorgesehen noch geduldet.

Und in ihrem Selbstverständnis trafen sie sich auch, Landesherr und Pfarrer, sie stimmten überein. Der Adlige stützte sich auf Paulus und seine nur von Gott herkommende Autorität. Auch die Lehre von den zwei Reichen Martin Luthers kam ihm zupaß. Wie konnte er, derart fundiert, seinen Stand anders als göttlich verstehen? Er behauptete, seine Besitzungen nach dem Willen Gottes zu regieren, dortselbst das Wort und die Furcht Gottes herrschen zu lassen. Er war der Garant für Ordnung, Zucht und Recht oder zumindest für das, was er selbst als solche ansah. Und bei diesem hohen Auftrag war ihm der Pfarrer behilflich, half also bei Wortauslegung und Unterricht kräftig mit und wachte über Schule, Dorfdisziplin und Sitte.

Die Belohnung war ihm gewiß. Materiell wurde er, außer in Kriegszeiten und auf verlorenem Posten, korrekt entlohnt, man unterstützte ihn durch Dekrete und, wenn's sein mußte, durch den bewaffneten Arm des Gesetzes.

So bildete sich im Laufe der Generationen eine treue, wenn nicht gar servile Pfarrerschaft heran, die keine Außenseiter unter sich dulden mochte. Wer nicht ins Schema paßte, wurde entlassen, und dies betraf immerhin zehn Prozent aller hanauischen Theologen.

Man gab die Befehle des himmlischen und des weltlichen Herrn weiter, wurde dadurch nicht allein ein wirksames Instrument, sondern auch der größte gemeinsame Nenner im weitläufigen Land.

Theologisch gesehen überwog die lutherische Orthodoxie, die weder durch Pietismus noch durch Rationalismus je ernsthaft gefährdet wurde, denn wie gesagt, wer nicht spurte, konnte ja sehen, wo und wie er sein Brot anderswo verdiente.

Hier wäre noch vom Prinzip der „Unter- und Überordnung“ zu schreiben, also unter Superintendenten und Specialis, die nur entfernt unseren heutigen Dekanen entsprechen, wäre der Einfluß reicher Pfarrdynastien zu untersuchen, die nicht allein mit allen hanauischen kultivierten Häusern versippt und

verschwägert waren, sondern ihre Beziehungen bis in die obersten Chargen der Residenzstadt hatten und zu pflegen verstanden.

Ein schwieriger Stand

Es wäre auch zu erwähnen das Familien- und Eheverständnis, aber auch und vor allem die schwierige und nicht eindeutige Stellung des Pfarrers im Dorf. Schwierig deshalb, weil der Pfarrer ein Selbstverständnis hatte, das ihn davon abhielt, sich mit dem „gemeinen Volk“ zu identifizieren. Mehr noch, es bestand gar die Versuchung, dieses zu dominieren, denn er war ja der „Pfarrherr“. Solch eine Haltung wurde von den Gemeindegliedern nicht allein geduldet, sondern geradezu erwartet. Wehe dem Theologen, der sich populär gab! Der Unterschied in Bildung und sozialer Stellung war kraß, die Distanz unvermeidlich. Dies will jedoch nicht heißen, daß alle soziologischen Brücken gesprengt waren; Heiraten von Pfarrkindern mit Dorfbewohnern sind des Beweises genug. Aber der Seelsorger war der einzige „Gebildete“ im Dorf. Er hatte einen „freien“ Beruf und eine hochgeachtete Funktion im Dienst des Grafen bzw. des Fürsten.

Nicht zu unterschätzen ist das kulturelle Wirken der Pfarrer, die sich zusammen mit den Diakonen und Schulmeistern der enormen Aufgabe stellten, den langsamen Prozeß der Alphabetisierung der Bewohner einzuleiten. Das eigentliche Bemühen lag jedoch im geistlichen Bereich, und da entziehen sich bekanntlich die Früchte der Betrachtung und dem Urteil. Man unterrichtete Junge wie Alte, indem man ihnen Bibel- und Gesangbuchverse, auch Katechismus- und Lehrstücke vorsagte, wenn nicht gar eintrichterte, Kenntnisse, die anlässlich öffentlicher Examen regelmäßig kontrolliert wurden.

Im Pfarrhaus selbst, das damals schon im Mittelpunkt aller Blicke lag, versuchte der Pfarrer, mit seiner meist zahlreichen Familie ein Leben zu führen, das den Forderungen der Heiligen Schrift und den herrschenden Moralerwartungen entsprach. Den meisten gelang dies, aber nicht allen.

Bedingungslos unterstützt von der landesherrlichen Obrigkeit, der selbst daran gelegen war, Glaube, Sitte und Kultur voranschreiten zu sehen, gelang den Pfarrern ein bemerkenswerter Erfolg: Sie erreichten es, dem Hanauerland einen ganz eigenen, eben einen hanauischen Stempel aufzudrücken, der dieses Land, im Vergleich zu allen umliegenden Territorien, verschieden werden ließ. Ein Stempel von Ordnung, moralischer Strenge und Volksfrömmigkeit, den man in den benachbarten bischöflichen, reichsritterschaftlichen und markgräflichen Landen nicht fand, eben das unverwechselbar Hanauische.

Dazu waren die Pfarrer während fast drei Jahrhunderten die Anreger und die hauptsächlichen Erhalter. Um diese Aufgabe kontinuierlich verfolgen und vertiefen zu können, zogen sie es vor, solange wie möglich auf einer Pfarrstelle auszuharren. Gewiß, als Anfänger und schlecht bezahlte Vikare und Diako-

ne sahen sie sich genötigt nach einiger Zeit weiter zu streben. Aber waren sie einmal Titularpfarrer, dann wechselten sie nur noch ungern Posten und Lebensraum, selten mehr als zweimal während einer Karriere.

Ein vielseitiges Wirken

Das Wirken der Theologen war natürlicherweise vorrangig gottesdienstlich. Getreu einem Wort des Apostels Paulus, das Luther später aufgriff, demzufolge der Glaube aus der Predigt käme (Römer 10, 17), hielten sie die Kanzel für den geeigneten Ort, der Welt den „Christus pro nobis“ zu verkünden und vor allen Dingen gegen die Werkgerechtigkeit der „Papisten“ zu wettern. Die Predigt hatte innerhalb der lutherischen Liturgie einen derartigen Platz, wurde auch von den Pfarrern so gründlich vorbereitet, daß man die amtierenden Theologen oft mit „Prediger“ betitelte.

Diakonie und Seelsorge haben weniger Spuren hinterlassen als die Dorfschulen, für die die Pfarrer verantwortlich waren. In manchen Ortschaften (Willstätt, Rheinbischofsheim, Ingweiler u.a.), bestand eine zweite Pfarrstelle, die durch einen theologisch ausgebildeten Diakon besetzt war und der den Schulunterricht zu erteilen hatte. In den kleineren Dörfern waren die Schulmeister fast ausnahmslos Handwerker, die neben und manchmal auch in ihrer Schulzeit ihren Beruf ausübten und die, ihrer schwachen Qualifizierung wegen, ständig überwacht und womöglich weitergebildet werden mußten. Da auch damals schon das Standesbewußtsein der Herren Lehrer nicht ausgesprochen unterentwickelt war, gestaltete sich die Schule, zumindest vor ihrer Herauslösung aus der kirchlichen Bevormundung, zu einer unerschöpflichen Quelle von Streitigkeiten und bedauerlichen Spannungen.

Diese Verantwortung für die Schule, zusammen mit der Überwachung der Sitten und dem äußerst delikatem Eintreiben des Pfarrzehnten, erwiesen sich als starke Hindernisse für die Eingliederung und die Aufnahme der Theologen in die Dorfgemeinschaft. Gewiß, es gab Bittschriften, von Gemeindegliedern unterschrieben, die das Verbleiben eines Pfarrers am Ort bewirken sollten. Aber sie sind zuwenig zahlreich, als daß wir hier die These der Beliebtheit des Pfarrers in seiner Gemeinde aufrecht erhalten könnten. Für sie gab es Wesentlicheres als Popularität beim Volk: unnachgiebige Erfüllung ihrer Pflicht zur Zufriedenheit des Landesherrn und vor allem kompromißlose Verkündigung des Gotteswortes.

Die meist ungebildeten Laien waren keinesfalls befähigt, auch nur die geringste pastorale Pflicht zu übernehmen, und so glichen die leerstehenden Gemeinden, besonders nach den Kriegen, tatsächlich jenen Herden ohne Hirte, von denen die Propheten Jesaja und Jeremia, allerdings in einem anderen Kontext, sprachen. Man nahm sie zumindest auf, wenn auch nicht an, man ernährte sie durch die Einkünfte des Zehnten mehr schlecht als recht, und wenn

einer dieser Pfarrhausmieter einen etwas ausgeprägten Charakter hatte, mußte man ihn eben dulden. Gab es sich, daß der Hirte sich seinen Schafen näher fühlte als seiner Obrigkeit, so konnte man ihm zeitweilen sogar Liebe entgegenbringen, war sich aber auf beiden Seiten stets bewußt, daß der Rangunterschied damit noch nicht abgebaut war.

Ein ungerechtes Lohnsystem

Einen schwierigen Punkt stellte bis ins hohe 19. Jahrhundert das schlecht gelöste Problem der Besoldung dar. Diese konnte ja nichts anderes sein als ein getreuer Spiegel der hierarchischen, somit der soziologischen Strukturen des Landes und jener Zeit. Die Löhne waren außergewöhnlich unterschiedlich. Bei gleichem Dienstalter konnte der Unterschied vom Einfachen bis zum Siebenfachen gehen, je nachdem ob der Beamte auf einer schwach- oder stark-dotierten Stelle saß.

Dieses Besoldungssystem war anfällig und konnte nur in Friedenszeiten funktionieren. Selbst bei kleinerer Kriegseinwirkung brach das Einsammel- und Verteilwesen zusammen und lieferte die Pfarrfamilien der Hungersnot aus.

Auch das Rentenwesen lag im Argen, denn nur wer Titularpfarrer war, konnte entlohnt werden. Da eine dezente Altersversorgung erst mit dem beginnenden 19. Jahrhundert aufkam, blieb den Pfarrern, wenn sie einmal alt und gebrechlich waren, nichts anderes übrig, als Vikare anzustellen und diese zu entlohnen.

Eine knifflige Ambivalenz

Gerade in materiellen Fragen konnte der Pfarrer in ambivalente Lagen geraten. Er hatte die Aufforderungen zur Armut der Bibel und besonders der Bergpredigt weiterzugeben und sah doch alltäglich die elementaren Bedürfnisse einer zahlreichen Familie, für die es körperlich und geistig zu sorgen galt. Nach Gütern dieser Welt durfte er nicht trachten. Daran erinnerte ihn alltäglich die Entlohnung auf mancher „Hungerpfarrei“. Und dennoch, in einer Epoche, die keinerlei materielle Absicherung kannte, galt es auch für die Pfarrfamilie zu leben und zu überleben, selbst wenn man riskierte, als hartherzig und geizig hingestellt zu werden, was gerade beim Einsammeln des Zehnten kaum zu verhindern war.

Diese Überlegungen dürfen nicht verallgemeinert werden, sonst wären sie ungerecht einer hanauischen Pfarrerschaft gegenüber, die in ihrem Lebensstil vorwiegend die Einfachheit suchte und deren Streben, aufs Ganze gesehen, von einer bemerkenswerten und heute unüblichen Bescheidenheit war.

Der Wissenschaftlichkeit wegen sollte hier auch noch die konfessionelle und die moralische Intoleranz zumindest angedeutet sein. Wer sich voreheliche Beziehungen zuschulden kommen ließ, wurde schlicht der Hurerei bezichtigt.

Der Mann wurde eingekerkert, die Frau mußte zur Hochzeit im Strohkranz erscheinen. Um die Brüderlichkeit zu anderen Konfessionen war's auch schlecht bestellt. Mehr noch als die Katholiken waren die Reformierten, meist Schweizer Ursprungs, die bevorzugte Zielscheibe behördlicher Angriffe. Das war umso bedauerlicher, da die Betroffenen auf keine Unterstützung ihres Heimatlandes hoffen konnten und zudem die Solidarität evangelischer „Brüder“ untereinander nicht besonders überzeugend dargestellt wurde.

Den hanauischen Pfarrer par excellence gab es nicht in Reinkultur. Hätte man ihn zu erfinden, so wäre er selbst hanauischer oder zumindest elsässischer Herkunft gewesen, wäre mit größter Wahrscheinlichkeit dem pastoralen oder handwerklichen Milieu entstammt, wäre ehemals Schüler der Buchweiler oder Straßburger Gymnasien gewesen, wäre ausgebildeter gewesen in alten Sprachen als in der eigentlichen Bibelauslegung, hätte seine praktische Theologie eher im Dorf als vom Katheder gelernt, wäre erpicht gewesen, bei seiner Verheiratung die größtmögliche Gleichheit (Eheparität) zu wahren, wäre fruchtbar gewesen und hätte sich bibelgehorsam vermehrt, hätte wenig von Familienplanung gehalten und von freier Erziehung, dafür aber mehr von Gottesfurcht und spartanischer Lebensart. Er hätte in den engen Grenzen gelebt, die ihm ein klerikalisierte Staat und eine verstaatlichte Kirche zu ziehen geruhten, er hätte gern sein intellektuelles Licht und seine prophetischen Eingebungen zurückgestellt, wenn er nur bei Graf und Kirchenregierung sich die Gunst und nur ja keine Schwierigkeiten einhandelte.

Denn die einzige Ambition seines Lebens war stets nur eine Hoffnung: dereinst beim Jüngsten Gericht durch den Erlöser erkannt und angenommen zu werden als einer von denen, die Gott — nach Epheser 4 — eingesetzt hatte, die einen als Apostel, die anderen als Propheten, andere als Evangelisten, als Pfarrer und als Doktoren.

Quellen

Kirchenregister in allen Pfarrämtern bzw. Rathäusern der hanauischen Ortschaften, darunter — Buchweiler Rathaus, 22 Bände. Dortselbst Hanauisches Kirchen- und Schuldiener Buch oder Register, bey der Superintendentur Hanau-Lichtenbergs, wider auffgerichtet in Buchsweyler, Anno 1692.

Pfarrdienstakten im Archiv des Oberkirchenrats in Karlsruhe (ab 1857).

Archive des Département Bas-Rhin, Straßburg.

Archive der Stadt Straßburg.

Badisches Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt 61 und 229.

Hanau-Lichtenberger Archiv. Darmstädter Haus- und Staatsarchiv, Darmstädter Schloß.

Literatur

Johann Adam, Evangelische Kirchengeschichte der elsässischen Territorien bis zur Französischen Revolution. Straßburg (Heitz) 1928.

Johann Beinert, Geschichte des badischen Hanauerlandes. Kehl 1909.

- Georg Biundo, Die evangelischen Geistlichen der Pfalz seit der Reformation. Neustadt an der Aisch 2. A. 1968.
- Marie-Joseph Bopp, Die evangelischen Geistlichen und Theologen in Elsaß und Lothringen von der Reformation bis zur Gegenwart. Neustadt an der Aisch 1959—1960.
- Marie-Joseph Bopp, Die evangelischen Gemeinden und Hohen Schulen in Elsaß und Lothringen von der Reformation bis zur Gegenwart. Neustadt an der Aisch 1963.
- Hermann Eris Busse, Kehl und das Hanauerland. „Badische Heimat“ XVIII. Karlsruhe 1931.
- Wilhelm Diehl, Hassia Sacra, Pfarrer- und Schulmeisterbuch für die (durch Hessen) acquirierten Lande und die verlorenen Gebiete, 8 Bände. Darmstadt 1921—1951. VII Hanau-Lichtenberg.
- Dr. Dommerich, Urkundliche Geschichte der allmählichen Vergrößerung der Grafschaft Hanau von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zum Aussterben des gräflichen Hauses im Jahre 1736, in: Mitteilungen des Hanauer Bezirksvereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Hanau 1860.
- Johann Jacob Engelbach, Girrendes Täublein, in einem Gesangbuch alter und neuer Lieder. Straßburg 1736.
- Ludwig Albert Kiefer, Pfarrbuch der Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Straßburg (Heitz) 1890.
- Ludwig Albert Kiefer, Steuern, Abgaben und Gefälle in der ehemaligen Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Straßburg 1891.
- Gustav C. Knod, Die alten Matrikeln der Universität von Straßburg, 1621—1793, 3 Bände. Straßburg, in: „Urkunden und Acten der Stadt Strassburg“, Abt. 3. I/1897 Philosophie und Theologie, II/1897 Medizin und Jura, III/1902 Register.
- J. Lehmann, Urkundliche Geschichte der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, 2 Bände. Mannheim 1862/63. 2. A. 1970.
- Albert Ludwig, Die evangelischen Pfarrer des badischen Oberlandes im 16. und 17. Jahrhundert. Lahr 1934. Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der evangelischen Landeskirche Badens, IX.
- Heinrich Neu, Pfarrerbuch der evangelischen Kirche Badens von der Reformation bis zur Gegenwart, 2 Bände. Lahr I/1938, II/1939.
- Reichsland, Das Reichsland Elsaß-Lothringen, verlegt durch das Statistische Bureau des Ministeriums für Elsaß-Lothringen, 3 Bände. Straßburg, I/1898—1901: Allgem. Landesbeschreibung, II/1901: Statistische Angaben, 175 Seiten; III/1901—1903: Ortsbeschreibung, 1 258 Seiten.
- Timotheus Wilhelm Roehrich, Elsässische Pfarrchronik, welche enthält die Namen und vornehmsten Schicksale der evangelischen Pfarrer beider Confessionen, soweit dieselben hinausreichen in dem vormaligen Elsaß und einigen angrenzenden Gebieten. 1 Band (folio).
- Joseph Schaible, Geschichte des (badischen) Hanauerlandes, in den Akten der Kirchenschaffnei Rheinbischofsheim 1855.
- Gerhard Charles Schildberg, Le Pastorat du Comté de Hanau-Lichtenberg de 1618 à 1789, thèse de doctorat, 2 Bände, Straßburg 1979/1980 (1. Band Promotionsthese selbst, 2. Band Kurzbiographien aller hanauischen Pfarrer, mit Pfarrfrauenindex und Zusammensetzung der 14 Ämter der Grafschaft).
- Karl Friedrich Vierordt, Geschichte der evangelischen Kirche in dem Großherzogtum Baden, 2 Bände. Karlsruhe 1847—56.
- Rudolf Wackernagel, Geschichte des Elsaß, Freiburg/Br., 2. Aufl., 1940.
- Georg Wegelin, Hanauische vermehrte Kirchen- und Schulordnung, in I. II. III. Theil verfasst für Alle getreue eifrige wahr-evang. Kirchendiener nicht allein innehalb sondern auch außerhalb Hanauischer Herrschaft, also ausgerüstet und verfasst, Straßburg, 1658. Schulordnung von 1658, in: „Geschichte des badischen Volksschulwesens“, II, S. 1076ff.
- Georg Wegelin, Der Lautere Lehr-Brunn Israelis, gibt Lehr-Wasser die Fülle, das ist: Der Christliche Catechismus Dr. Martini Lutheri, für Gräfl. Hanauische Kirchen und Schulen eröffnet und eingefasset, Straßburg, 1680. Mehrere Auflagen.

Heiligenzell und das Kloster Schuttern um 1700

Gerhard Silberer

Heiligenzell, heute Ortsteil der Gemeinde Friesenheim bei Lahr, erscheint als Besitz des Klosters Schuttern¹ schon auf dem ersten vollständigen Besitzverzeichnis von 1136. Damals hieß es noch Rogeriswilre. „Heilige Zelle“ wurde es erst durch ein Kirchlein, von dem wir bei einem Neubau hören, daß es dem hl. Georg geweiht worden war. Verwaltungsmittelpunkt des wohl von Kaiser Heinrich II. dem Kloster geschenkten Dorfes dürfte ein Freihof gewesen sein, über den das Kloster nicht nur die ihm zustehende niedere Gerichtsbarkeit ausübte sondern auch seine wirtschaftlichen Interessen wahrnahm.²

Wie sich die Verwaltung des Klostersgutes konkret ausnahm, können wir für die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert aus den Tagebucheinträgen des Schutterner Abtes Jakob Vogler (1688—1708) erschließen.

Zwei fast jedes Jahr darin wiederkehrende Erwähnungen dieser Gemeinde beziehen sich auf das Kirchenpatrozinium am St. Georgstag (23. April) und auf die Weinlese, das Herbstfest.

1. Das Georgsfest

Am St. Georgsfest fand gewöhnlich eine Prozession von Schuttern nach Heiligenzell statt, die mit einem Festgottesdienst in der Kirche abschloß. Dabei hielt meist ein Geistlicher des Klosters eine Predigt, die zuweilen auch hart

1 G. Kaller, Kloster Schuttern, in: Die Klöster der Ortenau, hrsg. v. Wolfgang Müller, die Ortenau, Bd. 58 (1978) S. 116—149. — A. Krieger, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, Bd. I, Heidelberg 1904, S. 910

2 Vgl. zur Frühgeschichte O. Kohler, Das Schlöble in Heiligenzell, in: Geroldsecker Land 16 (1974) S. 214f. — Chronik von Schuttern, in: Fr. J. Mone, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, Bd. III, Karlsruhe S. 94f. „Während jener Abt (Rudolf) die Geschäfte leitete, war Berthold von Uttenheim in diesem Kloster Pfarrer von (Heiligen)zell. Nachdem er im Klostergut Ruckerswiler eine zweite Kapelle neu errichtet und sie dem hl. Georg geweiht worden war, begründete er aus seinem Vermögen eine Stiftung, daß dort täglich eine Messe gefeiert werde. (Abt) Rudolf stimmte zu und bestätigte die Einrichtung mit seiner Autorität . . .“ Kohler nennt Berthold Verwalter des Klosters nach einer anderen Leseart, die ihn als „Kellermeister des Klosters“ bezeichnet. Es handelt sich jedoch nach dem Text der Chronik nicht um einen Adligen von Ottenheim sondern von Uttenheim, das auf der elsässischen Rheinseite liegt.

Dies und die folgenden Zitate aus den Tagebüchern Voglers werden in eigener Übersetzung oder im lateinischen Originaltext geboten. Eine vollständige Transskription der Handschrift Nr. 590 des Generallandesarchivs Karlsruhe ist in Vorbereitung. Ein Personen- und Ortsverzeichnis und die Jahrgänge 1691 und 1697 können demnächst in Druck gehen. — Vgl. G. Silberer, Jakob Vogler, Abt des Klosters Schuttern 1688—1708, in: Ortenau 45 (1965), 46 (1966), 47 (1967), 48 (1968).

ausfallen konnte, wenn der Abt etwa erfuhr, daß man das Patrozinium mit Musik und Tanz im Wirtshaus feiern wollte.³

Es konnte auch vorkommen, daß man auf die Prozession verzichtete, wenn, wie 1702, die Wege noch von vorausgegangenen Überschwemmungen aufgeweicht waren. Damals ritten zwei Geistliche hin, um den Gottesdienst mit Predigt für die Ortsansässigen zu halten.⁴

2. Das Herbst

Die Weinlese im Herbst war ein zweites Ereignis, das in jährlichem Turnus wiederkehrte. Der Abt hatte die Erlaubnis zum Beginn der Traubenlese zu geben.⁵ Meist war sie Anfang Oktober. Außer den klostereigenen Leuten waren in den Weinbergen des Klosters täglich ca. 32 Leute beim Sammeln und 10 beim Tragen beschäftigt.⁶ Sie ernteten zunächst in Friesenheim, wo man die Lese in den Hungerzihleten abschloß und dann in die Weinberge von Heiligenzell kam.⁷ Den Abschluß des Sammelns machte man dort im (Gewann) Baudenrausch.⁸

3 Tagebuch Voglers (GLA 65/590) 20. 4. 1704: „Ich ließ ihm (dem Amtmann Olisy von Mahlberg) nahelegen, er möge nicht, wie mir berichtet wurde, erlauben, daß im Gasthaus zu Heiligenzell die Kirchweih mit Musik und Tanz gefeiert werde. Es seien so schlechte Zeiten, und andere könnten Ärgernis nehmen.“ 23. 4. 1704: „Die Prozession geht nach Heiligenzell. P. Prior predigt und gebraucht starke Worte, weil die Kirchweih auf bisher ungewöhnliche und diesen Zeiten unpassende Weise mit Ausgelassenheit gefeiert worden sei. Wir halten einen besonders gestalteten Gottesdienst; ich lese eine stille Messe, verhandle mit den Mietern wegen Zubereitung der neuen Holzteile und den Abriß der alten und fahre mit dem Wagen nach Hause.“ In dem von O. Kohler a.a.O. S. 216 zitierten Aktenstück v. 13. 11. 1806 wird auf diese jährlich einmal am St. Georgstag von Schuttern her stattfindende Prozession Bezug genommen, so daß man mit einer durchgängigen Tradition bis zur Klosteraufhebung rechnen kann.

4 Tgb. 25. 4. 1702: „Wegen verschmutzter Wege und Resten der Überschwemmung konnten die außerhalb wohnenden Pfarrangehörigen nicht zur Prozession hierher kommen und auch wir am vergangenen Sonntag, dem Fest des hl. Georg, nicht nach Heiligenzell. P. Columbanus und P. Johannes Baptista, der dort die Predigt hielt, ritten mit Pferden hin.“

5 Tgb. 6. 10. 1697: „Ich besuche die Rebberge und erlaube den Bauern in Friesenheim und Heiligenzell der ungünstigen Witterung wegen morgen zu herbsten.“

6 Tgb. 9. 10. 1699: „Man beendet die Weinlese in Heiligenzell. Es arbeiten ohne die Klosterangehörigen täglich 32 Leute beim Sammeln und 10 beim Tragen.“

7 Tgb. 20. 10. 1705: „Man beendet die Weinlese in den Hungerzihleten und geht nach Heiligenzell.“ 5.—7. 10. 1699: „Beginn der Weinlese in Friesenheim. Zum Mittagessen wird die Traubenlese am genannten Ort, der nicht allzu ertragreich war, abgeschlossen. Die Klosterangehörigen gehen nach Heiligenzell. Ich folge ihnen mit den Patres aus Weingarten (bei Ravensburg) im Wagen und sehe, daß diese Weinberge in einer günstigeren Verfassung sind.“ Vgl. hierzu auch die heutige Gewohnheit, in Friesenheim mit dem Herbst anzufangen: Jutta Braun-Wingert, Doozemals bim Herbstschde, in: Geroldsecker Land 22 (1980) S. 148

8 Tgb. 3. 10. 1704: „Man beendete die Weinlese in Heiligenzell und heute sogar die Lese des B.rausch, der dieses Jahr vollkommen reif war, wie auch die übrigen Beeren, die Hoffnung auf einen besseren Wein geben, wenn auch nicht in solcher Menge wie vor einem Jahr.“ Unklar bleibt, ob mit dem hier abgekürzten „Baudenrausch“ tatsächlich ein Gewinn gemeint ist; es könnte sich auch um eine Traubensorte handeln. 24. 10. 1705: „In Heiligenzell besuchte ich die Leute bei der Weinlese und finde, daß sie heute in doppelter Zahl (als sonst) arbeiten. In den äußersten Reben Baudenrausch machte man den Abschluß (in exterioribus vineis Baudenrausch finem imponentes)“. 30. 10. 1705: „Heute wird der letzte neue Wein aus Heiligenzell hierher (nach Schuttern) geführt. Man stellt fest, daß der Herbst sowohl an Menge als auch an Güte etwas schlechter als im vorigen Jahr ist. Im Rotwein werden wir jedoch der Menge nach über 2 Fuhren mehr erhalten. Die Qualität muß man noch abwarten. Auch der Baudenrausch-Wein war besser an Menge als im vorigen Jahr (Etiam Baudenrausch vinum plus valuit in quantitate quam superiori anno). Gott sei Lob und unendlicher Dank.“

Die Weinlese muß eine Art Fest gewesen sein, denn wie es heute mit Verwandten geschieht,⁹ lud der Abt dazu Gäste ein und fuhr mit ihnen im Wagen nach Heiligenzell.¹⁰ Auch die Ordensleute zogen hin, so daß es in dem Anwesen des Klosters recht lustig zugehen mochte.

Die Tage nach der Weinlese wurden mit dem Trotten verbracht, das unter Leitung des Subpriors für das eigene Lesegut und den Zehnten der Winzer im Heiligenzeller Klostergut geschah.¹¹ Man gewann Weißen, Roten und Weißherbst, den man Clarett nannte. Es müssen zahlreiche Fuhren nach Schuttern gegangen sein, wenn das Ende des Transportgeschäftes eigens vermerkt wurde.¹² In dem schon zitierten Eintrag von 1702 hatte der Abt sich die Zahl der Fuhren für die einzelnen Weinsorten ausgespart, um sie zu Schluß wohl nach genaueren Erkundigungen einzusetzen. Da er nicht dazu kam, wissen wir nicht, wieviel Fuhren es eigentlich waren.¹³ Meist vermerkte der Abt auch die Güte und Menge des jeweiligen Jahrganges und setzte dann mit einem Dankgebet zum Himmel einen Schlußstrich unter das herbstliche Kapitel.

3. Das „Schlößle“ und seine Nebengebäude

Neben diesen jährlich wiederkehrenden Ereignissen gab es während dieser Zeit noch viele andere Beziehungen des Klosters zu dem kleinen Dorf am Fuß der Berge.

Die unmittelbarsten ergaben sich aus der Tatsache, daß das Kloster hier eine Niederlassung hatte, über deren Größe mir keine Nachricht vorliegt. Wahrscheinlich war es noch jenes Haus, das nach der Schutterner Chronik 1455 von den Fundamenten auf erbaut worden war.¹⁴

Hier konnte der Abt einen Gast empfangen¹⁵ oder zur Erholung unterbringen.¹⁶ In der Weinlese war es, wie oben gezeigt, ein Aufenthaltsort für die Klostersgemeinschaft.¹⁷ Trotzdem mochte der zur Verfügung stehende Raum knapp bemessen gewesen sein, denn 1704, als man daran ging, das Haus des Weingutverwalters neu zu bauen, legte der Abt zugleich mit einem Plan für den Neubau des Weingutes einen solchen für den künftigen Bau der Ordensge-

9 Vgl. ähnliche Gebräuche in: Friesenheim in J. Braun-Wingert a.a.O., S. 148f.

10 Tgb. 6. 10. 1699: vgl. Anm. 7

11 Tgb. 23. 10. 1702: „P. Subprior kehrt aus Heiligenzell zurück, wo man gestern das Trotten beendet hat. Man stellt fest, daß hier und in der Nachbarschaft für das Kloster sowohl aus eigenen Reben als auch aus dem Zehnten . . . Fuhren Weißwein, . . . Weißherbst und . . . Rotwein erzielt wurden. Gott sei immerwährendes Lob.“

12 Tgb. 30. 10. 1705: vgl. Anm. 8

13 Tgb. 23. 10. 1702: vgl. Anm. 11

14 F.J. Mone a.a.O. III S. 130: „Wilhelmus vero supra dictus Schaub, qui decessit anno 1461, qui ex fundamentis extruxit domum in Cella Sancta, anno 1455.“

15 Tgb. 7. 10. 1689: G. Silberer, J. Vogler, Abt des Klosters Schuttern 1688—1708, in: Die Ortenau 47 (1967) S. 38

16 Tgb. 24. 2. 1702: „ . . . P. Prior geht mit P. Mauritius nach Heiligenzell hinüber.“

17 Tgb. 6. 10. 1699: vgl. Anm. 7



Das Heiligenzeller Schlößchen

Aufn. G. Silberer

meinschaft an.¹⁸ Wir erfahren, daß er sich nach seinen Vorstellungen an die zu erweiternde Kirche anschließen sollte. Vogler wollte mit diesem Bau, dessen Beginn er nur erhoffen, aber nicht zu erwarten wagte, seinen Mönchen einen Ruheort und Stille für das Studium verschaffen, wie es in alten Zeiten gewesen sei. Auch könnte es in Zeiten ansteckender Krankheiten als Ausweichquartier oder älteren Patres oder einem resignierten Abt als Ruhesitz dienen.

Der Neubau des Weingutverwalters wurde vom April bis in den Oktober hinein hochgezogen.¹⁹ Neben Zimmerleuten aus dem Ort waren auch Ordensbrüder aus Schuttern daran beteiligt, zunächst das alte Gebäude niederzulegen

18 Tgb. 15. 4. 1704: „P. Prior geht mit dem Zimmermann Martin und den Klosterbrüdern nach Heiligenzell hinüber und reißt das baufällige Haus ein. Vorher mache ich den Entwurf für die künftige Behausung des Weingutverwalters, das ich im ganzen nur halb so groß, wie das frühere war, aber geräumiger vorgesehen habe. Zur Einsicht für den Zimmermann und zur Kenntnisnahme, was an neuem Holz zu schlagen sei, mache ich (den Plan) fertig und gebe ihn mit. Ich mache auch den Entwurf des künftigen Hauses für Ordensleute, das der Kirche angebaut werden soll und im Laufe der Zeit, wenn der Herrgott das Leben dazu gibt, von mir oder meinem Nachfolger unter Erweiterung der Kirche und in ihrem Baustil (iuxta typum) errichtet werden soll. Es soll entweder einem resignierten Abt, und älteren Patres bei ansteckenden Krankheiten oder aber zu Studien- und Erholungsaufenthalten der Ordensleute dienen, wie dies in früheren Zeiten gewesen sein soll.“

19 Tgb. 7. 4. 1704: „P. Prior geht mit den Klosterbrüdern, einem Maurer und 2 Buben des Zieglers nach Heiligenzell, um damit anzufangen, das baufällige sog. Verwalterhaus abzudecken, um so die Ziegel zu retten.“ 15. 4. 1704: vgl. Anm. 18; 9. 6. 1704: „Heute werden die Balken und sonstigen Holzteile zum Aufbau des Verwalterhauses in Heiligenzell angefahren.“ 15. 6. 1704: vgl. Anm. 20; vermutlich handelt es sich in allen diesen Belegen um den Bau, für den 1778 ein Neubau erstellt werden mußte, über den O. Kohler aus Akten berichtet (O. Kohler a.a.O., S. 216f.)

und dann im Hochsommer den Neubau aufzuführen. Die Bezahlung der Zimmerleute erfolgte auf übliche Weise in Geld und Naturalien.²⁰ Noch ehe der Abt Anfang November das neue Gebäude besichtigte,²¹ hatte er zwei Glocken, die aus Straßburg kamen, für die Kirche in Heiligenzell geweiht. Die größere bekam den Namen des Patrons St. Georg, die kleinere war St. Urban, dem auch bei uns verehrten Patron des Weinbaus, geweiht. Der kriegerischen Zeiten wegen ließ man die Glocken jedoch vorläufig in Schuttern.²²

4. Arbeiten und Abgaben für das Kloster

Die Heiligenzeller Zimmerleute müssen einen guten Ruf in Schuttern genossen haben, denn als es darum ging, an der Schutter ein neues Stauwehr zu errichten, schickte der Abt mit dem klostereigenen Zimmermann einen von Heiligenzell namens Kaspar nach Straßburg, wo ein Spezialist befragt werden sollte.²³ Als man mit dem Bau des Stauwehrs begann, waren bis zu 12 Zimmerleute beschäftigt, von denen die Heiligenzeller besonders erwähnt werden.²⁴ Sie schlagen auch Holz im Hochwald und führen es zusammen mit den Klosterpferden zur Säge.²⁵ Bei den Routinearbeiten mußten die Gemeinden um Schuttern herum abwechselnd Fronarbeiten leisten, wobei die Heiligenzeller als die sorgfältiger Arbeitenden besonders hervorgehoben werden.²⁶

Sicher waren einige von ihnen durch Pachtverträge über Klosterland enger mit der Abtei verbunden, denn bei der zu Anfang des Jahres stattfindenden Erneuerung der Lehensverhältnisse kam der Abt eigens ins Dorf und ließ den wohl z.T. leseunkundigen Pächtern die Vertragsbedingungen vorlesen.²⁷

Wie auch die anderen Gemeinden, die mit der Klosterwirtschaft verbunden waren, wurden auch die Heiligenzeller zu Zahlungen für gemeinsame Leistungen in der Regie des Klosters herangezogen. So haben sie im Frühjahr ein Fünftel der Kosten zu übernehmen, die für das sog. Öffnen des Seegrabens anfallen, an denen sich die Friesenheimer mit zwei Fünfteln, die Schutterner und Oberweierer je auch mit einem Fünftel beteiligen. Da der Abt keine Rege-

20 Tgb. 15. 6. 1704: „Ich gehe hinüber nach Heiligenzell und verberge die Arbeiten für das Verwalterhaus an die Zimmerleute zu 50 Gulden, 2 Viertel Winterweizen (quartalibus siliginis), 3 Maß Sommerweizen (et totidem siliginis ac 3 modiis tritici) und 2 Ohm Wein . . .“

21 Tgb. 4. 11. 1704: „Ich gehe mit P. Prior nach Heiligenzell und durchwandle dort das neue Gebäude, das in meiner Abwesenheit für den Verwalter errichtet wurde.“

22 Tgb. 31. 10. 1704: „Unter Anwesenheit des Pfarrers von Ichenheim, P. Joachim, benediziere ich 3 Glocken, eine namens St. Joseph, die zur Pfarrei Ichenheim gehört und 2 kleine, deren größere, St. Georg, nicht schwerer als ein halber Zentner ist und die andere, St. Urban, um 40 Pfund wiegt. Sie wurden vor kurzem aus Straßburg gebracht und sollen jetzt während der Kriegszeiten hier gebraucht werden, zur entsprechenden Zeit jedoch nach Heiligenzell überführt werden.“

23 Tgb. 12. 4. 1689: J. Vogler, a.a.O. Die Ortenau 45 (1965) S. 114

24 Tgb. 13. 4. 1689: ebd.

25 Tgb. 22. 4. 1689: ebd.

26 Tgb. 6. 5. 1689: J. Vogler, a.a.O. Die Ortenau 46 (1966) S. 67

27 Tgb. 12. 2. 1699: „Mit den Heiligenzellern halte ich die Erneuerung der Lehensgüterverträge (cum Sancti Zellensibus renovationem instituo ac praelego bonorum feudalium) und lese sie ihnen vor.“

lungen aus früherer Zeit vorfand, setzte er in Form schriftlicher Verträge solche fest, da jedes Jahr die Bewässerung der Wiesen auf diese Weise gesichert werden mußte. Ähnliche Regelungen galten für den Bruchgraben in Oberschopfheim, den Altenbach, die alte Unditz und den Waaggraben.²⁸

Für diese nicht gerade beliebten Arbeiten waren in diesen schlechten Zeiten leichter Leute aufzutreiben als in besseren.

Wenn der Abt hier allein zu handeln schien, so zog er in anderen Entscheidungen, z.B. wenn neue Wiesen unterhalb des Hochwaldes von Heiligenzell anzu-legen waren, den Mahlberger Amtmann Olisy bei.²⁹ Er war für die Gebiete der Markgrafschaft Baden zuständig, mit der sich der Abt oft genug über strittige Punkte, z.B. das Jagdrecht im Heiligenzeller Gebiet, auseinandersetzen mußte. Da es nur eine unter vielen Fragen des Zusammenlebens war, verhandelte man zuweilen mit einer ganzen Kommission, die zum Beispiel im Frühjahr 1699 in Friesenheim tagte.³⁰

Einträglich waren für das Schutterner Kloster auch die Steinbrüche bei Heiligenzell, aus denen man schon im Spätjahr die Baumaterialien brechen ließ, die im Frühjahr in Schuttern gebraucht wurden.³¹

28 Tgb. 13. 4. 1699: „Halte Abrechnung mit dem Öffner der Gräben, des Bruchgrabens, der z.T. im Oberschopfheimer Bann, z.T. in unserem liegt, über 502 Klafter, jedes für ein As. Die Hälfte daran zahlen die Schopffemer, die andere unsere Untertanen. Da aber auf der anderen Seite die Friesenheimer und Oberweierer in unserem Bann Weiderecht haben — Odenwaid — unsere Leute jedoch in ihrem Bann, hat man sich geeinigt, weil über frühere Zeiten nichts darüber vorliegt — ohne jedoch Urkunden oder einer anderen Gewohnheit, über die man augenblicklich nichts gefunden hat, vorzugreifen — daß die Friesenheimer zwei Viertel, die Oberweierer ein (Viertel) und die Schutterner ein (Viertel) der Hälfte der Ausgaben des Bruchgrabens zahlen, den anderen halben Teil die Schopffemer.

Bei dem Seegraben, der außer einem kleinen Stück, das in unserem Bann liegt, im Friesenheimer Bann verläuft, geben unsere (Bürger) den fünften Teil (der Kosten), ebenso viel die Oberweierer und ebenso viel die Heiligenzeller und 2 Fünftel die Friesenheimer. Damit dies auch in Zukunft so gehalten werde, wenn nichts Gegenteiliges gefunden würde, wurde in Form eines schriftlich zu erstellenden Vertrages eine Vereinbarung getroffen. . . es arbeiten auch einige von unseren Bürgern mit, welche die Not der Zeit und Hunger zu dieser Arbeit trieb, die sonst zu anderer Zeit nicht als erstrebenswert gilt.“

(Ein Klafter = 6 Fuß = ca. 1,80 m; As = kleine Münze von geringem Wert)

29 Tgb. 25. 2. 1699: „Deliberavimus quoque circa prata noviter facienda a Sanct Zellensibus ad pedes sylvae superioris.“

30 Tgb. 7.—8. 3. 1699: „Ich mache eine Aufstellung der Klagen meines Klosters in der Herrschaft Mahlberg. 1. bezüglich der Bezahlung des Lutherischen Geistlichen in Friesenheim, 2. . . In zweifacher Ausfertigung und mit den angeschlossenen Unterlagen wird der Schriftsatz durch P. Prior den Herren Kommissaren in Friesenheim vorgelegt . . . Ich gab ihm auch einen Vorschlag bezüglich Heiligenzell, die Jagd als herrschaftliches Recht anerkennen zu lassen, um zu versuchen, worüber ich zwar zweifle, ob sich hier etwas machen lasse (Dedi eidem quoque proiectum ratione Heiligenzell cum venatione pro feudo recognoscendi ad tentandum si forte, de quo tamen dubito, aliquid inde fieri possit).

Nach Friedrich Bauer, Reformation und Gegenreformation in der früher nassau-badischen Herrschaft Lahr-Mahlberg, Lahr 1914, S. 192, war der Hauptgrund des Zusammentretens der erwähnten Kommission die Entgegennahme und Beurteilung von Beschwerden über den Mahlberger Amtmann Olisy.

31 Tgb. 26. 11. 1697: „Man schickt Wagen nach Heiligenzell, um die Steine an einen günstigen Ort zu fahren, von wo sie mit Beginn des Frühlings bequem hierher (nach Schuttern) gefahren werden können.“

Auch die Wälder mit ihrem Buchen- und Eichenbestand nutzte man, wenn gegen gutes Geld einem Straßburger Metzger erlaubt wurde, 50 Schweine zur Mast bis in den Januar hinein im Heiligenzeller Gebiet zu halten.³²

Wer heute von einem der schönen Rastplätze über dem Ort hinüber nach Schuttern sieht, ahnt vielleicht etwas von dem harten Leben jener Menschen. Manche ihrer Probleme sind den unseren ähnlich. Sie ergeben sich aus den Eigenheiten der Landschaft und ihrer Bewohner, und so ist es verständlich, daß wir ähnliche Lösungen wie damals suchen und auch finden.³³

32 Tgb. 23. 1. 1704: „Vor vier Tagen wurden 50 Schweine weggeführt, die von dem Straßburger Metzger Johann Liede zur Mast in unseren Wald geschickt worden waren. Mit 50 anderen, die vor 14 Tagen weggebracht wurden, waren sie auf Vertragsbasis (*vi contractus*) seit Allerheiligen in Heiligenzell gemästet worden. Jedes kam auf 16 As, so daß die Summe, nämlich 135 Gulden, zuzüglich 18 Gulden für 2 gekaufte Schweine und an mich 7 Gulden, insgesamt 160 Gulden, dem P. Prior in Straßburg ausbezahlt werden konnte. Besser wäre es, ein andermal wöchentlich zu verrechnen, z.B. 3 Batzen für ein Schwein, oder an Weihnachten abzurechnen, da sie ihr allgemein gegebenes Recht (*ius absolute datum*) zu sehr ausweiten.“ Am Rand steht noch: „Eckerricht von 100 s(alva) v(enia)schweinen 160(Gulden)fl.Item von einigen Bürgern welche über die gehorige Zall gehapt.“

33 Über die Säkularisation der Heiligenzeller Besitzungen und die weiteren Schicksale des Schlößchens vgl. H. Schmid, Säkularisation und Schicksal des Stifts Schuttern und seiner Besitzungen in Wippertskirch und Heiligenzell 1806—1839, in: Ortenau 61 (1981), S. 174—177.

Der Jägerlouis und die Jagdlust überhaupt

Vom Leben im Barock

Johannes Werner

Das Jagen war die Lieblingsbeschäftigung der Könige und der Edelleute.

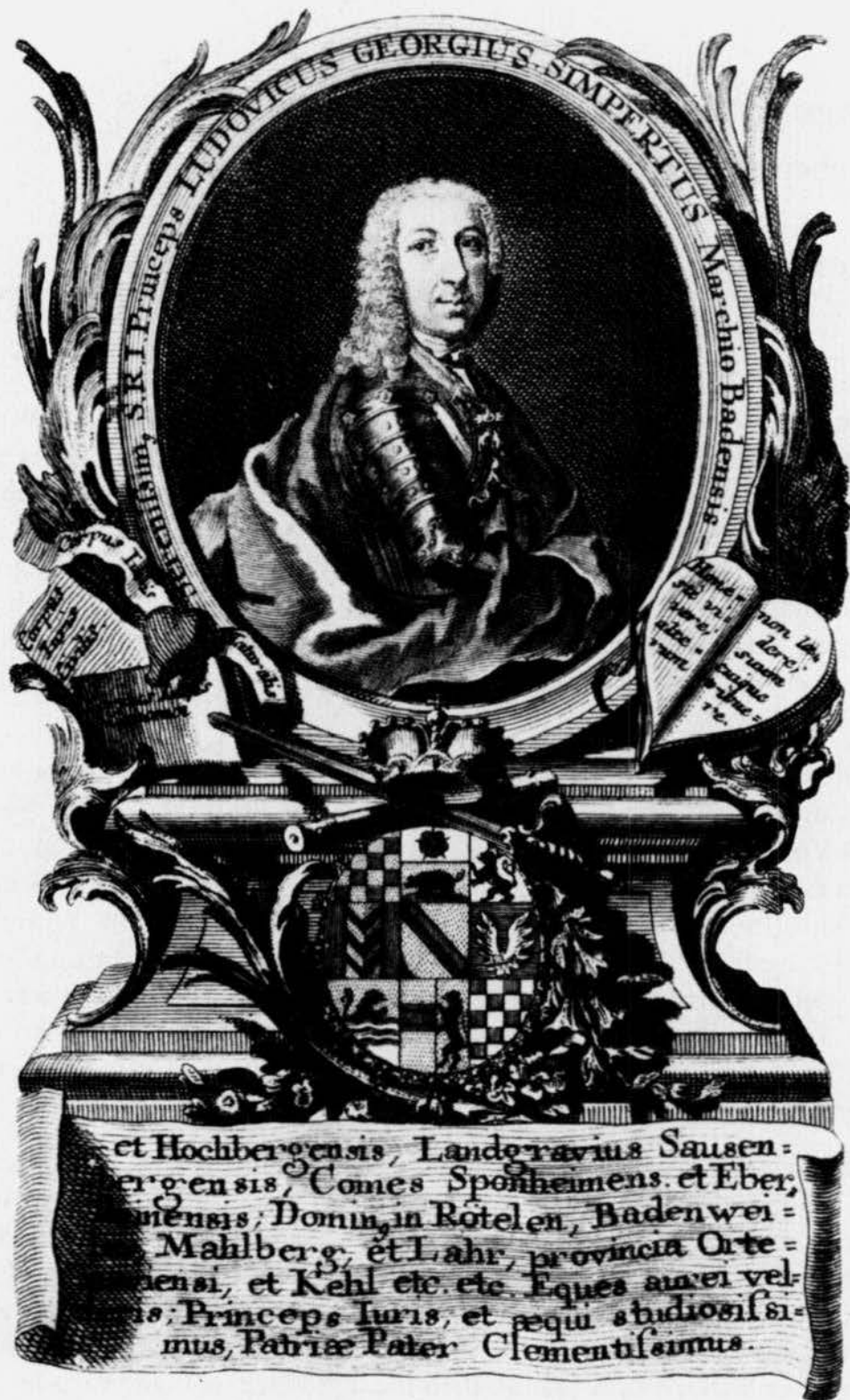
José Ortega y Gasset, Meditationen über die Jagd

Manchmal fällt der Apfel weit vom Stamm. War der Vater Ludwig Wilhelm, Markgraf von Baden, noch ein tatkräftiger Landes- und vor allem Feldherr gewesen, der viele entscheidende Schlachten schlug, so zog der Sohn und Thronfolger *Ludwig Georg* (1727/61) ein bequemeres Leben vor; und als nahebei ein Krieg ausbrach, verzog er sich, obwohl er Generalfeldzeugmeister war und Inhaber des Ordens vom Goldenen Vlies, lieber auf seine böhmische Besitzungen, um dort friedlichere Zeiten abzuwarten. Der Vater hatte ein ganzes Kapitel europäischer Geschichte geschrieben, der Sohn gab höchstens eine Fußnote her.

Und dennoch verkörperten beide, jeder auf seine Art, jeweils einen bezeichnenden Zug ihrer Zeit: der ‚Türkenlouis‘ — wie er wegen seiner Siege im Osten im Volksmund hieß — die Auseinandersetzung mit dem Orient, die sich in seinem Gefolge zur Turcomanie entwickelte, während sich seine Gemahlin, die Markgräfin Sibylla Augusta, mehr für Chinoiserie und Japonaiserie begeisterte¹; und der ‚Jägerlouis‘ — wie wieder er vom Volksmund genannt wurde seiner einzigen Leidenschaft wegen, die aber nicht nur seine war — die Jagdlust. (Und außer dieser exemplarischen Bedeutung hatten sie so wenigstens die Vorliebe für den Pulverkampf gemein, gleich ob dieser nur als Opferrauch für Mars oder für Diana aufstieg.)

Die Jagdlust war freilich auch der Mutter nicht fremd gewesen, die sich gelegentlich als Jägerin oder als Diana malen ließ. Und selbst der Vater war ihr erst durch seine politische und militärische Karriere entfremdet worden; doch bis zu seinem Tod hielt er im böhmischen Schlackenwerth eine Meute von 130 Hunden, die für die Parforce-Jagd abgerichtet waren, und für die der Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg dann 7 000 Gulden zahlte. In früheren Zeiten hatte er sich oft und gern in dem markgräflichen Jagdhaus, der ‚Nymphenhütte‘, sehen lassen, und das dort geführte Tagebuch verzeichnet etwa,

¹ Vgl. Johannes Werner, Baden, Böhmen und der Orient. Barocke Geographie im Schloß Favorite. In: Die Ortenau 57 (1977), S. 262—268.



Markgraf Ludwig Georg von Baden
 Kupferstich von Gottfried Bernhard Götz als Titelbild zu: *Donatus a Transfiguratione Domini,
 Introductio in ethicam*

daß „Printz Louis uff einen Hirsch gefehlet, weiln er gar eylfertig vom Pferdt herabgesprungen undt uff einen Hirschen, so nit fortgewollt, Feuer gegeben“, oder daß „Printz Louis eine Sau ahn dem Stand uff dem Hübel“ verfehlt habe²; aber solche Fehlschüsse kamen selten vor und waren sicherlich verzeihlich, denn der Schütze war erst dreizehn Jahre alt. Ein viel größeres Unglück widerfuhr dem Großvater, Erbprinz Ferdinand Maximilian, als er an einem Jagdvergnügen des kurpfälzischen Hofes teilnahm. „Die badische Fürsten fuhren mit dem Churfürsten in Einem Wagen von Heidelberg weg. Sie hatten ihre Rohre selbst bey sich. Unterwegs gieng das Rohr des Prinzen Ferdinands, welches er selbst in Händen hatte, unvermuthet los; es zerschmetterte ihm die Hand so sehr, daß sein Angesicht von seinem Blute gefärbt wurde und das Feuer ihm die Haare am Haupte und an den Augenbrauen versengte. Man suchte ihn durch angewandte Mittel zu retten, der Brand ergriff aber nach wenigen Tagen den Arm, und, da man diesen abzunehmen versäumete, mußte er (. . .) seinen Geist aufgeben, im vier und vierzigsten Jahre seines Lebens.“³ Der Urgroßvater schließlich, Markgraf Wilhelm, hatte jenes Jagdhaus mitten im wildreichen Hardtwald zwischen Bruchhausen und Mörsch erbaut und zum Schauplatz eines ausgelassenen Treibens gemacht. Dort waren dann auch die Verwandten aus dem Hause Baden-Durlach öfter anzutreffen, die ebenso eifrig auf die Pirsch gingen; zu ihrem eigenen Revier gehörten die Wälder bei Kandern, und dort tranken sie dann wohl aus der berühmten ‚Güldenener Sau‘, einem prunkvollen Gefäß, das Markgraf Georg Friedrich aus Freude über sein Jagdglück 1605 gestiftet hatte.

So war es denn auch wieder kein Wunder, daß schon den jungen Ludwig Georg eine unbedingte und ungebändigte Leidenschaft für das Waidwerk packte. (Fast wäre er auch noch, am 7. Juni 1702, im Jagdschloß Scheibenhardt zur Welt gekommen, aber die Eltern machten dann doch Quartier in Ettlingen.) Die Hofkapelle der Rastatter Residenz wußte wohl, womit sie ihm eine Freude machen konnte, als sie, durch die Sänger der Piaristenschule verstärkt, an seinem 15. Geburtstag das Singspiel ‚Waffen- Bücher- und Jäger-Lust‘ aufführte; ein Jahr später folgte, ebenfalls eigens verfaßt und vertont, ‚Meleagers Gelübd-mässiges Ehren-Feuer-Opffer Zu Versöhnung Dianae‘, das die sagenhafte Jagd auf den kalydonischen Eber zum Thema hatte.⁴ Dem derart passionierten Erbprinzen war auch das Jagdhaus auf dem Fremersberg bei Baden-Baden zgedacht, das Johann Michael Rohrer in jenen Jahren (1716—1721) erbaute, wobei der Grundriß sinnigerweise dem Kreuz des kurpfälzischen Hu-

2 Zit. nach Fritz Wolff, Prinz Ferdinand Maximilian von Baden (1625—1669) und Prinzessin Ludowica Christina, geb. Prinzessin von Savoyen-Carignan (1627—1689), Eltern des Türkenlouis. In: Der Türkenlouis. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden 1655—1707. Karlsruhe o. J., S. 28—41; hier S. 40.

3 Zit. nach Rolf G. Haebler, Der Regentenspiegel des Türkenlouis. In: Der Türkenlouis . . . , a.a.O. S. 46—52; hier S. 49.

4 Vgl. Klaus Häfner, Johann Caspar Ferdinand Fischer und die Rastatter Hofkapelle. Ein Kapitel südwestdeutscher Musikgeschichte im Zeitalter des Barock. In: Barock in Baden-Württemberg. Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Französischen Revolution (Ausstellungskatalog) Bd. 2. Karlsruhe 1981, S. 213—233; bes. S. 217 f.

bertusordens nachgebildet war; ein Bild eben des hl. Hubertus, des Patrons der Jäger, schmückte die Kuppel im Innern, und außen auf ihr zeigte sich ein zusammenbrechender Hirsch, von einem Hund verfolgt.

Doch war dies alles nur ein Vorspiel zur Jagd selber, und zwar — in Anbetracht der Ausmaße, die sie annahm — ein bescheidenes. Denn fast unermesslich scheint, „was an Roth- und Schwarz-Wildpret und Raubvögel meistens in Gegenwart Ihro Hochfürstl. Durchlaucht des Regierenden Herrn Marggrafen in Höchstdero Landen geschossen und gefangen worden in Anno 1749“; nämlich: „215 Hirsch, 424 Thier und Kälber, 139 Schwarz Wildpret, 18 Thamm Hirsch, 10 Thamm Thier und Kälber, 376 Rehe, 8282 Hasen, 2 Lucxs, 10 Wölff, 40 Tächs, 18 Fischotter, 505 Wilte Katzen, 95 Marther, 214 Iltes, 427 Wiesele, 32 Weiße Kaningen, 36 Auerhahnen, 1 Schwanen, 1 Granich, 1 Trappen, 37 Birckhanen, 70 Haselhüner, 772 Fasanen, 36 Wilte Gäns, 1075 Wilte Enden, 1074 Schnöpffen, 3140 Felthüner, 68 Berlhüner, 438 Becassins, 515 Wachteln, 12 Rohrtummeln, 732 Wilte Tauben, 10899 Raub Vögel; Summa 30524 Stückh“⁵. Wahrlich eine gewaltige Strecke! Aber Jagdbrauchtum und Wildreichtum jener Zeit machten es leicht, sie zusammenzubringen.

Zum einen war, neben der französischen Parforce-Jagd, das sogenannte ‚teutsche oder eingestellte Jagen‘ immer mehr in Mode gekommen. Das heißt, daß das Wild zuvor in ein abgeteiltes Waldstück gebracht oder getrieben wurde, aus dem es dann, wenn das Schießen losging, auf vorbestimmter Bahn flüchten mußte, direkt am fürstlichen Schießstand vorbei; dem Wild, das den Kugeln entging, gönnte man eine kurze Ruhepause bis zur nächsten Runde. (Eine neuere Darstellung nennt dieses Verfahren, das „größte Anforderungen an die planmäßige Arbeit der Jägerei stellte, aber geringe an die schießenden Herrschaften“, zu Recht eine „Massenschlächtere“⁶.) In großem Stil zog auch der Jägerlouis solche Veranstaltungen auf — etwa bei Schloß Favorite, wie noch auf einem Gemälde im Neuen Schloß in Baden-Baden zu sehen ist. Ein weiteres Indiz ist das rasch zunehmende Inventar von Zeughaus und Marstall in Rastatt; schließlich umfaßte es 29 Gerätewagen und „7 Wägen zu denen Schweinskästen, 6 alte Hasenkästen, 16 Stück tannene Hirschkästen mit Eisen beschlagen, 6 Jagdschirm in Form eines Parasol von Holz mit Wachstuch bedeckt nebst 4 dazu gehörigen Seitenwänden von grünem Zwilch“⁷. Nicht viel anders stand es um die festlichen Prunkjagden, die zu besonderen Anlässen veranstaltet wurden: so etwa am 13. August 1764 durch den Kurfürsten von der Pfalz für den von Mainz. Ein römischer Prälat hat genau beschrieben, wie die ganze Gesellschaft in Heidelberg aufbrach, durch ge-

5 Zit. nach Hans Leopold Zollner, *Der Jägerlouis*. Das letzte Kapitel baden-badischer Jagdgeschichte. In: *Welt am Oberrhein* 6/1965, S. 352—353; hier S. 352 f. — Wie ein nachträglicher Vergleich mit dem Stich selber ergab, hat Zollner sehr ungenau zitiert; so fehlen ihm auch die „812 Füchs“.

6 M. Marx-Kruse/E. von Campe, *Chronik der deutschen Jagd*. Eine Kulturgeschichte des Jagdwesens von den Anfängen bis zur Gegenwart in Dokumenten. Ebenhausen bei München o. J., S. 187.

7 Zit. nach Dietrich Rentsch, *Das Jagdwesen an südwestdeutschen Fürstenthöfen im Barockzeitalter*. In: *Barock in Baden-Württemberg* . . . , a.a.O. S. 293—310; hier S. 301.

schmückte Straßen, in denen Militär, Klerus und Volk Spalier standen, zum Neckar zog und schön gezierte Boote bestieg, die mit Musik zum eigentlichen Jagdrevier fuhren. „Als man am Ziele angelangt war, erblickte man einen hohen steilen Berg, von dem Bäume und Gestrüpp entfernt waren und den man wie eine Gartenanlage mit Arabesken aus vielfarbigen Erdarten und einer Anzahl bemalter Statuen verziert hatte. Auf dem Gipfel des Berges war ein großes Tor aus Laubwerk, aus dem das von etwa 80 Jägern in grünen, silbergestickten Uniformen bewachte Wild hervorbrechen sollte. Unten am Ufer war ein bemalter Holzbau aufgeführt, der einen Palast mit einer Säulenhalle vorstellte. An beiden Ecken des Palastes waren Pavillons mit Balustraden, in denen sich die Musikanten aufstellten. Im Flusse sah man ein Gerüst, das mit Ornamenten und bemalten Figuren verziert war. — (. . .) Als das Zeichen zur Jagd gegeben war, begann man aus dem Tore auf der Höhe die Hirsche in Trupps von 12, 15 und 20 herauszutreiben. Sie wurden von den Treibern zum Tore des am Fluß gelegenen Gebäudes gedrängt, wo sie sich in das Wasser warfen. Sie schwammen dann an dem Zelt vorüber, wo die zwei Kurfürsten mit Büchsen auf sie schossen. Sobald ein Tier getroffen war, eilte eine Barke mit einem Jäger herbei, der den Hirsch beim Geweih ergriff und an das Ufer zog.“⁸ Gewiß wäre dies ein Fest nach dem Herzen des Jägerlouis gewesen — aber der Tod hatte ihm da schon die Büchse aus der Hand genommen.

Zum anderen wurde eben für diese Art von Jagd das Volk zu oft wochenlangen Frondiensten herangezogen, das Wild dagegen dermaßen gehegt und gepflegt, daß es zu einer wahren Landplage auswuchs. So berichtete Johann Peter Franck, ein Arzt aus Bruchsal, er habe „in Baden-Badenschen Landen die ganze Nacht hindurch die ermüdeten Untertanen in den Herbstzeiten auf ihren Äckern wachen und sich einander zuschreien gehört, wodurch solche die schädlichen Tiere in ihren Waldungen zurückzuhalten suchen“⁹. Auf andere Art sich ihrer zu erwehren, war den Untertanen des Jägerlouis streng untersagt — aber dies nützte nichts; zu groß war die Verzweiflung über das Unwesen, zu groß auch die Versuchung, den schmalen Küchenszettel aufzubessern, zumal das Wild nicht nur zahlreich, sondern auch fast zahm war. Ohne großen Erfolg verkündete der Jägerlouis eine Verordnung nach der anderen. 1730 beklagte er, daß „von Unseren Orthenauischen Unterthanen auß der Wilderey gleichsamb eine Profession, ohngeachtet deren so schwer darauff gesetzten Poenal-Verordnungen gemachet werden will“ und „daß fast gantze Dorffschafften mit der Wilderey angestecket werden“¹⁰; die Übeltäter seien lebens-

8 Zit. nach Marx-Kruse/von Campe, a.a.O. S. 194. Vgl. u. a. auch den Bericht über eine Jagd, die 1779 in Schwetzingen stattfand: „Die Schweine, Füchse, Tachse und Hasen wurden oben aus einem Pfortgen aus den gemalten Bergen herausgelaßen und wenn sie sich in den Wegen, die von Brettern gemacht waren, häuften, fielen oft 50, 60 herunter, daß die Erde krachte“ (zit. nach Friedrich Wilhelm Utsch, *Der Jäger aus Kurpfalz*. München 1913, S. 23); vgl. außerdem Richard Alewyn/Karl Sälzle, *Das große Welttheater. Die Epoche der höfischen Feste in Dokument und Deutung*. Hamburg 1959, S. 19; Walter Horace Bruford, *Deutsche Kultur der Goethezeit*. Konstanz 1965, S. 12—13.

9 Zit. nach Zollner, a.a.O. S. 353.

10 Zit. nach Rentsch, a.a.O. S. 303.

länglich des Landes zu verweisen. 1732 war bereits wieder ein Erlaß „auff denen Rats-Häuseren durch die Beambte und Schultheissen also gleich zu publiciren, und daselbsten und in denen Würthshäuseren zu affigiren“; darin wurden, wohl weil sonst kein Ausweg schien, diejenigen, die sich bisher der Wilderei schuldig gemacht hatten, insgesamt amnestiert: „Solte sich aber diesen ohngeachtet jemand vermessen offterwehnter Dieberey ferners nachzugehen, mithin diese unsere verkündete Amnesti und vollkommene Verzeyhung muthwillig ausser acht zusetzen, so sollen der oder diejenige auff betretten oder genugsamer Gerichtlicher Überführung anstatt der bißherigen Geld-Buß, Schantz-Arbeit oder Land-Verweisung ohne alle zu gewarthen habende Gnad auff die Galeeren oder Ruder-Bänck Zeit-Lebens condemnirt (. . .) werden“¹¹. 1736 mußte diese Strafandrohung wieder „aus Mangel der Gelegenheit diese Bößwicht auff die Ruder-Bänck zubringen, in eine Lands-Verweisung veränderet“¹² werden. Weitere Verordnungen richteten sich besonders gegen bewaffnete, maskierte und bandenmäßig organisierte Wilderer, die an Leib und Leben gestraft, je nachdem auch auf der Stelle niedergeschossen werden sollten. Es war offenbar schwer, das Vergnügen eines einzelnen oder doch einer Minderheit gegen die Bedürfnisse der Mehrheit zu verteidigen.

Es kann also nicht weiter verwundern, daß die bürgerliche Opposition, wo immer sie sich regte, die adlige Jagdleidenschaft als genauen Ausdruck des Despotismus begriff — und angriff. So fingierte Matthias Claudius das rührende „Schreiben eines parforcegejagten Hirschen an den Fürsten der ihn parforcegejagt hatte, d. d. jenseit des Flusses“¹³; und Jean Paul machte in einem ebenso fiktiven Bericht darüber, „Wie ein Fürst seine Unterthanen nach der Parforcejagd bewirthen lassen“¹⁴, die ironische Bemerkung, es müsse „jeder Bauer bekennen, daß ein Fürst allemal zwischen ihm und dem großen (sonst so geschätzten) Wildprete einen großen Unterschied zu machen wisse, indem er ihn weder schießet wie dieses, noch in harten Wintern mit Hütten und Fraß versorget wie dieses“¹⁵. Am deutlichsten wurde Gottfried August Bürger in seinem Gedicht „Der Bauer. An seinen Durchlauchtigen Tyrannen“:

„Wer bist du, Fürst, daß ohne Scheu
Zerrollen mich dein Wagenrad,
Zerschlagen darf dein Roß?

Wer bist du, Fürst, daß in mein Fleisch
Dein Freund, dein Jagdhund, ungebleut
Darf Klau' und Rachen hau'n?

11 Zit. nach ebda.

12 Zit. nach ebda., S. 304.

13 Matthias Claudius, Sämtliche Werke. Hrsg. von Jost Perfahl. München 1968, S. 156—157.

14 Jean Paul, Sämtliche Werke. HKA 1. Abtlg., Bd. 1 (= Satirische Jugendwerke). Weimar 1927, S. 521—524.

15 Ebda. S. 523.

Wer bist du, daß, durch Saat und Forst,
Das Hurra deiner Jagd mich treibt,
Entatmet, wie das Wild? —

Die Saat, so deine Jagd zertritt,
Was Roß, und Hund, und du verschlingst,
Das Brot, du Fürst, ist mein.

Du Fürst hast nicht, bei Egg' und Pflug,
Hast nicht den Erntetag durchschwitzt.
Mein, mein ist Fleiß und Brot! —

Ha! du wärst Obrigkeit von Gott?
Gott spendet Segen aus; du raubst!
Du nicht von Gott, Tyrann!“¹⁶

Und Carl Julius Weber, der lange Jahre am Hof und im Dienst eines solchen jagdbesessenen Herrn verbracht hatte, gedachte in seinem ‚Demokritos‘ der „Zeiten, wo der Jäger den Landmann niederschoß, der das Wild von dem im Schweiß seines Angesichts bebauten Felde vertreiben wollte, oder sich ein bisschen Holz holte, und diese Jäger waren die recht eigentlichen tollen Hunde, und um so gefährlicher, da sie zahlreicher und geschützt waren vom Souverain“¹⁷. „Der Wildstand war höher geachtet, als der Volksstand, und der Mord eines Hirsches leidenschaftlicher bestraft, als der eines Menschen.“¹⁸

Also war der Jägerlouis auf seine Art durchaus ein Repräsentant, wie er vollkommener kaum gedacht werden kann; denn seine Passion galt einzig und allein der Jagd, die ihrerseits ein repräsentativer Ausdruck des gesamten höfischen Lebens war — von seinen vielen Festen war sie eins der größten und, wie es damals schien, auch schönsten. Der Jägerlouis hat es allen anderen Fürsten des Barock nicht nur gleichgetan, er hat sie, indem er ihre allgemeine Leidenschaft zur Manie steigerte, noch übertroffen.

Sein Lieblingsaufenthalt, jener so symbolisch gedachte Bau auf dem Fremersberg, gibt ein hervorragendes Beispiel für die vielen Jagdschlösser ab, die allerorten gebaut und auch, wenn der hohe Herr es wollte, zu Residenzschlössern, ja sogar zum Ursprung ganzer Residenzstädte gemacht wurden; Rastatt, Karlsruhe, Ludwigsburg und selbst Versailles, ihrer aller Vorbild, wurden auf diese Weise, was sie sind. Beispielhaft ist ebenfalls die Kunst, mit der er sich hier und andernorts umgab: Bilder, auf denen große Jagden für alle Zeit festgehalten werden sollten; Jagdstücke und Jagdstilleben; Darstellungen von sagenhaften Jägern wie St. Hubertus und St. Eustachius oder wie Artemis-

16 Gottfried August Bürger, Gedichte (= Deutsche National-Litteratur, HKA Bd. 78). Berlin und Stuttgart 1883, S. 65.

17 (Carl Julius Weber,) Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Bd. 6. 6. Aufl. Stuttgart 1858, S. 246.

18 Ebda. S. 251; vgl. insgesamt S. 246—270 („Die Jagdlust“).

Diana, Atalante, Apoll, Adonis, Aktäon, Meleager, Orion und wie sie alle hießen, in denen eine sehr reale Jagdlust ihre mythologische Erhöhung und damit Rechtfertigung suchte. Die Musik tat (wie jene geburtstäglichen Singspiele schon zeigten) ihr Teil noch hinzu, wenn ihr der Jägerlouis auch „den angenehmen und wohlklingenden Laut derer Hunde, Jäger und des Jagd-Horns“¹⁹ vorgezogen haben mag. So zog die Jagdgesellschaft, in die sich sein Hofstaat mehr als jeder andere verwandelte, gleichsam ein ganzes Gefolge von Künstlern und Künsten hinter sich her.

So weit, so gut. Aber warum war es gerade die Jagd, die ins Zentrum des barocken Interesses rückte und zwar so sehr, daß nach Knigges kritischem Wort zuweilen „das ganze Land zu einem Jagd-Park umgeschaffen“²⁰ wurde? Warum wurde sie nicht nur zum Vorrecht, sondern geradezu zur Vorliebe der barocken Regenten, so sehr daß sich die Opposition hauptsächlich an ihr rieb und entzündete?

Sie war zunächst ein vorzügliches Mittel gegen den Trübsinn des Fürsten; von ihm ist oft genug die Rede im Barock, und dahinter steckt mehr als die bloße Langweiligkeit eines sinn- und ziellos hingeschleppten Luxuslebens.²¹ Und je leerer dieses Leben, desto furchtbarer das Ende, das der Tod ihm setzt; denn er erweist, daß auch der einzige Inhalt dieser Existenz noch nichtig ist und der Fürst letzten Endes nicht mehr gilt als der Geringste seiner Untertanen. Der wortgewaltigste Kanzelredner des Barock, Pater Abraham a Santa Clara (ein gebürtiger Johann Ulrich Megerle aus Kreenheinstetten bei Sigmaringen) sagte es deutlich genug: „ich hab gesehen, daß der Tod ein Donnerkeil, der nit allein trifft die durchsichtigen Strohütten, sondern auch die durchleuchtigsten Häuser der Monarchen; ich hab gesehen, daß eine goldene Kron und eine Schmeerkappe, ein Scepter und eine Holzhacke, ein Purpur und eine Joppe, bei dem Tod eines Gewichts und eines Gesichts seynd“²². Und wirklich war ja der Tod das große Thema dieser Zeit, eine Melodie, die sich nicht überhören und nicht übertönen ließ.

19 Zit. nach Rentsch, a.a.O. S. 299.

20 Adolf von Knigge, Winkelyrannen. In: Jost Hermand (Hrsg.), Von deutscher Republik. 1775—1795. Bd. 2 (= Theoretische Grundlagen). Frankfurt 1968, S. 113—114; hier S. 114.

21 Vom Ausmaß der Jagdleidenschaft wie vor allem von ihrer Verursachung auch durch eben die existentielle Langeweile handelt sehr gründlich und ausführlich: Hans Wilhelm Eckardt, Herrschaftliche Jagd, bäuerliche Not und bürgerliche Kritik. Zur Geschichte der fürstlichen und adligen Jagdprivilegien vornehmlich im südwestdeutschen Raum (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 48). Göttingen 1976, bes. S. 268—284. Zum Folgenden vgl. auch Johannes Werner, Von Hofnarren und Hofzwergen. In: Badische Heimat 4/1980 (= Ekkhart 1981), S. 145—153.

22 Abraham a Santa Clara, Adams-Kinder, Hrsg. von Walter Höllerer. Wiesbaden 1959, S. 28. — Übrigens ergriff schon Abraham die Partei des geplagten Landvolks und bemerkte, es sei „das Jagen öfters nicht ohne Klagen“, denn „durch das Jagen und Hetzen werden zuweilen die Felder dergestalten zertreten, und verwüst, daß der arme Bauers-Mann auf seinen Grund nicht Traid, sondern lauter Leid zu schneiden findt; mit was Fug aber solches könne geschehen, laß ich es dem Gewissen grosser Herren über“ (Abraham a Santa Clara, Etwas für Alle. Hrsg. von Richard Zoozmann. Dresden 1905, S. 125). Oder auch (ebda. S. 126): „Man lasset auch zu, daß grosse Herren den Gewalt haben, die Unterthanen zur billigen Straff zu ziehen, welche in dem Wild-Bann sich freventlich vergreifen, aber daß man tyrannisch mit denselben verfare, weiß ich nicht, wie solches bey dem Allmächtigen zu verantworten.“

So glich das Leben des barocken Herrschers mehr als jedes andere einer zwecklosen Wanderung auf hohem und zudem schwankendem Seil; sein einziges Glück lag im Vergessen. „Gründe, weshalb man die Jagd der Beute vorzieht. Das ist die Ursache, daß die Menschen so sehr den Lärm und den Umtrieb schätzen, der Grund, daß das Gefängnis eine so furchtbare Strafe, der Grund, daß das Vergnügen der Einsamkeit unvorstellbar ist. Und so ist schließlich das größte Glück der Könige, daß man bemüht ist, sie unaufhörlich zu belustigen und ihnen jede Art Vergnügen zu verschaffen. — Der König ist von Leuten umgeben, die nur daran denken, ihm Zerstreuung zu verschaffen und ihn zu hindern, über sich nachzudenken; denn er ist unglücklich, so sehr er König ist, wenn er daran denkt. — Das ist alles, was die Menschen erfinden konnten, um glücklich zu sein. Und die, die darob den Philosophen spielen und die meinen, daß die Menschen sehr wenig vernünftig seien, wenn sie den Tag damit verbrächten, einen Hasen zu jagen, den sie nicht geschenkt haben möchten, die kennen kaum das menschliche Herz. Dieser Hase könnte uns nicht davor schützen, an den Tod und unser Elend zu denken, die Jagd aber, die uns davon ablenkt, tut es.“²³ Soviel nur aus Pascals ‚Pensées‘; diese Sätze sind dem Jägerlouis wie auf den Leib geschrieben.

„Die traurige Melankoley wohnt mehrentheiles in Pallästen.“²⁴ Und aus diesem Grund blieb der Fürst ihnen fern und ging auf die Jagd — aber noch aus einem weiteren, tieferen. Denn mehr als die anderen Divertimenti, die er sonst erdenken und erproben mochte, war die Jagd dazu geeignet, ihm zu vergegenwärtigen, daß er wirklich ein Herr und Herrscher war, dem selbst noch die Natur zu Füßen lag.

„Dir dienet alle Kreatur
Für dir muß alls sich neigen,
Botmäßig muß sich die Natur
des Ganzen dir erzeigen.“²⁵

Diese Verse bezeichnen sehr genau das Verhältnis des barocken Fürsten zur Natur: mit absolutistischem Anspruch verlangte er ihre Unterwerfung. Davon zeugen — auch im Umkreis des Jägerlouis — die mit größtem Aufwand angelegten und gepflegten Schloßgärten, wo die Natur, so sehr sie widerstrebte, in ein geometrisches Schema gepreßt wurde; die Naturalienkabinette, Orangerien und Menagerien, wo sie zu seiner Verherrlichung beitragen mußte; und eben die Jagd. Die sagenhaften Gestalten, mit denen sich die Fürsten gern verglichen und vergleichen ließen, wurden schon genannt; aber noch viel lieber hörten sie von Nimrod, dem Enkel Noahs, von dem es in der Bibel (Gen 10, 8—9) heißt, daß er nicht nur „ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn“, son-

23 Blaise Pascal, Über die Religion und über einige andere Gegenstände (Pensées). Übertragen und hrsg. von Ewald Wasmuth. 2. Aufl. Berlin 1940, S. 78 f. (Nr. 139); vgl. auch S. 84 f. (Nr. 142).

24 Zit. nach Walter Benjamin, Ursprung des deutschen Trauerspiels. Frankfurt/M 1969, S. 155.

25 Zit. nach Willi Flemming, Deutsche Kultur im Zeitalter des Barocks. 2. Aufl. Konstanz 1960, S. 260.

dern auch „der erste Machthaber auf Erden“ war — was den hier hergestellten Zusammenhang aufs schönste bestätigt.

Derart bestärkte die Jagd den Herrscher (und zugleich seine Untertanen) in dem Bewußtsein, daß sich seine Herrschaft auch auf das Naturreich erstreckte, daß sie also wirklich eine absolute war. Noch 1787 schrieb ein anonymes Autor in ‚Schlözers Staatsanzeigen‘ von „Ländern, die das Unglück haben, von einem modernen Nimrod tyrannisiert zu werden“²⁶. Der Jägerlouis war damals allerdings schon tot, sein Bruder und Nachfolger August Georg ebenfalls; die Familie war erloschen, das Land dem Hause Baden-Durlach zugefallen.

Der Jägerlouis starb am 21. Oktober 1761; schon früh waren seine beiden Söhne gestorben (dem Erstgeborenen hatte er bezeichnenderweise seinen Ettlinger Oberjäger Barthel Lumpp zum Gevatter gegeben), dann auch die erste Frau, Maria Anna von Schwarzenberg; die zweite, Maria Josepha von Bayern, liebte die Jagd auch sehr und übte sie an ihrem Witwensitz, dem Ettlinger Schloß, noch bis zu ihrem Tod im Jahre 1776 aus. Aber dies war ohnehin nur noch ein Nachspiel.

Die Erinnerung an den Jägerlouis hält der Louisfelsen am Husarenweg in der Nähe des Baden-Badener Ortsteils Gunzenbach wach.

26 Graf von . . . , Vom Mißbrauch der Jagd. In: Hermand, a.a.O. S. 114—116; hier S. 116.

Die Kinzigbrücke bei Biberach

Oskar Kohler

Eine Biberacher Kinzigbrücke scheint es zu Beginn des 18. Jh. nicht gegeben zu haben. Erwähnt wird zu dieser Zeit ein Steg über den Fluß, der als Übergang offenbar nur für Fußgänger geeignet war. Dieser Steg wurde aktenkundig, als ihn im Jahre 1745 die Flößer Trautwein und Bruder aus Schiltach mit ihren Flößen schwer beschädigten. Es kam damals zu einer längeren Auseinandersetzung wegen des angerichteten Schadens, schließlich wurde die Sache durch Zahlung von 100 Gulden wieder ins reine gebracht.

Als Fahrweg muß um diese Zeit eine Furt über die Kinzig gedient haben, deren Benutzung, je nach der Jahreszeit und dem Wasserstand des Flusses, keine einfache Sache war. In einem Bericht an den Amtmann Koberlin in Wolfach aus dem Jahre 1748 heißt es, daß „den Kinzigfluß bei Biberach zu passieren, gefährlich und penible sei, auch schon manch großes Unglück dort geschehen“. Über die Notwendigkeit einer richtigen Brücke in dieser Gegend waren sich demnach alle einig, genauso aber auch darüber, daß eine Brücke von der erforderlichen Länge ein „kostbar“, lies kostspielig, Werk werden würde. Es wurden dann Verhandlungen eingeleitet wegen Verteilung der Kosten auf die umliegenden Gemeinden, wegen Fronfuhren und wegen eines zu erhebenden Brückenzolls. An Einwendungen und Widerständen hat es natürlich nicht gefehlt, vor allem von seiten der Stadt Zell und der Gemeinde Harmersbach.

Die Brücke wurde dann aber kurz nach 1750 errichtet. Es muß sich um eine Holzkonstruktion gehandelt haben. Sie lag 80 Fuß oberhalb der heutigen Biberacher Kinzigbrücke. Die Flößer hatten an ihr wenig Freude. Sie hinderte mit ihren Stützfeilern die Durchfahrt und machte ein gewagtes und gefährliches Manövrieren nötig. Etwa 60 Jahre hat diese Brücke ihren Dienst getan.

Mit dem Plan einer neuen, verkehrstechnisch besseren Brücke befaßte man sich um 1815. Der badische Staat begann sich damals zu konsolidieren, die neuen Möglichkeiten einer größeren wirtschaftlichen Kraft gaben frischen Auftrieb für mancherlei Lebensgebiete, vor allem für den Straßenbau, die Waldwirtschaft und das Siedlungswesen.

Anfang 1816 wurde dann der „Brückenbau über den Kinzigfluß bei Biberach“ genehmigt und bald auch zügig in Angriff genommen. Die Liefe-

rung von „Holz- und Eisenwaren“ wie auch die Zimmermannsarbeiten wurden im Submissionswege vergeben. Die Bauleitung hatten Oberingenieur Rochlitz und Ingenieur Obrecht, die beide schon beim Bau der Streitbergstraße eingesetzt waren. Für jedes der 8 Brückenfelder errechnete Rochlitz 7 „Streckbäume“, dazu waren für den Brückenbelag 9000 Fuß Flöcklinge erforderlich. Hierbei hatte man die Wahl zwischen behauenen Flöcklingen zu 5 Kreuzern per Fuß oder beschnittenen Flöcklingen zu 2 Kreuzern. Ingenieur Obrecht empfahl trotz des höheren Preises die Verwendung von behauenen Flöcklingen, weil sie wesentlich dauerhafter seien. Die Steine für den Unterbau wurden in einem etwa 10 Minuten entfernten Steinbruch geschlagen, wobei jeweils 8 Mann zum Laden eingesetzt waren. Eine spätere Kommission warf dann die Frage auf, ob es nicht billiger gekommen wäre, den unmittelbar bei der Brücke liegenden Felsen für den Steinbruch zu verwenden. Die Fachleute wiesen aber darauf hin, daß dieser Fels nur „Brockel“ und keine Steine geliefert haben würde. Die Verwaltungsbeamten und die Herren am grünen Tisch machten es den Ingenieuren überhaupt nicht leicht. Sie warfen Obrecht, ähnlich wie es beim Bau der Streitbergstraße der Fall gewesen war, „eigenmächtige Handlungen“ vor. Es ging dabei vor allem um die Fronfuhren. Obrecht hatte, ohne mit den Gemeinden Rücksprache zu nehmen, die Fuhren als Lohnfuhren vergeben, die dann statt der Leistung von Fronen, von den Gemeinden bezahlt werden sollten. Ihm waren offenbar lange Verhandlungen wegen der Fuhren zuwider, er wollte mit der Arbeit vorwärtskommen. Als aber den Gemeinden dann die Rechnungen präsentiert wurden, gab es lange Gesichter und empörte Proteste. Jetzt hieß es, man wäre wohl geneigt gewesen, die Fronen in natura zu leisten. Obrecht wurde zur Rechenschaft gezogen. Ging es doch um eine Summe von über 2000 Gulden, für die man ihn regreßpflichtig machte und für die jetzt die Staatskasse aufkommen sollte. So gab es zum Schluß noch manchen Ärger.

Aber wie dem auch sein mochte, das Werk war nach Ablauf eines Jahres fertiggestellt, und die Kinzigbrücke bei Biberach konnte dem Verkehr übergeben werden. Anfangs März 1817 rollten die ersten Wagen über sie hin. Sie hätte vor einiger Zeit ihr hundertfünfzigjähriges Jubiläum feiern können, wäre ihr nicht der zweite Weltkrieg zum Verhängnis geworden.

Der Untergang des Benediktiner-Stifts Ettenheimmünster 1802/03

Hermann Schmid

Das Kloster um 1800¹

Wie etliche andere geistliche Korporationen der näheren und weiteren Umgebung, die nach dem Säkularisationssystem der außerordentlichen Reichsdeputation zu Regensburg für die Seelsorge als entbehrlich angesehen wurden, fiel auch die uralte, auf einen mehr als tausendjährigen Bestand zurückblickende Abtei Ettenheimmünster² dem badischen Klostersturm von 1802/03 zum Opfer³. An Gesprächsstoff für die Zeitgenossen ließ es die Mönchsgemeinde zur Zeit ihrer Auflösung nicht mangeln. Zum einen fühlte sie sich ungeachtet der Kriegsdrangsale am Oberrhein dem seit vielen Jahrzehnten gepflegten Brauch verpflichtet, gegen den Landesherrn, den Bischof von Straßburg, zu opponieren und Prozesse zu führen, was aber nicht heißen soll, daß für zählbaren inneren Hader und die Bildung sich befehrender Gruppen im Konvent nicht Zeit und Energie übrig gewesen wäre. Zum andern zog das Kloster im allgemeinen wie eh und je auf Grund seines enormen Reichtums begehrliche Blicke seiner weltlichen Nachbarn auf sich und machte durch allerlei Transaktionen, die im Zusammenhang mit dem nahenden Ende zu sehen sind, von sich reden.

1 Eine umfassende, alle wesentlichen Gesichtspunkte berücksichtigende Untersuchung der Geschichte dieser bedeutenden Stiftung fehlt wie bei den meisten süddeutschen Prälaturen. Folgende vier Gesamtdarstellungen sind nennenswert: 1. A. Kürzel, *Benediktiner-Abtei Ettenheim-Münster*, Lahr 1870, 2. L. Heizmann, *Das Benediktiner-Kloster Ettenheimmünster*, Lahr 1932, 3. H. Schwarzmaier, *Ettenheimmünster*, in: *Germania Benedictina*, Bd. 5 (hrsg. v. F. Quarthal), Memmingen 1975, S. 215 ff. (mit zahlreichen Literaturangaben!), 4. F. Schultz / H. Schadek, *Das Benediktinerkloster Ettenheimmünster*, in: *Die Ortenau* 58 / 1978, S. 150 ff.

2 Der letzte Abt und der Konvent schrieben meistens „Ettenmünster“, womit möglicherweise die hochmittelalterliche Bezeichnung „monasterium divi Ettonis“ wiederbelebt werden sollte.

3 Zu diesem Ereignis vgl. die Schrift des Verfassers: *Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802—1811*, Überlingen 1980.

Für vorliegende Untersuchung wurde folgendes beigezogen: 1. Einige Handschriften im Pfarrhaus St. Landolin in der Gemeinde Ettenheimmünster, die besser im erzbischöflichen Archiv in Freiburg aufgehoben wären. 2. Akten des Generallandesarchivs in Karlsruhe, und zwar der Abteilungen: 27a (Urkunden Ettenheimmünster), 48 (Großherzogliches Haus- und Staatsarchiv, Staatssachen), 84 (Akten Allerheiligen), 87 (Akten Ettenheimmünster), 233 (Staatsministerium), 236 (Innenministerium), 237 (Finanzministerium), 264 (Amtsgericht Ettenheim), 313 (Kreisregierungen), 391 (Forst- und Domänenverwaltung) und 404 (Domänenamt Lahr). 3. Denkmäler in Gestalt einiger Grabsteine auf dem alten Friedhof in St. Landolin.

Zwar sind nicht alle diesbezüglichen Unterlagen erhalten bzw. aufzufinden, aber die Aufzeichnungen, die für eine Auswertung zur Verfügung standen, machen deutlich, daß sich Ettenheimmünster in der Tat einen beträchtlichen Besitz an hoheitlichen und geldwerten Rechten sowie an Realitäten und Mobilien bis ins 19. Jahrhundert hinein erhalten hatte⁴.

Hoheits- und Kirchenlehenrechte:

Im Verlauf ihrer langen Geschichte war es der Kommunität trotz zeitweilig überaus intensiven Anstrengungen nicht gelungen, irgendwo in der Ortenau und im Breisgau Landeshoheitsrechte zu erlangen. Insbesondere ihr zähes Ringen mit den Bischöfen von Straßburg um die Reichsunmittelbarkeit des Klostergebiets, das geradezu zu einem Bestandteil ihrer neuzeitlichen Existenz geworden war und enorme Geldmittel verschlungen hatte, blieb schließlich ohne Erfolg. War doch auch schon früher der Versuch gescheitert, die Vogtei der Herren von Geroldseck, die diese als Mannlehen des Bistums Straßburg innehatten, abzuschütteln.

Nach einem verlorenen Prozeß vor dem Reichshofrat in Wien erkannte Abt Augustin Dornblüth in einem am 3./5. Dezember 1740 mit dem Kardinal Armandus Gaston von Rohan-Soubise geschlossenen Vertrag⁵ die Landeshoheit desselben im Münstertal und in weiteren vier abtsstäblichen Orten an unter dem Vorbehalt des Zwings und Banns, verschiedener Zölle und der niederen Herrlichkeiten, zu denen Gerichts- und Polizeirechte sowie Forst- und Fischgerechtigkeiten zählten. Damit waren auch endgültig die Ambitionen Ettenheimmünsters zu Grabe getragen, wenigstens österreichischer Landstand unter der Hoheit des Hauses Habsburg zu werden. Die Zugehörigkeit zu den breisgauischen Landständen auf Grund des Riegelschen Anteils konnte für den Prälaten in dieser Hinsicht nur ein schwacher Trost sein. Besagter Vertrag vermochte aber die Nachfolger Augustins, die Äbte Fluem und Heisler, nicht daran zu hindern, die alten Bestrebungen zu reaktivieren und das Raisonnement wieder aufzunehmen, wovon insbesondere die Schriften P. Bulffers ein beredtes Zeugnis ablegen.

Gleichwohl blieben bis 1802 die Territorialverhältnisse in der straßburgischen Herrschaft Ettenheim stabil. Ettenmünster besaß demnach im obengenannten

4 Merkwürdigerweise sind die Inventarien der badischen Besitznahmekommission von 1803, die genaueste Kenntnisse vom Klostervermögen vermittelt hätten, nicht auffindbar, auch fast keine Versteigerungsprotokolle. Wichtige Angaben waren zu finden im fünfbandigen „Archivum Manuale Continens Foundationes et Renovationes Monasterii Divi Ettonis etc.“, und in: „Territorium et Territoriale“ des Klosters, beide von dem 1792 verstorbenen Stiftsarchivar P. Gervasius Bulffer eigenhändig geschrieben und im Pfarrhaus St. Landolin verwahrt. Ferner ist zu verweisen auf folgende GLA-Faszikel: 48 / 5966, 5968, 237 / 4582 u. 404 / 77 (mit Lageplan vom Stift), 103—104.

5 GLA 27a / 13. Mit den Hoheitsverhältnissen im oberen Teil der Herrschaft Ettenheim befaßten sich auch einige Gutachter des badischen Staatsarchivs: GLA 87 / 152 u.177. Vgl. auch E. Schell, Das Hochstift Straßburg rechts des Rheins im Jahre 1802, in: ZGO 87 / 1935, S. 139.

Umfang folgende „Dorfschaften“ mit knapp 2400 Untertanen, von denen ihm die meisten leibeigen waren:

1. Das Pfarrdorf Münchweier⁶ als ein bischöflich-straßburgisches Lehen.
2. Das Münstertal mit der gleichnamigen Pfarrei, das für sich keinen eigenen Ort bildete, sondern so nach dem Gotteshaus als ein in verschiedene Siedlungsstellen aufgeteiltes Tal bezeichnet wurde. Die bedeutendste Bebauung war die Abtei selbst. Als weitere sind zu nennen St. Landolin, Löhle und Lautenbach.
3. Das Pfarrdorf Schweighausen, ein uraltes Besitztum des Ordens im Schutertal.
4. Desgleichen Dörleinbach, ein Filial der Pfarrei Schweighausen.
5. Wittelbach, ein weiteres Filial von Schweighausen, das völlig von der Grafschaft Hohengeroldseck umgeben war.

Schließlich hatte das Stift auch noch Territorialrechte im vorderösterreichischen Breisgau, und zwar im ritterschaftlichen Marktflecken Riegel. Die hohheitlichen Verhältnisse in diesem Ort waren so kompliziert, daß sie als treffendes Beispiel für die territoriale Zersplitterung des deutschen Südwestens am Ende des I. Kaiserreiches angeführt werden können. Nach einem Vertrag von 1726, durch den langjährigen Streitereien um Gerichts-, Zehnt- und andere Rechte ein Ende gesetzt worden war, besaßen von Riegel das fürstliche Haus Schwarzenberg 22/42 Teile, Ettenheimmünster, das hier schon kurz nach seiner Gründung Fuß gefaßt hatte, 11/42 und das gräfliche Haus Sickingen 9/42. Die Landeshoheit Habsburgs bzw. des Herzogs von Modena zwischen 1803 und 1805 war davon nicht berührt. Verwaltet wurde dieses recht ansehnliche Pfarrdorf zuletzt vom „gemeinteilherrlichen“ Amtmann Johann von Müllern, der in allen Fragen nur nach Übereinstimmung aller drei Kondominatsbeteiligten tätig wurde. Alle Streitigkeiten zwischen den Untertanen und einem oder mehreren Teilherren mußten vor die vorderösterreichischen Landesstellen in Freiburg gebracht werden. Da Riegel als ritterschaftlicher Ort galt, war der Abt von Ettenheimmünster Mitglied des breisgauischen Ritterstands und steuerte diesem bei. Karl Friedrich von Baden konnte erst am 1. Mai 1803 die Nachfolge Abts Arbogast in Riegel antreten, nachdem seine Ansprüche von der vorderösterreichischen Regierung und dem ritterständischen Direktorium in Freiburg geprüft worden waren⁷.

In wesentlich mehr Orten hatte sich der Orden im Laufe der Jahrhunderte in den Besitz des hochgeschätzten Kirchenpatronats gebracht, das mit dem Bezug des gesamten oder teilweisen Zehnten verbunden war. Gehalten werden

6 An dieser Stelle soll der Hinweis auf zwei neuere Heimatschriften nicht unterbleiben: 1. E. Schwendemann, Daten aus dem Leben der Gemeinde Münchweier und ihrer Bewohner, Ettenheim 1974, 2. G. Finkbeiner, 750 Jahre Dörleinbach 1225—1975, Lahr 1975. Letztere Arbeit hebt sich angenehm durch ihre Quellenangaben ab.

7 Die Angaben über den Sonderfall Riegel nach Bulffer, Archivum Manuale, Bd. 4, 1781, und J.B. Kolb, Historisch-statistisch-topographisches Lexicon von dem Großherzogthum Baden, Bd. 3, Karlsruhe 1816, S. 109, ferner nach Aktenstücken GLA 48 / 5968 u. 87 / 256.

konnten schließlich aber nur acht Pfarreien, alle in der Diözese Straßburg und im Landkapitel Lahr gelegen⁸, sechs davon auch unter sträßburgischer Landeshoheit:

1. Die Pfarrkirche St. Bartholomä in Ettenheim sowie eine Kaplanei, auf die der Abt den Pfarrer und Kaplan präsentierte. Zu unterhalten hatte er den Chor, Turm und die Sakristei der Kirche, das Pfarr- und das Kaplaneihaus.
2. Die Pfarrkirche Beatae Mariae Virginis Assumptae in Ettenheimmünster, die dem Stift inkorporiert war, mit der Kirche St. Landolin.
3. Die Pfarrkirche St. Jakob in Grafenhausen mit der Baupflicht am Kirchenchor und -turm und am Pfarrhof.
4. Die Pfarrkirche St. Moritz in Kippenheim, das zur altbadischen Herrschaft Mahlberg gehörte und gemischtkonfessionell war. Der Pfarrsatz alternierte mit dem Haus Baden.
5. Die Pfarrkirche St. Landolin in Münchweier. Sie war Ettenmünster einverleibt mit ihrer Tochterkirche St. Arbogast im benachbarten Wallburg, einem ritterschaftlich-ortenauischen Ort, der bis zum Reichsrezeß von 1803 dem Fürsten von Nassau-Usingen gehörte.
6. Die Pfarrkirche St. Johann Baptista in Ringsheim. Zu unterhalten hatte hier das Kloster den Chor und Turm der Kirche und die Behausung des Pfarrers.
7. Die Pfarrkirche St. Peter in Rust, einer ritterschaftlich-ortenauischen Ortschaft. Die Baulast war festgelegt wie die in Ringsheim. Im Rahmen eines Gütertauschs trat Baden 1803 das Patronat an den dortigen Grundherrn von Böcklin ab.
8. Die Pfarrkirche St. Roman in Schweighausen mit der Kapelle St. Johann Baptista in Dörleinbach und der Kirche St. Peter in Wittelbach.

Wie aufgezeigt, waren drei Pfarreien dem Stift inkorporiert. Nach dem kanonischen Recht galt der Abt als der jeweilige Pfarrer, der aus dem Konvent Vikare benannte und die Einkünfte der jeweiligen Pfarre bezog. In das ob seiner Ausdehnung als beschwerlich eingestufte Kirchspiel Schweighausen mit seinen Filialkirchen in Dörleinbach und Wittelbach waren drei Patres, einer als Pfarrer und zwei als Vikare, exponiert. Sie lebten im dortigen Pfarrhaus, das selbstverständlich vom Kloster unterhalten wurde. Nach Münchweier, wo sich jedoch kein eigentlicher Pfarrhof befand, waren zwei Religiösen abgestellt. Diese logierten mehr schlecht als recht, wie die badische Klosterkommission feststellte, in der einen Hälfte eines Bauernhauses, die *das Kloster ehemals aus einer erbärmlichen Sparerey gekauft hat*.

⁸ Aktenstücke GLA 237 /4582 und Registrum Episcopatus et Dioecesis Argentinensis anno MDCCLXXVIII, Straßburg 1778. Ettenmünster besaß um 1802 in Endingen ein Pfarrhaus und eine Zehntscheuer und in Kenzingen die St.-Georgs-Kapelle, mit welchen Patronatsrechte verbunden gewesen sein könnten. Auf Anhiob konnte jedoch nichts Entsprechendes festgestellt werden. Auch R. Gönner / J. Sester, Das Kirchenpatronat-recht im Großherzogtum Baden, Stuttgart 1904, S. 125, nennen nicht mehr als acht Patronatsorte.



1. Kirchn S. Landelini. 2. Brunn. 3. Gollnberg. 4. Gollnberg. 5. Münst. 6. Münst. 7. Gollnberg. 8. Gollnberg. 9. Gollnberg. 10. Gollnberg.

Pet. Meyer sculp. Freiburg 1759

Ettenheimmünster und St. Landelin um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Kupferstich von Petrus Meyer, Freiburg, aus dem Jahr 1759 — vermutlich als Wallfahrtszettel unter die Leute gebracht. Im Pfarrarchiv Ettenheimmünster.

Realitäten:

Die wertvollsten Liegenschaften, die der Orden sein eigen nannte, befanden sich im Münstertal und dessen näherer Umgebung. Vorab sind zu nennen die Abteianlage selbst mit den sie umgebenden Feldern, Wäldern, Rebärten sowie das Bad St. Landolin. Es verwundert nicht, daß Ettenmünster auch in seinen übrigen vier Stäben weltliche Besitztümer konzentrierte, so neben den schon angedeuteten niederen Regalien Realgerechtsame wie Erb- und Schupflehen, Grund und Boden, Bauernhöfe, Ökonomiegebäude, Trotten, Zehntscheuern und Mühlen. In Riegel befand sich unter anderem eine Klosterschaffnei, eine Trotte, eine Ziegelhütte, mehrere Scheunen und Erblehengüter sowie eine verpachtete Mahlmühle, letztere aber nur zu 11/42 Teilen, in Herbolzheim als eine kleine Besonderheit eine Kalkgrube. Überdies hatte das Stift zahlreichen Streubesitz in der Ortenau und im Breisgau, bestehend aus geldwerten Rechten, Grund und Boden und mitunter auch aus Baulichkeiten, auf deren detaillierte Aufzählung hier verzichtet wird. Im wesentlichen lag dieser in den Gemarkungen Altdorf, Bombach, Broggingen, Denzlingen, Endingen, Ettenheim, Ettenheimweiler, Grafenhausen, Herbolzheim, Kappel am Rhein, Kenzingen, Kippenheim, Nonnenweier, Orschweier, Ringsheim, Rust, Schmieheim, Wagenstadt, Tutschfelden und Wallburg.

Besondere Beachtung verdienen die Waldungen, die wohl den bedeutendsten der Ettenheimmünsterschen Aktivposten darstellten. Laut einer Aufstellung des ehemaligen sträßburgischen Oberforstmeisters Ludwig Freiherrn von Müllenheim und eines Untergebenen vom Dezember 1802 für die neue Herrschaft nannte das Kloster 2705 Jauchert in 14 Distrikten sein eigen — alle im oder in der Nachbarschaft des Münstertals, in der Hauptsache südlich Unditz, auch Ettenbach genannt. (Zum Vergleich: Das wohlhabende Reichsstift Petershausen am Bodensee besaß zu jener Zeit 1812 Jauchert). Der jährliche Ertrag wurde auf über 6700 Gulden geschätzt. Damit aber nicht genug: Der Mönchsgemeinde gehörten auch Anteile bzw. Nutzungsrechte am — allerdings verkommenen — Ettenheimer Genossenschaftswald auf einer Fläche von rund 14000 Jauchert, dessen Aufteilung vom Staat 1806/07 erzwungen wurde, um eine weitere Ausplünderung und Verwahrlosung zu verhindern⁹.

Mobilien:

Über das fahrende Vermögen können keine zuverlässigen Angaben gemacht werden, da, wie schon angemerkt, die Aufzeichnungen der badischen Inventurkommission nicht auffindbar sind. Man wird nicht fehl gehen in der Annahme, daß dieses wie alle anderen reichen Klöster im deutschen Süden sehr solide, wenn nicht gar kostbar ausgestattet war. Relikte, die noch in unserem Jahrhundert in der Gegend aufgestöbert werden konnten, stützen diese

⁹ Aktenstücke GLA 87 / 41, 94, 237 und 237 /4582.

Vermutung¹⁰. Kleine Verluste könnten im Verlauf der kriegerischen Turbulenzen der 1790er Jahre eingetreten sein, als Teile des Konvents geflüchtet waren¹¹. In diese Zeit fällt auch der Verkauf von Pretiosen und des größeren Teils des Speise- und Kirchensilbers. An Baden gelangte dagegen kaum geschmälert das Archiv und die wertvolle Bibliothek, die auf Grund der weitbekannten Gelehrsamkeit etlicher Konventualen des 17. und 18. Jahrhunderts und der ständigen Prozessiererei exzellentes theologisches, historisches und juristisches Schrifttum enthalten haben dürfte. Der größte Teil dieser Büchersammlung wurde im Sommer 1806 nach Karlsruhe geschafft, ein weiterer, nicht unbedeutender mit Bücherschränken nach Lahr ins evangelische Pädagogium¹².

Schließlich ein Wort zum Gesamtvermögen: Nach einer Schätzung des Landvogts der badischen Herrschaft Mahlberg, Adam Freiherrn von Roggenbach, in dessen Zuständigkeit das straßburgische Oberamt Ettenheim kam, beliefen sich die Gesamteinkünfte auf 35 000 bis 40 000 fl., wobei offen ist, ob er den Nettowert nach Abzug der ständigen Lasten (Besoldungen, Baulasten usw.) nach Karlsruhe meldete. Bedient man sich der damals im Süddeutschen üblichen Taxationsmethode und betrachtet die Nettoeinkünfte als drei- bis vierprozentigen Zins des Totalvermögens, so belief sich dieses, nach dem Durchschnitt berechnet, auf etwa 1 100 000 fl. Da in Ettenmünster kurz vor der Säkularisation allerhand Manipulationen stattgefunden hatten — von denen noch die Rede sein wird — glaubt der Verfasser, die Aktiven wesentlich höher ansetzen zu müssen, etwa im Bereich zwischen 1 300 000 und anderthalb Millionen Gulden. Albert Kürzel, zeitweiliger Pfarrer von Ettenheimmünster und einer der fähigen schriftstellernden badischen Geistlichen des letzten Jahrhunderts, gibt die Einkünfte zur Zeit der Aufhebung mit 50 000 fl. an, ohne bedauerlicherweise seine Quellen zu nennen. Wenn er allerdings glaubte, Baden hätte in kürzester Zeit die ständigen Erträge verdoppelt, dann irrte er sich¹³. Dieser Zuwachs erklärt sich aus einmaligen Veräußerungen.

Da Ettenheimmünster nur wenig verschuldet war, und dieses auch nur kriegsbedingt, gehörte es ohne allen Zweifel zu den ganz fetten Teilen der badischen Beute von 1802/03. Seine Ausleihungen allerdings an den letzten Fürstbischof

10 Vgl. hierzu die Ingenieursdissertation von A. Hacker, Ettenheimmünster, Seine Baugeschichte, Ein Beitrag zur Geschichte des Barocks am Oberrhein, Würzburg 1938, durchgehend.

11 So ließ der Abt in jenen Tagen ein übergroßes, weithin bekanntes Weinfäß zerschlagen, um beutelüsterne französische Soldaten von einem Besuch in Ettenheimmünster abzuhalten — vgl. Hacker, S. 37.

12 Aktenstücke GLA 237 / 4583. Vgl. hierzu R. Gassert, Die Auflösung des Klosters Ettenheimmünster, in: Geroldsecker Land 24/1982, S. 32 ff., dessen Arbeit in erster Linie von bibliotheksgeschichtlicher Bedeutung ist.

13 S. 133. Mit Sicherheit hat Kürzel diese Angaben und damit zumindest eine Ungenauigkeit der lateinischen Handschrift des Konventuals Bernhard Stöber entnommen: *Monasterium D. Ettonis prope S. Landolinum a sua origine ad haec usque tempora ...*, 1796—1802, S. 218. Dieses und ein weiteres, deutsch geschriebenes Werk desselben mit dem Titel: *Kurze Historische Beschreibung der Pfarrey Münsterthal bei St. Landolin von dem siebenden Jahrhunderte nach Christi Geburt bis auf das Jahr 1804, 1804*, (beide im Pfarrhaus St. Landolin), gehören mit zu den bedeutendsten Geschichtsquellen hinsichtlich der Endzeit des Stifts.

von Straßburg, den bankrotten Prinzen Ludwig Rénatus von Rohan-Guéméné, waren für das Kurfürstentum verloren¹⁴.

Der Verfasser kommt an dieser Stelle nach eingehenden Studien hinsichtlich der Temporalien des Stifts nicht umhin festzustellen, daß dieselben nach heutigen Maßstäben mit Hunderten von Millionen Mark zu veranschlagen wären.

Die Aufhebung von Stift und Kommunität

Bekanntlich brachte die Annexionspolitik der französischen Republik gegenüber dem deutschen Reich seit 1793/94 und deren Bestätigung durch den Lunéviller Frieden vom 9. Februar 1801 das Dach, das das geistliche Staatentum und den materiellen Besitz der Korporationen der katholischen Kirche in Deutschland schirmte, zum Einsturz. Durch die frühzeitige Billigung der gegnerischen Kriegsziele und den heimlichen Verrat am Reich gelang es Baden, sich beim Ausgleichsgeschäft, das durch einen außerordentlichen Reichstagsausschuß in Regensburg in den Jahren 1802/03 besorgt wurde, eine überreiche „Entschädigung“ für vergleichsweise geringfügige Verluste auf der linken Rheinseite zu sichern. Zu den bevorzugten Entschädigungsobjekten des protestantischen Markgrafen Karl Friedrich gehörte der rechtsrheinische Rest des Hochstifts Straßburg mit den Prälaturen Allerheiligen und Ettenheimmünster, welche ihm der § 5 des Reichsrezesses vom 25. Februar 1803 namentlich zuteilte. Der Vollzug dieser Maßgabe fand allerdings schon Monate vor der förmlichen Verkündung des Reichsabschieds statt.

Abt Arbogast Heisler, der spätestens zu Beginn des Jahres 1802 zu der Überzeugung gekommen war, daß für sein Stift ungeachtet der Tatsache, daß dieses ohne existenzgefährdende Schäden die beiden vorangegangenen Koalitionskriege überstanden hatte, keine Rettung zu hoffen war und daß es dem Zugriff des Hauses Baden zum Opfer fallen würde, machte sich Mitte September 1802 selbst auf den Weg nach Karlsruhe, um dem Markgrafen aufzuwarten und seine Unterwerfung zu erklären¹⁵. Möglicherweise glaubte er, auf diese Weise etwas für den Fortbestand der Kommunität und gegen das Unheil tun zu können, das ihm bei der kommenden Staatsveränderung von der bisherigen fürstbischöflichen Oberamtsverwaltung Ettenheim und besonders von der straßburgischen und badischen Forstverwaltung drohte. In der Tat sah sich Arbogast bei der provisorischen Besitznahme der Abtei am 27. September des Jahres durch eine badische Kommission seitens des Oberforstmeisters Karl von Schilling hart attackiert, indem er sich vorwerfen lassen mußte, er hätte

14 Aktenstücke GLA 237 / 1505 u. 4582. Die Durchsicht der Akten vermittelt mitunter den Eindruck, als sei die letzte Klosterrechnung absichtlich in Unordnung gebracht worden und es den badischen Kameralbeamten kaum gelungen, alle Unklarheiten zu beseitigen. Nach Berechnungen der mittelbadischen Provinzregierungen vom 18. September 1804 hatte Ettenheimmünster 14808 fl. Schulden und 63731 fl. Forderungen an Dritte (GLA 84/105).

15 Dieses und das folgende hauptsächlich nach GLA 48 / 5966, 5968 u. 237 / 4582.

im voraus massenhaft Holz an eine Pforzheimer Handlung verkauft und dieses im Sommer schlagen lassen, womit gröblichst gegen die Forstökonomie verstoßen worden sei. Er versuchte sich zwar mit dem Hinweis auf den starken Geldbedarf seines Stifts, zurückzuführen auf je 10000 fl. Kontribution an die Franzosen in den Jahren 1796 und 1800 und auf Quartierlasten, aus der Affäre zu ziehen, mußte sich aber doch die Einquartierung von vier Jägern gefallen lassen, die einen weiteren Raubbau verhindern sollten. Entgegen seiner sonstigen, im Einklang mit den Maßgaben der Reichsdeputation stehenden Übung griff das Haus Baden hier ganz offen schon im Stadium der vorläufigen Besitznahme in die Klosterökonomie ein, wobei es sich allerdings auf den Beschluß der Regensburger Versammlung stützen konnte, daß alle seit dem 24. August 1802 in den Entschädigungsgebieten vorgenommenen Veräußerungen, die nicht als Folgen der gewöhnlichen Verwaltung anzusehen waren, als ungültig betrachtet werden konnten.

Mitte Oktober wurden weitere Vorhaltungen aktenkundig. In einem eingehenden Bericht an Karl Friedrich über die hochstiftisch-straßburgischen Lande verdächtigte der schon erwähnte Geheimrat von Roggenbach zu Mahlberg die Klostervorstände umfangreicher Manipulationen am Güterstand im Angesicht des nahenden Untergangs der Korporation. Er beschrieb Heisler als einen Mann, der zahlreiche Feinde hätte unter seinen Mitbrüdern und auch außerhalb. Der Konvent sei gespalten: Eine Gruppe von etwa acht Geistlichen, zu denen vor allem Expositi gehörten, stützte den Abt. Die Gegenpartei würde angeführt von den P.P. Maurus Haus und Gregor Linz, von denen die Landesherrschaft möglicherweise Auskünfte über die Machenschaften des Abtes erlangen könnte. Im übrigen läge dieser auch mit dem Klosteramtman Franz Reich im Streit. Eine der Hauptursachen des ganzen Haders sah Roggenbach im Hang Arbogasts zur Nepotenwirtschaft. So hätte dieser besagtem Reich, einem fähigen Juristen, eine Reihe von Kompetenzen entzogen und dieselben seinem Neffen, dem wenig erfahrenen Amtsassessor Ambrosius Schmid, übertragen. Auch sei es kein Zufall, daß es sich beim Stiftsphysikus Dr. Johann Schmid um einen weiteren Verwandten Arbogasts handelte.

Was über diesen sonst noch alles mündlich bei Hof verhandelt wurde, kann nur vermutet werden. Jedenfalls reichte es aus, Karl Friedrich zu veranlassen, gegen ihn anläßlich der endgültigen Okkupation des Stifts harte Maßnahmen zu ergreifen, wogegen er anfänglich vergeblich protestierte.

Im Auftrag Roggenbachs als Chef der Zivilbesitznahmekommission in der südlichen Ortenau hatte der bisherige Ettenheimer Oberamtman und Hofrat Franz Stuber, nach Bernard Stöber ein *abgesagter* Feind von Stift und Prälat, die Formalitäten dieses Aktes zu erledigen. Vorab untersagte er im Rahmen einer feierlichen Erklärung dem Konvent und dessen Oberen jegliche Tätigkeit *in politicis, iurisdictionalibus et cameralibus*, setzte die bisherigen Haushälter ab und andere ein, änderte aber sonst an der Verfassung der Kommunität nichts. Sodann ließ er an allen wichtigen Gebäuden die provisorischen Besitz-

nahmepatente durch die endgültigen ersetzen, alle Abtswappen, sofern sie nicht in Stein gehauen oder ausgesprochener Zierat waren, einsammeln und badische Hoheitszeichen am Gotteshaus selbst, am Zollstock in St. Landolin und in den Grenzorten Schweighausen, Dörlinbach und Wittelbach anbringen. Der bisherige Stiftskonsulent Reich wurde provisorisch als Amtmann des Klostergebiets bestätigt, hatte aber anstatt wie bisher an die hochstiftische Regierung in Ettenheim fortan an die provisorische badische Regierungskommission in Gengenbach zu berichten und den Untertanen die Appellation an die Reichsgerichte in Prozeßsachen zu untersagen, was mit der Erhebung Badens zum Kurfürstentum zusammenhing. Eingestellt war ab sofort jeglicher Holztrieb und -verkauf, bis eine landesherrliche Kommission unter dem Oberforstmeister von Müllenheim die betreffenden Transaktionen des Klosters untersucht hatte. Versiegelt wurde ferner das Archiv, das auf einer Empore im Münster untergebracht war, um unbefugte Hände von den Akten fernzuhalten, da eine eingehende Prüfung des Rechnungswesens vorgesehen war. Nachdem schließlich Stuber die Ettenheimmünsterschen Patronatspfarrer zur Anerkennung Karl Friedrichs als ihren Kirchenlehenherrn aufgerufen hatte, verpflichtete er die gesamte weltliche Dienerschaft auf denselben. Außer dem schon erwähnten gemeinteilherrlichen Amtmann von Müllern in Riegel, der sich hiermit noch fast ein halbes Jahr Zeit ließ, leisteten den geforderten Eid der Amtmann Reich, der Assessor Schmid, der Amtsschreiber Breitschmid, der Aktuar Pfisterer, der Physikus Dr. Schmid, der Apotheker Zwiebelhofer, ferner die Schaffner in Ettenheim, Kippenheim, Riegel, Kenzingen und Endingen, des weiteren die Vögte von Münchweier, Münstertal, Schweighausen, der Schultheiß von Dörlinbach und der Stabhalter von Wittelbach als herrschaftliche Ortsvorgesetzte und Hilfspersonen des bisherigen Klosteramtmanns. Schließlich schworen ein Chirurg, fünf Forst- und Jagdaufseher, vier Zöllner, ein Kanzlei- und ein Polizeidiener sowie drei Kiefer auf Baden. Vorläufig beibehalten, nämlich bis zur Aufhebung der Klosterökonomie, wurden insbesondere die bisherigen Klosterhandwerker, die zum Teil auf 20 Dienstjahre zurückblickten, so der Gärtner, Schlosser, Schreiner, Schmied, Salzmes-ser, Bäcker, Müller, zwei Säger, Dienstboten wie Fuhrknechte und Botengänger, insgesamt 28 Personen. Mit einem kleinen Handgeld entlassen wurde mit der Beendigung der Haushaltung vor allem das jüngere weibliche Gesinde, so die Näherin, die Köchinnen und Mägde, aber auch der Kutscher und der Roßknecht, zusammen elf Individuen. Schließlich kamen elf Dienstboten, zwischen 50 und 82 Jahre alt und alle mehr als 20 Jahre beim Stift, um ihre Stellung. Sie erhielten jährliche Unterstützungen zwischen 12 und 60 fl. und einige Zentner Korn. Die Härte dieser Maßnahme verdeutlicht das Beispiel des Klosterkochs (58 Jahre alt, 25 Jahre im Dienst, sechs Kinder), der eine Abfertigung von 89 fl., eine jährliche Zuwendung von 55 fl. und fünf Viertel Korn erhielt oder das des Sauhirten (50 Lebens- und 30 Dienstjahre, vier Kinder), der nicht mehr als 12 Gulden und zwei Viertel Korn Jahresbeihilfe bezog.

Monasterium D. Ettonis vulgò Ettenheimünster

- | | |
|--------------------------------------|--------------------------|
| A Introitus in Ecclesiam. | N Bibliotheca |
| B Ecclesia. | O Religiosorum habitatio |
| C Chorus Ecclesie. | P Prioris habitatio |
| D Turris supra Chorum vet: Ecl: | Q Musæum RR Patrum |
| E Propylæum abbatiæ. | R Musæum Fratrum. |
| F R ^{mi} Abbatis habitatio. | S Satrapæ habitatio. |
| G Cancellaria. | T Pharmacopolium. |
| H Archivum. | U Officina opificum. |
| I Hospitum habitations | W Stabulum equorum. |
| K Culina. | |
| L Refectorium. | |
| M Triclinium magnum | |



Die Abtei mit ihren Einrichtungen um 1800. Federzeichnung aus B. Stöbers „Monasterium D. Ettonis, 1796—1802“.

Eine Maßnahme Stubers traf den Prälaten besonders hart: die schon angedeutete Ernennung der ihm feindlich gesonnenen Patres Beda Petzelt und Ambrosius Mayer zu „Oberrezeptoren“. Sie erhielten den Auftrag, vom 1. Dezember 1802 bis zur endgültigen Regelung der Verhältnisse den Klosterhaushalt zu verwalten. Außerordentliche Ausgaben durften sie nur mit Genehmigung der Regierung machen. Sie scheinen ganz im Sinne des Fiskus administriert zu haben, denn nach Beendigung ihrer Tätigkeit ernteten sie ein dickes Lob von dieser Seite. Noch vor Weihnachten mußten die Religiösen zu ihrem großen Leidwesen alle Bücher, die sie auf ihren Zimmern hatten, abgeben und durften fortan die Bibliothek nicht mehr betreten. Am 28. Dezember begann Stuber zusammen mit einem Schreiber, das fahrende und dann auch das liegende Vermögen Ettenmünsters aufzunehmen, eine Arbeit, die bis zum 12. Februar 1803 dauerte. Lassen wir einen Augenzeugen, den Konventualen Stöber, über das Vorgehen des Kommissars hinsichtlich der Fahrnisse reden¹⁶:

Er schrieb auf alles Weißzeug, Better, Sessel, Stühle, Tische, Bettstäbe, Kästen, Spiegel, Gemälde, Bilder, derer viele von keinem großen Werth waren. Er schrieb auf alles Schiff und Geschirr, was immer dem Kloster zugehörte bis auf die verbrannten Kochlöffel der Küche und zerbrochenen Trinkgläser in dem Speisezimmer der Religiösen. Er schrieb auf alles Silbergeschirr, alles Weißzeug, alle Ornäte, alles, was immer in den Sakristeyen in dem Kloster und zu St. Landelin war, alles, was auf den Altären beeder Kirchen zu finden bis auf die Schellen, und alle Lichtstöcke auf dem Chor. Das silberne, alte Brustbild des heil. Landelins ließ er zur Ärgernis alles Volkes öffentlich in der Sattlerey auf der Salzwage abwägen. Ohne den Pfarrer oder einen andern Priester dazu zu nehmen, öffnete er den Tabernakel, schätzte das Ziborium, in welchem das allerheil. Sakrament aufbehalten war, und wenig hätte gefehlet, daß er es nicht mit dem heil. Sakramente aus dem Tabernakel herausgenommen, um durch Brüfen desselben die Schwere dessen besser zu erkundigen. Ein Lutheraner würde sich geforchten haben zu thun, was da Katholiken gethan haben.

Er wollte auch alles aufschreiben, was ein jeder Religios in seinem Zimmer hatte. Doch da er sah, daß dieses allzu große Sensation bei allen machte, und man sich ernstlich darüber beklagte, kam er nur in jedes Zimmer derselben und verlangte zu wissen, ob man nichts, welches dem Kloster zuständig, in demselben habe, mit Bedeuten, dasselbe anzuzeigen und aufschreiben zu lassen, auch sich gefaßt zu halten, mit einem Eide zu bekräftigen, daß man nichts dem Kloster Zuständiges darinn habe¹⁷. Endlich erklärte er dann noch, daß

16 Beschreibung der Pfarrey Münstertal, S. 189 ff.

17 In der Tat kam Stuber Anfang 1803 in Karlsruhe um die Erlaubnis ein, dem Abt und Konvent einen Offenbarungseid abzunehmen, erhielt diese aber nicht. Das wäre auch ein einmaliger Vorgang im Verlauf der badi-schen Säkularisation gewesen. Arbogast, der sich von dem ehemaligen sträßburgischen Hofrichter regel-recht verfolgt sah, führte dessen Haß auf Beschwerden über die rechtsrheinische hochstiftisch-sträßburgische Regierung zurück, die sein Stift in den letzten Jahren beim Kaiser und Reichskammergericht eingereicht hatte (GLA 48 / 5968).

aus besonderer Gnade der Herr Marggraf einem jeden Religiosen dasselbe als Eigenthum überlasse und schenke, was er in seinem Zimmer hat, was er sich selbst angeschafft oder von seinen Ältern oder Befreundten, auch andern Freunden, oder von seinem Abten erhalten hat.

Der Herr Prälat wurde in diesem Stücke weit übler als der geringste Religios behandelt; denn der Herr Kommissär schrieb alles, auch das allergeringste, auf, was er immer in seinem Zimmer hatte, sogar seine Tabakdose und seine Uhr im Sacke, sein Pectoral am Halse und seinen Abtsring an dem Finger. Man nöthigte ihn nachher auch bei seinem Abzuge, das meiste seiner Geräthschaften zurückzulassen.

Nach Beendigung der Inventur trat für einige Wochen Ruhe in der Abtei ein, unterdessen der Geheime Rat in Karlsruhe als das oberste badische Regierungskollegium über das Schicksal der mittelrheinischen Herren- und Bettelklöster beratschlagt hatte. Er verabschiedete am 14. Februar 1803 das IV. Organisationsedikt, die Stifter und Klöster betreffend¹⁸, das unter anderem die endgültige Aufhebung Ettenheimmünsters vorsah gemäß Art. IV, Abs. B:

Die Klöster Schwarzach und Ettenheimmünster sind aufgehoben. Die Prälaten derselben werden anständig pensionirt, und können ihre Pension, wo sie wollen im Lande verzehren, auch ein bis zwey auf Pension alsdann zu sezende Klostergeistliche zu ihrer Gesellschaft sich auswählen. Ihre Pensionen sind auf die Gefälle des Oberamts Yberg und Amts Ettenheim versichert, die übrige Klostergeistliche, so weit Wir nicht nach dem vorigen Abschnitt ihrem Wunsch gemäs ihnen den Weg zu einer andern Bestimmung öffnen, werden in das Kloster Gengenbach übergesetzt, das leztere gilt auch von den Layenbrüdern. Wegen der Diener und Dienstboten kommt hier das nemliche in Anwendung, was im dritten Artickel ad B gesagt ist.

Diese Bestimmung des Edikts, gemäß der mit den Klosterbeamten und dem Gesinde, wie schon ausgeführt, verfahren wurde, hat folgenden Wortlaut: *Sämmtlich ihre patentmäsige Diener erhalten anderweite Anstellung, oder ihren ordnungsmäsigen Gehalt; sämmtlich verbrödetes Gesinde, Handwerksleute, und andere in gleiche Claße gehörige Diener, werden mit einer Wegzehrung die nach dem Betrag ihres Jahrsgehalts und ihrer längern oder kürzern Dienstzeit, auch leichter oder schwererer Gelegenheit zu anderwärtigen Unterkommen abgemeßen wird, entlassen. Sollten so bejahrte darunter seyn, die ein anderes Unterkommen nicht wohl finden können, so behalten Wir Uns auf Anzeige desfalls die weitere landesväterliche Vorsorge bevor.*

Während die badische Regierung mit den in verschiedenen Bettelklöstern durchzuführenden Änderungen die jeweiligen Lokalbehörden betraute, bildete sie zum Vollzug des Edikts in den mittelbadischen Stiftern eine Sonderkom-

¹⁸ Gedruckt in: Kurfürstlich badische Landes-Organisation. In 13 Edicten sammt Beylagen und Anhang, Karlsruhe 1803.

mission, die aus dem Geheimen Referendär Johann Baptist Hofer, dem Kammererrat Friedrich Kaufmann und einigen Schreibern bestand. Diese begann ihr Werk noch im März 1803 in Frauenalb und endete es Ende April in Schwarzach. In Ettenheimmünster erschien am 12. April der Kommissar Hofer, um der am darauffolgenden Tag im Priorat versammelten Kommunität ihre Pensionierung und Auflösung auf den 23. des Monats mitzuteilen, ferner zur großen Erleichterung der Mönche den Verzicht Karl Friedrichs auf ihre ediktmäßige Verpflanzung ins Benediktiner-Kloster Gengenbach, was erfahrungsgemäß zu schwersten Reibereien unter den Zwangsvereinigten geführt hätte. Einzelregelungen traf der landesherrliche Beauftragte in den folgenden Tagen, als wichtigste wohl die Festlegung der Pensionen. Zu diesem Zweck teilte er die Regularen nach Alter und Rang in fünf Klassen ganz nach den Vorschriften des Deputationsrezesses ein¹⁹:

- I. Klasse mit 400 fl. Pension:
 1. P. Peter Kleinhans,* 1776 in Schuttern, ehemaliger Lehrer der Theologie, kränklich,
 2. P. Gregor Linz,* 1772 in Kappel-Windeck, guter Musiker, Münsterkustos, kränklich.
- II. Klasse mit 450 fl. Pension:
 3. P. Benedict Jacquard,* 1771 in Altbreisach, guter Seelsorger,
 4. P. Landelin Bechtold,* 1770 in Walldürn, brauchbarer Seelsorger,
 5. P. Ambrosius Mayer,* 1769 in Bühl, sehr guter Musiker, Kapellmeister, allgemein sehr brauchbar,
 6. P. Ottmar Zwiebelhofer,* 1759 in Rastatt, bisheriger Prior und Archivar, allgemein sehr brauchbar, — erhielt wegen seinem Amt 50 fl. Pensionszulage,
 7. P. Maurus Haus,* 1751 in Schuttern, Unterbibliothekar, wurde in den Gengenbacher Konvent versetzt und deshalb von diesem verhalten.
- III. Klasse mit 500 fl. Pension:
 8. P. Etto Specht,* 1749 in Forchheim, früher Pfarrer in Schweighausen, nun Aushelfer in der Pfarrei Münstertal,
 9. P. Martin Brüstlin,* 1746 in Altbreisach, ehemaliger Küchenmeister, nun Aushelfer in der Pfarrei Münstertal,
 10. P. Placidus Wohlleber,* 1743 in Ettenheim, ehemaliger Kastner, altersschwach,
 11. P. Joseph Biedermann,* 1741 in Oberhausen, dienstunfähig.

¹⁹ Die Personendaten nach der Aufstellung der Klosterorganisationskommission vom 17. April 1803 (GLA 87 / 255 u. 237 / 4582), ergänzt nach Stöber, *Monasterium D. Ettonis*, S. 217 ff. u. 332 ff. Nur bedingt brauchbar sind die zum Teil fehlerhaften Angaben von P. Gams, *Nekrologien der in den Jahren 1802—1813 in der jetzigen Erzdiözese Freiburg aufgehobenen Männerklöster Benediktiner-, Cistercienser-, Norbertiner-Ordens und der regulirten Chorherren*, in: FDA 12 / 1878, S. 244 ff.

IV. Klasse mit 550 fl. und mehr Pension:

12. P. Beda Petzelt,* 1740 in Offenburg, von der Zivilbesitznahmekommission als Superior in Schweighausen abberufen, sehr brauchbar,
13. P. Michael Stroh,* 1722 in Baden-Baden, ehemaliger Großkeller und Senior jubilaeus,
14. P. Arbogast Heisler,* 1755 in Offenburg, Vorsteher, inzwischen nach Kippenheim verzogen.

Es folgten vier Laienbrüder:

1. Amand Grettler,* 1733 in Stühlingen, Sakristan, mit 250 fl. Pension,
2. Johann Baptist Weiß,* 1736 in Schwarzach, Konventsdiener, von Beruf Schneider, versorgt wie Grettler,
3. Andreas Oswald,* 1756 in Haslach, von Beruf Schneider, mit 225 fl. Pension,
4. Meinrad Isele,* 1767 in Mahlberg, von Beruf Schneider, Pension: 200 fl.,
5. Donatbruder Karl Runk,* 1754 in Schweighausen, von Beruf Schneider, krank, Pension: 200 fl.

Die jährliche Gesamtsumme dieser Pensionen belief sich damit auf 9875 fl.

Nicht auf Pension gesetzt, sondern der Aufsicht des Abts Bernhard Schwörer von Gengenbach, dessen Konvent zwar enteignet, aber nicht aufgehoben worden war, unterworfen und als Seelsorger in die bisher dem Stift inkorporierten drei Pfarreien abgestellt wurden weitere sieben Priester:

In die Expositur Schweighausen:

- P. Johann Baptist Scheidet,* 1762 in Bühl, vorher in Münchweier, als Pfarrer mit einer Geld- und Naturalkompetenz im Wert von 700 fl. und Holz von den Gemeinden Schweighausen und Dörlinbach,
- P. Isidor Hermes,* 1772 in St. Leon im rechtsrheinischen Hochstift Speyer, als Vikar mit einer Kompetenz von 400 fl., (wirkte hier schon früher),
- P. Ildephons Häring,* 1777 in Herbolzheim, als Vikar mit gleichem Gehalt.

In die Expositur Münchweier:

- P. Hieronymus Johner,* 1770 in Ebersheimmünster im Elsaß, vorher Vikar in Schweighausen, als Pfarrer mit 700 fl. Kompetenz,
- P. Anselm Fey,* 1776 in Herbolzheim, als Vikar und Frühmesser mit 400 fl. Kompetenz,
- P. Arbogast Thibaut,* 1768 in Straßburg, als Vikar im Filial Wallburg mit 450 fl. Gehalt, wo er schon vorher wirkte.

In die Expositur Ettenheimmünster:

- P. Bernard Stöber,* 1740 in Schuttern, Subprior, zeitweiliger Bibliothekar und bisheriger Pfarrer am Platz, fortan mit 700 fl. Kompetenz und Holz von der Gemeinde Münstertal. An Stelle eines Vikars sollten die am Ort bleibenden Benediktiner und die hierher zu versetzenden Kapuziner von Mahlberg bei der Pastorierung des Tals und der Wallfahrt St. Landolin aushelfen.

Die Regierung genehmigte die Verfügungen Hofers unterm 23. Mai 1803, nicht ohne die Verdienste der Väter Petzelt und Mayer um den Staat ausdrücklich zu würdigen. Beide „Oberrezeptoren“ wurden im Juni außer Funktion ge- und durch den Landrentmeister Johann Herbst zu Mahlberg ersetzt. Der erstere, dem eigentlich nur ein jährliches Ruhegehalt von 500 fl. zustand, erhielt als Anerkennung eine lebenslängliche Zulage von 50 fl., der letztere 150 fl. als einmaliges Geschenk.

Der Prälat²⁰ war bei der Bemessung seiner Pension denkbar schlecht gefahren. Sie war im Verhältnis zu seinem Rang, Alter und zum Vermögen des Stifts entschieden zu nieder angesetzt und befand sich damit auch nicht im Einklang mit den Bestimmungen des Deputationshauptschlusses. Er protestierte vorab nicht nur vergeblich, sondern sah sich auch noch einer Untersuchung ausgesetzt, die Karl Friedrich gegen ihn auf Grund nicht verstummen wollender anonymer Anzeigen anordnete und die offenbar den Zweck hatte, seine Zurücksetzung nachträglich zu rechtfertigen. In der Hauptsache ging es um folgendes: Heisler hätte im September 1802 mehrere Kisten fortschaffen lassen, mit Hilfe einiger Confratres Korn und Wein verschoben, einigen Schuldnern des Klosters im Laufe des Jahres 1802 ihr Debit erlassen oder sich mit Teilzahlungen zufrieden geben und dieselben eingestrichen, in gleicher Absicht Gelder im Namen des Stifts aufgenommen und in zwölf Fällen Schupflehen in Erblehen umgewandelt und die betreffenden Urkunden zurückdatiert, namentlich der Schaffnerin Maria Theresia Zehaczek in Kippenheim, Mutter des mit ihm befreundeten dortigen Pfarrers, ein solches Gut zugeschanzt. Diese Vorwürfe erwiesen sich jedoch als grundlos oder als nicht beweisbar, so daß für Arbogast ein Gang vor die Reichsgerichte nicht aussichtslos gewesen wäre. Am 3. August lenkte der Geheime Rat schließlich namens des Kurfürsten ein: *Serenissimus Elector hätten, Höchstihrer Entschließung vom 16. May d.J. zufolge, die gegen Ihn angebrachten Beschuldigungen näher untersuchen lassen. Ungeachtet sich nun aus dieser Untersuchung ergeben habe, daß gegen ein und andere in abgewichenem Jahr vorgegangene Cession Ettenheimmünsterischer Activkapitalien Verschiedenes zu erinnern wäre und daß auch überhaupt das Kloster Rechnungswesen über die abgelösten Capitalien und aufgenommenen Passiven sich durchaus in der gehörigen Ordnung nicht gefunden habe, so seyen doch Serenissimus geneigt, diese Mängel viel mehr dem Drang der Zeitumstände und anderen Verhältnissen als unmittelbar der Klosteradministration zuzuschreiben und hätten daher gnädigst beschlossen, sowohl von diesen als anderen gegen Ihn vorgekommenen Beschuldigungen nicht nur zu abstrahiren, sondern Ihm auch vom 23. July d.J. an die Vermehrung Seiner Pension von 3000 auf 4000 fl. huldreichst zu bewilligen.*

Arbogast verbrachte seinen Lebensabend in seiner Vaterstadt Offenburg, wo er am 13. März 1829 das Zeitliche segnete, nicht ohne zuvor der Gemeinde

20 Die folgenden Ausführungen zu Heisler nach Aktenstücken GLA 87 / 92, 237 / 4852, 4854 u. 404 / 72.



Der letzte Klostervorsteher nach einem Ölbild im Pfarrhaus zu St. Landolin mit der Aufschrift: Arbogastus Heisler Offenburgensis, Abbas Monasterii Ettenheimmünster, Ord. S. Benedicti, nat. 1755, prof. 1774, Sacerd. 1778, Abbas Elect. 1793.

Münstertal und den anderen ehemaligen abtsstäblichen Orten einen bedeutenden Armenfonds errichtet und dafür gesorgt zu haben, daß er in einer eigenen Kapelle in St. Landolin zur letzten Ruhe gebettet wurde²¹. Man wird seinen Transaktionen in den letzten Tagen seines Stifts wohl am besten gerecht werden, wenn man diese als Verteidigungsakte gegen den räubernden Markgrafen von Baden begreift. Andererseits ist aber auch das starke Interesse desselben an einer möglichst ungeschmälerten Beute zu verstehen.

Noch ein Wort zum Konvent: Sieben Geistliche blieben noch über den 23. April 1803 hinaus für einige Jahre im Kloster als eine Art Priesterkommunität unter der Leitung des Seniors Stroh. Mit Arbogast Thibaut schließlich, der zuletzt in Baden-Baden lebte und sich in den Staatsakten dadurch verewigt hat, daß er die Domänenverwaltung jahrelang mit Pensionserhöhungsgesuchen bombardierte, ging 1854 der letzte Ettenheimmünstersche Religios dahin²².

Die Schicksale der stiftischen Hinterlassenschaft

Die Verpflichtungen, die Baden von den Mönchen erbte, nahmen sich gegenüber den Vermögenswerten bescheiden aus. Die Pensionslasten begannen sich alsbald durch das Ableben von Berechtigten zu vermindern — der erste entsprechende Fall trat schon am 27. Mai 1803 mit dem Tod des Bruders Karl ein — und die Unterstützungszahlungen für das alte Gesinde waren eigentlich gar nicht der Rede wert. Ein männliches Findelkind, das seit acht Jahren in der Obhut des Klosters war, brachte man auf Staatskosten bei einem Bauern unter, ein weibliches, von Geburt an gelähmt, gab man wohlthätigen Privatleuten zur Pflege. Die bisherigen Almosen, die an bedürftige Münstertäler gingen, wurden in der Folge abgestellt und durch ein jährliches Deputat von 100 fl. ersetzt, das der Ortspfarrer gerecht zu verteilen hatte²³. Der Alimentation der Patronatspfarrer und der Erfüllung von Baulasten an Kirchen und Pfarrhäusern standen stattliche Zehntbezüge gegenüber. In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, daß die Obrigkeit 1804 die Wallfahrtskirche zu St. Landolin zur Münstertäler Pfarrkirche, das gegenüberliegende Physikatshaus zum Pfarrhaus bestimmte und der Gemeinde die Baupflicht am Kirchenlanghaus zuwies²⁴. Drei Prozesse zwischen der Abtei und dem Hochstift um Steuer- und Kontributionszahlungen, die vor dem Reichshofrat in Wien anhängig waren, erledigten sich von selbst, da Baden in die staatspolitische Stellung beider Korporationen sukzedierte²⁵.

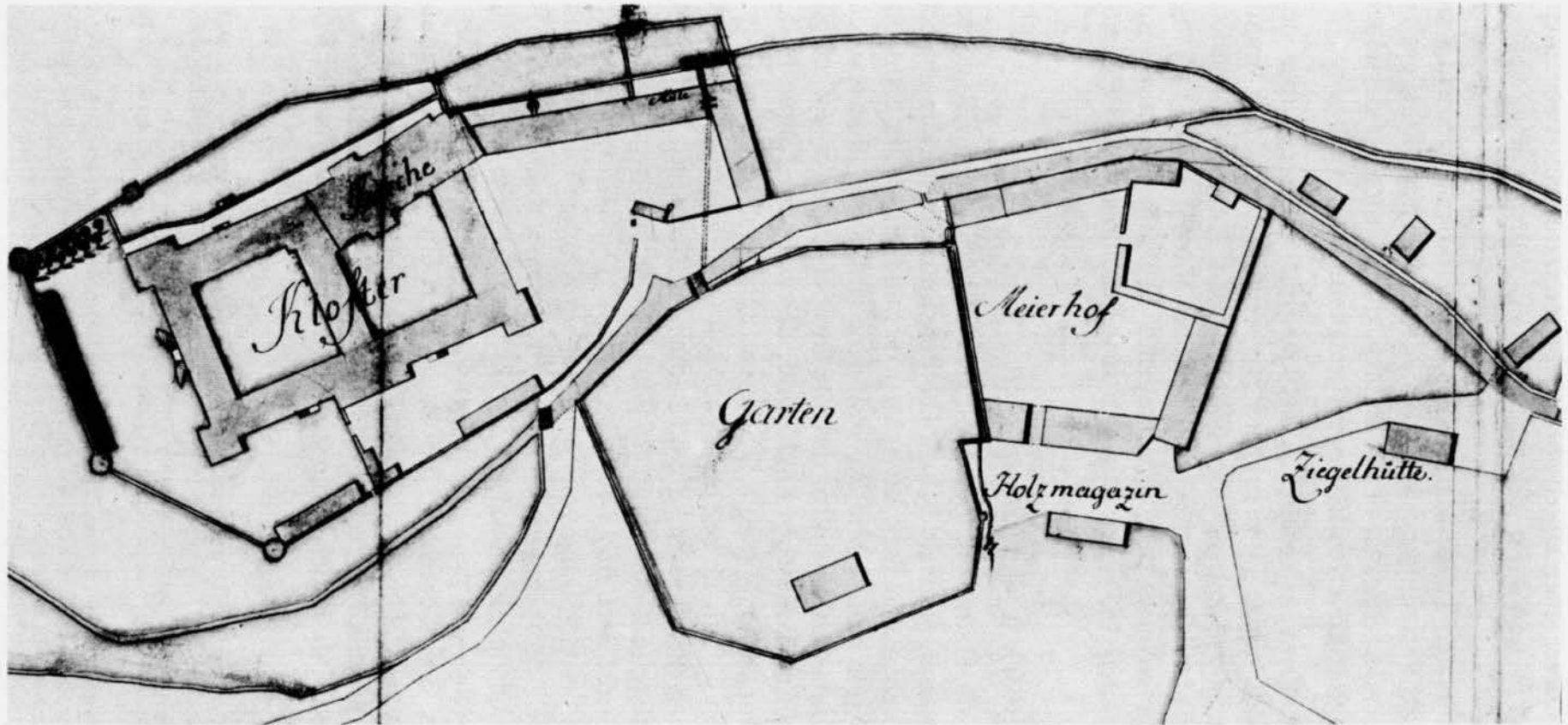
21 Vgl. hierzu K. Gast, Die Benediktinerabtei Ettenheimmünster, in: Geroldsecker Land 6 / 1963 — 64, S. 132 ff., und W. Hensle, Abt Arbogast Heißler und die Prälatische Armen-Stiftung zu St. Landelin, a.a.O., 11 / 1968 — 69, S. 149 ff., beide unbegreiflicherweise ohne Quellennachweise (!).

22 GLA 237 / 4584. Vgl. auch J. König, Necrologium Friburgense 1827—1877, in: FDA 17 / 1885, S. 28.

23 GLA 87 / 2.

24 GLA 87 / 91. In diesem Jahr schaffte man auch die ausgezeichnete Silbermann-Orgel und einen Teil des Inventars aus dem Münster in die neue Pfarrkirche; andere Einrichtungsgegenstände gelangten ins Depot der Katholischen Kirchenkommission in Bruchsal.

25 Aktenstücke GLA 87 / 217 — 219, 220, I—III, — 221.



Lageplan Eitenheimmünsters um 1803. Kolorierte Federzeichnung in der Bauplänesammlung des GLA.

Während die Ettenmünsterischen Niedergerichtsbezirke 1802/03 im Oberamt Mahlberg, das zum Teilstaat „Badische Markgrafschaft“ gehörte, aufgegangen waren, kam die Verwaltung des Vermögens und der Einkünfte endgültig im Herbst 1804 an die Amtskellerei Ettenheim, die mit der schrittweisen Liquidation des Klostersguts fortfuhr. In diesem Jahr dürften die meisten Einrichtungsgegenstände, Naturalvorräte und der Viehbestand unter den Hammer gekommen sein, sofern sie nicht wie das Tafelsilber, das gute Weißzeug und Teile der Kupferstich- und Gemäldesammlung in die Karlsruher Hofökonomie wanderten²⁶. Hinsichtlich der Liegenschaften ging die landesherrliche Domänenverwaltung bis auf weiteres restriktiv vor. Sie legte, abgesehen von Streubesitz, auf Verkäufe keinen Wert, sondern war allenfalls für den Abschluß bzw. die Verlängerung von Pachtverträgen zu gewinnen, so bei verschiedenen Höfen²⁷, der Apotheke²⁸, dem Bad St. Landolin, beim Kloster selbst und vor allem bei den Feldern im Münstertal²⁹. Hier insbesondere zeigte sich, daß es die Landesherrschaft mit der Verteilung von Gütern der „toten Hand“ unters Volk, wie sie die aufklärerische Kameralistik allenthalben forderte, keineswegs eilig hatte. Schon Ende Mai 1803 langte eine Bittschrift der weltlichen Bewohner des Stabs Münstertal beim neuen Landesherrn ein, in welcher auf die Notlage hingewiesen wurde, in die sie durch das Ende der Klosterökonomie geraten würden, da sie sich bisher hauptsächlich durch Tagelöhnen („Holzmachen, Mähen und Dreschen“) ernährt hätten. Da es ihnen bis jetzt verwehrt gewesen sei, Klostergründe zu kaufen oder zu pachten, bäten sie um günstige Überlassung solcher, um auch fernerhin einen gesicherten Lebensunterhalt zu haben. Weil das Gesuch nur zögernd bearbeitet wurde, folgte im Dezember des Jahres ein drängenderes. Doch erst ein knappes Jahr später nach Vermessung und Klassifizierung der Felder bewilligte die Regierung den Verkauf von Parzellen, zum Teil durch Losentscheid, zum Teil durch Versteigerung, unter dem Vorbehalt, daß ein Gesamterlös von 26613 fl. erzielt werden mußte. Außerdem hatte man zuvor in Karlsruhe die Angaben der Supplikanten nachprüfen lassen: Tatsächlich war ein guter Teil der Ettenmünsterer Untertanen als nicht wohlhabend einzustufen, ihre Nahrungsquellen wenig ergiebig. Ein Drittel der in den fünf Abtsstäben lebenden 2400 Einwohner nährte sich vom Tagelöhnen. Allein einfache Lebensart und äußerste Sparsamkeit hatte bisher ihre Existenz gewährleistet. Insbesondere die Bewohner des Münstertals besaßen außer ihren Wohnplätzen kein Grundeigentum. Leibeigene Knechte und Mägde aus den anderen Stäben hatten in den vorhergehenden Jahrhunderten nach langen, treuen Diensten beim Kloster siedeln und gegen geringes Entgelt etwas Boden bebauen dürfen.

26 Aktenstücke GLA 87 / 62 u. 237 / 4582.

27 Es handelte sich insbesondere um die auf den umliegenden Höhen gelegenen Köcher-, Gisen- und Sennhöfe — GLA 233 / 16 217—18 u. 404 / 76—76a, 104.

28 Diese gelangte 1806 für 1150 fl. an den aus der Gegend stammenden Landelin Knecht mit der Auflage, sie am Ort weiterzuführen — GLA 87 / 181, 236 / 15 547 u. 404 / 97.

29 Das folgende nach Aktenstücken GLA 237 / 4582 u. 391 / 10491.

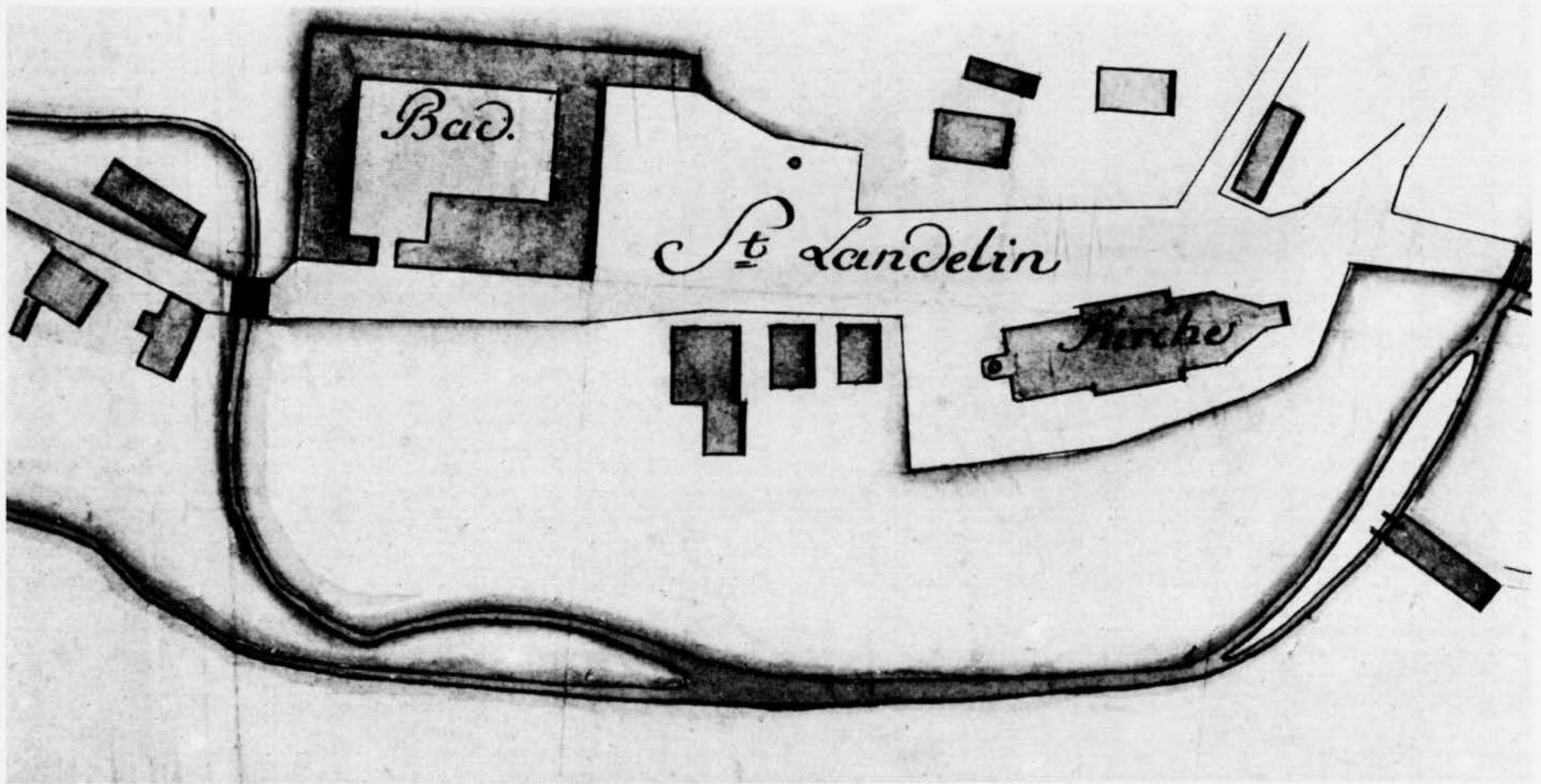
Die Hoffnungen dieser Menschen, die wohl zum größeren Teil den Niedergang der geistlichen Herrschaft begrüßt hatten, gingen nicht in Erfüllung. Mit der Aufteilung des Genossenschaftswaldes entfiel für sie der Weidgang; außerdem litten sie unter Holzmangel, da die Waldungen ausgeschlagen waren. Die Kriegsschulden, auf die Gemeinden umgelegt, drückten so sehr, daß sie ihre Grundstücke nicht bezahlen konnten, von denen im übrigen die besseren nur über dem Anschlag zu haben gewesen waren. So kam es nicht von ungefähr, daß die Amtskellerei Ettenheim 1808 in die Hauptstadt berichten mußte, daß 64 Talbewohner dem Großherzog noch 20718 Gulden ohne die Zinsen schuldeten.

Es war kein Zufall, daß ab 1806 in der südlichen Ortenau wie anderswo der Staat verstärkt zu Verkäufen schritt. Die zunehmende Finanznot zwang ihn dazu. Als der Pachtvertrag für das Bad St. Landolin³⁰, das das Stift einst mit großem Gewinn in Eigenregie hatte und das zu seinen wertvollsten Immobilien gehörte, ablief, entschloß sich die Domänenverwaltung zur öffentlichen Ausbietung, zumal sie befürchtete, daß der Wunderglauben, der vor der Landelinskirche entspringenden Quelle anhaftete, bei der Bevölkerung in Abnahme kommen könnte. Denn eine nachweisbare Heilkraft besaß das Wasser nicht, vielmehr speiste es eines von mehreren „Einbildungsbädern“ dieser Gegend. Johann Baptist Kolb bemerkt in seiner badischen Landesbeschreibung nicht zu Unrecht: *Das Badwasser führt keine Mineralien mit sich, ist ein reines Wasser, und leistet doch gegen mancherley Gebrechen vortreffliche Dienste, weswegen es gewöhnlich Wunderbad genannt wird*³¹. Aus dem zeitweilig großen Andrang leidender Menschen aus der dies- und jenseitigen Rheinebene erklärt es sich wohl, daß die um 1720 großzügig angelegte Badeanstalt mit Inventar, das zugehörige Wirtshaus „Zum goldenen Hirschen“ mit der Schildgerechtigkeit und einige umliegende Grundstücke mehrere zahlungskräftige Interessenten fanden und schon beim ersten Versteigerungstermin am 3. Februar 1807 für die beachtliche Summe von 13000 fl. einem Joseph Reinbold aus Schweighausen zugeschlagen werden konnten.

Schließlich verdient das Schicksal der eigentlichen Klostergebäude eine eingehende Betrachtung, mit deren schrittweiser Schleifung in den folgenden Jahr-

30 Die Ausführungen zu diesem nach GLA 87 / 81, 182 u. 391 / 10489.

31 Bd. 1, 1813, S. 283. Eine ausführliche Beschreibung des Bads bieten Kolb in Bd. 3, S. 140 ff., und A. Kürzel, St. Landolin, in: Schau-ins-Land 7 / 1880, S. 33 ff. Es sei an dieser Stelle ein Auszug aus dem Gutachten des Landrentmeisters Herbst an die Regierung angeschlossen, das sich mit der Frage befaßte, ob höheren Orts das Versteigerungsergebnis genehmigt werden sollte oder nicht. Hinsichtlich der Wertentwicklung der Anlage bestätigte die Zukunft das Urteil Herbsts voll und ganz: *Als Baad betrachtet und bey der Gewißheit, daß das dortige Baadwasser keine mehr heilende Kraft habe als jedes andere reine Quellwasser, gewähret dieses Gewerbe keine Aussicht zu einem künftig möglichen besseren Betrieb und zu einem größeren Nutzen als bisher, vielmehr hängt die ganze Existenz desselben ganz allein von der Fortdauer des blinden Glaubens an die Wunderkraft der BaadQuelle ab, den jedoch der erste beste aufgeklärte Christliche in St. Landolin im Einverständnis mit dem aufmerksamen BezirksPhysicus sehr leicht verdrängen kann. In diesem letztern Falle sinket sodann der Werth des BaadGewerbes sehr tief herab.* (GLA 404 / 441). Ein weiteres „Einbildungsbad“ war übrigens die Anstalt zu Kirnhalden, bis 1806 dem Stift Wonnental gehörig.



zehnten eigentlich nur auf einer anderen Ebene das fortgesetzt wurde, was 1802/03 mit der Vernichtung der politischen Körperschaft Ettenmünster und des klösterlichen Personalverbandes begonnen hatte. Dabei sollen insbesondere die industriegeschichtlichen Aspekte hervorgehoben werden, weniger die baugeschichtlichen, über die der vorhin zitierte Adolf Hacker einiges geschrieben hat.

Nach der Aufhebung der Stiftsökonomie konnte die Landesherrschaft über folgende Gebäude verfügen, wobei, wie schon erwähnt, bis auf weiteres nur an teilweise Verpachtungen gedacht war: das Münster, die Konventsgebäude mit ihren verschiedenen Einrichtungen für die Mönche, der Abtskapelle und den großen Kellern, die zahlreichen Nebengebäude wie das Amtshaus, die Apotheke, Schreinerei, Schlosserei, Schmiede, Bäckerei, Metzgerei, Kiefferei, die große Mahlmühle mit mehreren Gängen, das Waschhaus, Gefängnis, mehrere Ställe und Schöpfe innerhalb der Ringmauer rechts des Ettenbachs, auf dem linken Ufer die Meierei mit ihren Wirtschaftsgebäuden, die Ziegelhütte, die Orangerie im großen Garten und das Holzmagazin. Überdies sind zu nennen die obere und die untere Sägemühle, das Physikatshaus bei St. Landolin, die Badeanstalt und Kirche daselbst sowie einige weitere wenig bedeutende, zu gewerblichen und Wohnzwecken genutzte Baulichkeiten³². Festgelegt war von vorneherein die Zukunft eines guten Teiles des eigentlichen Klosters. Er war den im Münstertal verbleibenden Benediktinern und den nach dem IV. Organisationsedikt hierher zu versetzenden Kapuzinern von Mahlberg³³ als Wohnstätte vorbehalten. Diese Bettelmönche, sieben Priester, ein Bruder und zwei weltliche Domestiken, die der Kurfürst regelrecht aus ihrem angestammten Wirkungskreis hinauswarf, um zum einen ihr Kloster mit Kirche in Mahlberg freizubekommen, zum andern diese überaus genügsamen Söhne des hl. Franziskus als billige Seelsorgehelfer im Münstertal einzusetzen, kamen hier im November 1803 mit ihrer geringen Habe an. Sie hatten zwar dem Willen Karl Friedrichs, der zu jener Zeit an eine Aufhebung dieses Ordens noch nicht dachte, Genüge getan, konnten sich aber mit ihrem Los ganz und gar nicht abfinden. Im Mai 1804 reichten sie eine massive Beschwerde über ihre schlechte Versorgung und Unterbringung in dem teilweise schon ausgeplünderten Gotteshaus ein und forderten von der für sie verantwortlichen Staatskirchenbehörde, der Katholischen Kirchenkommission in Bruchsal, ihre Versetzung in das Bürgerspital in Ettenheim, nicht zuletzt deshalb, weil dieser Ort hinsichtlich ihrer angestammten Betteldistrikte nicht so abgelegen war. Überdies konnten sie in der des Gestühls, der Orgel und sonstigen Einrichtung beraubten Stiftskirche keinen Gottesdienst mehr abhalten. Der Guardian litt unter diesen Zuständen so sehr, daß er schon den päpstlichen Konsens zu seinem geplanten Übertritt in die Benediktiner-Abtei Schuttern

32 Laut einer Aufstellung der Klosterkommission vom Sommer 1803 — GLA 237 / 4582.

33 Vgl. zum Schicksal derselben die Darlegungen des Verfassers in der schon genannten Dissertation, S. 219 ff.

eingeholt hatte. Die Kommunität erreichte keine Besserstellung, sondern bewirkte im Gegenteil durch ihre Klagen³⁴, wenn auch ungewollt, ihre Auflösung. Am 7. Januar 1806 fand diese auf Befehl der Kirchenkommission statt, nicht ohne daß sich zuvor der letzte Vorsteher, der Superior Zeno, vehement hiergegen und gegen die Versteigerung der entbehrlichen Effekten gewehrt hatte. Die Religiösen wurden mit der ihnen verbliebenen Habe, wenig wertvollen Möbeln, Hausgerätschaften und Kirchenutensilien, in die Kapuziner-Klöster Offenburg, Oberkirch und Baden geschickt.

War damit für eine Weile über den größten Teil der Hauptgebäude disponiert, so brauchte sich die Domänenverwaltung auch über die Nebengebäude nicht lange den Kopf zu zerbrechen³⁵. Noch im Herbst 1803 zeigte sich ein ernsthafter Interessent für dieselben in der Person des Spediteurs und Kolonialwarenhändlers Carl Ludwig Wunderlich aus Lahr, der damals bedeutendsten Handels- und Industriestadt der Ortenau, der mit dem ebenfalls in Lahr firmierenden Friedrich Christian Herbst³⁶ eine Industriegesellschaft gegründet hatte. Der Zweck derselben dürfte in erster Linie der Aufbau einer Fabrik in Ettenheimmünster gewesen sein, wenn sich auch die beiden anfänglich nicht darüber im klaren waren, was dort eigentlich produziert werden sollte. Schließlich wurde es eine Zichorien- und Bleischrotfabrik, nachdem die Compagnons laut Vertrag vom 30. Juli 1804 vom Staat außer dem Münster, dem größten Teil des Konvents und dem Amtshaus nahezu alle Baulichkeiten, die bei der Abtei liegenden unverkäuflichen Felder sowie weitere Grundstücke, vor allem Rebärten mit zwei Trotten in Münchweier und Felder bei Ettenheim, auf zehn Jahre zu einem jährlichen Zins von 2119 fl. gepachtet hatten. Wann genau der Betrieb angefangen und wie er im einzelnen ausgesehen hat, wird kaum jemals festzustellen sein. Die Schrotfabrik war mit Sicherheit nur ein Anhängsel der Zichorienproduktion. Aus einem Beitrag des Amts Ettenheimmünster vom Juni 1809 zur staatlichen Gewerbestatistik ist allerdings zu ersehen, daß sie nur kurz florierte: Wurden 1806 immerhin an die hundert Arbeitskräfte (darunter Kinder) benötigt, so waren es im Monatsbericht gerade noch 16. In ihren besten Zeiten verarbeiteten Wunderlich und Herbst für rund 25000 fl. im Jahr inländische Wegwartwurzeln zu Ersatzkaffee und etliche Zentner Blei zu Schrot. Daß sie Ende 1809 so gut wie am Ende waren, führte der nach wie vor am Ort waltende Amtmann Reich auf den hohen Preis des Zuckers, ohne den Zichorienkaffee nur für anspruchloseste Trinker genießbar war (und ist), und auf die starke Konkurrenz durch weitere Fabriken die-

34 GLA 87 / 155.

35 Das folgende nach Aktenstücken GLA 87 / 58 a - 60, 80, 236 / 840, 237 / 4579, 313 / 978 u. 404 / 106.

36 Zu diesem vgl. F. Stein, Geschichte und Beschreibung der Stadt Lahr und ihrer Umgebung, mit vorzüglicher Berücksichtigung der Handelsverhältnisse, Lahr 1827, S. 200 ff. Über die erste Phase der Industrialisierung Ettenmünsters gibt es eine kurze Abhandlung von O. Kohler, Die Verwendung der Gebäude des Klosters Ettenheimmünster nach dessen Aufhebung im Jahre 1803, in: Die Ortenau 47 / 1967, S. 20 ff., die jedoch nicht frei von Irrtümern ist. So war der Gesellschafter Wunderlichs der besagte Unternehmer Herbst aus Lahr und nicht der Mahlberger Rentmeister gleichen Namens.

ser Art in der näheren Umgebung zurück³⁷. Die Unternehmer sahen die Schuld in erster Linie beim Landesherrn und seiner Amtskellerei in Ettenheim: Die Abgaben waren zu hoch, der Pachtzins ebenfalls, die Straße von der Rheinebene ins Münstertal war so schlecht, daß ein rascher und kostengünstiger Materialtransport nicht möglich war, und die landwirtschaftlichen Flächen, insbesondere die Reben und die Viehhaltung, waren wider Erwarten ertragsschwach. So erwiesen sich nicht nur der Ankauf von Klosterfahrnissen und Vieh und die Miete für etliche Fässer als Fehlinvestitionen, sondern überhaupt alle Aufwendungen in Ettenheimmünster. Erbst über dessen Weigerung, den Pachtzins zu reduzieren und ihnen die Mahl- und die beiden Sägmühlen, die wegen ihren Wasserrechten besonders interessant waren, zu verkaufen, drohten Wunderlich und Herbst im August 1809 Karl Friedrich: *Wir verlassen gern ein Thal, in welchem wir uns nie einen Nutzen, vielmehr Verlust zu versprechen haben, und diesen Beweis können wir alle Stunde liefern*. Und verlangten den Ersatz von Baukosten in Höhe von 15000 fl., wogegen der Domänenetat geltend machte, daß er ihnen den größten Teil der Pacht einschließlich der Zinsen gestundet hätte und sie der großherzoglichen Kammer über 11000 fl. schuldeten. 1811 schließlich wurde die Gesellschaft für zahlungsunfähig erklärt, was möglicherweise die Lahrer Handelscompagnie Lucas Fäsch zur Revision ihres Plans bewog, zwischen Münchweier und St. Landolin eine Feilenfabrik zu errichten³⁸, und auch das Projekt einer Steinkohlenexploration im Münstertal platzen ließ³⁹.

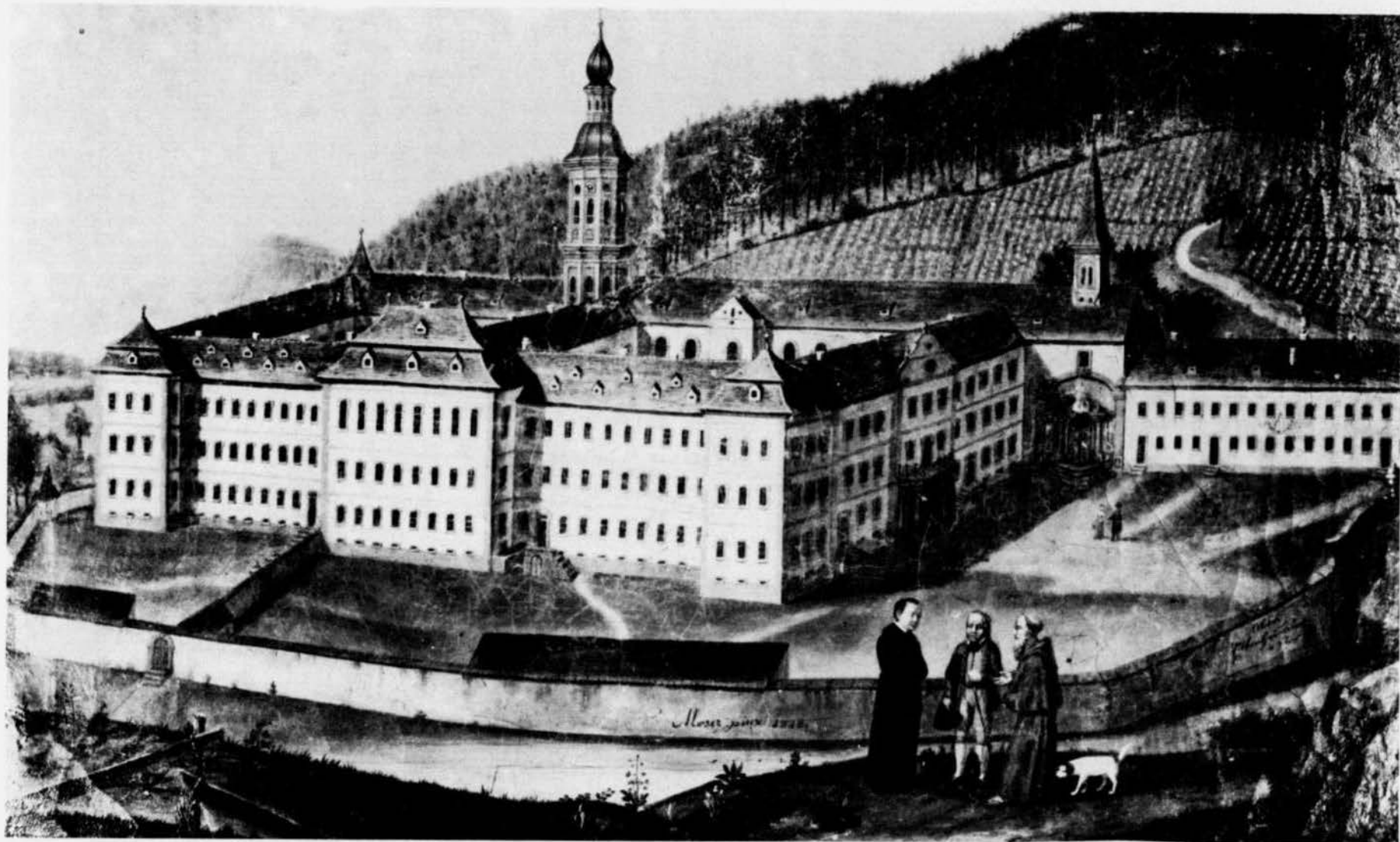
Nachdem im selben Jahr ein Offenburger Kaufmann für die gesamte Klosteranlage 60000 fl. geboten hatte, jedoch ohne einen entsprechenden Kapitalnachweis erbringen zu können, trat im ersten Inhaber des Lahrer Handelshauses Helbing & Co. ein potenter Käufer auf den Plan, mit dem das Haus Baden, dessen Etatlöcher sich Jahr für Jahr vergrößerten, schnell handelseinig wurde — zumal Leonhard Helbing als Bürge der Compagnie Wunderlich & Herbst auftrat⁴⁰. Nach dem Vertrag vom 13. Januar 1812 kaufte er die gesamte Abteianlage bei Duldung zweier herrschaftlicher Förster in derselben und Offenhaltung der Hauptstraße einschließlich der Objekte, die Wunderlich und Herbst in Pacht gehabt hatten, für 50000 fl., zahlbar in sechs Jahresterminen bei einer fünfprozentigen Verzinsung der Restsumme, die eine Hälfte in klingender Münze, die andere in Staatsobligationen. Im Kaufbetrag waren die Schulden Wunderlichs und Herbsts beim Ärar enthalten, die dafür auf sämtliche Rechte aus dem Pachtverhältnis verzichteten und somit wohl mit zwei blauen Augen aus ihrem Ettenheimmünsterschen Abenteuer herausgekommen waren. Unglücklich über den Handel waren die Gemeindebürger des

37 Beispielsweise die von der Compagnie Bausch & Helbing im ehemaligen Kloster Wonnental betriebene. Vgl. hierzu die Untersuchung des Verfassers: Die Säkularisation und Industrialisierung des Frauenstifts Wonnental im Breisgau 1806—1813, in: ZGO 127 / 1979, S. 344 ff.

38 GLA 87 / 61.

39 GLA 87 / 7.

40 Dieses und das folgende nach Aktenstücken GLA 237 / 4579 — 80, 391 / 10499 u. 404 / 78.



Ölgemälde von Moser aus dem Jahr 1828. Es trägt rückseitig die Aufschrift: Dieses Klostersgemälde ist dem Pfarrhaus zu St. Landelin zum ewigen Denkmal gewidmet worden von Arbogast Heißler als dem letzten Prälaten von Ettenheimmünster.

Münstertals, die verzweifelt versucht hatten, den Übergang des Klosters in fremde Hände zu verhindern, indem sie, selber stark verschuldet, den völlig abwegigen Versuch machten, über die Bildung einer Genossenschaft das notwendige Kapital aufzubringen. Glücklicherweise wurde aber auch der Staat nicht mit Helbing und Helbing nicht mit dem Staat. Kaum waren die Fertigung von Kaffeesurrogat und Bleischrot wieder angelaufen und Anlagen zur Herstellung von Rauch- und Schnupftabak installiert und in Benutzung genommen, beschlagnahmte die Karlsruher Regierung nach der Völkerschlacht bei Leipzig, vom Drange der Verhältnisse und vor allem von der österreichischen Heeresleitung dazu genötigt, wie zahlreiche andere ehemalige Klöster auch Ettenmünster und ließ hier in aller Eile umfassende Baumaßnahmen zur Schaffung von 15 großen Krankensälen durchführen⁴¹. Zu diesem Zweck wurden etliche Trennwände herausgebrochen und Abtritte direkt an den Konventsgebäuden aufgeführt. Das Lazarett war für 1000 bis 1200 Mann vorgesehen, aber nur zur Hälfte belegt — und zwar vom 6. Dezember 1813 bis in den Sommer 1814 hinein — und wurde von der königlich bayrischen Armee verwaltet. Es lagen hier hauptsächlich Bayern, aber auch Österreicher und andere alliierte Soldaten, von denen mehrere Dutzend von den in den damaligen Militärspitälern geradezu obligatorischen Seuchen dahingerafft wurden und beim Kloster ihre letzte Ruhestätte fanden. Helbing, der zu den bedeutendsten badischen Kriegslieferanten gehörte, suchte aus der Not eine Tugend zu machen und deckte fast sämtliche Bedürfnisse dieses Lazaretts ab. Nach seiner Rechnung, die er in den Jahren 1815 und 1816 den Behörden aufmachte, betrug seine Forderungen an den Fiskus 148442 fl., bestehend aus Kriegs- und Spitallieferungen, Schäden in der Abtei und Verdienstausschlag durch den zeitweiligen Stillstand seiner Fabrik. Da er seinen Verpflichtungen aus dem Geschäft von 1812 nur in der Höhe von 8333 fl. nachgekommen war, lastete ihm die Gegenseite ein Obligo von über 60000 fl. an. Um die Verrechnung bzw. Begleichung dieser gegenseitigen Forderungen entstand ein langwieriges Hin und Her, das bis zum Herbst 1822, als Helbing knapp 52jährig starb, noch nicht erledigt war. Das Etablissement in Ettenmünster — Helbings Handelshaus besaß auch eine Fabrik in Lahr — hatte die Produktion nach den Befreiungskriegen wieder voll aufgenommen. Das Kinzigkreisrevisorat wußte für die Landesstatistik auf das Jahr 1816 folgendes mitzuteilen: Die Tabak-, Zichorien- und Bleischrotfabrik Helbing & Co. im Münstertal beschäftigte 80 bis 100 Personen, zumeist Kinder, verarbeitete inländische Materialien im Wert von 80000 fl., ausländische von 20000 fl. und exportierte fast alle ihre Erzeugnisse⁴².

Nach dem frühen Tod Helbings ruhte der Fabrikbetrieb im Münstertal erneut. Die von verschiedenen Literaten aufgestellte Behauptung, es sei bis 1828 produziert worden, ist nicht haltbar. Das ergibt sich einerseits aus den — im allgemeinen sehr zuverlässigen — Industriestatistiken des Kinzigkreisdirektoriums,

41 Vom Militärspital handeln folgende Faszikel: GLA 87 / 6, 236 / 1067 u. 1107.

42 GLA 236 / 850.

das für 1824 eine Fabrik oder Manufaktur in Ettenheimmünster nicht nennt, andererseits aus dem nicht ausgeführten Plan des Geschäftsführers der Firma Helbing in Lahr, K.I. Heinzerlings, 1826 im Kloster auf eigene Rechnung die Tabakherstellung wieder aufzunehmen⁴³. Wenn schließlich für das Jahr 1829 einem interessierten Publikum mitgeteilt wurde⁴⁴, daß im Münstertal ein Kleinbetrieb mit drei Gehilfen Tabakwaren fertigte, so macht das das völlige Scheitern aller Fabrikprojekte am Ort überdeutlich — und damit auch die Erfolglosigkeit des Staats, den Bewohnern dieser für damalige Begriffe abgelegenen Schwarzwaldgegend durch wohlwollende Förderung wagemutiger „Entreprenneurs“ Arbeit und insofern Ersatz für das Kloster zu schaffen. Insgesamt gesehen war keinem einzigen Ansatz, die Abtei und ihre nähere Umgebung zu industrialisieren, wirklich Erfolg beschieden, dafür um so mehr denjenigen, die den Baulichkeiten mit Spitzhacke und Sprengstoff zu Leibe rückten.

1826 übergab die Witwe Elisabeth Helbing das einstige Gotteshaus mit seinen Nebengebäuden und einigen Feldern ihrem Sohn Carl gegen eine Abfindung von 30000 fl. für sich und ihre übrigen Kinder⁴⁵. Bis dahin dürften nur einige wenig bedeutende Ökonomiebauten abgetragen gewesen sein, deren Materialien zur Befestigung der inzwischen wesentlich verbesserten Straße durch das Münstertal verwendet worden waren. Dagegen hat in den folgenden Jahren und Jahrzehnten der stückweise Abbruch der Hauptgebäude seinen unaufhaltsamen Fortgang genommen, schon unter Helbing junior und dann unter den nachfolgenden Eigentümern, so der freiherrlichen Familie von Türckheim⁴⁶. Pfarrer Kürzel scheint zugesehen zu haben, wie 1865/66 die letzten Reste der einst stolzen, vom Vorarlberger Baumeister Peter Thumb zwischen 1718 und 1734 erstellten Barockanlage demoliert wurden⁴⁷.

Von allen Baulichkeiten im einstigen Klosterbezirk sind heute allein noch die große Mühle und Stücke der Umfassungsmauer vorhanden, während talabwärts in St. Landolin die modernen Vandalen immerhin etwas mehr vom Erbe der Benediktiner der Nachwelt übriggelassen haben. Weitere Erinnerungsposten sind Fassadenbruchstücke, insbesondere Portale, die ihren Weg bis nach Lahr hinunter gemacht haben, um Bürgerhäusern einen matten Abglanz von der einstigen Pracht der Abtei zu verleihen⁴⁸.

43 GLA 233 / 16216.

44 Von W.L. Volz, Gewerbskalender für das Jahr 1834, Karlsruhe, S. 34.

45 GLA 264 / 15.

46 Im vergangenen Jahrhundert sind über den Abriß von Bauwerken in Privathand kaum Akten geführt bzw. deponiert worden, weshalb sich die Demolition Ettenheimmünsters nicht exakt ausforschen läßt.

47 Ettenheim-Münster, S. 165.

48 Vgl. Hacker, S. 98 ff., J. B. Ferdinand/A. Köbele, Miscellen aus der Vergangenheit und Gegenwart des Bezirks Ettenheim, Ettenheim 1936/37, S. 74 f., und J. Rest, Alte Inschriften in Münchweier und Ettenheimmünster, in: Die Ortenau 5/1914, S. 108 ff. Erneut auf der Suche nach Ettenmünsterschen Relikten war der schon zitierte Gassert, S. 42 ff.

Ettenheim in den Revolutionsjahren 1848 und 1849

Thomas Dees

Der badische Liberalismus am Vorabend von 1848

Das Großherzogtum Baden erhielt im Jahr 1818 als einer der ersten Staaten eine Verfassung, die, verglichen mit anderen Staaten, als die fortschrittlichste zu bezeichnen ist.

„Und doch war die . . . Verfassung . . . noch weit von dem entfernt, was wir im 20. Jahrhundert als parlamentarische Selbstverständlichkeit ansehen: es fehlte das Recht zur Gesetzesinitiative, es fehlte auch das Recht der Beschlußfassung über den Staatshaushalt. Dazu kam, daß die großherzogliche Regierung die Kammer jederzeit . . . auflösen konnte. Die Minister waren gegenüber der Kammer völlig unabhängig und nicht verantwortlich. Eine echte Kontrolle der Regierung war der II. Kammer also unmöglich.“¹

In den Jahrzehnten bis 1848, im sogenannten Vormärz, entwickelten sich die politischen Kräfte und Reformbewegungen, die zum Ausbruch der Revolution führten: Die *L i b e r a l e n* „wollten im Parlament Reformen durchsetzen, die den alten Obrigkeitsstaat Schritt für Schritt überwinden sollten. . . . Eine nüchterne Bestandsaufnahme am Vorabend der Revolution mußte feststellen, daß eine teilweise Bauernbefreiung und verschiedene Kürzungen des Militär-etats praktisch die einzigen Aktiva waren, die die ungeduldigen Kammerliberalen für sich verbuchen konnten. . . . Alle anderen Forderungen von den Liberalen waren am Vorabend der Revolution noch nicht oder nicht mehr verwirklicht, obwohl sie unzählige Male vorgebracht worden waren. Die Zahl derer, die unentwegt auf die Möglichkeit liberaler Reformen hofften, schmolz angesichts dieser ernüchternden Lage; es wuchs die Gruppe, die auf Veränderungen durch offene Aktionen setzte. In den Augen dieser Ungeduldigen war das Großherzogtum Baden die Verkörperung von Unvereinbarem“²

Struve schrieb 1847: „Wir leben im 19. Jahrhundert; die Burgen der Raubritter sind gefallen, allein die Lasten, welche sie ihren Grundholden aufgelegt, bestehen noch immer fort. Feudal-Lasten passen nicht zu Eisenbahnen, Dampfschiffen, Gasbeleuchtung, Spinn-Maschinen usw.“³

1 F. Vollmer, Vormärz und Revolution 1848/49 in Baden. Frankfurt 1979. S. 34

2 F. Vollmer, Die 48er Revolution in Baden, in: Badische Geschichte. Stuttgart 1979, S. 43

3 G. v. Struve, zit. nach: Vollmer, Die 48er Revolution, S. 43

„Bis jetzt waren noch Elemente ganz verschiedener Art unter dem Banner der Liberalen vereinigt. So standen die Liberalen aus der Befreiungszeit, deren Bestrebungen einen positiven politischen und nationalen Inhalt hatten, . . . bis jetzt noch in einer Linie mit den unbedingten Anhängern des Liberalismus von 1789, mit den geheimen Republikanern und Revolutionärs Jedes dieser Elemente führte die Opposition gegen das alte System im Sinne seiner Bestrebungen. . . .“⁴

Der Zusammenhalt der beiden verschiedenen liberalen Gruppen war gewährleistet, solange man gemeinsam gegen eine verhaßte Regierung kämpfte. Als dann aber durch eine Regierungsumbildung der äußere Druck wegfiel, spaltete sich der badische Liberalismus in zwei sich bald heftig befehdende Gruppen, die beide nach unserem heutigen Verständnis als Demokraten anzusehen sind: die Konstitutionellen, die gemäßigten Liberalen, mit den Vertretern Friedrich Bassermann und Karl Mathy und die Republikaner, die „radikalen“ Liberalen, geführt von Gustav v. Struve und Friedrich Hecker.

Das Ziel der Konstitutionellen war die Konstitutionelle Monarchie, die auf dem Weg der naturgemäßen, schrittweisen Entwicklung durch Reformen erreicht werden sollte; der Weg zur demokratischen Republik, die die Republikaner anstrebten, könnte notfalls durch eine gewaltsame Änderung, durch Revolution erreicht werden.

Die Revolution von 1848 in Baden

„Am 24. 2. 1848 brach in Paris die Februarrevolution aus. Gleich nach dem Eintreffen der Nachrichten aus Paris, gab sie den deutschen Klein- und Mittelstaaten . . . das Signal zum Handeln. Natürlich erhielt auch die liberale Bewegung in Baden gewaltigen Auftrieb; in den Volksversammlungen, die im ganzen Land stattfanden, wurden die revolutionären Forderungen laut.“⁵

Wohl unter dem Eindruck des „Zuges des Volkes“ nach Karlsruhe und dem Petitionensturm beschloß die II. Kammer am 2. 3. 1848 ihre Gesetzesvorschläge, denen die Regierung wenig später Gesetzeskraft verlieh. Nachdem die wichtigsten liberalen Forderungen am 2. 3. bewilligt wurden („Märzerrungenschaften“), stand nun die Frage im Vordergrund, wie das zukünftige Deutschland aussehen sollte:

Republik oder parlamentarische Monarchie.

Auf der ersten großen Massenversammlung von rund 20 000 Teilnehmern am 19. März in Offenburg konnte die Entscheidungsfrage „Republik oder Parlament“ noch einmal umgangen werden, zumal Friedrich Hecker in diesem Augenblick noch glaubte, seine republikanischen Vorstellungen im demnächst in

4 L. Häusser, zit. nach: Vollmer, Die 48er Revolution, S. 44

5 Vollmer, ebd., S. 47

Frankfurt tagenden Vorparlament vor einem gesamtdeutschen Gremium durchsetzen zu können. . . . Mit dem dort von Struve verlesenen 15-Punkte-Programm verletzte Struve und Hecker aber Bewußtseinsstand und Interesse beträchtlicher Bevölkerungsteile. Das Struve-Programm fiel in Frankfurt . . . durch; nicht einmal in den 50er Ausschuß, der die allgemeinen Wahlen zur Verfassungsgebenden Versammlung vorbereiten sollte, wurde einer der beiden gewählt. Die beiden Politiker Struve und Hecker sahen nun keine Möglichkeit mehr, auf dem parlamentarischen Weg ihre Ziele zu erreichen. „Hier in Frankfurt ist nichts mehr zu machen, es gilt in Baden loszuschlagen!“ Der bei den Republikanern einkalkulierte Weg der Gewalt schien nun noch der einzige Weg zu sein.⁶

Hecker startete mit 53 Anhängern am 13. 4. von Konstanz aus, erhielt in den durchzogenen Ortschaften auch Zuzug, so daß nach einer Woche sogar über tausend Mann mit Hecker marschierten; das erhoffte Volksheer von 40 000 bis 80 000 Mann konnte niemals erreicht werden. Aufmerksamkeit hatte Hecker zwar erreicht, aber inzwischen waren mit Hilfe der Eisenbahn schnell Bundestruppen herantransportiert worden, die die Schwarzwaldpässe nach Freiburg und Offenburg versperrten. Hecker mußte nach Südwesten in den Hochschwarzwald ausweichen, wo der Schnee den ohnehin beschwerlichen Fußmarsch noch verzögerte.⁷

Am 20. 4. stieß er bei Kandern auf die Regierungstruppen unter General von Gagern; die Linientruppen gehorchten im entscheidenden Moment, und die Republikaner waren hoffnungslos unterlegen. Alle Treffen, die in der Osterwoche 1848 zwischen den Regierungstruppen und den verschiedenen unklugerweise getrennt marschierenden Kolonnen der Republikaner stattfanden, wurden zu vernichtenden Niederlagen der Revolutionäre.

Mit am erbittertesten wurde am Ostermontag um die Stadt Freiburg gekämpft, die von Studenten, Turnern und Arbeitern unter der Führung des Studenten und Turnerobmanns von Langsdorff gegen Linientruppen aus mehreren Bundesstaaten verteidigt wurde. Mit der Niederlage der Freiburger Republikaner war auch endgültig der erste Zug für die deutsche Republik beendet.

Trotz des Aufstandes gegen den Staat wurden in den folgenden Wochen auch in Baden die Wahlen zur Nationalversammlung abgehalten; Hecker, der durch den mißglückten Aufstand immer populärer wurde, wurde sogar ins Paulskirchenparlament gewählt. Die Wahl Heckers wurde aber annulliert, und Hecker wanderte in die USA aus.

Gustav v. Struve, der theoretische Kopf der badischen Demokraten, wettete aus seinem Asyl in der Schweiz gegen Fürsten und gegen das Paulskirchenpar

6 Vollmer, ebd., S. 48 und 49

7 Vollmer, ebd., S. 49 und 50

lament. Im September 1848 erlitt die Frankfurter Nationalversammlung durch die Zustimmung zum Waffenstillstand von Malmö einen schweren Prestigeverlust.

Struve hielt seine Stunde für gekommen, überschritt den Rhein, rief am 21. September 1848 in Lörrach die „deutsche Republik“ aus und befahl die Aushebung eines Volksheeres im Markgräflerland. Mit einem harten Kern und zum Mitzug gezwungenen Markgräflern zog er von Lörrach über Müllheim nach Staufen, wo er von Regierungstruppen gestellt und auseinandergejagt wurde.

Die Polizei mußte Struve schließlich vor der Lynchjustiz der Bürger schützen, denn er hatte es fertiggebracht, in knapp vier Tagen durch harte Aushebungsmaßnahmen und Geldforderungen bei den besitzenden Bürgern einen tiefen Schock vor dem Sozialismus zu verbreiten.⁸

Ettenheim im Revolutionsjahr 1848

Das Amt und die Stadt Ettenheim

(Ansicht der Stadt Ettenheim um 1849 in „Ortenau“ 60./1980 S. 81).

Unter der Regierung des Großherzogs Leopold (1830—1852) wurde das Großherzogtum Baden im Jahre 1832 in vier Kreise eingeteilt, an deren Spitze jeweils die Kreisregierung stand, die die Mittelstelle zwischen dem Ministerium und den Bezirksämtern bildete. Der Oberrheinkreis, mit der Kreisregierung in Freiburg, war in 18 Bezirksämter eingeteilt, von denen eines das Amt Ettenheim war.⁹

Das Amt Ettenheim „wird von den Amtsbezirken Lahr, Haslach und Kenzingen und dem Rheine begränzt. . . . Es enthält 16 Gemeinden, wovon Ettenheim, Altdorf, Grafenhausen, Kappel, Kippenheim, Mahlberg, Münchweyer, Münsterthal, Ringsheim, Rust, Schmieheim, Schweighausen Pfarreien haben; die übrigen: Dörllinbach, Kippenheimweiler, Orschweyer, Wallburg Filialen sind.“¹⁰

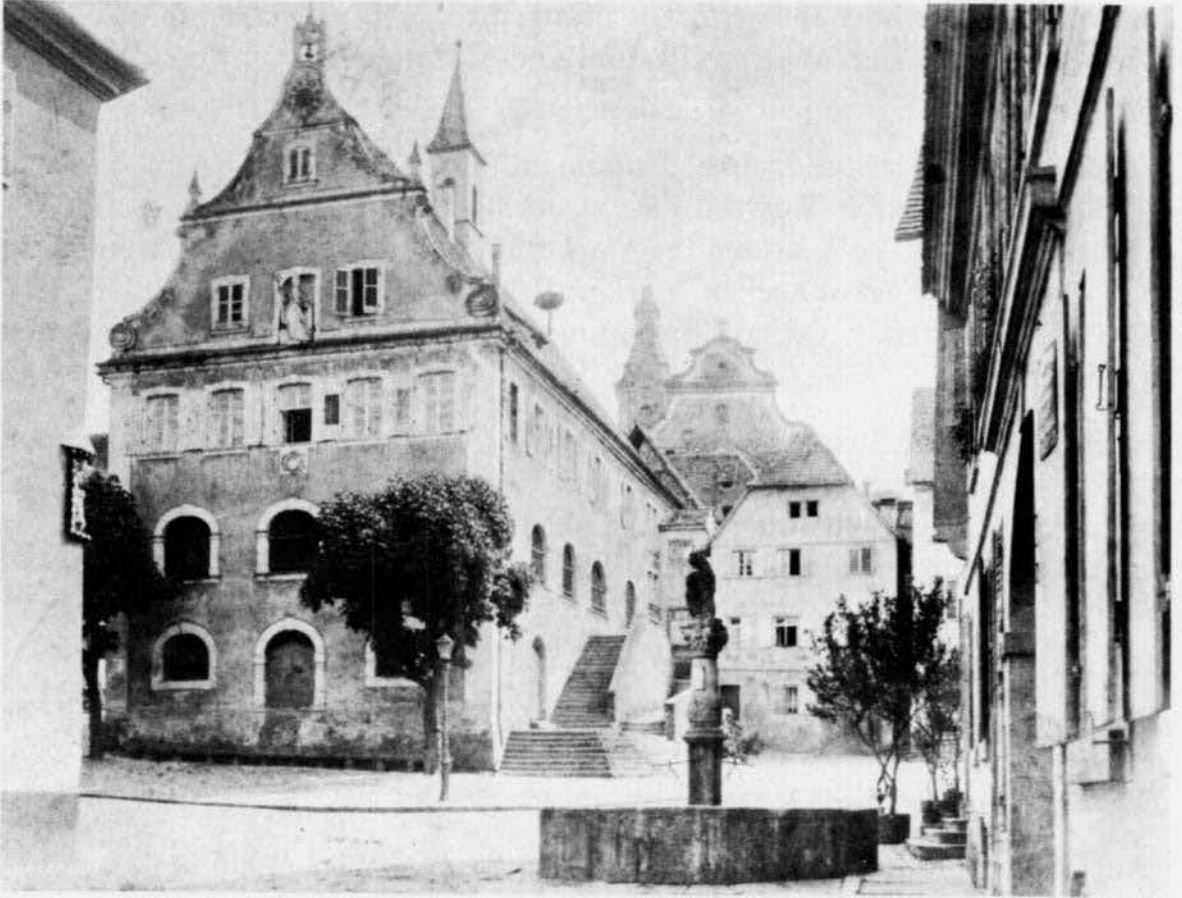
Als Amtsstadt beherbergte Ettenheim neben der Gemeindeverwaltung auch die Amtsverwaltung, die im ehemaligen Palais Rohan untergebracht war. Das Gebäude erhielt daher die Bezeichnung Amtshaus.

„Die . . . Amtsverwaltung hat den Amtmann an der Spitze, welcher im Namen der Regierung die Aufsicht über die Verwaltung sämtlicher Gemeinden

8 Vollmer, ebd., S. 53 und 55

9 Universal-Lexikon vom Großherzogtum Baden. Karlsruhe 1847, Allgemeiner Teil Spalte 21

10 Universal-Lexikon, Besonderer Teil Spalte 360



Das Rathaus von Ettenheim. Das Gebäude rechts vom Bärenbrunnen ist das „Gasthaus zum Kreuz“, das Revolutionszentrum 1848/49.

des Amtes führt, die unterste Behörde bildet, die höhere Polizei handhabt und in allen bürgerlichen Rechtssachen in erster Instanz Justiz verwaltet. . . . Die Amtsrevisorate besorgen die Ausfertigung der Kontrakte, Testamente, Aufsicht über die Grundbücher, . . . etc. Jeder Amtsbezirk hat einen Physikus, der zugleich die Aufsicht über die Chirurgen, Thierärzte und Hebammen führt. . . . Die Bezirksverrechnungen erheben die landesherrlichen Gefälle.“¹¹

Der Amtsvorstand des Amtes Ettenheim war vom 5. 3. 1847 bis zum 24. 9. 1849 Leopold Haefelin (28. 10. 1792 — 1. 9. 1872) aus Waldkirch.

„Die erste planmäßige Anstellung hatte der junge Jurist 1827 als Universitätsamtman in Heidelberg erhalten, wirkte aber noch im gleichen Jahr als Amtman in Boxberg und kam 1833 in gleicher Eigenschaft nach Schwetzingen, wo er 1835 zum Oberamtman ernannt wurde.“ Anschließend wurde er nach Oberkirch und von da, am 5. 3. 1847, nach Ettenheim versetzt. „Die badische Regierung schien ihm wohl wegen seiner saumseligen Berichterstattung als auch wegen seiner Haltung während der Aufstandsbewegungen der Jahre 1848 und 1849 nicht gerade gewogen zu sein.“¹²

11 A. Heunisch, Beschreibung des Großherzogthums Baden. Stuttgart 1836/Freiburg 1978, S. 105

12 E. Strobel, Die Vorstände des badischen Bezirksamts Oberkirch, in: Badische Heimat 3/1980, S. 366

In einigen Gnadengesuchen von Ettenheimer Revolutionären kommt diese Haltung zum Ausdruck: Viktor Kollfrath und Georg Siefert führten in einer Berufung als strafmildernd an, daß auch der Amtsvorstand an der Offenburger Versammlung teilgenommen habe und er auch Mitglied im Volksverein gewesen sei.¹³

Sicher ist, daß sein Verhalten und seine politische Einstellung auch höheren Orts bekannt gewesen sein mußte, denn im Großherzoglich Badischen Regierungsblatt vom 24. 9. 1849 heißt es:

„Seine königliche Hoheit der Großherzog haben gnädigst geruht, . . . unterm 14. 9. d.J. . . . den Oberamtmann Häfelin in Ettenheim bis zu anderweitiger Ordnung seiner Dienstverhältnisse in den Ruhestand zu versetzen; . . .“¹⁴

„Die Gemeindeverwaltung ist durch das Gesetz vom 28. 12. 1831 reguliert. Der Ortsvorstand in allen Gemeinden ist der Gemeinderath, an dessen Spitze der Bürgermeister steht. . . . Letzterer hat den Vollzug alles dessen, was in die Orts- und Feldpolizei einschlägt, zu leiten, kleine Streitigkeiten zu entscheiden, kleine Polizeifrevel zu rügen, die gesetzlichen Strafen einzuziehen, an das Amt über alles zu berichten, Der Gemeinderath beschließt über alle Gemeindeangelegenheiten, Bürgeraufnahmen, Gehalte und Anstellung des Gemeinde-Dienstpersonals und führt die Grund-, Gewähr- und Unterpfandsbücher.“¹⁵

Bürgermeister war in dieser Zeit **F r a n z G s c h r e y** (1793—18. 1. 1868).

Gschrey war vermutlich vom 13. 4. 1826 bis zu seinem Tod Bürgermeister in Ettenheim; 1867 wurde er zum fünften Mal gewählt und verpflichtet. Außerdem war Franz Gschrey Abgeordneter in der 2. Kammer der Landstände in Karlsruhe und dies in den Jahren 1839—1842 und 1857—1865.¹⁶

Der Gemeinderat bestand in den Revolutionsjahren aus 6 Mitgliedern aus Ettenheim und dem „Stabhalter“ als Vertreter für Ettenheimweiler: Karl Kopp, Joseph Kollfrath, Philipp Mengis, Dominik Winterer, A. Osner, Jäger und Stabhalter Michael Jörger.

Nach der Machtübernahme der Republikaner am 14. 5. 1849 fehlen die Gemeinderäte Kollfrath und Jäger; sie wurden, möglicherweise nach Neuwahlen, durch Baptist Anker und Kreuzwirt Karl Stölker ersetzt.¹⁷ Nach der Niederschlagung der Revolution fehlen die durch die Revolution emporgekommenen Gemeinderäte Anker und Stölker; auch Osner und Stabhalter Jörger treten nicht mehr in Erscheinung. An deren Stelle erscheint nun wieder Kollfrath, Jäger und ein neuer Mann namens Benz.

Ratschreiber in jener Zeit war ein gewisser Haberer, der Gemeinderechner hieß Werber. Polizeidiener waren die Bürger Schwarz und Klingler. Klingler

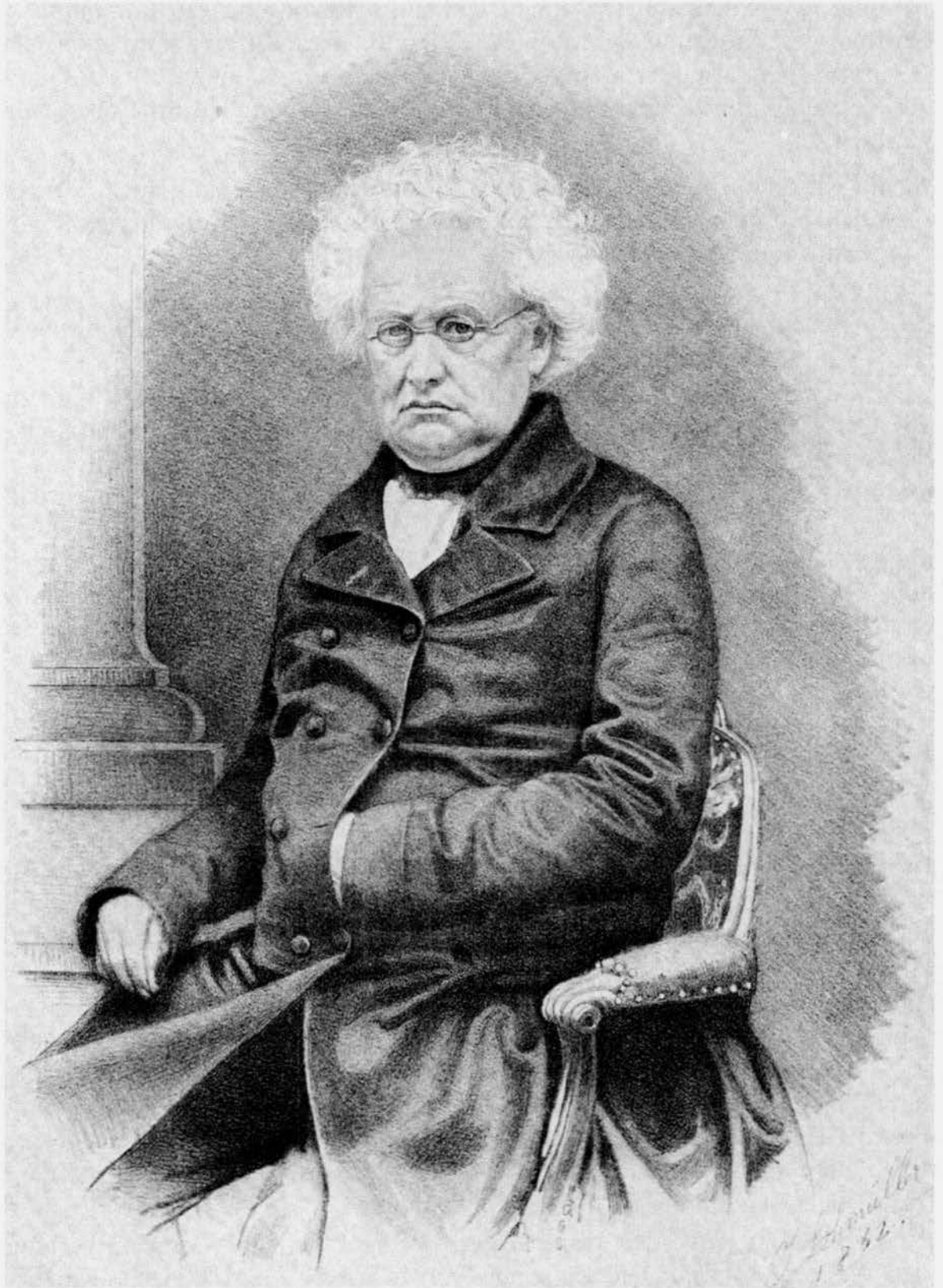
13 GLA 240/1398

14 Großherzogl. Bad. Regierungsblatt Nr. LIX vom 24. Sept. 1849, S. 481

15 Heunisch, S. 105

16 Mitteilung des GLA

17 Gemeindeakte der Stadt Ettenheim (GA) vom 27. Mai 1849



Franz Gschrey, 1793—1868

Bürgermeister und Mitglied der zweiten Kammer der Stände

Lithographie vom J. Lohmüller, 1862, „Carlsruhe, Ch. Fr. Müller’sche Lith. Anst.“

Im Besitz von Frau Magda Riegger, Ettenheim.

wurde nach dem republikanischen Intermezzo, vielleicht aufgrund allzu starken Engagements, von einem Bürger Häfele abgelöst.

Die Märzereignisse

Am 19. 3. 1848 „strömten viele Tausende aus allen Ständen und Landesteilen an dem frühlingwarmen Sonntag nach Offenburg, um hier einige köstliche Stunden des neuangebrochenen Völkerfrühlings zu kosten. . . . Das Ganze trug das Gepräge eines großen, freien, fröhlichen Volksfestes.“¹⁸

„Als der Tag der Offenburger Versammlung heranbrach, waren die Ettenheimer mit Leib und Seele dabei. Auf Leiterwagen mit Musik fuhren sie nach Offenburg, unterwegs Zuzug aus anderen Ortschaften erhaltend. Der Säger Sepp hatte sich mit eigenem Fuhrwerk den Ettenheimweilerten angeschlossen, die auf einem vierspännigen Leiterwagen mit 6 Musikanten auszogen. . . . Joseph Henninger nahm seine Buben Alex und Kaspar mit Bei ihrem Einzug in Offenburg wurde die Ettenheimer Kolonne jubelnd begrüßt, auch von Hecker selbst, der, mit einer roten Schärpe geziert, von einem Balkon heruntergrüßte.“¹⁹

Der Punkt IV der Offenburger Beschlüsse hatte auch für Stadt und Amt Ettenheim konkrete Folgen. Darin wird dazu aufgefordert, daß sich „in jeder Gemeinde des badenschen Landes ein vaterländischer Verein bildet, dessen Aufgabe ist, für die Bewaffnung, die politische und soziale Bildung des Volkes, so wie für die Verwirklichung aller seiner Rechte Sorge zu tragen.“²⁰

Um den Zielen und den Forderungen der Bewegung in nichts nachzustehen, gründeten auch die Ettenheimer Republikaner einen „vaterländischen Verein“ oder „V o l k s v e r e i n“ mit dem Ziel der Errichtung einer demokratischen Republik. Der Vorstand war der aus Niederhausen stammende Rechtsanwalt Achaz Stehlin. Der Versammlungsort des Vereins war der außerhalb der Stadt gelegene „Badische Hof“, dessen Inhaber Viktor Kollefrath zu den eifrigsten Revolutionsteilnehmern zu zählen ist.

Als äußeres Zeichen besaß der Verein eine rote Fahne mit der Losung der Demokraten als Aufschrift: „Wohlstand, Bildung und Freiheit für alle“.²¹

Die Fahne war von Antonia Maria Stehlin, der Frau des Vorsitzenden, gefertigt und dem Verein übereignet worden; diese und andere Arbeiten sollten ihr später eine Zuchthausstrafe von einem Jahr einbringen.²²

Ferdinand berichtet, auf mündliche Überlieferung gestützt, daß es schon vor dem 19. 3. in Ettenheim einen Volksverein gegeben haben soll. Dieser Zusam-

18 Blum; zit. nach: L. Vögely, Aus Offenburgs großer Zeit, in: Badische Heimat, 3/1980, S. 387

19 J. B. Ferdinand, Die revolutionären Bewegungen 1848—1849 in Ettenheim, in: Die Ortenau 30/1950, S. 50

20 Lautenschlager, zit. nach: Vögely, S. 388

21 GLA 240/2369

22 GLA 237/4076

menschluß „der radikalsten Mitglieder der Ettenheimer republikanischen Bewegung“ nannte sich oder wurde von anderen Bürgern „Patriotenkammer“ genannt. Die Mitglieder Seraphin und Eduard Kirn, Heinrich Winterer und Wilhelm Vogt traten im Verlauf der Revolution mehrfach in Erscheinung und sollten später alle zu Zuchthausstrafen verurteilt werden.²³

Die „Patriotenkammer“ löste sich wahrscheinlich nach dem Aufbau des vaterländischen Vereins, der zwischen dem 19. 3. und dem 21. 4. gegründet wurde und um 100 Mitglieder hatte, auf.²⁴

Unterstützung fand der vaterländische Verein bei dem Frauen- und Jungfrauenverein mit Maria Antonia Stehlin als Vorsitzende. Die Sitzungen wurden im Haus des Kreuzwirts Karl Stölker abgehalten. Der Frauenverein unterstützte die Republikaner, wahrscheinlich auf Grund des Einflusses von Antonie Stehlin u.a., durch die Herstellung von Blusen für das 1. Aufgebot im Jahr 1849.²⁵

Nach der Offenburger Versammlung schien sich niemand über die momentane politische Lage im klaren gewesen zu sein; es herrschte, wie es Wimmer ausdrückt, eine „gemütliche Anarchie“.²⁶ Die Regierungs- und Beamtenkreise wollten nicht als reaktionär abgestempelt werden, und so wurden zunächst keine Maßnahmen gegen die aufkommende Revolution ergriffen. Ein Zeichen für diese unsichere Lage, in der sich die Meldungen überstürzten und die Verwirrung immer größer wurde, war das Gerücht vom sogenannten „Franzosenüberfall“ (26./27. 3.). Das Lahrer Wochenblatt berichtete am 30. März:

„Das Gerücht wegen der eingefallenen Elsässer, das uns Lahrer in die Waffen jagte, ging tausendfach vergrößert den ganzen Oberrhein entlang; . . . In Stuttgart und Tübingen sagte man, die Elsässer seien schrecklich hausend bis Freudenstadt vorgedrungen. . . . Merkwürdig ist, daß der nämliche blinde Alarm am nämlichen Tage im Elsaß herrschte, wo es hieß, die Deutschen seien über den Rhein gekommen, um der Republik ein Ende zu machen. Die Hausfrauen sollen sich schon vor dem Pfannkuchenbacken gefürchtet haben.“²⁷

Diese Hiobsbotschaft verbreitete auch in Ettenheim Angst und Schrecken. Die Stadt kaufte vorsorglich Pulver und Blei; ob die Ettenheimer gar wie Bewohner anderer Ortschaften bewaffnet an den Rhein zogen, ist nicht bekannt.²⁸

Das Gerücht, das nur die Notwendigkeit von Truppenverlegungen nach Baden motivieren sollte, um sich gegen die Franzosen verteidigen zu können, scheint eine Taktik der Regierung gewesen zu sein, die sich von schweizerischen und französischen Freischaren bedroht fühlte.

Daraufhin „entwickelte sich am 7. 4. in der II. Kammer eine lebhaftete Debatte über die Grenzbesetzung durch fremde Truppen, die weithin Mißstimmung er-

23 Ferdinand, S. 49

24 H. Mors, Erinnerungen. Mannheim 1866, S. 90

25 GLA 240/2382

26 G. Wimmer, Stadt und Amtsbezirk Lahr in den Wirren der bad. Revolution 1848/49, in: Geroldsecker Land Heft 7, S. 43

27 Lahrer Wochenblatt vom 30. 3. 1848; zit. nach: Wimmer, S. 44

28 GA vom 20. Mai 1848, Nr. 1896

regte und wegen der auch zahlreiche Petitionen aus dem Renchtal, Offenburg und besonders aus den Ortschaften um Ettenheim eingingen.“²⁹

Höchstwahrscheinlich war Ettenheim im April 1848 auch von hessischen Truppen besetzt, da von „einer versuchten Widersetzlichkeit gegen die hessische Einquartierung“ berichtet wird.³⁰

Der Heckerzug

Am 20. 4. 1848 (Gründonnerstag) wurde Hecker und seine Kolonne auf der Scheideck bei Kandern von Bundestruppen geschlagen. Eine andere Truppe, die Seekolonne unter Franz Sigel, schlug daraufhin einen anderen Weg ein und marschierte über Todtnau auf Freiburg zu.

In Mittel- und Nordbaden warteten die republikanisch Gesinnten auf das Eintreffen der Freischaren. Bereits am 18. 4. wurde in Offenburg voreiligerweise die Republik ausgerufen, die aber nur einen Tag bestand, denn am 19. 4. wurde Offenburg von badischen und hessischen Truppen besetzt. Für den 22. 4. 1848 (Karsamstag) war in Freiburg eine Volksversammlung angesetzt worden.

Am Karfreitag (21. 4.) versammelten sich auf dem Rathaus in Ettenheim die Mitglieder des IV. Fähnleins der Bürgerwehr, um ihre „Vorsteher“ zu wählen. Die Ettenheimer Bürgerwehr war in 4 Fähnlein eingeteilt; ihre Stärke lag demnach bei ca. 480 Mann (nach Artikel 17 des Bürgerwehrgesetzes vom 1. 4. 1848 besteht ein Fähnlein aus höchstens 120 Mann) und stellte bei entsprechender Ausbildung und Bewaffnung eine respektable Streitmacht dar. Im Laufe des April 1848 erhielt die Gemeinde vom Zeughaus in Karlsruhe 100 Gewehre mit Munition, die an das I. Fähnlein „zur Einübung“ verteilt wurden.³¹

Gedanken über die momentane Lage haben sich auch die Mitglieder des vaterländischen Vereins gemacht, die für den Abend dieses Tages eine Hauptversammlung einberufen hatten. Die Hauptfrage war, ob man bewaffnet oder unbewaffnet an der Volksversammlung in Freiburg, die am folgenden Tag (Karsamstag) stattfinden sollte, teilnimmt. Der damals beim Amtsrevisorat angestellte Hermann Mors, ein überzeugter Republikaner, berichtet in seinen Erinnerungen:

„Den Tag vor der Volksversammlung in Freiburg hielt der Verein eine Hauptversammlung, in der vorzüglich darüber verhandelt wurde, ob man bewaffnet zu jener ziehen wolle oder nicht. Ein Herr St. . . ., der sich um's Volk sehr verdient gemacht hat, rieth in längerer Rede davon ab, indem er sich hauptsächlich darauf stützte, daß die Freischaren unter Hecker und Sigel bei Kandern zerschlagen und zersprengt worden, daß Hecker seine Sache aufgegeben und bereits über den Rhein gegangen sei, und daß, wenn sie sich auch wieder gesammelt und durch neuen Zuzug ver-

29 E. Dittler, Die Revolutionsjahre 1848/49, in: K. Klein, Land um Rhein und Schwarzwald, Kehl 2. 1978, S. 136

30 GA vom 2. 5. 1848, Nr. 1636

31 GA vom 2. 5. 1848, Nr. 1636

stärkt hätten, ein abermaliges Unternehmen, den Reichstruppen die Spitze zu bieten verloren gehen müßte, da sie den Freischaren nicht nur Zahl, sondern selbstverständlich auch in der Kriegskunst überlegen wären; . . . Nun bemerkten seine Gegner, denen ich das Wort führte, daß die Sache des Volkes deswegen, weil Hecker sie aufgegeben habe, keineswegs verloren sei; es wäre zwar dieser Schritt des beim Volke so beliebten Mannes sehr zu bedauern, allein es wären noch andere Männer da, die nicht minder das Zutrauen des Volkes hätten und die vielleicht mehr Ausdauer und Zähigkeit in Gefahr und beim Mißlingen an den Tag legen würden als jener; . . . Der Zeitpunkt, den wir alle sehnlichst gewünscht hätten, nämlich, uns mit unseren Feinden zu messen, sei gekommen, das Vaterland rufe, wir müßten als treue brave Söhne folgen.

Ich stellte nun den Antrag, wir sollten bewaffnet zur Volksversammlung nach Freiburg ziehen. Nachdem sich Niemand mehr zu Wort meldete, wurde über die zwei Anträge abgestimmt. Es wurde durch Stimmenmehrheit für „bewaffnet“ entschieden. Ich stellte nun die weiteren Anträge:

1. Es möchte eine Liste auferlegt werden, in welche Diejenigen, die bewaffnet mitziehen wollten, ihre Namen eintragen sollten. — Nach einer am Kopfe des Bogens gemachten Bemerkung machte sich jeder, der seinen Namen einzeichnete, bei seiner Ehre verbindlich, an einem bestimmten Ort und in einer noch festzusetzenden Stunde zum Abmarsche, beziehungsweise Abfahrt, einzufinden. Es schreiben sofort neunzig, meist junge Leute ihre Namen ein.
2. Es sollten Sicherheitsvorkehrungen für uns getroffen werden. Die Sitzung und Berathung war ziemlich öffentlich, und war Mancher anwesend, der nicht zum Verein gehörte, oder war auch Mancher im Vereine, der nicht zuverlässig oder verschwiegen war. Diese Maßregeln sollten nach meinem Vorschlage darin bestehen:
 1. Sollte sofort die Mannschaft auf der Hauptwache verdoppelt werden;
 - . . .
 4. Wollten wir 90 Mann uns die Nacht über in einander ganz nahe gelegenen Häusern aufhalten, damit wir bei Gefahr sofort beisammen wären.
 5. Wollten wir gute Gewehre und scharfe Patronen, die für uns aus dem Zeughause in Karlsruhe angekommen, und im Rathhause aufbewahrt wurden, sofort an uns abgeliefert wissen.“³²

Wie der 5. Punkt in die Tat umgesetzt wurde, schilderte Bürgermeister Franz Gschrey ausführlich in einer Gemeinderatssitzung:

„Gestern Abend etwa 7 Uhr sind die hiesigen Bürger Jacob Henninger und Baptist Blank in meine Wohnung gekommen, und haben mich, wie sie sagten, im Auftrag vieler Bürger und lediger Leute, die im Badischen Hof versammelt seyen, aufgefordert, die auf dem Rathhause befindliche Munition sowie noch mehr Gewehre sogleich zu verabfolgen, in dem die im Badischen Hofe versammelten Bürger und ledigen Leute sich nicht mehr abhalten lassen, morgen . . . in aller Frühe der Volksversammlung in Freiburg bewaffnet anzuwohnen, und sich dem Freischaren Zug Heckers anzuschließen. . . . Ich habe den Bürgern an's Herz zu legen gesucht, die Versammlung mit ihrem ganzen Einflusse dahin zu verbringen, daß dieselben von ihrem Vorhaben, welches für sie und für die hiesige Gemeinde von den nachtheiligsten Folgen sein könnte, abzuhalten, was sie auch versprochen, aber bemerkt haben, daß weil diese Leute zu sehr aufgebracht, ihnen schwerlich gelingen dürfte.“

³² Mors, S. 87—92

Während die beiden Abgesandten der Versammlung von der Unterredung berichteten, begab sich Gschrey zu dem Oberamtmann Häfelin, „um sich mit ihm über die . . . weiter zu treffenden Maßregeln zu berathen.

Kaum dort angekommen (bei Häfelin) hörten wir Trommelschlag und bemerkten, daß sich eine Masse von Menschen die Stadt herauf dem Kirchberge und meiner Wohnung zu bewegte. Herr Oberamtmann Häfelin und ich sind deshalb sogleich . . . der vor meiner Wohnung sich aufgestellten Menschenmasse zugegangen, und auf unsere Frage ihres Begehrens wurde mit Ungestüm die Ausfolgung der Munition und Waffen vom Rathhause verlangt. Alle unsere Bemühungen, diese Leute von ihrem ungesetzlichen Verlangen abzubringen, waren fruchtlos, und da uns keine Mittel zur Verhinderung zur Verfügung standen, und die Masse, wie es schien, vom Wein erhitzt, immer trotziger auf ihrem Verlangen bestand, so habe ich mit Zustimmung der Beamten dem Ungestüm nachgegeben, und ihnen die im Nebenzimmer des Rathssaales aufbewahrte Munition und die im Wartezimmer sich noch befindlichen 13 Gewehre mit dem Bemerken zugestellt, daß man unter ihrer Verantwortung diese Munition und Waffen übergebe, und sie dringend auffordere, zu bedenken, ob sie ihr Vorhaben mit ihrem Wissen und Gewissen vereinigen können.“

Außer den Waffen und der Munition verlangte der Badisch-Hof-Wirt Viktor Kollefrath, „die Gemeinde auf dem Rathhaus zu versammeln, damit sie wenigstens zu Beiträgen zu dem beabsichtigten Zug . . . veranlaßt werden könnte.“ Diese „Zumuthung“ lehnte Gschrey, „da es bald neun Uhr gewesen, allen Ernstes ab, indem dadurch der Spektakel in der Gemeinde noch viel größer und noch die Aussicht vorhanden gewesen wäre, daß bei dem erhitzten Zustand der Massen die . . . in verschlossenen Kisten aufbewahrten Grund- und Pfandbücher vernichtet werden könnten. Die Massen haben sich noch vor zehn Uhr aus der Stadt in das Badischhofwirthshaus begeben, von wo sie nach eingezogenen Erkundigungen nach elf Uhr nach Hause gegangen.

Daß heute früh gleich nach drei Uhr Generalmarsch geschlagen, daß sich eine Masse Menschen mit Gewehren bewaffnet vor dem Rathhaus versammelt, daß ein Wagen voll mit Ettenheimweilerten Einwohnern, ebenfalls bewaffnet, hier durchgefahren, daß sich sämtliche Bewaffnete vor dem Ringsheimer Thor auf drei Wagen gesetzt und fortgefahren sind, . . . wird vollkommen bekannt sein.“³³

Hermann Mors berichtet in seinen Erinnerungen ausführlich, wie es den Ettenheimern auf der Volksversammlung am Karsamstag und bei den Kämpfen um Freiburg ergangen ist:

„Die Nacht wurde durch Nichts gestört, und 89 Mann waren zur festgesetzten Stunde an dem bestimmten Platze, ebenso die Wagen, die von Mädchen und

33 GA vom 22. 4. 1848

Frauen mit Kränzen festlich geschmückt waren. Der 90ste Mann wurde von 3—4 der Eifrigsten, trotz der Gegenrede von mehreren anderen, aus dem Bette geholt.

In allen Orten, durch die wir fuhren, trafen wir Wagen an, welche zum Theil mit klingendem Spiele und mit flatternden dreifarbigem Fahnen die muthige Mannschaft gut bewaffnet zur Volksversammlung nach Freiburg brachten. Hier wurde die Mannschaft mit Jubel empfangen und ihr Häuser, zum größten Theil Wirthshäuser, angewiesen, wo ihr, auf Kosten von Freiburger Volksmännern Erfrischungen verabreicht wurden. Alsdann ging's auf den Karlsplatz, dem Orte der Volksversammlung.“³⁴

Mors schildert nun, wie die Volksversammlung ablief, auf der man beschloß, den vor Freiburg aufmarschirten Bundestruppen entgegenzutreten, und wie er mit einer Mannschaft, darunter vielen Ettenheimern, der Kolonne von Sigel entgegenmarschierte, sich mit dieser vereinigte und gemeinsam gegen Freiburg marschierte. Beim Zusammentreffen der Republikaner mit den „Fürstensoldaten“ am Ostermontag (24. 4.), in dessen Verlauf der Ettenheimer Fahnenträger Augustin Chavoen erschossen wurde, wurden die Republikaner geschlagen, Freiburg besetzt.

Einige der Freischärler erreichten vermutlich noch in der Nacht Ettenheim, andere im Laufe der folgenden Tage. Sicher ist, daß am Mittwochmorgen (26. 4.) alle Einwohner zurückgekehrt waren, bis auf „Augustin Chavoen, welcher zuverlässigen Nachrichten zufolge auf der Dreisambrücke erschossen worden ist“ und zehn anderen, „welche der allgemeinen Sage nach gefangen und nach Rastatt gebracht worden sein sollen.“³⁵

Natürlich hatte man sich auch in Ettenheim Gedanken gemacht, wie man sich bei der Rückkehr der Freischärler verhalten sollte.

In der Gemeinderatssitzung am Karsamstag, in der Gschrey über die Vorfälle am Vortag berichtete, überlegte man, „welche Maßregeln für die Folge gegen solche Vorfälle, im Interesse des Schutzes der Personen und Eigenthum nöthig werden, zu treffen sind. . . . Es wurde für nothwendig erachtet, daß von den Anwesenden . . . mit den anderen wohlgesinnten, zuverlässigen Bürgern dahingehend Unterredung gepflogen werde, daß sich dieselben heute abend bei der Rückkunft der Ausgezogenen, wenn dieselben etwa im betrunkenen Zustande die Personen und das Eigenthum Dritter gefährden sollten, sich auf dem Rathhaus zu versammeln, und denselben den nöthigen Widerstand zu leisten. Man hat zu diesem Behufe nach dem Brandversicherungskataster die zuverlässigen Bürger verzeichnet, und den Gemeinderathmitgliedern . . . die Verzeichnisse zugestellt, mit dem Auftrag, die Verzeichneten von dem Stand

34 Mors, S. 92—119

35 GA vom 27. 4. 1848, Nr. 1610

der Sache in Kenntniß zu setzen, und dahin zu informieren, daß sie sich einfinden, wenn ihre Hülfe erforderlich wird.“³⁶

Nach der Volksversammlung kehrten dann wirklich einige Republikaner nach Ettenheim zurück, um personelle Verstärkung und finanzielle Unterstützung aufzutreiben. Am Ostersonntag (23. 4.), an dem Tag als der Großherzog den Kriegszustand über das badische Gebiet südlich von Lahr, Haslach und Hausach erklärte,³⁷ „werden . . . in der ganzen Stadt Leute aufgefordert, bewaffnet zur Unterstützung der Freischaren mitzuziehen und Geld zu spenden.“

Auf diese Aufforderung zogen dann tatsächlich am Ostermontag „wieder viele Bürger und ledige Leute von hier Freiburg zu, sind aber nicht weiter als Emmendingen gekommen, weil ihnen dort die Nachricht bekannt geworden, daß das Unternehmen der Freischaren gescheitert sei. . . . Über die Art und Weise, wie wenigstens ein Theil dieser Leute zur Theilnahme an diesem Zuge und selbst zur Spendung von Geld . . . bestimmt worden sind, wird bemerkt, daß Bürger und ledige Leute theilweise mit Gewalt zum Mitzug und zur Abgabe von Schießgewehren gezwungen worden sind.“³⁸

Das Ende des ersten Aufstands

Die erste konkrete Gegenmaßnahme des Bürgermeisters nach dem Scheitern des Aufstandes war am 25. 4. die Vorladung des Majors des früheren Bürgermilitärs. Er forderte ihn auf, die „diesem Corps gehörigen Trommeln den betreffenden Individuen abzunehmen und auf dem Rathhaus abzugeben um wenigstens der Störung der Ruhe einigermaßen zuvorzukommen.“

Vom Gemeinderat wurde für Freitag (28. 4.) morgens um sieben Uhr eine Gemeindeversammlung festgesetzt, zu der die Polizeidiener Schwarz und Klingler „sämtliche Bürger der Stadt und der Vorstadt“ einluden.

„Auf die Einladung sind kaum die Hälfte der Bürger von hier und von Ettenheimweilert nur einige erschienen Man hat die beiden provisorischen Gesetze vom 23. d.Mts. (Erklärung des See- und Oberrheinkreises in den Kriegszustand) der Bürgerschaft deutlich vorgelesen und auch theilweise erläutert. Nach der Publikation . . . hat der Bürgermeister . . . bemerkt, . . . daß er von der Bürgerschaft erwarte, daß alle ihr Betragen von dem Augenblick an so einrichten werden, daß die in diesem Gesetze aufgeführten, sehr ernstesten Bestimmungen auf sie keine Anwendung finden mögen, daß überhaupt keiner der hiesigen Einwohner diesem Gesetze verfall.“³⁹

36 GA vom 22. 4. 1848

37 Vollmer, Vormärz und Revolution, S. 100

38 GA vom 27. 4. 1848, Nr. 1610

39 GA vom 28. 4. 1848, Nr. 1611

Nach § 2 Abs. 1 der provisorischen Gesetze vom 23. 4. durfte niemand Waffen tragen, „ohne davon von der Civilstaatsbehörde oder von der Militärbehörde ermächtigt zu sein.“⁴⁰ Daraufhin wurden die Bürger in der Bürgerversammlung aufgefordert, „heute sämtliche Gewehre auf dem Rathhause abzugeben. Ebenso hat man denselben aufgegeben, neben den städtischen auch alle anderen Gewehre, die bei dem Freischaren Zug der Bürger und jungen Leute mitgenommen haben, heute noch abzuliefern.“⁴¹

Erstaunlicherweise übernahm, nachdem die Revolution gescheitert war, nicht das Bürgermeisteramt oder das Bezirksamt die Initiative, sondern ein Teil der Bürgerschaft:

Hinsichtlich der Treue der Bürgerschaft lag keine Gewißheit vor, zumal die Wehrmänner zu einem großen Teil an dem Freischarenzug teilgenommen hatten. Dieser unsicheren Lage wollten Gemeinderat und Handelsmann Dominik Winterer, Gemeinderat und Holzhändler Karl Kopp, Buchbinder Karl Machleid, Landwirt Michael Kollfrath, Hechelmacher Anton Klotz, Seifensieder Benedikt Schwörer, Bierbrauer Xaver Henninger, Handelsmann Michael Winterer und Landwirt Karl Dees ein Ende bereiten und stellten am 2. 5. aufgrund der „ungesetzlichen Handlungen vom 20. bis 24. 4.“ den Antrag, eine „freiwillige Bürgerwehr zur Sicherheit der Personen und des Eigenthums dahier zu errichten.“

Sie und „noch viele andere Bürger“ forderten, „daß die noch vorhandenen 62 Stück Gewehre an zahlungsfähige Bürger gegen Übernahme der Verbindlichkeit den Betrag dafür . . . der Stadtkasse zu ersetzen, abzugeben, wobei diese Abgabe natürlich nur an solche Bürger geschehen kann, deren moralische und politische Ansichten Bürgerschaft gewähren, daß diese Gewehre nur zu dem erwähnten Gebrauch verwendet werden.“

Es sollte eine Liste ausgelegt werden, und die genannten Bürger wollten ihre Mitbürger auffordern, sich auch in die Liste der „provisorischen Bürgerwehr“ einzutragen. Wenn die 62 vorhandenen Gewehre nicht ausreichen sollten, so wollte man in Lüttich neue bestellen. Es wurde beschlossen, dem „wohlloblichen Großherzoglichen Bezirksamt“ diese Anträge vorzulegen und von ihm bestätigen zu lassen, was das Bezirksamt auch tat.⁴²

Die Bürger, die den Antrag auf die Bildung der provisorischen Bürgerwehr gestellt hatten, wollten ganz sicher sein, daß nur zuverlässige Bürger beitraten; die beiden Handelsleute Dominik und Michael Winterer gingen zusammen mit dem Bürgermeister das Bürgerbuch durch, und „verzeichneten . . . die Bürger, welche am Freischarenzug keinen Theil genommen haben.“ Die beiden

40 Großherzogl. Bad. Regierungsblatt Nr. XXVII vom 24. 9. 1848, S. 126

41 GA vom 28. 4. 1848, Nr. 1611

42 GA vom 2. 5. 1848, Nr. 1636

Winterer sollten „die Verzeichneten dahin . . . vermögen, daß dieselben die entworfenen Liste auf dem Rathhaus unterzeichnen.“⁴³

Nach dem Inhalt dieses Protokolls haben die beiden Handelsleute Winterer und Bürgermeister Gschrey die Teilnehmer am Freischarenzug gekannt. Deshalb ist es merkwürdig, warum die Namen der Freischärler nicht dem Bezirksamt gemeldet wurden, denn bereits am 13. 5. wurde der Gemeinderat aufgefordert, „ein möglichst genaues Verzeichnis derjenigen aufzustellen, . . . welche am 22^{ten} und 24^{ten} vom Monat von hier und von Ettenheimweiler an dem Freischarenzug . . . teilgenommen haben.“⁴⁴

Bürgermeister Gschrey antwortete darauf, daß er kein genaues Verzeichnis vorlegen könne und man doch am besten die eingeleitete Untersuchung abwarten solle. Aus seinem ganzen Verhalten kann man schließen, daß er die „untreuen“ Bürger und damit auch die unbeteiligten Bürger vor Repressalien von seiten der Reaktion schützen wollte.

Das Bezirksamt, das mit dieser Antwort ganz und gar nicht zufrieden war, rügte den Gemeinderat, „indem er wissen müsse, wer an dem Freischarenzug . . . theil genommen hat, da ihm nach der Rückkehr derselben, die Gewehre abgeliefert worden sind und er auch im Besitz der Namen derjenigen ist, welche die Gewehre auf diesem Zuge verloren haben.“ Zum Schluß schrieb das Bezirksamt: „Man . . . findet es auffallend, daß der Gemeinderath sich in dieser Sache zu einer Erklärung herablassen konnte, die mit seinen Pflichten . . . in Widerspruch steht.“⁴⁵

Durch die Rüge des Oberamtmanns Häfelin eingeschüchtert, hat der Gemeinderat „das verlangte Verzeichnis mit Bericht“ dann doch noch eingesandt, aber ausdrücklich bemerkt, „daß man für die Richtigkeit sich nicht verbürgen, und auch nicht einstehen könne, ob und welche Schuld die darin aufgeführten Personen tragen und welche derselben als Verführer oder Verführte mitgezogen sind. Auch waren einige ohne Waffen in Freiburg. Viele waren beim Zuge, ohne zu wissen, daß ihre Handlung eine verbrecherische ist.“⁴⁶

In die seit dem 3. 5. für die provisorische Bürgerwehr ausgelegte Liste, in die sich die „zuverlässigen“ Bürger eintragen sollten, trugen sich bis zum 6. 5. nur 25 Bürger ein! Man beschloß daraufhin, die Liste noch einige Tage ausliegen zu lassen, „indem zu erwarten steht, daß noch sehr viele gutgesinnte Bürger unterzeichnen werden.“ Diese Hoffnung wurde aber nicht erfüllt; bis zum 20. 5. unterzeichneten nur noch drei Bürger. Unter den insgesamt 28 freiwilligen Wehrmännern waren die Gemeinderäte Kopp, Winterer und Mengis, hin-

43 GA vom 4. 5. 1848

44 GA vom 13. 5. 1848, Nr. 14768

45 GA Nr. 16178

46 GA vom 3. 4. 1848, Nr. 2046

gegen fehlten die übrigen Gemeinderäte und der Bürgermeister, auch Beamte des Bezirksamts hatten sich nicht eingeschrieben!⁴⁷

In Anbetracht dieser geringen Beteiligung ließ man das Vorhaben fallen. Über die Gründe für die geringe Beteiligung brauchte man nicht zu rätseln, denn die Gemeinderäte „wissen, daß noch recht viele Bürger zu diesem Korps eintreten würden, wenn sie nicht von den Freischärlern geneckt würden, und daß viele zu bequem wären, auf das Rathhaus zu gehen.“⁴⁸

Am 23. 4. 1848 endete im See- und Oberrheinkreis der Kriegszustand; das Bürgermeisteramt wurde daraufhin angewiesen, die Bürgerwehr zu reorganisieren und den Bürgern ihre abgegebenen Waffen zurückzugeben.⁴⁹

Die Reorganisation der Bürgerwehr scheint den Verantwortlichen einiges Kopfzerbrechen bereitet zu haben, „da seit dem Freischarenzug sich kein Mensch mehr um das Institut der Bürgerwehr bekümmert, die Wehrpflichtigen sowie ihre Vorsteher wenigstens aus den unteren Altersklassen größtentheils sich an diesem Zuge mehr oder weniger betheilt haben, dahier mit Gewißheit sich nicht darauf verlassen werden kann, daß bei einer neuerlichen Abgabe der Gewehre im vorkommenden Falle neuerliche Mißbräuche von diesen Gewehren gemacht, eine Ausscheidung der Wehrpflichtigen aber nicht gemacht werden kann, so soll, wenn möglich, mit dieser Reorganisation noch einige Wochen zugewartet werden, indem man der Hoffnung ist, daß durch die zu erwartenden Beschlüsse der National Versammlung in Frankfurt ein ruhiger und gesetzlicher Zustand hergestellt werde, . . . und ein neues Bürgerwehrgesetz für ganz Teutschland zustande kommen werde.“ Das einzige, was man in dieser Hinsicht unternehmen wollte, war mit anderen Städten, wie Kenzingen und Endingen, die in der selben Lage wie Ettenheim waren, in „Communication zu treten.“⁵⁰

Der Struveputsch

Im September des Jahres 1848 wurden die Republikaner wieder aktiv, als Struve am 21. 9. in Lörrach die „deutsche Republik“ ausrief. Er und seine Kolonne, die von Lörrach über Müllheim nach Staufen zog, wurden am 24. 9. in Staufen gestellt und auseinandergejagt.

Diese erneute „Schilderhebung“ unterstützten die Ettenheimer Republikaner dadurch, daß sie deren Niederschlagung verhindern wollten. Eine Möglichkeit, wie man Struve und seinen Leuten helfen konnte, sah man in der Zerstörung der Eisenbahnlinie, auf der die Regierungstruppen schnell und einfach den Revolutionären entgegengeschickt werden konnten — zerstörte man sie,

47 GA vom 6. 5. 1848, Nr. 1682 und vom 20. 5. 1848, Nr. 1896

48 GA vom 20. 5. 1848, Nr. 1896

49 GA vom 25. 5. 1848, Nr. 16200

50 GA vom 24. 6. 1848, Nr. 2259

konnten die Freischaren wertvolle Zeit gewinnen. Genau diese Taktik schlugen die badischen Revolutionäre ein und zerstörten die Bahnlinie bei Weinheim, Ettlingen, Achern, Friesenheim, Orschweier und Köndringen.

Die Zerstörung der Eisenbahn muß von solcher Bedeutung gewesen sein, daß sie sogar ein Bericht des badischen Innenministeriums an das Reichsministerium wert war:

„Karlsruhe, 4. Oktober 1848

Ministerium des Innern

No. 16181 Die Zerstörung der Eisenbahn bei Weinheim (= richtig: Ettenheim) betr.

An das Reichsministerium des Innern

Wie bei Weinheim, so wurde in der Nacht vom 22. auf 23. vom Monat auch bei Orschweier, Bezirksamt Ettenheim, die Eisenbahn zerstört, um die Bewegung der Truppen zu hindern. Aus dem abschriftlich anliegenden Bericht des Bezirksamts Ettenheim wird sich das Reichsministerium überzeugen, daß die peinliche Untersuchung mit Nachdruck und mit Erfolg geführt wird.

(Gez.) Bekk

(Gez.) Schwarzmann

Reichsministerium des Innern
zu Frankfurt a.M.

Gehorsamster Bericht des Bezirksamts Ettenheim No. 29576.

. . . Die diesseits wegen der Zerstörung der Eisenbahn bei Orschweier eingeleitete Untersuchung . . . ist dem hiesigen Amtsassessor Dr. Wilhelmi übertragen; dieser ist mit dieser Untersuchung seit dem 23. v.Mts. fast ununterbrochen beschäftigt, und soweit uns von den Resultaten bekannt ist, sind bereits alle Thäter . . . ermittelt und zwanzig davon in gerichtlichem Verhaft, darunter drei Rädelsführer (Kaufmann Rauch von Grafenhausen, Kronenwirth Kuhn und Löwenwirth Binz von Mahlberg), die übrigen Theilnehmer beziehungsweise Anstifter sind entflohen. Von letzteren waren es größtentheils frühere politische Flüchtlinge, welche bei dem Aufstande in den Apriltagen betheiligte waren und kurz vor Struve's letztem Einfall in das Land zurückgekehrt sind; es sind die bekannten öffentlich ausgeschriebenen Subjekte — Engelwirth Winkler von Grafenhausen, Lehrer Mutschler von da, Geometer Heuberger von Überlingen und ein desertierter badischer Kanonier

Die übrigen flüchtigen Betheiligten sind diesseitige Amtsangehörige aus den Orten Ettenheim, Mahlberg, Grafenhausen und Kappel; ihre Zahl beläuft sich beiläufig auf 40 Personen, die Namen vermögen wir im Augenblick . . . nicht anzugeben; sie haben sich alle über den Rhein begeben, ebenso ist seit der fraglichen Eisenbahnzerstörung auch der hiesige Schriftverfasser Stehlin geflohen; wie man hört, soll er sich in Rheinau aufhalten.

. . . Am Schlusse dieses wird uns eben gemeldet, daß von den Flüchtigen aus Kappel sich heute sechs Mann freiwillig gestellt haben und auf dem dortigen Rathhaus . . . sich befinden; es berechtigt uns dieses zur Hoffnung, daß auch die meisten anderen Flüchtlinge in wenigen Tagen diesem Beispiele folgen werden.

Ettenheim, den 3. Oktober 1848

Häfelin⁵¹

51 Abgedruckt in: H. Andlaw, Der Aufruhr und Umsturz in Baden. Freiburg 1851. Band 3, S. 110

Nach der „Eisenbahndemolierung“ trafen beim Bürgermeister von seiten des Bezirksamts und der Kreisregierung verschiedene Verfügungen und Erklärungen ein, die, so beschloß der Gemeinderat, in einer Gemeindeversammlung „publiziert“ werden sollten.

„Nach Beendigung der Publikation hat man die Bürgerschaft in einem kurzen mündlichen Vortrag in ihrem eigenen Interesse . . . dringend und ernstlich aufgefordert, sich von diesen verbrecherischen und strafbaren Unternehmungen, wenn sie je dazu aufgefordert werden, keinen Glauben schenken, sondern sich an Gesetz, Ordnung und an die Verfassung anzuschließen und namentlich die Beschlüsse der Zentralgewalt in Frankfurt als den gesetzlichen Vertretern und Autoritäten des ganzen teutschen Volkes abzuwarten.“⁵²

In der Folgezeit beschäftigten sich Bürger, Bezirksamt und Bürgermeisteramt nur noch mit einem Thema, der Abgabe der Waffen. Am 2. 10. forderte das Bezirksamt die Gemeindevertretung auf, „binnen 24 Stunden alle vorhandenen Gewehre und Waffen auf dem Rathhaus abzuliefern, bei Vermeidung einer Hausvisitation und 5 fl Strafe“, was dann auch „durch die Schell“ bekannt gemacht wurde.⁵³ Am 2. und 3. 10. lieferten dann 110 Bürger 122 Waffen ab, darunter 65 Bürgerinfanteriegewehre, 22 Jagdgewehre und 25 Säbel.⁵⁴

Möglicherweise war Ettenheim im September/Oktober 1848 auch einige Zeit von Truppen besetzt, da bei den Akten drei Verfügungen der Verwaltung des Oberrheinkreises wegen der „Bequartierung und Verpflegung“ von Truppen vorhanden sind; in einem Schreiben des Bezirksamts vom 14. 10. wird von „üblicher Abgabe“ für die „Verpflegung von Truppen“ gesprochen.

Wohl aufgrund der Ermittlung von seiten der Regierung, faßte das Bezirksamt am 24. 10. einen Bericht über die „Flüchtlinge“ an das Innenministerium ab. Darin heißt es:

„Es haben . . . wegen Beteiligung an der Eisenbahnzerstörung viele diesseitigen Amtsangehörige sich über den Rhein geflüchtet, ohne bis jetzt zurückgekehrt zu sein, allein wo sie sich aufhalten, ist uns von dem größthen Theile der Flüchtlinge unbekannt, nur von dem Rechtsanwalt Stehlin von hier können wir mit Bestimmtheit behaupten, daß er sich in Rheinau aufhält, und von dort aus seine Reden fortsetzt; er wohnt im Gasthaus zur Sonne, wovon der Maire der Stadt der Eigentümer ist Ferner verlautete, daß die flüchtigen Brüder Seraphin, Eduard und Josef Kirn von hier, die sich an der Eisenbahndemolierung vorzüglich betheilig haben, sich in jener Gegend (= um Benfeld) aufhalten, und auf ihrer Profession (Maurer) arbeiten sollen; ebenso soll Michael Berthold ein lediger Dienstknecht von hier, auch in der Nähe als Dienstknecht sein Unterkommen gefunden haben.“⁵⁵

52 GA vom 25. 9. 1848, Nr. 4086

53 GA vom 2. 10. 1848, Nr. 29400

54 GA vom 2. 10. 1848

55 GLA 236/8500

Die eingesammelten Privatwaffen wurden am 10. November den Bürgern von Ettenheim, am 1. Dezember den Bürgern von Kappel, deren Waffen in Ettenheim verwahrt wurden, zurückgegeben.

Nach dem zweiten Aufstand der Republikaner lief von nun an alles wieder in geordneten Bahnen.

Der Volksaufstand 1849 in Baden

„Aus den beiden gescheiterten Volksaufständen hatten die jüngeren Republikaner, unter ihnen Amand Goegg aus Renchen, gelernt. Sie erkannten die Notwendigkeit, durch Propaganda und umfassende Organisationsarbeit bis ins letzte Dorf erst echte Voraussetzungen für ein Gelingen des nächsten Versuches zu schaffen. Im Winter 1848/49 wurde so ganz Baden mit einem Netz von über 400 demokratischen Ortsgruppen überzogen und wurden in jeder Bürgerwehr und jeder Heeresorganisation Vertrauensleute gewonnen Die Republikaner versuchten nun, den nächsten Schlag planmäßig vorzubereiten, was auch gelang; Das Signal zum Losschlagen gab der Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV, als dieser die ihm von der Paulskirche angebotene Kaiserkrone ablehnte — die Konstitutionellen waren mit dieser Absage gegenüber den Republikanern entblößt. Die herrschenden „Fürsten“ waren nun als eindeutige „Feinde einer deutschen Einigung“ erkannt, und eine Aktionsgemeinschaft der beiden verfeindeten Kinder des alten badischen Liberalismus lag jetzt auf einmal wieder im Bereich des Möglichen — man war bereit, für die Reichsverfassung zu kämpfen. Für eine Gruppe Radikaler um Struve, Goegg und Sigel ging es aber in der Hauptsache um die Errichtung einer Republik.

Der Landesausschuß, nun zum Handeln gezwungen, berief auf den 12./13. 5. 1849 in das zentral gelegene Offenburg eine Volksversammlung ein, auf der zwischen 20 000 und 40 000 Personen anwesend waren.

Fast gleichzeitig mit der Offenburger Versammlung kam es in der Bundesfestung Rastatt, dann in anderen Kasernen zu Meutereien, unter deren Eindruck der Großherzog in der Nacht vom 13. auf 14. 5. 1849 floh. Am 14. 5. zog der von Offenburg kommende Landesausschuß in die Hauptstadt Karlsruhe ein und übernahm die Macht im Staat.

Seit dem 14. 5. wurde Baden von in alle Ämter entsandten „Zivilkommissären“, durchweg eindeutige Republikaner, mehr oder weniger diktatorisch regiert, was angesichts des passiven Widerstands der Bürokratie und eines zu erwartenden Angriffs der Bundestruppen verständlich sein mag.

Der demokratische Neubeginn sollte durch Neuwahlen zu einem einkammerigen Landesparlament, der 74 Sitze zählenden „K o n s t i t u i e r e n d e n L a n d e s v e r s a m m l u n g“, eingeleitet werden; das angewandte,

neuerlassene Wahlrecht war ein echter Fortschritt im säkularen Demokratisierungsprozeß: jetzt sollte jeder Mann, der das 21. Lebensjahr erreicht hatte, ohne Einschränkungen durch Konfession, Vermögen und Einkommen wählen dürfen.

Am 10. 6. wurde das Parlament in Karlsruhe durch Lorenz Brentano, dem nominellen Vorsitzenden der Landesversammlung, eröffnet. Zu einer Gesetzgebung konnte es aber nicht mehr kommen, da die vom Großherzog zu Hilfe gerufene preußische Militärmacht vor der Tür stand und schließlich auch der dritten und letzten Volkserhebung den Garaus machte.

Am 30. 5. wurden badische Truppen von hessischen Regierungssoldaten bei Heppenheim geschlagen. Die ebenfalls für die Reichsverfassung aufständische Pfalz wurde von den Truppen des Prinzen von Preußen erobert. Im Unterlauf des Neckars konnte zwar eine geschlossene Abwehrfront der badischen Volksarmee aufgebaut werden, die auch die ersten Angriffe abwehren konnte, doch der Rheinübergang der preußischen Truppen von der Pfalz her und das sich daraus entwickelnde Gefecht bei Waghäusel (21. 6. 1849) entschied praktisch den ganzen Feldzug: nach dem Durchbruch der Preußen in Richtung Südosten drohte die Einkesselung der ganzen badischen Neckararmee. Ein kühn angeordneter Rückzug, Gewaltmärsche und aufopferungsvolle Kämpfe kleinerer Einheiten retteten die badische Armee; in Rastatt formierte sich an der Murglinie eine neue Verteidigungslinie. Die Preußen konnten aber auch hier durchbrechen — die noch intakte Festung Rastatt ließen sie liegen — und die badischen Revolutionstruppen, für die es kein Halten mehr gab, flohen in die Schweiz; bis zum 11. 6. 1849 war ganz Baden besetzt.

Am 23. 6. kapitulierten die etwa 5 600 Aufständischen, die in der Bundesfestung Rastatt eingeschlossen waren. Am 18. 8. kehrte der Großherzog in sein Land zurück.“⁵⁶

Ettenheim im Revolutionsjahr 1849

Die Machtübernahme

Die Zeit zwischen dem Struve-Putsch und der Offenburger Versammlung am Sonntag, 13. 5. 1849, wurde in Ettenheim zum Ausbau und zur Festigung des Volksvereins verwandt.

Von Offenburg breitete sich dann die Bewegung „in wenigen Stunden entlang der Rheinstrecke der Eisenbahn nach Süden und Norden aus. Der Landesausschuß selbst fuhr in einem mit revolutionären Anhängern überfüllten Sonderzug noch am Abend nach Rastatt Kampflos konnte der Landesausschuß am 14. 5. in die Landeshauptstadt einziehen.“⁵⁷

⁵⁶ Im wesentlichen nach: Vollmer, Die 48er Revolution, S. 56—63

⁵⁷ Vollmer, Vormärz und Revolution, S. 156

Wie der Landesausschuß in Karlsruhe, so marschierten die Ettenheimer Republikaner in ihrer Stadt ein und übernahmen die Macht im Amt Ettenheim: „Als die Teilnehmer abends heimkamen, marschierten sie in einem feierlichen, von lebhaften Ausrufen begleiteten Zug in Ettenheim ein. Der Hutmacher Kasper trug die rote Fahne voraus. „Jetzt geht’s los, jetzt haben wir die Republik“ riefen die Heimkehrenden.“⁵⁸

Die Republikaner schritten dann auch gleich zur Tat, um einen inhaftierten Gesinnungsgenossen zu befreien: Am Mittag oder Abend des 13. 5. 1849 „rottet sich eine große Anzahl von Personen beiderlei Geschlechts zusammen und verlangen die Freigabe eines politischen Gefangenen namens Michel Berthold.“ Die aufgebrachten und erhitzten Bürger drangen in das Amtshaus ein und forderten den Amtsassessor Dr. Wilhelmi auf, den Gefangenen freizulassen, was dieser aber verweigert haben muß. Wilhelmi wurde daraufhin im Hof des Amtshauses schwer mißhandelt, ins Gefängnis abgeführt und in Dunkelhaft gebracht, wo er aber nur 1/4 Stunden bleiben mußte, weil er dann vom Amtsphysikus Dischler und vom Apotheker Märklin befreit wurde.⁵⁹

Am Abend des selben Tages überbrachten die Republikaner die ersten Befehle der provisorischen Regierung an den Bürgermeister: Seraphin Kirn, der wie viele andere Republikaner nach dem Struve-Putsch ins Elsaß geflüchtet war, begleitete den „berüchtigten Unteroffizier Viktor Steger“ in die Wohnung von Gschrey, und sie legten ein von Amand Goegg unterzeichnetes Schreiben vor, nach dem das erste Aufgebot des Amtsbezirks mobil zu machen sei und man es „zu den Brüdern nach Rastatt marschieren“ lassen sollte.⁶⁰

Von den Ettenheimer Teilnehmern an der Offenburger Versammlung wurden Kirn und Steger ausgewählt, diesen Befehl des Landesausschusses nach Ettenheim zu bringen und dessen Ausführung zu überwachen. Die übrigen Teilnehmer, mindestens 60 Ettenheimer, fuhren von Offenburg aus mit dem Sonderzug, der den Landesausschuß nach Rastatt brachte, mit. Sie kehrten erst zehn Tage später aufgrund einer Bitte des Bürgermeisters nach Ettenheim zurück.⁶¹

Befehlsgemäß wurde das erste Aufgebot, das zu diesem Zeitpunkt nur mangelhaft ausgerüstet gewesen sein kann, am 14. 5. 1849 mobil gemacht. Aus der späteren Verteidigungsschrift von Seraphin Kirn geht hervor, „daß er am 14. 5. mit dem 1. Aufgebot abgezogen und bis in die Gegend von Baden gekommen ist. Man habe die Mannschaft nach einigen Tagen nach Hause geschickt, um sich vollständig zu bewaffnen.“⁶²

Alle jungen Männer des Amtsbezirks waren offensichtlich nicht bereit gewesen, mit dem ersten Aufgebot nach Rastatt zu marschieren. Die Republikaner,

58 Ferdinand, S. 59

59 GLA 240/1398

60 GLA 240/1490

61 GA vom 26. 5. 1849

62 GLA 241/3

Das Bürgeramt des Ortsgemeindefiskus

an

das Bürgermeisterei Amt.

Das Bürgeramt des Ortsgemeindefiskus hat die Ehre,
zu erfahren, dass die Bürgermeisterei Amt
Vorentscheid des Bürgermeisterei Amt mit Bezug auf
Bekanntmachung des Bürgermeisterei Amt
Bekanntmachung des Bürgermeisterei Amt

Die Bürgermeisterei Amt wegen der 28. März 1849
Bekanntmachung des Bürgermeisterei Amt

1. dass die Bürgermeisterei Amt
2. die Bürgermeisterei Amt

Altenheim 27. März 1849

A. Stehlin

Wagner

Klaus

Hilber

Karl Hoff

Karl Meyer

Wolff

Schreiben des Zivilkommissärs Stehlin an das Bürgermeisterei Amt (Unterschriften von den Mitgliedern des Wehr- und Sicherheitsausschusses).

die es mit der Aufstellung des Aufgebots sehr genau nahmen, duldeten dieses Verhalten nicht und organisierten „auf Befehl des Rechtsanwalts Stehlin oder eines anderen Leiters der Aufständischen“, noch kurz vor dem Aufbruch des Aufgebots einen „Expeditionszug nach Münsterthal, um dort Gewehre zu erpressen und die zurückgebliebenen Wehrmänner zu holen.“⁶³

Der Landesausschuß begann nach dem 14. 5. 1849 mit der Organisation des Großherzogtums in seinem Sinn. Am 18. 5. wurde durch den Landesausschuß der „Bürger Stehlin“ zum „Civilkommissär“ für den Amtsbezirk Ettenheim ernannt.⁶⁴

Die Aufgabe des „Civilkommissärs“ bestand in der „Überwachung der Beamten ihres Bezirks, . . . 2. die Beschützung der Beamten gegenüber dem Volke, wo sich dieses für frühere Unbilden rächen will, . . . 3. die oberste Vorsorge über die Sicherheit des Eigenthums und der Personen, . . . die Leitung des ganzen Bürgerwehrwesens . . . des Bezirks, . . .“⁶⁵

Zur Unterstützung des Zivilkommissärs wurde ein Wehr- und Sicherheitsausschuß gebildet, der sich aus dem Gemeinderat Philipp Mengis, Karl Stölker, Karl Vogt, Karl Mayer, Adolf Weis und aus den Bürgern August Winther (Rechtskandidat) und Blank zusammensetzte. Geschäftsführer des Wehrausschusses war bis zum zweiten Auszug des ersten Aufgebots am 2. 6. 1849 August Winther, danach der Kreuzwirt Karl Stölker.

Auch im Gemeinderat gab es nach der Machtergreifung der Republikaner Veränderungen: Ab dem 27. 5. 1849 erscheinen für die Zeit der republikanischen Intermezzos in den Gemeindeakten an Stelle der Gemeinderäte Kollefrath und Jäger die Bürger Baptist Anker und Karl Stölker.

Dem wegen seiner Gesinnung später aus dem Staatsdienst entlassenen Amtsvorstand Häfelin trauten die neuen Machthaber ebenfalls nicht; „Ende Mai wurde dem beim Bezirksamt beschäftigten Rechtspraktikanten Karl Osner von Ettenheim durch die revolutionäre Regierung die Amtsvorstandsstelle übertragen“, die er bis zum 30. 6. inne hatte.⁶⁶

Die Organisation des ersten Aufgebots

Die vordringlichste Aufgabe für die neuen Machthaber war die Organisation, Ausbildung und Ausrüstung des ersten Aufgebots, das wegen der ungenügenden Ausrüstung von Rastatt nach Hause geschickt worden war. Die Republikaner wollten diese Schande nicht auf sich sitzen lassen und rüsteten die Ettenheimer Bürgerwehr so gut aus, daß Johann Phillip Becker, Oberbefehlshaber der badischen Bürgerwehren schrieb:

63 GLA 241/3

64 Regierungsblatt Nr. XXXII vom 19. 5. 1849, S. 301

65 Regierungsblatt Nr. XXXIII vom 20. 5. 1849, S. 306

66 GLA 241/4

„In Folge der Märzerrungenschaften entstanden in allen größeren Städten des Landes und . . . auch in Dörfern Bürgerwehren. . . . Die bedeutendsten Bürgerwehren waren die von Karlsruhe, ganz reaktionär, etwa 2 000 Mann stark; die von Mannheim seit der Reorganisation ganz mangelhaft eingerichtet, in dem Gebrauch von Waffen sehr ungeübt und in politischer Beziehung ganz unzuverlässig; 1 200 Mann von Heidelberg, etwas besser; 1 900 Mann in Freiburg mittelmäßig; von Konstanz, Lahr, Pforzheim, Sinsheim, Baden und den anderen größeren Städten. Als vortrefflich war die Bürgerwehr von Rastatt, Offenburg, Kork, Kehl, Ettenheim, Renchen, Waldkirch, Villingen, Donaueschingen, Oberkirch zu bezeichnen. . . . Mit Ausnahme dieser Bürgerwehren fehlten im Durchschnitt dem Volke Waffen.“⁶⁷

Bekanntlich war bereits im Jahr 1848 in Ettenheim die **B ü r g e r w e h r** ins Leben gerufen worden, wurde aber nach den Vorfällen im April 1848 nicht mehr reorganisiert.

Offiziell beschlossen wurde die „Volksbewaffnung“, d.h. die Organisation der Volkswehr, auf der Offenburger Versammlung am 12. und 13. 5. 1849. In Punkt vier der Offenburger Beschlüsse heißt es: „Es muß ohne allen Verzug die Volksbewaffnung auf Staatskosten in's Leben gerufen werden, und es sind alle ledigen Männer von 18—30 Jahren als erstes Aufgebot sofort mobil zu machen.“⁶⁸

Aufgrund der noch vorhandenen Rechnungen kann man sich ein genaues Bild über die Ausrüstung der Ettenheimer Bürger- oder Volkswehr machen:

Am Montag, 28. 5. 1849 und am Donnerstag, 31. 5. 1849, versteigert der Bürgermeister und der Geschäftsführer des Wehrausschusses, August Winther, verschiedene Ausrüstungsgegenstände an den Wenigstbietenden zur Herstellung; Auflage war, daß die Waren bis Samstag, 2. 6., abgeliefert werden mußten.

Geliefert wurden dann bis zum 2. 6.

- 100 Stück „Gewehrriemen von Schmalleder nach dem Muster des ordonanzmäßigen Riemens des Unteroffiziers Martin“
- 200 Stück „Sicherheitsriemen nach dem Muster von Martin“
- 175 Patronentaschen mit Koppel und Säbelscheide, aus Büffelleder
- 50 „zwilichene Tornister von 15'' breit und 13'' hoch, Deckel mit dunkelgrüner Oelfarbe gestrichen.“
- 50 „Ledergarnituren mit Schnallen und Haken nach Muster“
- 57 schwarze Hüte
- rote Blusen
- 1 000 Zündhütchen
- 50 Pfund Blei, und daraus gegossene 600 Kugeln

Neben diesen Anschaffungen ließ man bei Tambourbauer Anton Kunz für 1 fl 37 x eine Trommel reparieren, kaufte eine Briefftasche, Postpapier und Stahlfedern für 2 fl 11 x; Schlossermeister Werber reparierte noch 14 Privatwaffen. Für drei arme Wehrmänner kaufte man noch je ein Paar Stiefel für je 2 fl 30 x. Um auch das leibliche Wohl nicht zu vernachlässigen, sammelte der Küfer Sebastian Frey für die Bürgerwehr Wein, wofür er 1 fl 34 x erhielt.⁶⁹

67 I. Ph. Becker, Geschichte der süddeutschen Mai — Revolution des Jahres 1849. Genf 1849, S. 140

68 Becker, S. 67

69 GA vom 31. 5. 1849 und vom 9. 11. 1850

Was die Bewaffnung betrifft, so kann man mit Bestimmtheit annehmen, daß das erste Aufgebot beim Auszug am 2. 6. vollständig bewaffnet war; außer 60 Gewehren, die die Gemeinde für 564 fl bei Handelsmann Wilhelm Ulmer in Freiburg gekauft hatte, wurde die Gemeinde „von der Regierung zum größten Theile mit Gewehren versehen.“⁷⁰

Rechnet man alle Ausgaben für die Ausrüstung des ersten Aufgebots zusammen, so kommt man auf die gewaltige Summe von 1160 fl; die Höhe der Ausgabe erscheint um so größer angesichts der Ebbe, die zu diesem Zeitpunkt in der Stadtkasse war.

Natürlich war es nicht allein mit der Beschaffung der Ausrüstung getan; die Wehrmänner mußten auch ausgebildet werden.

„Die Organisation des ersten Aufgebots in Baden . . . nahm natürlich alle Kräfte in Anspruch Becker organisierte ein . . . Instruktionskorps, welches . . . gewöhnlich aus den badischen Linientruppen . . . genommen wurde. Jeden Tag wurden im Durchschnitt 60—70 Ortsinstruktoren in die einzelnen Ortschaften geschickt, um die von den Rekrutierungskommissären ausgehobenen Mannschaft einzuexerzieren“⁷¹

Nach der blamablen Rückkehr des ersten Aufgebots von Rastatt wurden von dem pensionierten Oberfeldwebel Anton Johner und dem Unteroffizier Martin „Exerzierübungen“ erteilt; vom 19. 5. bis zum zweiten Auszug der Wehrmannschaft am 2. 6. wurde jeden Tag mit dem ersten Aufgebot exerziert.⁷²

Exerziert wurde „von morgens früh 4 bis 6 Uhr“, möglicherweise auch noch einmal abends. Diese Übungen, die mit Rücksicht auf die Bauern und Handwerker so früh angesetzt wurden, hielt man wahrscheinlich auf dem Rathausplatz ab; es wird aber auch davon berichtet, daß das 2. Aufgebot vor dem Badischen Hof, also außerhalb der Stadt exerziert hat.⁷³

In Ettenheimweiler erteilte der Soldat Christian Stulz „ohne jede Legitimation“ dem ersten Aufgebot Exerzierübungen, was aber im „Interesse der Sache“ geduldet wurde.

25 Bürger wurden auf ihren Antrag hin vom Wehr- und Sicherheitsausschuß von der Bürgerwehr freigestellt, mußten aber je nach Vermögen Ablösesummen bis zu 35 fl in die „Corpscaße“ bezahlen.⁷⁴

Nach Artikel 27 des Bürgerwehrgesetzes hatten die Wehrmänner ihre Führer selbst zu wählen. Das erste Aufgebot, „das größer als gesetzlich ist“ (mehr als 120 Mann) wählte am 26. 5. „1 Hauptmann, 1 Oberleitmann, 1 Oberzugsmeister, 1 Schreiber und 1 Wundarzt.“

70 GA vom 28. 5. 1849

71 Becker, S. 132

72 GA vom 28. 5. 1849

73 GA vom 15. 6. 1849, Nr. 3476

74 GA vom 28. 5. 1849

Zum Hauptmann des ersten Aufgebots (unverheiratete Männer und Witwer ohne Kinder zwischen 18 und 30 Jahren) wurde Karl Vogt, zum Oberleitmann Karl Mayer, zum Oberzugmeister Adolf Weis und zum Schreiber Konstantin Blank gewählt. Wundarzt wurde durch „Acclamation“ Anselm Chavoen.⁷⁵

Das erste Aufgebot im Revolutionskrieg

Nachdem nun das erste Aufgebot ausgerüstet und ausgebildet war und seine Führer gewählt hatte, wurde die Truppe zum Kampf gegen die Bundestruppen einberufen. Am 2. 6., 12.00 Uhr hatte die Mannschaft des Bezirks Ettenheim marschfertig vor dem Rathaus zu stehen. Konstantin Blank, „Studiosus“ und Schreiber der Ettenheimer, schildert in seiner späteren Verteidigungsschrift:

„Auf mein Befragen nach dem Zweck des Ausmarsches, legte mir Civilkommissär Stehlin ein Schreiben des Oberkommandos der Bürgerwehr, unterzeichnet von ‚Leber‘ vor, wonach Stehlin aufgefordert wurde, dafür zu sorgen, daß das erste Aufgebot des Bezirks Ettenheim am 2. 6. Nachmittags auf dem Marktplatz in Karlsruhe erscheint, und dort seine Exerzierübungen fortsetzt.“⁷⁶

Der Führer der Volkswehr des ganzen Bezirks war der aus Rust stammende ehemalige Soldat Jacob Bronnenkant. Führer der Ettenheimer war Karl Vogt, der seinen Titel „Hauptmann“ völlig zurecht trug; in diesem Zusammenhang dürften auch die bei Ferdinand überlieferten Anekdoten über den Ausmarsch aus Ettenheim und über die Entstehung des Sprichworts von der „doppelten Ration“ der Wahrheit entsprechen.

Um es vorwegzunehmen, kam es, im Gegensatz zu der Aussage von Ferdinand, nach der glaubwürdigen Aussage des späteren Verteidigers von Bronnenkant zu keinem Gefecht, in das die Ettenheimer verwickelt waren. In der Verteidigungsschrift heißt es: „Das Ettenheimer Banner (4 bis 6 Fähnlein) kam in kein Treffen, was vorzüglich dem Temperieren des Angeschuldigten Bronnenkant zu verdanken ist.“

Nachdem man die Bezirksmannschaft in Ettenheim versammelt hatte, marschierte man nach Orschweier zum Bahnhof. Von dort fuhr man, begleitet von Gemeinderat Baptist Anker, mit dem Zug nach Karlsruhe.⁷⁷

In diesem Zusammenhang wird noch berichtet, daß nicht alle Männer freiwillig mitzogen, „einige wurden mit Gewalt fortgerissen.“⁷⁸

„Die größte Zahl der Wehrmänner selbst verlangten den Mitzug aller Wehrpflichtigen“, heißt es in einer Akte über den Auszug. Damit wird auf ein Er-

⁷⁵ GA vom 26. 5. 1849

⁷⁶ GLA 240/1431

⁷⁷ GLA 240/1431

⁷⁸ GA vom 18. 6. 1849

eignis angespielt, das ein Todesopfer forderte: der „Expeditionszug“ nach Kippenheimweiler am 2./3. 6.⁷⁹

Auf dem Bahnhof in Orschweier mußten die Wehrmänner erfahren haben, daß „das ganze 1. Aufgebot, mit Ausnahme von Kippenheimweiler“ angetreten war und „die Gemeinde erheblichen Widerstand“ bot; sie „schlug . . . einen aus Rust kommenden Expeditionszug, dessen Anführer lebensgefährlich verletzt wurde.“⁸⁰

Aufgrund dieser Nachricht schickte Stehlin, der ebenfalls am Bahnhof in Orschweier war, „das zweite Aufgebot als Expeditionsmannschaft nach Kippenheimweiler“; die Führung hatte Jakob Härle, ein Unteroffizier, der zu den Republikanern übergelaufen war.⁸¹

Als die Expeditionsmannschaft in Kippenheimweiler ankam, wurde sie „einquartiert und es wurden mehrere Verhaftungen durchgeführt, darunter der Bürgermeister Grosholz wegen Entzugs seines Sohnes vom 1. Aufgebot. Morgens zwischen 2 und 3 Uhr sollte Bernhard Störk verhaftet werden, wurde aber im Handgemenge durch einen Schuß in die Brust tödlich verletzt.“ Wie der Expeditionszug ausging oder wie man sich weiter verhalten hat, ist nicht überliefert.⁸²

Das Ettenheimer Aufgebot lag einige Tage in Karlsruhe, um, wie von Leber befohlen, weiter zu exerzieren. Um den 6. 6. muß das Ettenheimer Banner von Karlsruhe nach Mannheim verlegt worden sein, denn von Seraphin Kirn wird berichtet, daß er „mit dem ganzen ersten Aufgebot des Amtsbezirks nach Mannheim gezogen und dort Wachdienste versehen“ habe.⁸³ Am 7. 6. erging von dem kommissarischen Zivilkommissär Karl Stölker an alle Bürgermeister des Amtes die Aufforderung, „Geld an das bei Wieblingen zu Heidelberg stehende 1. Aufgebot zu übersenden.“⁸⁴

Wenige Tage später setzte jedoch von Mannheim aus der allgemeine Rückzug ein, der für viele die Flucht in Richtung Heimat bedeutet haben mußte: Konstantin Blank „entfernte sich am 19. 6. vom Bataillon in Mannheim.“⁸⁵

Beim Rückzug aus Mannheim am 22./23. 6. vollbrachten die Ettenheimer noch eine „Heldentat“, die der Oberbefehlshaber der Revolutionstruppen, Franz Sigel, in seinen Memoiren erwähnt hat:

Nach der Besetzung von Mannheim durch die Bundestruppen wurden alle Revolutionstruppen entwaffnet und aus der Stadt geschickt; „nur einem Theil

79 GLA 240/1431

80 GLA 240/1398

81 GLA 236/8535

82 GLA 240/1398

83 GLA 241/3

84 GLA 240/2382

85 GLA 240/1431

des Ettenheimer Banners unter Karl Heinrich Schnauffer gelang es, bewaffnet aus der Stadt zu entkommen und nach Heidelberg zu marschieren. Mit Hilfe dieser Braven wurde es auch dem Obersten Mercy und von Corvin nebst . . . anderen Offizieren möglich, auf einer Lokomotive die Flucht nach Heidelberg zu bewerkstelligen.“⁸⁶

Beim Rückzug, bei dem man sich wahrscheinlich in mehrere Gruppen aufteilte, kamen viele in Gefangenschaft. So soll eine Gruppe, bei der sich der spätere Lammwirt Wilhelm Müller befand, in der Kirche in Hockenheim eingesperrt worden sein. „Eine Schar unter Geometer Vinzenz Jäger . . . nahm den Weg übers Gebirge, um mit den Preußen nicht in Berührung zu kommen, und kam erst nach langen Irrfahrten nach Hause.“⁸⁷

Aus einer Randbemerkung von Gschrey vom 4. 7. geht hervor, daß das erste Aufgebot Anfang Juli zurückkehrte. („Da die ganze Mannschaft des ersten Aufgebots zurückgekommen, ad acta; Gschrey“).⁸⁸

Ein Teil der Bürgerwehr wurde beim Rückzug vermutlich von den Preußen gefangengenommen oder hatte sich in die Bundesfestung in Rastatt geflüchtet, die am 29. 6. von den Bundestruppen eingeschlossen wurde.

„Die Volkswehr von Ettenheim befand sich in der Festung Rastatt; man hörte, daß die dort eingeschlossenen Wehrmänner Mangel an Lebensmitteln haben sollten.“⁸⁹

Die republikanische Herrschaft in Ettenheim

Sofort nach dem Gelingen der Revolution wurden für ein neues Einkammerparlament, die „Konstituierende Landesversammlung“, Wahlen ausgeschrieben.

In einem Bericht des Oberamtmanns Häfelin vom 1. 8. 1849 über die „Hochverräther“ wird der Ausgang der Wahl erwähnt: „Dann wurde er als Abgeordneter in die s.g. constituierende Versammlung gewählt, dort zum Vicepräsidenten erhoben und funktionierte in derselben bis zu ihrer Auflösung.“⁹⁰ — Die Rede ist hier von Rechtsanwalt Achaz Stehlin.

„In der ersten öffentlichen Sitzung (11. Juni) . . . wurden die Wahlen geprüft und . . . für unbeanstandet erklärt. 46 Deputierte waren von 74 damals gewählten und hier angeführten Mitgliedern anwesend: . . . Stehlin In der zweiten, am Nachmittage des 11. 6. abgehaltenen öffentlichen Sitzung

86 F. Sigel, Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1848 und 1849. Hrsg. W. Blos, Mannheim 1902, S. 128

87 Ferdinand, S. 65 und 66

88 GA vom 25. 6. 1849

89 GLA 240/4

90 GLA 236/8535

wurde das Bureau aus dem Professor Damm . . . als Präsidenten, aus Werner und Stehlin als Vicepräsidenten, aus Rotteck, Pelissier, Wolf und Mördes als Sekretäre zusammengesetzt.“⁹¹

A c h a z S t e h l i n erließ am 15. 6. 1849 unter seinem Namen das Gesetz über die „Versetzung des Landes in den Kriegszustand“. Im selben Regierungsblatt verkündete Stehlin die Wahl von Brentano, Goegg und Werner zu Mitgliedern der neuen provisorischen Regierung.⁹²

Stehlin, der sich am 10. 6. nach Karlsruhe begab, um sein Mandat als Abgeordneter wahrzunehmen, ernannte Karl Stölker zu seinem Vertreter; um den 15. 6. wurde Stölker von dem Grafenhausener Buchbinder und Engelwirt Johann Nepomuk Winkler abgelöst.⁹³ Winkler, der soweit bekannt für Ettenheim keine tiefgreifenden Maßnahmen durchführte, war bis zum 24. 6. als Zivilkommissär im Amt und wurde von dem zurückgekehrten Stehlin wieder abgelöst, nachdem die konstituierende Versammlung angesichts der anrückenden Preußen am 24. 6. von Karlsruhe nach Freiburg flüchtete.

Die Stadt Ettenheim wurde während der Abwesenheit von Stehlin weniger von Winkler in Grafenhausen, als vielmehr von Karl Osner, dem republikanischen Amtsvorstand, beherrscht.

Häfelin berichtet über Osner, daß er „alle ihm von der revolutionären Regierung und Civilkommissären zugekommenen Aufträge mit größtem Eifer vollzog, durch die Gendarmerie mehrere Verhaftungen mißliebiger Personen, oder sogenannter Reactionaire vornehmen ließ, und seine republikanischen Gesinnungen besonders in einer an sämtliche Ortsvorgesetzten erlassenen Verfügung vom 18^{ten} Juni . . . beurkundet.“⁹⁵

Am 27. 6., erst eineinhalb Monate nach der Machtübernahme, setzte Osner den Steuereinnahmer Jakob Büchler ab und verpflichtete an seiner Stelle den Bäcker Franz Herbstrith.

„Herbstrith bewirkte in der Zeit vom 20.—25. 6. durch Sammlung von Unterschriften die Absetzung, Verhaftung und Ablieferung des hiesigen Notars Frei und Accissors Büchler nach Rastatt.“⁹⁶ Eine der letzten Amtshandlungen von Osner dürfte der Aufruf zur Sammlung von „Viktualien“ (Lebensmitteln) für die in Rastatt am 29./30. 6. „eingeschlossenen Ettenheimer Wehrmänner“ gewesen sein. Ende Juni, Anfang Juli wurden dann auch Lebensmittel eingesammelt, da „die große Mehrheit der Amtsuntergebenen sich für eine Unterstützung derselben durch freiwillige Spenden aussprach.“⁹⁷

91 Becker, S. 365 und 366

92 Regierungsblatt Nr. XLVI vom 20. 6. 1849, S. 368ff

93 GLA 240/2382

94 Becker, S. 374

95 GLA 236/8535

96 GLA 236/8568

97 GLA 241/4

Am 30. 6. endete die Amtszeit von Osner, der daraufhin flüchtete⁹⁸; möglicherweise schloß er sich auch der aufgelösten Armee Sigels an, die am 30. 6. und 1. 7. an Lahr und Ettenheim vorbeizog.⁹⁹

Über die preußische Besetzung gibt es fast keine Akten, da diese von den Preußen zum größten Teil mitgenommen worden sind. Lediglich aus einer Verpflegungsrechnung geht hervor, daß Ettenheim zumindest vom 16. 8. 1849 bis zum 30. 9. 1849 von der „2^{ten} Schwadron des Königlich Preußischen Ulanenregiments und anderer Kavallerie und Artillerie besetzt war.“¹⁰⁰

Die Kosten der Revolution

Über einen längeren Zeitraum zog sich die „Revolutionskosten-Rechnung“ hin, die den damaligen Gemeinderäten einiges Kopfzerbrechen bereitet haben dürfte:

„Der Gemeinderath und Ausschuß, Männer die nicht der Revolutionspartei angehörten, haben einstimmig beschlossen, daß zur Deckung dringender Zahlungskosten der Gemeinde . . . jeder Bürger 1/2 Klafter (von einem ihm zustehenden Klafter) von dem Gabholz per 1849/50 veräußert werden soll. . . . Zu diesem Zweck gaben die Bezugsberechtigten mit einer Majorität von 653 ihre Zustimmung. Von 675 haben nur 22 gegen den Verkauf gestimmt . . .“¹⁰¹

Die Kosten, die durch den Verkauf des Bürgerholzes gedeckt werden sollten, beliefen sich auf 1 277 fl 18 x und entstanden durch die Ausrüstung der Bürgerwehr. Neben diesen Kosten mußte die Stadt noch einen weit größeren Schuldenberg abtragen, der durch die preußische Besetzung entstanden war.

„Durch die Einquartierung der königl. preuß. Truppen . . . hat die hiesige Gemeinde . . . für Anschaffungen von Heu, Hafer und Stroh eine Ausgabe von 3 701 fl 19 x gehabt, Zu der Ausgabe von 3 701 fl 19 x sind im Drange der Verhältnisse . . . 3 400 aufgenommen worden.“

Zusätzlich forderte das Hauptsteueramt in Lahr von der Gemeinde Ettenheim 8 596 fl 4 x, von denen 2 200 fl als „Kriegskosten“ ausgewiesen sind.¹⁰²

Rechnet man diese Posten zusammen, so kommt man, auf die in Anbetracht der Zeitumstände, riesige Summe von 16 974 fl! Möglicherweise überstieg der Betrag diese Summe sogar noch; leider geht aus den Akten auch nicht näher hervor, wie die Kosten getilgt wurden und wie lange die Ettenheimer Bürger mit diesen Schulden zu tun hatten.

98 GLA 236/8535

99 Wimmer, S. 56

100 GLA 360/1935/11/289

101 GA vom 24. 8. 1849, Nr. 4249

102 GLA 360/1935/11/289

Die Ursachen der Revolution in Ettenheim

Angesichts der starken Resonanz, die die Revolution in Amt und Stadt Ettenheim gefunden hat, drängt sich die Frage auf, warum sich ein so großer Teil der Bevölkerung in solch starkem Maße engagiert hat.

Die politischen Meinungen spiegeln sich in den Programmen, Forderungen und Volksversammlungen der Zeit wider; was schwieriger zu beurteilen ist, sind die politischen Verhältnisse im Amt Ettenheim.

Ein Aspekt, der in Betracht gezogen werden muß, ist die unmittelbare Grenze des Amtsbezirks mit Frankreich. Dadurch ist eine Voraussetzung zur Verbreitung revolutionärer Ideen aus Frankreich gegeben; Ettenheim und ein Teil des Amtsbezirks war außerdem durch seine Zugehörigkeit zur bischöflich-straßburgischen Herrschaft bis zur Gründung des Großherzogtums schon immer enger mit Frankreich verbunden. Auch Oberkirch, das ebenfalls einmal straßburgischer Besitz war, gehörte zu den Gemeinden Badens, „die am stärksten durch die Revolution aufgewühlt wurden.“¹⁰³

Eine gewisse Bedeutung dürfte auch der Umstand mit sich gebracht haben, daß der Bürgermeister der Stadt Ettenheim lange Jahre Mitglied in der II. Kammer der Landstände war, so daß dadurch ein politisches Interesse in der Bevölkerung geweckt wurde.

Nicht ohne Bedeutung kann es gewesen sein, daß in Ettenheim viele Beamte und Akademiker (Ärzte, Apotheker, Rechtsanwälte, Steuerbeamte, Notare, Lehrer, Pfarrer und Beamte der großherzoglich bad. Regierung) beschäftigt waren und die zu einer politischen Meinungsbildung in Ettenheim beigetragen haben könnten.

Ettenheim besaß seit 1841 eine höhere Bürgerschule, die, verglichen mit den anderen höheren Bürgerschulen, nach Heidelberg und Mannheim an dritter Stelle in Baden stand.¹⁰⁴ Die Rolle der höheren Bürgerschule darf nicht unterschätzt werden, da sie eine Konzentration junger Intellektueller in Ettenheim mit sich brachte — ein Rückgang der Schülerzahlen, „infolge der allbekanntesten politischen Verhältnisse im Jahr 1849“¹⁰⁵, dürfte nicht von ungefähr kommen.

Durch die Lage zwischen Offenburg und Freiburg, die Zentren der Revolution waren, war Ettenheim sozusagen immer im Brennpunkt des Geschehens. Erstens erfuhr man durch die Eisenbahn die Neuigkeiten schon nach wenigen Stunden und nicht wie früher erst nach Tagen, und zweitens konnte man selbst schnell an den Ort des Geschehens reisen; die Entfernungen schrumpf-

103 H. M. Pillin, Die Parteinahme der Bürgerschaft Oberkirchs zugunsten republikanischer Ideen während der bad. Revolution der Jahre 1848/49, in: Die Ortenau 56./1976, S. 42

104 E. Huhn, Das Großherzogthum Baden in malerischen Ansichten . . . , Darmstadt 1844, S. XXf

105 W. Höhler, Die Geschichte des Realprogymnasiums zu Ettenheim. Druckerei Leibold, Ettenheim 1891, S. 9

ten zusammen und die großherzoglich badische Eisenbahn trug nicht zuletzt zum Verlauf und dem Ausgang der Revolution entscheidend bei.

Beschäftigt man sich mit der Frage, welche sozio-ökonomischen Verhältnisse die Bewohner des Amts Ettenheim zur Beteiligung an der Revolution veranlaßte, kann man die badischen Verhältnisse teilweise übertragen.

Von 1815 bis 1845 war die Bevölkerung des Großherzogtums um 36 % auf 1 346 000 Einwohner angestiegen, von denen 1 040 216 noch auf dem Land lebten.¹⁰⁶ Dieser zunehmenden und teilweise verarmten bäuerlichen Bevölkerung stand aber nur eine begrenzte Fläche von landwirtschaftlich nutzbarer Fläche und nur wenige außeragrarisches Arbeitsplätze zur Verfügung.¹⁰⁷

Ab dem Jahr 1815 begann in Baden die planmäßige Ablösung der mittelalterlichen Feudallasten, so daß beim Ausbruch der Revolution diese Abgaben und Leistungen abgeschafft waren; diese Ablösung hatte aber zu einer starken Verschuldung der Bauerngemeinden geführt und verschlimmerte die Lage in den überbevölkerten Dörfern.¹⁰⁸ Durch wiederholte Mißernten, u.a. durch die Kartoffelfäule, und den dadurch steigenden Lebensmittelpreisen wurde die Not weiter verschärft; auch der Teil der Bevölkerung, der von Handel und Handwerk lebte, hatte Probleme, die mit der langsam aufkommenden Industrialisierung und der Massenverarmung zusammenhingen. Die meisten Leute halfen sich angesichts des Geldmangels mit Einschränkungen beim Kauf.¹⁰⁹

Einen Ausweg aus diesen widrigen Verhältnissen, die von Armut, Überbevölkerung und fehlenden Verdienstmöglichkeiten geprägt waren, sahen die Badener in der Auswanderung, was von seiten des Staats auch unterstützt wurde.

„Auch vor den Notjahren seit 1846 war in der Ettenheimer Gegend die Auswanderung verschiedentlich sehr beträchtlich. Sie blieb es auch in der eigentlichen Notzeit. In diesen Jahren wanderten aus Ettenheim weit über 400 Personen ab (davon über 200 mit öffentlichen Mitteln).“¹¹⁰

Allein aufgrund der Auswanderung läßt sich vermuten, daß die Lebensumstände im Amt Ettenheim ähnlich schlecht gewesen sein müssen wie im übrigen Großherzogtum. Auch die für Baden zentralen Faktoren, der enorme Bevölkerungszuwachs und die hohe Bevölkerungsdichte, kommen hier zum Tragen: In Amt und Stadt Ettenheim betrug der Bevölkerungsanstieg von 1820—1845 ca. 29 %!¹¹¹ Die Bevölkerungsdichte lag im Jahr 1839 in Baden

106 Vollmer, 48er Revolution, S. 38

107 Vollmer, Vormärz und Revolution, S. 23

108 Vollmer, 48er Revolution, S. 39

109 Vollmer, Vormärz und Revolution, S. 22

110 H. Baier, Die Ortenau als Auswanderungsgebiet, in: Offenburg und die Ortenau, Badische Heimat, Jahreshaft 1935, S. 147

111 A. I. V. Heunisch, Kleine Geographie und Statistik des Großherzogthums Baden. Karlsruhe 1821, S. 83 — Universal-Lexikon, Allgemeiner Teil Spalte 1265f

und im Oberrheinkreis bei 84 Einwohnern/km² — im Amt Ettenheim betrug sie 138 Einwohner/km² und lag damit 64 % über dem Landesdurchschnitt, so daß es nicht verwundert, daß das Amt Ettenheim nach den Ämtern Freiburg und Säckingen im Großherzogtum am dichtesten besiedelt war.¹¹²

Sicherlich wirkte sich auch in unserer Gegend die Verschuldung und die Lebensmittelteuerung aus; betrachtet man den Brotpreis von 30 Kreuzern für ein 4 Pfund Laib und den Wochenlohn eines Handwerkers 120 Kreuzern (= 2 fl) bei einer täglichen Arbeitszeit von 11—13 Stunden, so wird der Bericht eines Ortsgeistlichen aus einem Reborn am Rhein verständlich:

„Die Not und der Mangel an Lebensmitteln hat hier einen so hohen Grad erreicht, daß viele Familien sich bisher wochenlang nur von Gemüse ernährten. Die Eltern beklagen sich, sie könnten die Kinder nicht in Kirche und Schule schicken, weil sie oft gar nichts zu essen haben.“¹¹³

Daß Not und Elend ihren Teil zu der Revolution beitrugen, zeigt sich auch daran, daß von 27 verurteilten Revolutionsteilnehmern 14 total vermögenslos oder überschuldet waren.¹¹⁴

Diese widrigen Verhältnisse wurden im Amt Ettenheim durch einige Umstände gemildert: Fruchtbare Böden und klimatisch günstige Lage, Vorherrschen der Mischagrarwirtschaft und dadurch geringere Anfälligkeit gegen Mißernten, gute Verdienstmöglichkeiten durch den Anbau von Handelspflanzen wie z.B. Tabak und Hanf, teilweise Beschäftigung durch Heimarbeit, Steigerung der Wirtschaftskraft durch den hohen Anteil von Juden (nach den Ämtern Mannheim und Radolfzell war Ettenheim das Amt mit den meisten Juden im ganzen Großherzogtum¹¹⁵), günstige Verkehrslage, Versorgungs- und Verwaltungsfunktion der Stadt Ettenheim (Märkte, Handwerk, Handel, Schulen, Apotheken, Gaststätten usw.).

Alles in allem gesehen, mußten die Bewohner des Amtes unzufrieden gewesen sein, viele am Rande des Existenzminimums gestanden haben; betrachtet man aber andererseits die teilweise verheerenden Umstände in Baden, so kann man annehmen, daß sich die Bewohner des Amtes Ettenheim in einer relativ günstigen Lage befunden haben müssen.

Es ist für uns heute nicht einfach, die Beweggründe unserer Vorfahren zu begreifen, die sie veranlaßt haben, eine „Revolution“ zu unterstützen, weil man die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse jener Zeit nur schwer begreifen kann. Hinzu kommt, daß die politischen Forderungen, für die unsere Vorfahren gekämpft haben, für uns verfassungsmäßige Selbstver-

112 Universal-Lexikon, Allgemeiner Teil Spalte 26—30

113 F. Kistler, Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Baden 1849—1870. Freiburg 1954. S. 184

114 GLA 237/16844

115 Universal-Lexikon, Allgemeiner Teil Spalte 26—30

ständigkeit sind. Trotz dieser Schwierigkeiten ist es aber gerade heute wichtig, „nach jenen Kräften zu spüren und ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die dafür gelebt und gekämpft haben, damit das deutsche Volk politisch mündig und moralisch verantwortlich sein Leben und seine Ordnung selbst gestalten kann.“¹¹⁶

„Der Geschichtsabschnitt „48er Revolution in Baden“ kann heute nicht (mehr) zur Kenntnis genommen werden wie irgend etwas zeitlich Ferngerücktes. Es ist auch nicht mit dem lokalpatriotischen Stolz getan, daß damals Baden Schauplatz allgemeineschichtlicher Entscheidungen war, daß vielleicht unser Heimatort eine gewisse Rolle spielte Stößt man durch die bunte Oberfläche der Ereignisgeschichte vor zu den Problemen, um die 1848 und 1849 gerungen wurde, so sind wir betroffen von der augenscheinlichen Zeitlosigkeit und Aktualität der damaligen Fragestellungen: parlamentarischer Weg oder direkter Weg der Aktion oder mit anderen Worten: Bewahren, Reform oder Revolution?“¹¹⁷

116 G. Heinemann, zit. nach: Vollmer, Vormärz und Revolution, S. 4

117 Vollmer, 48er Revolution. S. 64

Die Wolf Netter & Jacobi-Werke

Heiner Raulff

Karl-Netter-Straße in Bühl, Netter-, Jacobi- und Wilhelm-Zangen-Straße in Hausach, Forges de Strasbourg in Straßburg-Königshofen: Stumme Zeugen der bewegten Geschichte einer Firma, die Stoff genug hergäbe für eine Fallstudie über den Aufstieg eines Unternehmens seit Beginn der Industrialisierung, über Wagemut und soziales Engagement einer Unternehmerfamilie, wenn nicht die Linie im Dritten Reich abrupt abbrechen würde, weil es sich um eine jüdische Firma handelte. Die Rede ist von den Wolf Netter & Jacobi-Werken, die aus bescheidenen Anfängen in Bühl und im süddeutschen Raum zum größten deutschen Feinblechhersteller aufstiegen, wobei die Inhaber durch alle Generationen ein ausgeprägtes Gespür für politische und wirtschaftliche Veränderungen bewiesen: über die Reichsgründung 1871 und die Annexion von Elsaß und Lothringen, über den verlorenen Ersten Weltkrieg und den Verlust der Straßburger Betriebe bis zum unfreiwilligen Ende der Firma 1938, als die Inhaber einer drohenden Zwangsenteignung durch den Notverkauf an die Mannesmann AG zuvorkamen.

I Von der Firmengründung 1833 bis zur Niederlassung in Straßburg 1873

Die Bühler Linie der Netter (auch Neter, Noether¹) gehörte zu den alten und angesehenen jüdischen Familien der Stadt. Ihre Stammtafel reicht bis ins 18. Jahrhundert zurück. Über die formal rechtliche Gleichstellung der Juden hinaus (badische Toleranzedikte 1808 und 1811, Proklamation der Menschenrechte 1848, Bundes- bzw. Reichsgesetz vom 3. Juli 1868) fanden nur wenige jüdische Bürger aus der starken israelitischen Gemeinde (1877: 2 552 Katholiken, 290 Juden, 188 Protestanten) in Bühl gesellschaftliche Anerkennung. Zu ihnen gehörten die Söhne des 1828 verstorbenen Samuel Netter: Herz Netter erhielt 1830 das Ortsbürgerrecht. Wolf Netter, der Firmengründer, wurde 1783 in Bühl geboren. Sogar während der nationalsozialistischen Herrschaft

1 Die Familienangaben weitgehend nach den Stammbäumen im Nachlaß Oscar H. Netter, Leo-Baeck-Institute, New York. Zur englischen Linie gehört die Chemiker- und Unternehmerfamilie Melchett Mond, zur französischen Linie die Familie Charles Netter (Encyclopedia Judaica, Bd. 12, New York 1971, S. 241f., 1001f.). Die beiden ersten Abschnitte nach: Festschrift zum 25jährigen Jubiläum der Firma Wolf Netter & Jacobi in Straßburg i/E. 6. Februar 1873-1898. Straßburg o.J. Südwestdeutsche Industriechronik. Mannheim 21/1913. Besonderer Dank gilt Frau Erika Schappeler-Honnef, die mir ihr umfangreiches journalistisches Material über die Bühler Geschichte zur Verfügung stellte und entscheidende Hinweise gab.

wurde immerhin anerkennend vermerkt, daß diese jüdischen Familien „durch ihre Wohlhabenheit und als Arbeitgeber einen ziemlichen Einfluß gehabt“ und „sich auch durch Schenkungen an die Stadt verdienstlich gemacht haben“².

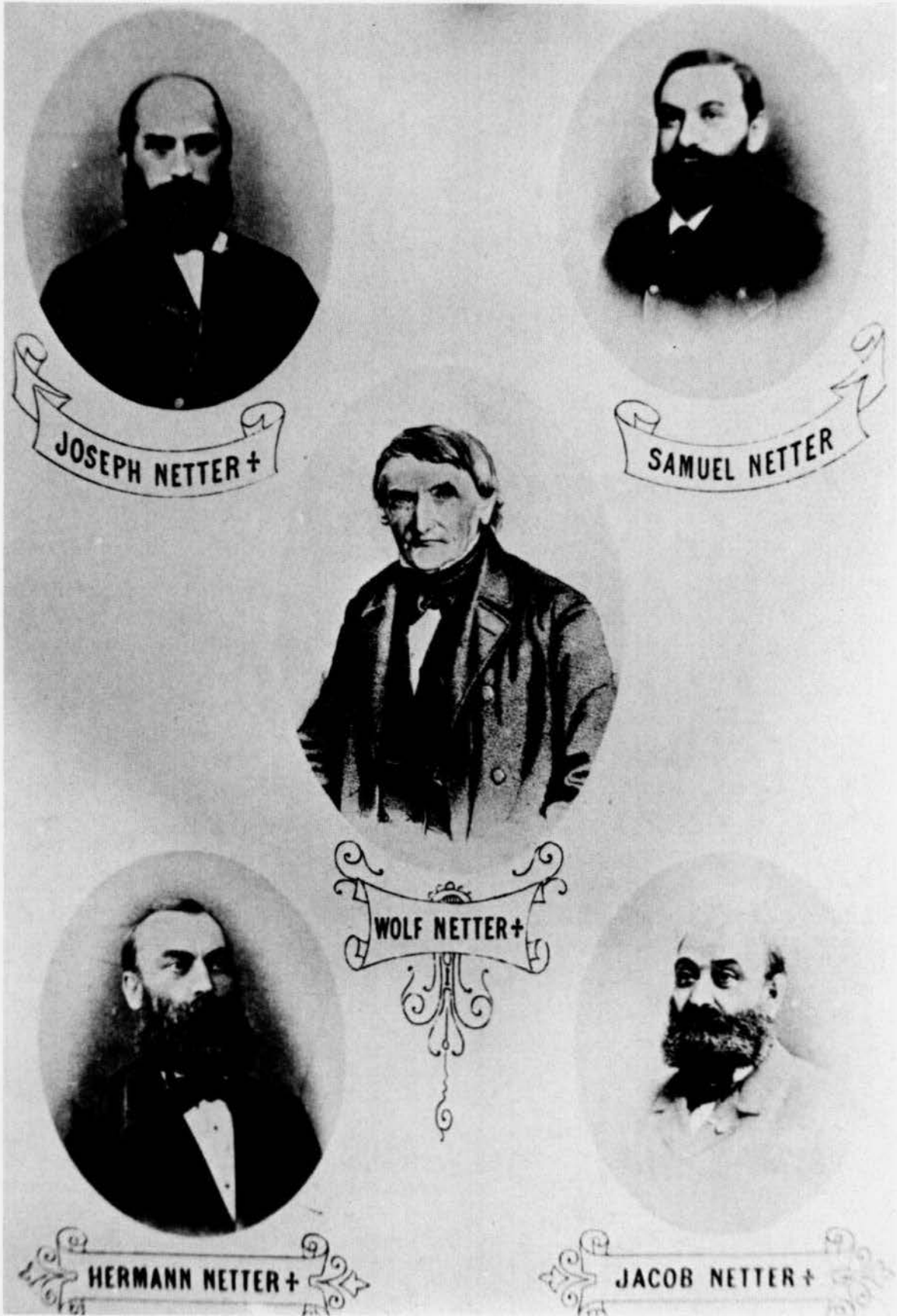
Als Schrottsammler betrieb Wolf Netter um die Jahrhundertwende einen kleinen Handel mit Artikeln aller Art, hauptsächlich mit altem Gußeisen und alten Metallen, die er bei den Eisenschmelzen in Bühl und Umgebung absetzte. Später kaufte er in Straßburg neues Bandeisen für Weinfässer, das in Bühl schnell Abnehmer fand. So wuchs ein regelrechtes Eisengeschäft in kaufmännischen Formen heran, das mit dem Eintritt der beiden ältesten Söhne des Gründers, Joseph und Jacob Netter, 1833 einen raschen Aufstieg nahm. Joseph, der in Bruchsal Kaufmann gelernt hatte, baute das Geschäft zum Eisengroßhandel aus. 1833 galt forthin als Gründungsjahr der Firma, die zu den ältesten ihrer Art im Großherzogtum Baden zählte. Jacob Netter besuchte als Reisender Lieferanten, betreute Kunden und warb neue. Trotz der außerordentlichen schwierigen Verkehrsbedingungen — das Eisen z. B. mußte aus den Hüttenwerken Neunkirchen und St. Ingbert im Saarland per Fuhrwerk herbeigeschafft werden — konnte Jacob Netter das Absatzgebiet über Bühl hinaus in den Schwarzwald, ins badische Oberland bis hinein in die Schweiz erweitern. Sicher, der „rastlose Fleiß, die reellen Geschäftsmethoden und die große Beliebtheit“, die Jacob Netter zugeschrieben wurden³, gewannen manchen Kunden hinzu, aber darüber hinaus bewiesen die Inhaber in ihren Investitionen unternehmerischen Weitblick und ein feines Gespür für die wirtschaftliche Entwicklung, denn mit dem Zollverein standen die Zeichen der Zeit auf zoll- und wirtschaftspolitische Einigung und Industrialisierung.

1853 wurde im industriellen Ludwigshafen eine Niederlassung gegründet, die der jüngste Sohn Wolf Netters, Samuel, leitete. Dieser Betrieb wurde 1874 als selbständige Firma „Wolf Netter Bekleidung“ ausgegliedert. Wolf Netter zog sich 1857 aus dem Unternehmen zurück und verkaufte an seine vier Söhne Joseph, Jacob, Hermann (alle Bühl) und Samuel (Ludwigshafen) „das von ihm unter der Firma ‚Wolf Netter‘ bisher betriebene und besessene Eisenhandels-geschäft dahier mit dem Filialgeschäft in Ludwigshafen und mit allen Gebäuden, Liegenschaften, Inventarständen, Warenvorräten (. . .) um die Kaufsumme von 40 000 Gulden.“ Der Kaufvertrag schrieb vor, daß das Geschäft von den Käufern mindestens zehn Jahre lang in Gemeinschaft zu betreiben sei, „indem ihm jeder alle seine Tätigkeit, Kräfte und Geldmittel zuwendet“⁴. Die Nachkommen von Wolf Netter, der 1859 in Bühl verstarb, sollten der Verpflichtung zur Gemeinsamkeit bis in die vierte Generation gerecht werden.

2 Geschichte der Stadt Bühl in Baden. Hrsg. von O. Gerke. Offenburg 1936, S. 48-50. Israelitische Kirchenbücher Bühl 1810-1870 im GLA Karlsruhe. Alle in Bühl verfügbaren Zeugnisse über Netter (Ehe-, Erteilungs- und andere Verträge) zusammengestellt im Nachlaß O. Netter (New York). Bürgermeister Burger an O. H. Netter, Bühl 18. 11. 1965, ebda.

3 Südwestdeutsche Industriechronik 21/1913, S. 1.

4 GLA 257 Bühl II Fasz. 814, 815.



Die Inhaber der Firma Wolff Netter & Jacobi



Die Inhaber der Firma Wolff Netter & Jacobi

Der 1864 als „kaufmännischer Beamter“ in die Firma eingetretene Salomon Jacobi (1846-1906) setzte als Vertreter die Kundenbetreuung überaus erfolgreich fort, nachdem Jacob Netter seine Reisetätigkeit 1866 aufgegeben hatte. Die günstige Konjunktur tat ein übriges, um den Umsatz zu steigern, so daß Grundstücke in der Bühler Rheinstraße und am Bahnhof für ein Magazin und einen Lagerplatz erworben werden konnten. Als am 1. August 1870 der älteste Teilhaber der Firma, Joseph Netter, starb, trat Jacobi seine Nachfolge an.

II *Vom Handel zur industriellen Produktion (Straßburg 1873 — 1918)*

Die durch die Reichsgründung angeheizte Hochkonjunktur und der siegreiche Krieg gegen Frankreich 1870/71 eröffneten mit Straßburg und dem Elsaß sozusagen „vor der Haustür“ ein neues Absatzgebiet. Der Wiederaufbau zerstörter Stadtteile sowie die zu erwartenden Neubauten von Zivil- und Militärbehörden im annektierten Reichsland versprachen eine rasche Expansion. Auf Anraten der badischen Regierung eröffnete Jacobi am 6. Februar 1873 in der Straßburger Kuppelhofgasse eine Filiale; bereits im August 1875 wurde am Waisenplatz ein Magazin, an der Züricherstraße ein Lagerplatz erworben. Damit war das Unternehmen endgültig über den Bühler Rahmen hinausgewachsen: Der Gesellschafter Hermann Netter zog 1875 nach Straßburg, starb allerdings schon im Mai 1880. Für ihn rückte 1881 der älteste Sohn Jacob Netters, Emil Netter, als Prokurist in das Unternehmen ein; er verstarb jedoch ebenfalls sehr früh im Juni 1885. Seine Stelle nahm Karl Leopold Netter, der dritte Sohn Jacob Netters, ein.

Die auf den überhitzten Boom der „Gründerjahre“ folgende Wirtschaftskrise, von der Karl Marx sagte, daß sie „selbst den Glückspilzen des neuen heiligen preußisch-deutschen Reiches Dialektik einpauken werde“⁵, berührte das Unternehmen dank der besonderen Lage im Elsaß nicht. Die Schleifung der alten Festungsanlagen ermöglichte es, 1881 beim neuen Straßburger Central- und Güterbahnhof am Kronenburger Ring ein großes Grundstück für ein Magazin mit Bahnanschluß, die Zentralbüros und Wohnräume der Gesellschafter zu erwerben. Der Handel mit verzinnten Bandeisen, verzinnten Eisenblechen in großen Formaten und poliertem Schwarzblech florierte, Artikel, die vornehmlich in Frankreich bezogen und dann in Elsaß-Lothringen, in der Schweiz und im gesamten süddeutschen Raum verkauft wurden. Als das Deutsche Reich unter dem Eindruck der „Großen Depression“ 1879 zu einer protektionistischen Handelspolitik überging und die Einfuhr von Blechen mit hohen Zöllen belegte, entschloß sich die Firmenleitung zum Schritt in die Fabrikation, die den Umsatz im Handel bald überholen und den Firmennamen über Deutschland hinaus bekanntmachen sollte. Zum 1. April 1883 wurde neben dem Magazin eine Verzinnerei gebaut, 1886 in Königshofen eine große

⁵ Marx-Engels-Werke 23, 28 (1873), zit. nach H.-U. Wehler: Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918. Göttingen 1973, S. 43. H. Rosenberg: Große Depression und Bismarck-Zeit. Berlin 1967.

Fabrik mit Dampfbetrieb und Gleisanschluß errichtet. Die Bleche wurden nach französischem Verfahren — der Werkmeister kam aus Paris — verzinkt oder verbleit. Das Unternehmen stellte als erste deutsche Firma verzinnte Bleche im Handelsformat von 1 x 2 m her. Gleichzeitig begann der Bau einer Verzinkerei für Bleche, Rohre und Eisen. Im März 1887 brannte die Fabrik „in Folge der Unvorsichtigkeit des Wärters“⁶ ab, die alten Holzgebäude wurden durch eine massive Fabrik mit modernsten Fertigungsanlagen ersetzt.

Da die Nachfrage nach feinen Blechen und Blechprodukten ständig stieg, erwarb die Firma 1887 in Adlershof bei Berlin ein Grundstück zum Bau einer Verzinkerei, Verbleierei und Verzinnerei. Als sich Seniorchef Jacob Netter 1888 zurückzog, rückten seine Söhne Karl Leopold und Adolf Netter als Gesellschafter nach. Der erste übernahm die Leitung der zukünftigen Berliner Fabrik, der zweite führte die Häuser in Straßburg und Bühl. Mit dem Wechsel an der Spitze und der Verlegung des Hauptsitzes von Bühl nach Straßburg wurde die bisherige Firma Wolf Netter in „Wolf Netter & Jacobi, Offene Handelsgesellschaft“ umgewandelt. Die günstige Entwicklung legte nahe, die Produktion nach vorn und hinten um die Herstellung der Rohmaterialien und die Verarbeitung der Bleche zu erweitern. Ein Kooperationsvertrag mit einem westfälischen Blechwalzwerk war der erste, die Übernahme des Schwarzwälder Blechwalzwerkes, vormals Sohler, in Hausach der zweite Schritt⁷. Das Werk wurde infolge Konkurses versteigert und konnte von Wolf Netter & Jacobi für eine Reihe von Jahren in Generalpacht mit Vorkaufsrecht und 1899 dann endgültig erworben werden. Werkmeister Rosenthal aus Finnentrop in Westfalen sorgte dafür, daß das hauptsächlich über eine Wasserturbine betriebene Werk nach und nach mit den modernsten Anlagen versehen wurde. Das Walzwerk stellte aus den Rohstoffen, die in Form von Platinen aus Lothringen, Luxemburg und aus dem Saarland geliefert wurden, feine Bleche (Firmenwerbung „Hausach Spezial“) für die Beschichtung in Straßburg her. Bereits 1900 wurde die Walzstraße auf drei Gerüste und um einen neuen Kastenglühofen erweitert. Gleichzeitig erwarb die Firma das ehemalig Bonzel'sche Finnentropener Walzwerk bei Siegen, das zu einem der größten und modernsten Feinblechwalzwerke Nordwestdeutschlands ausgebaut wurde.

Auf der einen Seite Bleche aus eigener Herstellung, auf der anderen Seite verstärkte Fertigung von Endprodukten: die Palette des Unternehmens verbreitete sich ständig. Den Betrieben in Straßburg und Berlin wurden eigene technische Büros mit Konstruktionswerkstätten angegliedert für Eisen- und Brückenbau jeglicher Art, wie Bahnhofshallen, Fabrikgebäude, Transportanlagen, ferner Wellblechaufbauten und Baracken sowie schwarzen, verzinkten und verbleiten Blecharbeiten, Rohrleitungen, Reservoirs, Boilern, Fässern und Blechgefäßen, die vor allem für den Export bestimmt waren.

6 Festschrift zum 25jährigen Jubiläum, S. 13

7 200 Jahre Eisenwerk Hausach. In: Mannesmann-Archiv M 17 300. H. Schneider-Strittmatter, Chronik der Stadt Hausach. Hausach 1966, S. 202, 208 f. — K. Klein: Das Walzwerk — das Herzstück der Hausacher Industrie. In: Schwarzwälder Bote (5. 9. 1980), wieder abgedruckt in: Die Ortenau 61 (1981), S. 232-237.

In dem neuen Straßburger Rheinhafen, für den Salomon Jacobi als Gründer der Rheinschiffahrtsgesellschaft seit 30 Jahren gekämpft hatte, konnte die Firma nach der Jahrhundertwende ein Gelände von mehr als 50 000 qm für ein elektrisch betriebenes Walzwerk erwerben, das die Verzinkerei in Königshofen mit Rohblechen und den süddeutschen und -europäischen Raum mit Schwarzblechen versorgen sollte. Damit waren Wolf Netter & Jacobi das erste Industrieunternehmen, das sich im Straßburger Hafen ansiedelte, „als dies noch ein Wagnis war“. Es wurde zum größten Abnehmer des Elektrizitätswerkes der AEG, das Emil Rathenau dort 1895 auf Anraten seines Sohnes Walther hatte erbauen lassen⁸.

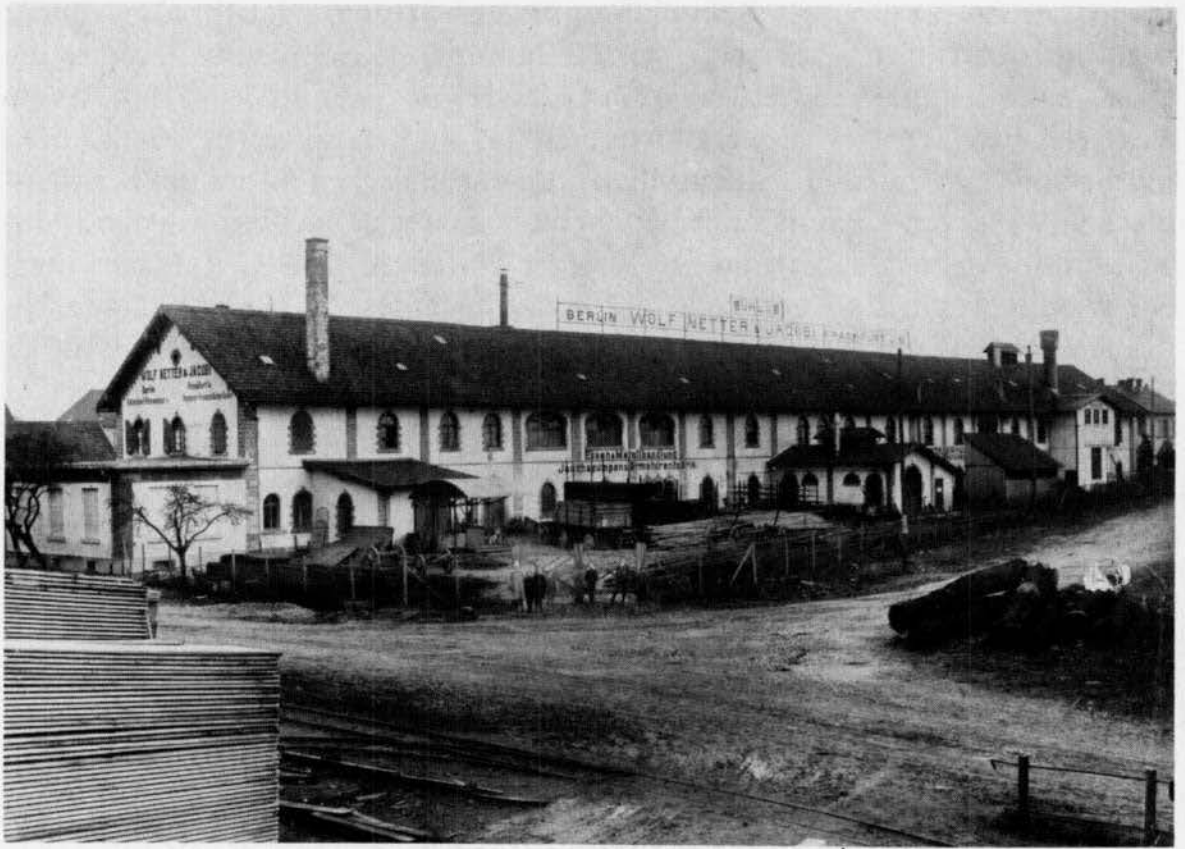
1905 wurde die Lipmann'sche Patentbüchergestellfabrik gekauft, die eiserne Bibliotheks- und Archiveinrichtungen für die ganze Welt herstellte. Die Produktion von Regalen, Registraturen und Büromöbeln wurde nach Königshofen gelegt und nahm in kürzester Zeit einen derartigen Aufschwung, daß bald im Rheinhafen neue Fertigungshallen gebaut werden mußten.

1890 beschäftigt die Firma 100 Ingenieure und Angestellte sowie 800 Arbeiter, sie produzierte über 30 000 Tonnen Fabrikate jährlich; 1912 waren es schon über 2 500 Arbeiter und mehr als 350 „technische und kaufmännische Beamte“, die Produktion belief sich auf mehr als 70 000 Tonnen pro Jahr. Die Handelsabteilung schlug jährlich über 60 000 Tonnen Waren um. Damit waren „Wolf Netter & Jacobi“ in dieser Branche mit Abstand das größte Unternehmen Kontinentaleuropas, das sich zudem eines ausgezeichneten Rufes erfreute. Bei so einem Umsatz konnte das süddeutsche Handelsgeschäft nicht mehr von Bülh aus getätigt werden, die Abteilung wurde aufgelöst und in Straßburg zusammengefaßt. In Baden-Baden wurde ein Filiale gegründet. Die Zentralverwaltung für die norddeutschen Betriebe stand in Berlin.

Der Erfolg des Unternehmens erklärte sich nicht zuletzt dadurch, daß die Söhne in die Fußstapfen ihrer Väter traten und eine kontinuierliche Geschäftsführung gewährleisteten.

Nach dem Tode von Adolf Netter 1905 befand sich der Betrieb mit Kommerzienrat Karl Leopold Netter und Regierungsbaumeister Ludwig Netter schon in der dritten Generation in Familienbesitz. Salomon Jacobi, ebenfalls Kommerzienrat, verstarb am 31. Dezember 1906 als Seniorchef. Er hatte sich in drei Jahrzehnten nicht nur für die Firma, sondern auch im Gemeinderat der Stadt Straßburg (1886, 1891, 1896), in der Handelskammer Unterelsaß, als Handelsrichter, im Verband Südwestdeutscher Industrieller und in anderen Ehrenämtern für das Wirtschaftsleben, besonders für die Rheinschiffahrt bis Straßburg eingesetzt. Seine Söhne Eugen und Paul Jacobi waren schon länger als Diplomingenieure in Straßburg tätig und wurden nun Teilhaber. Damit folgten auf die Kaufleute der ersten Generation jetzt Akademiker und Ingenieure.

⁸ Die wirtschaftliche Entwicklung Elsaß-Lothringens 1871 bis 1918. Hrsg. im Auftrage des Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt von M. Schlenker. Frankfurt 1931, S. 240. — Wissenschaft, Kunst und Literatur in Elsaß-Lothringen 1871-1918. Hrsg. von G. Wolfram. Frankfurt 1934, S. 41, 43, 56f., 514: Über die Ausstattung der Straßburger Universität mit Regalen von Netter & Jacobi, Stiftungen von S. Jacobi (Volksbibliothek Alter Bahnhof, Hohkönigsburg-Verein 1904-06) und von Eugen Jacobi (Universitätsbibliothek).



Die Werksabteilung Bühl



Das Stammhaus in Bühl

Dem Unternehmen die Treue zu halten, galt auch bei vielen Betriebsangehörigen, vom Meister bis zum Arbeiter, als beachtenswerter Grundsatz. Das soziale Engagement der Inhaber zeigte sich in Krankenkassen in Straßburg, Berlin, Finnentrop und Hausach. Über die gesetzlichen Verpflichtungen hinaus bestand eine firmeneigene Stiftung für „nothleidende Angestellte und Arbeiter“, die von 20 000 Mark im Jahr 1891 auf 100 000 Mark im Jahr 1898 stieg. Die meisten Fabriken verfügten über eigene Kantinen und Betriebswohnungen. Freizeitvereine wie den „Gesangverein Walzwerke“ in Hausach unterstützte die Firmenleitung ideell und finanziell.

Obwohl das Stammhaus Bühl für das Unternehmen an Bedeutung verloren hatte, zeigten Adolf und Karl Leopold Netter mit zahlreichen Spenden, wie sehr sie an ihrer Heimatstadt hingen: Die Gewerbe- und Handelsschule in Bühl erhielten ebenso wie die Armenhilfe mehrfach finanzielle Zuwendungen, der „Großherzog-Friedrich-Jubiläums-Thurm“ am Affentalerweg, der am 20. Juli 1902 als Aussichtsturm eingeweiht wurde, der Stadtgarten (1906) mit dem Brunnen des Großherzogs (1909) sind Netter'sche Stiftungen. Als Dank ernannte die Stadt Bühl Karl Leopold Netter 1906 zu ihrem Ehrenbürger⁹. Als er am 14. Juli 1922 starb, unterstrich Bürgermeister Dr. Grüninger in seiner Trauerrede die Verbundenheit des Verstorbenen, „unseres größten Wohltäters“, mit seiner Heimatstadt.

So feierte die „Wolf Netter & Jacobi“ - OHG 1913 ein Doppeljubiläum auf dem Höhepunkt ihrer wirtschaftlichen Entwicklung: die Firma wurde 80, die Straßburger Filiale 40 Jahre alt, während die drohenden Wolken des Ersten Weltkrieges heraufzogen, die das Unternehmen in gefährliche Turbulenzen stürzen sollten.

III *Der Verlust der Straßburger Betriebe und der Neubeginn als Kommanditgesellschaft auf Aktien*

Der verlorene Erste Weltkrieg, an dem die Gesellschafter Ludwig Netter als Rittmeister der Reserve und Dr. Julius Seligsohn-Netter als Leutnant der Reserve als aktive Frontoffiziere teilgenommen hatten, brachte mit dem Verlust Elsaß-Lothringens 1918 ein Jahr später die Zwangsliquidation der Betriebe und die Ausweisung der in Straßburg ansässigen Firmeninhaber sowie eines großen Teils der Belegschaft. Gemäß Artikel 297 des Versailler Vertrages und der deutsch-französischen Abmachungen vom 26. 8. und 3. 9. 1921 wurden die Liquidationserlöse dem Reparationskonto des Deutschen Reiches gutgeschrieben. In einem Schreiben an den Liquidationsvollstrecker Rechtsanwalt

9 Der Großherzog-Friedrich-Jubiläums-Thurm und seine Einweihung am 20. Juli 1902. In: Bühler Wochenblatt 22. 7. 1902. Vor 60 Jahren wurde der Bühler Aussichtsturm eingeweiht. In: Badisches Tagblatt 20. 7. 1962. Stadt Bühl an C. L. Netter Bühl 11. 10. 1906 (mit der Ehren-Urkunde). C. L. Netter an den Gemeinderat der Stadt Bühl, Berlin 15. 10. 1906 und 4. 1. 1907. Das grüne Herz der Stadt: In: Badische Neueste Nachrichten 15. 5. 1964 Alle Stücke im Nachlaß O. Netter, New York. E. Schnappeler-Honnef, Bühl. Ein geschichtlicher Beitrag zum Wandel einer Stadt. Bühler Blaue Hefte 28/29/30 (1977).

Schissele vom 15. Januar 1919 betonte Eugen Jacobi, daß die bisherigen Inhaber es „selbstverständlich vorgezogen hätten, selbst unsere Geschäfte weiter zu betreiben, daß wir uns aber nach Lage der hiesigen Verhältnisse klar geworden sind, daß dies nicht mehr möglich ist“¹⁰. Den Zustand der Schwebelage vom Spruch des Präsidenten des „Tribunal Régional de Strasbourg“ vom 1. 7. 1919, der die Betriebe als beschlagnahmt erklärte, bis zum Übernahmevertrag zwischen Netter & Jacobi und der französischen Nachfolgefirma vom 31. 3. 1920 nutzten die verbliebenen Betriebsangehörigen, um Geschäftsunterlagen, vor allem Patente und Konstruktionspläne, an den Behörden vorbei nach Deutschland zu schaffen. In einem Bericht an den Justizdirektor warnte der Präfekt davor, daß Schissele zu sehr unter dem Einfluß von Netter & Jacobi stünde und daß Jacobi in Deutschland eine ähnliche Industrie aufbauen würde. Er empfahl, die verbliebenen Angestellten schleunigst auszuweisen¹¹.

Unter den französischen Bewerbern erhielt per Gerichtsbeschluß vom 16. 1. 1920 die „Société d’Etudes Métallurgiques et Minières“, später Forges de Strasbourg, den Zuschlag, weil sie die Anlagen im Hafen durch Siemens-Martin-Hochöfen ergänzen sowie in Königshofen Automobile produzieren und einen Großteil der Aktien elsässischen Interessenten überlassen wollte. Nach zweijähriger Zwangspause für die Fabriken begannen die Forges ihre Tätigkeit mit praktisch unverändertem Produktionsprogramm, allerdings mit hohen Verlusten, zumal die Behörden den Vertrag mit Netter & Jacobi wegen der dort ausgewiesenen Verluste nicht genehmigten. Der Liquidationserlös belief sich auf etwa 28 Millionen Goldfrancs, von denen die Inhaber Karl und Ludwig Netter, Julius Seligsohn-Netter, Eugen und Paul Jacobi rund 14 % aufgrund der Kriegsschädengesetzgebung in Reichsschuldbucheintragungen erhielten. Laut einer Zusammenstellung des ehemaligen Reichsministeriums für Wiederaufbau und des Reichsfinanzministeriums vom Mai 1928 wurde der Schadensgrundbetrag für den verlorenen Besitz von „Wolf Netter & Jacobi“ im „Grenzlandwest“ mit 31,1 Mio. RM angegeben, für die das Reich 376 000 RM Entschädigung gezahlt hatte¹². Damit „wäre es“ — wie ein bekannter Wirtschaftsjournalist schreibt — „für die Eigner bequemer gewesen, sich . . . ins Privatleben zurückzuziehen oder allenfalls das Handelsgeschäft weiterzuführen. Aber die Inhaber waren wohl Unternehmer von jener patriarchalischen Art, die sich der Verpflichtung gegenüber der alten Belegschaft nicht leichten Herzens entledigen kann.“¹³

Jedenfalls bemühten sich die Besitzer, durch Ankauf geeigneter Produktionsstätten und Ausbau der bestehenden Werke alle aus Frankreich ausgewiesenen Arbeiter und Angestellten in Deutschland unterzubringen. Davon profitierte

10 Eugen Jacobi an Schissele, Straßburg 15. 1. 1919. (Archives Départementales A. L. 144/125: Wolf Netter & Jacobi 1919-1923).

11 Archives Départementales de Strasbourg A. L. 144/125.

12 Bundesarchiv Koblenz R 2/603. Mannesmann-Archiv M 17 339 (Übersicht vom 27. 1. 1938).

13 K. Pritzkolet, Gott erhält die Mächtigen. Rück- und Rundblick auf den deutschen Wohlstand. Düsseldorf 1963, S. 36.

besonders Hausach, wo das Walzwerk so erweitert wurde, daß es bei voller Ausnutzung etwa 15 000 t Feiblech pro Jahr herstellen konnte. Dieses neben einem bayrischen Walzwerk einzige Unternehmen im süddeutschen Raum erhielt aber in der Folgezeit im traditionellen Absatzmarkt Schweiz starke französische Konkurrenz.

In Bühl wurde in einem Fabrikgebäude Ecke Güter-Rheinstraße die Fertigung von „Industriebauten aller Art . . . , Wellblechhallen, Auto- und Motorradgaragen, Fahrradgestellen, Magazinregalen, . . . Stahltores“¹⁴ aufgenommen. Die Produktion von landwirtschaftlichen Maschinen und Jauchepumpen konnte jedoch wegen mangelnder Rentabilität nicht lange aufrechterhalten werden.

Am 15. Dezember 1925 wurden die verstreuten Produktionsbetriebe und Beteiligungsgesellschaften zur „Wolf Netter & Jacobi-Werke, Kommanditgesellschaft auf Aktien“ und die Handelsabteilungen zu drei Gesellschaften mit Sitz in Berlin, Frankfurt und Den Haag zusammengefaßt. Mit der Hoesch AG, Dortmund, schloßen Netter & Jacobi 1927 einen auf 15 Jahre befristeten Kooperationsvertrag, der die Lieferung von Rohstoffen und Halbzeug zu Vorzugspreisen einräumte und der Hoesch AG einen Schritt in die Weiterverarbeitung gestattete. Nachdem bis 1928 ständig Kapitalerhöhungen vorgenommen und Dividenden zwischen 5 und 7 % gezahlt werden konnten, geriet die Netter & Jacobi KG a.A. in den Sog der Weltwirtschaftskrise: Sinkende Umsätze zwangen zur Senkung des Aktienkapitals von 7 Mio. RM auf die Hälfte. Die Geschäftsführung beschränkte die Entlassung von Betriebsangehörigen auf ein Mindestmaß. Die Zahl der Beschäftigten ging von 1 400 (1931/32) auf 1 100 (1932/33) zurück. Die nationalsozialistische Machtergreifung fiel in das Jahr des 100jährigen Firmenjubiläums. Als der Gesellschafter Eugen Jacobi 1934 verstarb, erwiesen ihm viele Betriebsangehörige, darunter auch Delegationen aus Bühl und Hausach, in Frankfurt die letzte Ehre.¹⁵

IV Die „Arisierung“ der Wolf Netter & Jacobi-Werke

Unter dem Schatten des Hakenkreuzes erlebte die Firma dank der energischen Aufrüstung eine erneute Blüte: Der Umsatz stieg von 16 Mio. (1932/33) auf 40 Mio. RM im Geschäftsjahr 1936/37, die Beschäftigtenzahlen kletterten auf 2 750 (1935/36), die Hauptversammlung 1936 erhöhte das Kapital auf 5 Mio. RM, und ab 1935 wurden wieder Dividenden ausgeschüttet. Im Produktionsprogramm stand u.a. „Führerschränke für Arbeitsdienstlager“ und Stahlkonstruktionen für Betonunterstände für den Versand an die polnische Grenze

14 Firmenkatalog, zur Verfügung gestellt von Frau Schappeler-Honnef.

15 Handbuch der Deutschen Aktiengesellschaften. Ausgabe 1938, Bd. 1, S. 180 f. Die Industrie in Baden im Jahr 1925 auf Grund amtlichen Materials mit 16 Karten. Hrsg. vom Badischen Statistischen Landesamt, Karlsruhe 1926, S. 28, 64, 71, 98. Mitteilung von Frau Schappeler-Honnef.

(„Polenaufträge“)¹⁶. Ein Großteil der Produktion ging indessen in den Export, so daß die Firma zumindest zur Zeit des auf die Ausfuhr setzenden Wirtschaftsministers Hjalmar Schacht (bis 1937) relativ unbehelligt blieb.

Dennoch verschlossen die Inhaber vor der schrittweisen Verdrängung der Juden aus dem Wirtschaftsleben nicht die Augen. Die persönlich haftenden Gesellschafter, Regierungsbaumeister Ludwig Netter und Rechtsanwalt Dr. Julius Seligsohn-Netter, begründeten die unübersichtlichen Beteiligungen der Firmengruppe und lösten Versorgungs- und Pensionsansprüche ab, um einen eventuellen Verkauf zu erleichtern. Seit dem Vierjahresplan von 1936, der laut einem Zusatz von Adolf Hitler Deutschland wirtschaftlich kriegsbereit machen sollte, und unter dem Interimswirtschaftsminister Hermann Göring, der Schacht abgelöst hatte, wurde die „Arisierung“ jüdischer Firmen forciert, indem kleine Betriebe unter deutscher Leitung zusammengefaßt oder ganz stillgelegt und größere Objekte von deutschen Konzernen übernommen wurden¹⁷. Im Sommer 1937 knüpften die Inhaber in aller Stille Kontakte zum Generaldirektor der Mannesmann-Röhrenwerke, Wilhelm Zangen. Am 26. Januar 1938 war der Übernahmevertrag unterschriftsreif, der den Verkauf der Wolf Netter & Jacobi-Werke KG. a. A. und der Offenen Handelsgesellschaften in Berlin und Frankfurt einschließlich Aufkauf der Kommanditaktien, Übernahme der Stillhalteschulden und anderer Verbindlichkeiten für 10,3 Mio. RM und die Umwandlung des Unternehmens in die „Mannesmann-Stahlblechbau AG“ vorsah. Über ausländische Tochtergesellschaften von Mannesmann sollten zudem einmalig 38 000 Pfund Sterling an die ehemaligen Gesellschafter gezahlt werden, und es wurde vereinbart, Ludwig Netter und Julius Seligsohn-Netter gegen ein monatliches Entgelt von 1 000 Pfund für zwei Jahre in Großbritannien zu beschäftigen. Diese Konstruktion war notwendig, um die Genehmigung des Oberfinanzpräsidenten von Berlin und der Reichsstelle für Devisenbewirtschaftung zum Verkauf zu erhalten. Die Genehmigung traf am 27. Februar ein mit der Auflage, eine „ersatzlose Abgabe“ von 1,5 Mio. RM an die staatliche Golddiskontbank zu leisten, so daß die Umwandlung der Netter & Jacobi-Werke zum 28. Februar vollzogen wurde. Die außerordentliche Hauptversammlung der Kommanditaktionäre vom 29. März stimmte den geschlossenen Vereinbarungen zu.

Damit gelang Mannesmann nicht nur ein großer Schritt in die Weiterverarbeitung, sondern die Firma erwarb auch die angesichts der Rohstoffknappheit und -bewirtschaftung so wichtigen Quoten der Netter & Jacobi-Werke und anderer jüdischer Betriebe, deren Inhaber z. T. nach Vermittlung von Netter und

16 Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade), I (1934), S. 336. K. Pritzko-
leit, ebda.

17 G. Keiser, Der jüngste Konzentrationsprozeß. In: Die Wirtschaftskurve. Hrsg. unter Mitwirkung der Frank-
furter Zeitung. II (1939). S. 136-156. — Grundlegend: H. Genschel, Die Verdrängung der Juden aus der
Wirtschaft im Dritten Reich. Göttingen 1966. U. D. Adam, Judenpolitik im Dritten Reich. Düsseldorf 1972.
S. 172.

Seligsohn noch im gleichen Jahr verkauften. Der einflußreiche Generaldirektor Zangen trat im Umgang mit den nationalsozialistischen Machthabern selbstbewußt auf. So konnte er ein vorzeitiges Bekanntmachen der Übernahme von Netter & Jacobi durch den „Völkischen Beobachter“, der von der bevorstehenden Transaktion Wind bekommen hatte, ebenso verhindern wie Versuche von NSDAP-Stellen, Mannesmann wegen der „Entjudungsgeschäfte“ noch einmal zur Kasse zu bitten. Wenn auch der Mannesmann-Vorstand gegenüber den jüdischen Inhabern mit größtmöglicher Schonung und im Rahmen kaufmännischer Regeln verfuhr, so gehörte die Firma doch in den folgenden Jahren zu den größten Nutznießern der „Arisierung“, und die Teilhabe an solchen Praktiken ließ den Schluß zu, daß Zangen wie viele andere Führungskräfte der Wirtschaft den Willen der Machthaber zum Krieg und zur „Endlösung“ zwar nicht teilten, ihm aber keinen Widerstand entgegengesetzten und sich nach Kräften an der Ausführung dieses Programmes beteiligten¹⁸. So leistete Zangen im November 1938 der Berufung zum Leiter der „Reichsgruppe Industrie“ durch Wirtschaftsminister Funk Folge. Die Reichsgruppe, die ständische Vertretung der Großindustrie, wirkte an allen wichtigen wirtschaftspolitischen Entscheidungen mit und war das maßgebliche Gremium zur Organisation der Rüstungsindustrie im Kriege.

Die ehemaligen Inhaber der Netter & Jacobi-Werke hatten — wie so oft in der Geschichte des Unternehmens — Gespür für politische Entwicklungen bewiesen, denn ein halbes Jahr später, am 12. November 1938 — unmittelbar nach der „Reichskristallnacht“ — fand jene berüchtigte Ministerbesprechung bei Hermann Göring statt, die die Ausschaltung der Juden aus dem Wirtschaftsleben besiegelte. Ludwig Netter und Dr. Seligsohn-Netter emigrierten im Frühsommer 1938 in die Schweiz bzw. nach Großbritannien. Nicht für alle Nachkommen von Wolf Netter und Salomon Jacobi ging es so glimpflich ab¹⁹.

Die Niederlassungen in Bühl und Hausach wurden Werksabteilungen der Mannesmann-Stahlblechbau AG. Da Bühl 1938/39 nur 4,7 % und Hausach 7,3 % am Gesamtumsatz der Gesellschaft ausmachten, beschloß der Mannesmann-Vorstand am 14. März 1938, Bühl stillzulegen und Hausach „zu einem guten Preis“ an die Saarwerke Dillingen oder Röchling zu verkaufen. Die Buchhaltung für die süddeutschen Betriebe wurde von Frankfurt

18 Mannesmann-Archiv: M 17 300, 17 304, 17 339, 17 400. K. Pritzkolet, Die neuen Herren. Düsseldorf. Die Mächtigen in Staat und Wirtschaft. Wien-München-Basel 1955, S. 378-383. G. W. Hallgarten — J. Radkau, Deutsche Industrie und Politik von Bismarck bis heute. Frankfurt-Köln 1974. S. 250-269. 75 Jahre Mannesmann. Geschichte einer Erfindung und eines Unternehmens. 1890-1965. Düsseldorf 1966, S. 124-126.

19 Internationales Militärtribunal Nürnberg (IMT), Dokument D 1816 PS: Stenographische Niederschrift von einem Teil der Besprechung über die Judenfrage unter Vorsitz von Feldmarschall Göring im RLM am 12. November 1938, 11 Uhr. Emil Netter, der in der „Arbeitsgemeinschaft der Jewish Agency und des Keren Hajessad“ in Frankfurt für die Emigration nach Palästina warb, beging 1936 Selbstmord (Dokumente zur Geschichte der Frankfurter Juden 1933-1945. Frankfurt 1963. S. 399 f., 547.). Die Schwester von Dr. Erwin Jacobi, der 1934 nach Palästina ausgewandert war und später bei Paul Hindemith in der Schweiz in Musikwissenschaft promovierte, hatte sich 1935 das Leben genommen, seine Mutter starb 1943 in Theresienstadt.

nach Berlin verlegt, wogegen der Leiter des Bühler Werkes, Krische, Einwände erhob und Hausach vorschlug. „Da das Personal Wolf Netter stark über-
setzt erscheint“, beschloß der Mannesmann-Vorstand ferner, „die Nichtarier
nach ihrem Ausscheiden nicht zu ersetzen“²⁰. 1937 waren in Bühl 93 Arbeiter
und 22 Angestellte, in Hausach 136 Arbeiter und 13 Angestellte beschäftigt.
Neun Tage nach dem Beschluß zur Auflösung des Werkes in Bühl setzte sich
der Bühler Bürgermeister in einem Brief an Zangen für den Erhalt der Arbeits-
plätze ein: Die Übernahme durch Mannesmann hätte die „begeisterte Zustim-
mung der Betriebsgefolgschaft“ gefunden. „Insbesondere wurde es begrüßt,
daß an Stelle der jüdischen Firma jetzt ein so bekannter und angesehener Kon-
zern tritt.“ Die ehemaligen Gesellschafter Netter und Seligsohn, die den be-
triebswirtschaftlich notwendigen Personalabbau *nicht* durchgeführt hatten
und deren Familien so viel für Bühl getan hatten, griff der Bürgermeister
scharf an:

„Man nimmt deshalb auch an, daß diese beiden Herren es versuchen, Sie selbst bei Ihren Ent-
schließungen über das künftige Schicksal des hiesigen Werkes in einem Sinne zu beeinflussen, der
für uns ungünstig ist. Meine Bitte geht deshalb dahin, bei Ihren Entscheidungen diesen jüdischen
Herrschaften weniger Gehör zu schenken, zumal sich dieselben auch vorher nicht allzuviel um das
Werk gekümmert haben.“

Auch der Bühler Kreisobmann der Deutschen Arbeitsfront setzte sich für den
Erhalt des Werkes bei Zangen ein — aber ohne antisemitische Töne, die bei
Zangen ohnehin nicht verfangen, weil er die ehemaligen Inhaber als honorige
Geschäftspartner kennen- und schätzengelert hatte. Zudem lag es nicht auf
der Linie des Mannesmann-Vorstands, ideologische Verirrungen zu berück-
sichtigen, wo es um Geschäfte ging.

In seinen Antworten machte Zangen dann auch dem Bürgermeister und dem
DAF-Kreisobmann keinerlei Hoffnungen: „Es ist mir freilich aufgefallen,
daß dieses Werkchen trotz der augenblicklich guten Wirtschaftslage immer
noch Verluste hat, was zu Bedenken Anlaß gibt.“²¹

Auch ein großes Grundstück neben dem Lager der Handelsabteilung, das die
Stadt zu dem günstigen Preis von 4,50 RM/qm zum Verkauf anbot, vermochte
die Stilllegung des Werkes im Januar 1940 nicht zu verhindern. Teile der Fa-
brikation wurden nach Hausach und vor allem nach Königshofen verlegt,
nachdem die Mannesmann-Stahlblechbau AG dort die 1919 enteigneten Net-
ter & Jacobi-Anlagen im Herbst 1940 — sehr zum Ärger des Militärbefehls-
habers im besetzten Paris und mancher Parteistellen — übernommen und
jegliche Beteiligung französischer Aktionäre mit dem Hinweis abgelehnt hat-
te, daß „gleichartige Vorschläge unserer Rechtsvorgängerin, der Wolf Netter
& Jacobi-Werke, im Jahre 1919 seitens der Franzosen abgelehnt worden

20 Protokoll der Vorstandssitzung der Mannesmann-Werke vom 14. 3. 1938 (Mannesmann-Archiv M 17 300).

21 Bürgermeister Bühl an Generaldirektor Zange (!), Bühl 23. 3. 1938, DAF-Kreisobmann, dito. Zangen an
Bürgermeister, Düsseldorf 31. 3. 1938. (Mannesmann-Archiv M 17 300).

seien.“²² 1944/45 sollte sich das gleiche Spiel noch einmal, dann aber wieder mit anderem Vorzeichen, wiederholen. Nachdem Pläne gescheitert waren, das stillgelegte Werk Bühl an den badischen Staat zu verkaufen, wurde es am 21. Januar 1941 aufgelöst²³.

Dank großer Rüstungsaufträge vom Oberkommando der Wehrmacht und vom Reichsluftfahrtministerium gab Mannesmann die Pläne auf, das Walzwerk Hausach zu verkaufen, es wurde aber in der Folgezeit stärker auf Blechverarbeitung umgestellt. Bei einer Betriebsprüfung im Frühjahr 1939 gab die Kantinenkasse Hausach der Zentrale Anlaß zur Beanstandung: Nicht nur daß offensichtlich zu viel Bier getrunken wurde, auch die „Unmenge Arbeit . . ., die mit der Stundung und Hereinholung der Pfennigbeträge verbunden war“, wurde gerügt und veranlaßt, „daß die Pumpwirtschaft zum 1. 5. d. J. aufhört“. Ferner sollte die Abgabe von Kohle an Belegschaftsmitglieder nur noch auf Berechtigungsscheine erfolgen, mit Ausnahme der Personen, die vertraglich „freien Brand“ erhielten; ebenso sollten die Mieten — die Firma besaß ein „Herrenhaus“ mit fünf Wohnungen und fünf Reihenhäuser mit 30 Wohnungen — strenger eingetrieben werden, ausgenommen die Personen mit vertraglichem freiem Wohnrecht.

Die Belegschaft stieg auf 20 Angestellte und 206 Arbeiter im Jahre 1940. Aus steuerlichen Gründen wurden die Blechwalzwerke Finentrop und Hausach aus der Mannesmann-Stahlblechbau AG herausgelöst und den Mannesmann-Werken angegliedert. Die Röhrenwerke verpachteten dann die Betriebe wieder an die Stahlblechbau AG.

Am Ende des Zweiten Weltkrieges wurde das Kernstück der ehemaligen Netter & Jacobi-Werke, der Betrieb in Berlin-Adlershof, zerstört und von den Russen besetzt. Die Werke in Straßburg wechselten zum dritten Mal den Besitzer, die „Forges de Strasbourg“ übernahmen ihre 1940 verlorengegangenen Anlagen wieder. Die alliierten Maßnahmen gegen die deutsche Großindustrie gingen für Mannesmann glimpflich aus: Zangen, obwohl Leiter der „Reichsgruppe Industrie“, mußte für einige Wochen ins Internierungslager; Mannesmann wurde „entflochten“, wuchs aber in der Folgezeit zu einem größeren Unternehmen wieder zusammen. Zu Beginn der 50-er Jahre zahlten die Mannesmann-Werke im Rahmen der Wiedergutmachung Entschädigungen an die Familien der ehemaligen Eigner der Wolf Netter & Jacobi KG. Mannesmann-Handel betreibt heute in Bühl ein Verkaufsbüro seiner Niederlassung Mannheim. In den 70-er Jahren verkaufte Mannesmann das Hausacher Werk an den Thyssen-Konzern.

22 Aktennotiz über Besprechung in Hauptverwaltung Forges de Strasbourg, Paris, 11. 12. 1940 (Mannesmann-Archiv M 17 346).

23 Mannesmann-Archiv 17 339, 17 340. Amtsgericht Bühl Registergericht HR Bd. II OZ 11.

24 Mannesmann-Archiv 17 339, 17 340.

Die Glashütte Achern

Ihre Entstehung, ihre Entwicklung und Bedeutung¹

Karl Bönsch

Die Glashütte Achern ist in wirtschaftlicher Hinsicht für den mittelbadischen Raum und insbesondere für die heutige Große Kreisstadt Achern ein gewichtiger Faktor. Rund 700 Mitarbeiter, die aus dem Umkreis von Achern kommen, finden hier Arbeit und Brot.

Das Werk verdankt seine Existenz dem Weitblick und dem unternehmerischen Wagemut des Schwaben Johann Georg Boehringer aus Buhlbach (Gemeinde Baiersbronn). Dank der Tüchtigkeit seiner leitenden Angestellten sowie dem Fleiß und Können seiner Arbeiter gewann es eine angesehene Stellung innerhalb der deutschen Hohlglasproduktion. Heute ist die Glashütte Achern ein Teilwerk der Gerresheimer Glas AG mit dem Sitz in Düsseldorf, die 35 % Marktanteil an der deutschen Hohlglasproduktion besitzt. Innerhalb des Konzerns steht sie an 2. Stelle; ihr Anteil am deutschen Markt beträgt 6—7 %. Der Aufstieg des Werkes steht im Zusammenhang mit der Entwicklung der Glasschmelzkunst im südwestdeutschen Raum.

Die Entwicklung der Glasschmelzkunst im südwestdeutschen Raum

Eine Art Glasproduktion dürfte es mit Sicherheit innerhalb des badischen Raumes in vorkarolingischer Zeit nicht gegeben haben. Die früheste Nachricht von einer umfangreichen Verwendung von Glas auf badischem Boden kommt von der Insel Reichenau. Aus einem Gedicht wissen wir, daß Abt Liuthar in den Jahren 926 bis 934 das dortige Marienmünster mit Glasfenstern ausgestattet hat. Eine Art Glashütte im Hinterland des Bodensees muß damals also bestanden haben, wenngleich ausdrückliche Angaben fehlen. Konkretere Hinweise sind erst in späterer Zeit zu finden. Jedenfalls war die Glaserzeugung seit der Karolingerzeit zunächst so gut wie ausschließlich an die Kirche gebunden.

¹ Diese Abhandlung wurde erstellt unter Verwendung von Archivmaterial aus der Glashütte Achern sowie der Gerresheimer Glas AG, Düsseldorf.

Lit.: 75 Jahre Glashütte Achern. Achern. — 1961. H. Schulz, Die Geschichte der Glaserzeugung. 1928. — L. Moser, Badisches Glas. Seine Hütten und Werkstätten. Wiesbaden. 1969. — R. Metz, Mineralogisch-landeskundliche Wanderungen im Nordschwarzwald. Lahr 2.A. 1977.

**CHAMPAGNERFLASCHENFABRIK BÖHRINGER
GEORG BÖHRINGER & COE**



ACHERN, BADEN.

Glashütte Achern vor dem 1. Weltkrieg



Gesamtansicht der Glashütte Achern 1982

Das Interesse galt hierbei in erster Linie dem Fensterschmuck der Kirchen, dessen Entwicklung in fränkischer Zeit einsetzt. Aber auch Hohlglas wurde in klostereigenen Werkstätten hergestellt. Von einzelnen Klöstern des deutschen Südwestens blieben Nachrichten erhalten, durch die die Herstellung von Glas bezeugt wird, so vom Kloster St. Gallen aus der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts und vom Kloster Petershausen bei Konstanz aus dem 13. Jahrhundert. Wie lange die Bindung des Glasmachergewerbes unserer Gegend an die Kirche und ihre Klöster dauerte, läßt sich mangels konkreter Überlieferungen mit Sicherheit nicht feststellen. Ausgangs des 14. Jahrhunderts muß die Loslösung von der Kirche und den Klöstern wohl weitgehend vollzogen gewesen sein.

Die Glashütten

In den folgenden Jahrhunderten herrschte so gut wie ausschließlich die *Waldhütte* vor. Sie verdankt ihren Namen der Lage inmitten großer Waldgebiete. Ihr Standort entsprang rein wirtschaftlichen Erwägungen. Für die Glasproduktion benötigte man Holz und zwar in riesigen Mengen. Gerade Holz war in den ausgedehnten Waldungen des Schwarzwaldes zur Genüge vorhanden.

Im Südwestdeutschen Raum und im Bodenseegebiet haben „Glashütten“ mit Sicherheit schon um 1300 herum bestanden. Auch urkundlich lassen sich Schwarzwälder Hütten weit zurückverfolgen. Der Ort Glashütte auf dem Hotzenwald wird als Ortsname bereits 1257 urkundlich erwähnt, Glashusen bei Gündelwangen 1296, die Glashütte bei Waldau als Gründung des Klosters St. Peter um 1400 und die Glashütte auf dem Schöllkopf bei Schenkenzell im Jahre 1477. Auch in einer Vergleichsurkunde vom Jahre 1296 zwischen dem Grafen Egon von Freiburg und Eberhard von Lupfen-Stühlingen ist bei der Grenzbeschreibung eine Glashütte unweit des Bitzenbrunnens erwähnt. Glashütten bestanden in Todtmoos (1534), Altenbeuren und Leibertingen sowie Längelfeld (1567), Rippoldsau (1587) und andere mehr. Ihre Initiatoren waren neben den Bischöfen von Straßburg vor allem die Herren von Fürstenberg und die Markgrafen von Baden-Baden.

Die Glasmacher

Nicht selten war bei der Errichtung einer „Waldglashütte“ das Hauptinteresse gar nicht auf die eigentliche Glaserzeugung gerichtet. Man wollte vielmehr in erster Linie bisher ungenutzte Wälder erschließen, möglichst gewinnbringend verwerten und sozusagen als Nebenwirkung den Boden dem Ackerbau nutzbar machen. So entstand zumeist eine Art halbbäuerliche Wirtschaft; die Glasmacher trieben gleichzeitig nebenher noch Landwirtschaft und machten das Land urbar. Sie hatten eigene Rechte, was ihnen nicht selten den Neid der damals unfreien Bauern einbrachte. Ihre Arbeit vollzog sich in einer Welt, in die sie sich nicht hineinschauen ließen. Inmitten der Wälder betrieben sie jahrhundertlang ihr geheimnisumwittertes Gewerbe, begünstigt von der Landesherrschaft, der weltlichen wie der geistlichen. Von den Menschen gemieden, in der Waldeinsamkeit hausend, schlossen sich die Glasmacher naturgemäß enger zusammen. Die Glasmacherfamilien heirateten fast ausschließlich unter sich. So entstand eine besondere Art der Mischform von Genossenschafts- und Eigenbetrieb. Diese Mischform der älteren Zeit reichte weit in die neuere Zeit

hinein, und sie blieb auch noch erhalten, als nach dem Dreißigjährigen Krieg neue Hütten entstanden. Zahlreiche Flur- und Ortsnamen erinnern noch heute im Schwarzwald und auch sonst an alte vergangene Glasmachersiedlungen.

Die Befeuerung

Wichtigstes Brennmaterial der Glasfabrikation war bis ins 18. Jahrhundert das Holz. Es stand umsonst zur Verfügung. Doch war der Holzverbrauch bei der Glasfabrikation ungemein groß. Man errechnete, daß man in jener Zeit zur Herstellung von 100 Kilo Glas sage und schreibe 100 Kubikmeter Holz (!) benötigte. Ein Kilogramm Glas kostete also einen ganzen Kubikmeter Holz! Davon verbrauchte man zum Schmelzen des Glases selbst nur etwa drei Prozent. Siebenundneunzig Prozent aber verschlang die Gewinnung der Pottasche, die neben Quarzsand damals den wichtigsten Rohstoff bildete. Sie wurde als Aufschlußmittel für die Glasschmelze benötigt und mußte in einem aufwendigen und mühseligen Verfahren gewonnen werden.

Die venezianischen Glasmacher verwendeten zur Sodaherstellung die Asche der in speziellen Kulturen angebauten Pflanze Barilla. Damit besaßen sie ein eigenes Sodamonopol, das sie mit allen Mitteln hüteten und verteidigten.

1791 gelang es dem französischen Chemiker Leblanc, aus Steinsalz Soda herzustellen. Diese Erfindung bewirkte, daß die durch die Glashütten verursachten Waldverwüstungen und der riesige Holzverbrauch aufhörte. Noch billiger und auch reiner aber war die Soda, die der belgische Chemiker Solvay 1866 nach dem sog. Ammoniak-Verfahren herstellte. Die heute verwendete Soda wird nach diesem Verfahren erzeugt. Das künstliche Verfahren der Sodaherstellung und die ihm folgenden feuerungstechnischen Entwicklungen hatten die Schaffung der „Großglasindustrie“ in den Kohlerevieren zur Folge.

Bereits um 1580 waren in Hessen Bestrebungen im Gange, sich vom Holz als Brennmaterial freizumachen. Man versuchte, die Glasöfen mit Braunkohlen zu befeuern, aber diese Versuche schlugen fehl. Einhundert Jahre später folgte die erste Hütte im Saargebiet diesem Beispiel; ab 1780 setzte sich die Steinkohlenfeuerung bei den Glashütten allmählich durch. Die Entdeckung der Kohlevergasung um das Jahr 1850 und die Erfindung des regenerativ-beheizten Schmelzofens (1856 durch Friedrich Siemens) gaben der Glasindustrie einen ungeheuren Aufschwung. Die Schmelzaggregate wurden größer, und die kontinuierliche Schmelzwanne löste in vielen Fällen den bisher benutzten, alten Hafnofen ab. Dieser Gasbefeuerung folgte im Laufe der Zeit das Öl als Brennstoff; dort wo der Strom billiger zu bekommen ist, schmilzt man mit Hilfe des elektrischen Stromes; auch Erdgas findet Verwendung in der Zeit der heutigen Ölverknappung und Verteuerung. Diese Entwicklung des Ofenbaus und der Befeuerungstechnik hat einmal in Verbindung mit den im Laufe der Zeit gewonnenen chemischen und physikalischen Kenntnissen vom Glas und dessen Schmelze, zum anderen in Verbindung mit der genial zu



Alter Glasofen (nach Agricola 1556)

nennenden Erfindung vollautomatischer Glasverarbeitungsmaschinen den ältesten Werkstoff zu einem begehrten Massenprodukt gemacht.

Der Schmelzofen

Die Hütten, Öfen und Werkzeuge waren jahrhundertlang gleich geblieben. Die Glashütten, primitive Holzhallen, wurden sobald die Holzvorräte aufgezehrt waren, wieder abgerissen und an anderer Stelle, an denen Holz reichlich vorhanden war, wieder neu aufgebaut. In der Mitte einer solchen Hütte stand der Schmelzofen. Auch dieser hatte lange Zeit Gestalt und Form, wie ihn schon der Mönch Theophilus im 10. Jahrhundert beschreibt, oder wie ihn Georg Agricola 1556 in seinem Werk über den Bergbau „de re metallica“ in einem Holzschnitt zeigt. Einzig und allein der Grundriß änderte sich im Laufe der Zeit. Die ältesten Öfen waren wohl auf einer rechteckigen Basis errichtet, während im späteren Mittelalter bis zum heutigen Tage die Rundform die Regel geblieben ist. Außer dem „Schürloch“ und den Öffnungen zum Einsetzen der Schmelzhäfen befanden sich am Ofen kleinere Öffnungen, Fenster genannt. An jedem dieser Fenster war dann der Arbeitsplatz eines „Meisters“. Auch bei den alten Glashütten, ob nun eckig oder rund, fand man nie mehr als zehn solcher Plätze für die Glasmeister. Außer dem Schmelzofen benötigte man schon immer auch einen Kühlofen für das allmähliche, langsame Abkühlen der Glasartikel; bei zu schnellem, unsachgemäßem Abkühlen zerspringen die Glasgegenstände.



Mundglasbläser in der „Flaschenfabrik Achern“. Letztmals 1940 „aktiv“.

Die Glasbläser

Die Rohstoffe — Quarzsand, Pottasche bzw. Soda, Kreide als Grundstoffe — wurden zunächst gemahlen und zerkleinert, im Kalzinierofen vorgeglüht und dann in den feuerfesten Glashäfen erst zum eigentlichen Schmelzen gebracht. Die beigemengten alkalischen Stoffe kamen zuerst in Fluß, sie schäumten auf und mußten als „Glasgalle“ abgeschöpft werden. Erst bei 1400 bis 1500 Grad Celsius geriet auch der Quarzsand in Fluß (der Schmelzpunkt des Quarzes liegt bei 1700° C, deshalb auch die Verwendung des Flußmittels Pottasche bzw. Soda). Von entscheidender Wichtigkeit ist aber, daß Glas in dieser Zusammensetzung erst zwischen 700—500° C erstarrt. Nur so war es überhaupt möglich, eine Verarbeitung in einfachen Arbeitsgängen in relativ kurzer Zeit und mit wenigen Hilfsmitteln vorzunehmen. Der Glasbläser — der „Meister“ — trat an eines der Fenster heran und brachte mit einem zirka 1 Meter langen Blasrohr, der Glasmacherpfeife, einen Klumpen glühenden Glases aus dem Schmelzofen. Er blies diesen dann wie eine Seifenblase auf, drehte und schwenkte ihn hin und her, drückte ihn sodann in eine eigens hierzu angefertigte Form, und schon war ein wohlgeformter Glasbehälter entstanden. Der „Einträger“ brachte dieses glühende Produkt dann mittels einer eisernen Gabel in den Kühlöfen.

Die Erzeugnisse der Glashütten

Die alten Glashütten lieferten Guttern zur Aufbewahrung des bekannten Schwarzwälder Kirschwassers sowie andere Gefäße und Weinflaschen aus grünem Glas. Als weiterer Massenartikel wurden Glasscheiben für Fenster hergestellt, wofür vor allem die Klöster Großabnehmer waren. Einige Glashütten hatten sich schon damals spezialisiert entweder auf Fenster- oder auf Hohlglas wie Flaschen und Humpen. Neben diesen Massenartikeln wurden aber auch feinere, hochwertigere Artikel und Gläser gefertigt oder einfacheres Glas durch Schleifen und Bemalen veredelt. Vor allem Biergläser und Humpen versah man in jener Zeit mit Bildern, mit Blumen, Herzen und anderen Figuren. So erregt noch heute die damalige Kunstfertigkeit Bewunderung. Zum Vertrieb dieser Glaswaren gab es von Anfang an besondere *Glasträger*. Damals fehlte es natürlich vor allem im Schwarzwald an guten Straßen; die Glashütten lagen zudem häufig weitab inmitten der dichten Wälder. So mußten diese Glasträger mühselig auf dem Rücken transportieren, was die Meister und ihre Gesellen produziert hatten. Anfangs waren diese Glasträger feste Angestellte des Glasmeisters, später aber entwickelten sie sich dann zu selbständigen Händlern, die auch schon in den Städten ihre Lager einrichteten.

Die Glashütte Achern

Die Gründung

Zu Ende des 19. Jahrhunderts war die Lage auf dem Gebiet der Glasfabrikation nicht günstig. Zwischen 1885 und 1890 mußten allein in Deutschland 48

Glashütten ihre Tätigkeit einstellen. Die industrielle Entwicklung drängte unaufhaltsam vorwärts, eine Konzentration großen Ausmaßes setzte ein; bisher in reinem Familienbesitz befindliche Betriebe wurden in Aktiengesellschaften umgewandelt oder mußten ihre Tätigkeit einstellen. Die neuen Großbetriebe und Unternehmen verdrängten die kleinen und zwangen sie nicht eben selten zur Aufgabe. So verdient der Entschluß des erst 31jährigen *Johann Georg Boehringer* aus dem schwäbischen Buhlbach bei Baiersbronn Bewunderung und Hochachtung, in jener Umbruchzeit des gnadenlosen Reinigungsprozesses innerhalb dieser Industrie, nur auf sich allein gestellt, das Wagnis einer Glashütten-Neugründung einzugehen! Dieser wagemutige Mann erkannte die günstigen Standortbedingungen Acherns, das schon im Jahr 1843 eine Station der Eisenbahnverbindung Frankfurt — Basel geworden war. Das wurde für Boehringer wohl ein entscheidender Gesichtspunkt für seine Standortwahl, denn mit dem Übergang von der Holz- auf die Kohlefeuerung bzw. Gasherstellung und -benutzung war ein gewichtiger Schritt in Richtung Massenfertigung von Glas getan worden.

Die bisher üblichen Hafenoöfen verschwanden aus der Glasproduktion; an ihre Stelle traten die sogenannten Wannenöfen. Das früher reichlich vorhandene Holz konnte nicht mehr so preisgünstig eingekauft werden wie ehemals. Die Glashütten als enorme Holzverbraucher waren an ihren alten Standorten nicht

GEBRÜDER BOEHRINGER —+—

BUHLBACH
Württembergischer Schwarzwald.
SPECIALITÄT: **Champagnerflaschen.**

Hohlglasfabriken * **Champagnerflaschen.**

Glasfabrik Buhlbach



*Der Gründer der Glashütte Achern
Joh. Georg Boehringer † 1888*

mehr allzu gerne gesehen und im übrigen auch nicht mehr konkurrenzfähig. Die Österreichische Regierung hatte schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts denjenigen Glashütten, die anstelle von Holz Steinkohlen verwendeten, ein besonderes Patent auf die Dauer von zehn Jahren angeboten. So lag es also nahe, die Glashütten von den recht unwirtschaftlichen Schwarzwaldhöhen und den abgelegenen Tälern in verkehrsgünstigere Orte zu verlegen. Und so ein Ort war damals Achern, das Großherzog Carl Friedrich am 13. Juli 1808 „in Anbetracht seines Marktwertes und seines Gewerbefleißes“ zur Stadt erhoben hatte.

Etwa ab dem Jahre 1780 hatte sich die Steinkohlenfeuerung im Zusammenhang mit der Kohlevergasung zum Betrieb der Glasschmelzen allgemein durchgesetzt — und damit auch eine neue Ofenbauweise. Dieser große Fortschritt in Ofenbau und Feuerungstechnik forderte geradezu eine Mechanisierung und Automatisierung der *Fertigungstechnik* heraus. Im zweiten Teil des 19. Jahrhunderts galt es als gute Leistung, wenn ein Mundglasbläser innerhalb einer Achtstundenschicht an die 250 brauchbare Flaschen fertigte. Das reichte inzwischen aber bei weitem nicht mehr aus, um den entstandenen Bedarf zu decken. Um das Jahr 1730 waren die Kölnisch-Wasser-Hersteller die ersten Unternehmer gewesen, die erkannten, daß sich ihr Produkt weit besser verkauft, wenn es in durchsichtigem Glas „verpackt“ ist. Bereits um 1750 folgten dem die Weinbauern von Rhein und Mosel, und auch die Bierbrauer stellten bald danach fest, daß ihr Gerstensaft von dieser neuen Verpackung ebenfalls guten Nutzen ziehen konnte. Um die Jahrhundertwende bereits 1896, war in den USA der erste Hohlglas-Automat entwickelt worden. Als Erfinder gilt Mike Owens, der spätere Mitbegründer der „Owens-Illinois-Cooperation“, der heutigen „Mutter“ der Gerresheimer Glas AG und damit auch der Glashütte Achern als eines deren Zweigwerke. Der erste europäische „Hohlglasautomat“ wurde im Jahre 1906 im Glaswerk Gerresheim in Betrieb genommen. Es war ebenfalls eine „Owen'sche Flaschenmaschine“. Danach ging die Entwicklung

derart rasant weiter, daß für die Fertigung von Gebrauchs-Behälterglas jeder Art bereits nach Ende des 1. Weltkrieges nur noch Automaten zum Einsatz kamen. Im bisherigen Mundblasverfahren wurden seitdem nur noch speziellere Glasbehälter hergestellt. In der Glashütte Achern allerdings wurde erst im Jahre 1940 zum letzten Male eine Flasche von Mund geblasen.



Glasofen der „Flaschenfabrik Achern“ um 1900

Johann Georg Boehring war Miteigentümer der Glashütte in Buhlbach bei Baiersbrunn. Er schied dort 1885 aus, nachdem er in Achern einen günstig erscheinenden Platz für eine neue Glasfabrik gefunden hatte. Das neben dem Bahnhof gelegene Gelände von 3,7 Hektar mit eigenem Gleisanschluß erwarb Boehring von der Stadt. Im Februar 1886 begann der Bauunternehmer Jakob Schneeberger mit den Arbeiten. Es wurde, wie in den Annalen vermerkt steht, ohne Baumaschinen gearbeitet, lediglich mit manueller Kraft, bei einer Arbeitszeit von 5 Uhr früh bis abends 19 Uhr — also ein 14-Stunden-Tag! Bereits im Sommer des gleichen Jahres konnte das Richtfest gefeiert werden.

Am 21. September 1886 schlug dann die Geburtsstunde der heutigen Glashütte Achern, die zunächst „Glasfabrik“, später „Champagnerflaschenfabrik“ genannt wurde. Die Glasmacher Kurth sen. und Wilhelm Mast waren die ersten, die damals eine Flasche von Mund geblasen haben; es soll der verbürgten Überlieferung zufolge eine Champagnerflasche gewesen sein. Trotz mancher Krisenzeiten in den folgenden Jahrzehnten blieb die „Glashütte Achern“

nicht nur bis auf den heutigen Tag erhalten, sie entwickelte sich im Laufe der Zeit bis heute zum bedeutendsten Hohlglaswerk Süd- und Südwestdeutschlands. Diese Weiterentwicklung setzte schon recht früh ein: bereits im nachfolgenden Jahre 1887 wurde ein zweiter „Ofen“ — heute würde man „Wanne“ sagen — erstellt und auch in Betrieb genommen.

Schon bald zogen viele Fachkräfte nach Achern, besonders aus Buhlbach, aus allen Teilen Deutschlands, der Schweiz und dem damaligen Böhmen; selbst Schottland, Spanien und Italien sind als Herkunftsland dieser Glasmacherspezialisten in die damaligen Meldebücher der Stadt Achern eingetragen. Die Namen Wurster, Finkbeiner, Mast, Morlock, Schmid, Siegwart sind da als erste „Buhlbacher“ zu finden, wie die kurz danach hier eintreffenden Bosselmann, Fromann, Kurth, Lubitz, Sättler usw., die ebenfalls die Buhlbacher Hütte verließen. Vielen dieser neu Zugezogenen steckte noch die alte Wanderlust der Glasmacher im Blute. Sie kamen, arbeiteten und blieben einige wenige Jahre — wenn überhaupt so lange — und gingen dann wieder fort. So läßt es sich auch leicht erklären, daß in den zumeist kinderreichen Glasmacherfamilien oft jedes der Kinder einen anderen Geburtsort aufzuweisen hatte. Mit der Zeit wurde man aber doch mehr seßhaft, wozu auch der Bau von werkseigenen Wohnhäusern beitrug, die teilweise bis auf den heutigen Tag, allerdings entsprechend modernisiert, erhalten geblieben sind. So sind viele dieser Namen aus der Gründerzeit noch heute unter der Belegschaft zu finden.

Die Entwicklung des Werkes Achern

Der Gründer Johann Georg Boehringer, der in erstaunlich kurzer Zeit dieses Werk aus dem Nichts schuf, konnte nur noch den Anfang seines Lebenswerkes miterleben. Er starb schon wenig später am 11. Juli 1888 im nahen Bad Griesbach im Alter von nur 33 Jahren. Seine letzte Ruhe fand er in Achern, doch ist sein Grab nicht erhalten geblieben. Der Gründer hatte übrigens bei seinem Ausscheiden aus der Buhlbacher Hütte im Jahre 1885 durch einen Vergleich einen Betrag von 189 216 Reichsmark erhalten. Mit diesem für damalige Verhältnisse ansehnlichen Kapital begann er mit dem Aufbau der Acherner Glashütte im Jahre 1886.

Die Glashütte Buhlbach übrigens existierte noch bis 1909. Nicht zuletzt die starke, von Achern ausgehende Konkurrenz im Champagnerflaschengeschäft dürfte mit dazu beigetragen haben, daß man dort im Jahre 1909 am Ende war. Hermann Boehringer, der Bruder von Johann Georg, der letzte Eigentümer der Buhlbacher Glashütte, starb 1912 im Alter von 60 Jahren als der letzte des Geschlechtes der Boehringer. Dieser Hermann Boehringer hatte, wie die Chronik vermerkt, als der „Herr im Tale“ gegolten. Nachkommen jenes Geschlechtes vertreten noch heute als Kaufleute die geschäftlichen Interessen der Glashütte Achern bzw. der Gerresheimer Glas AG.

Nach dem frühen Tod des Gründers führte dessen Mutter, Pauline Boehringer, geb. Leo, das Geschäft als offene Handelsgesellschaft weiter, nachdem sie Adolf Funck als Teilhaber gewonnen hatte. Gesellschafter Funck suchte dem

Wandertrieb der Glasmacher mit dem Bau von preisgünstigen Werkwohnun- gen entgegen zu steuern, was ihm letztlich auch gelingen sollte. Bereits in den ersten Jahren wurde zunächst ein großes „Arbeiterwohnhaus“ erstellt, wenig später drei weitere Bauten für 30 Wohnungen.

Im Jahre 1890 wurde die Firma in eine Aktiengesellschaft mit einem Eigenka- pital von 900 000 Mark umgewandelt. Ihr Name hieß nunmehr „Champag- nerflaschenfabrik vorm. Georg Boehringer & Co.“. In den nächsten drei Jah- ren war ein dritter Ofen, eine weitere Glaswanne also, zur Herstellung von Bier-, Wasser- und Weinflaschen errichtet worden. Innerhalb dieser drei Jahre ist nach den alten Unterlagen ein für die damalige Zeit ansehnlicher Reinge- winn von 40 000 Mark erzielt und eine Dividende von 4 Prozent ausgeschüttet worden. Im Jahre 1894 wurde Wilhelm Graf Douglas in den Aufsichtsrat ge- wählt. Aus dem Hause der Grafen Douglas folgten dann später noch zwei wei- tere Nachkommen als Aufsichtsräte bzw. deren Vorsitzende.

Ein markantes Jahr sollte auch das Jahr 1899 werden. In diesem Jahre trat Ing. *Heinrich Severin* das Vorstandsamt an, ein bereits hochgeschätzter Glas- fachmann. Seine Erfindungen trugen maßgeblich zur erfolgreichen Umwand- lung auf eine maschinelle Flaschenfabrikation bei. Im Herbst 1900 waren Serverins Versuche mit der neuen, von ihm erfundenen „Flaschenmaschine“, einer Art Halbautomat, zum Abschluß gekommen. Von da an war der Weg für die Fabrikation leichter Flaschen in der Acherner Hütte frei, während Champagnerflaschen nach wie vor im herkömmlichen Mundblasverfahren ge- fertigt wurden. Noch im gleichen Jahre 1900 gingen die Patentrechte unter „DRP Nr. 127 298“ für eine Summe von 300 000 Mark an die Gerresheimer Glashüttenwerke über — der erste Beginn der Zusammenarbeit mit diesem Großunternehmen! Nach dem Beheben aller „Kinderkrankheiten“ konnten bereits in den Jahren von 1900 bis 1905 Stückzahlen von zunächst rund drei auf fünf Millionen Stück pro Jahr mit dieser neuen Maschine gefertigt wer- den. Dazu kam noch eine Mundblasfabrikation von jeweils etwa zwei Millio- nen Champagnerflaschen.

Störungen mannigfaltiger Art gab es aber auch damals schon, wie den alten Aufzeichnungen zu entnehmen ist. So mußten 1899 während der kalten Jah- reszeit infolge Kohlenmangel alle drei Wannen fast vier Wochen lang außer Betrieb genommen werden. Die Arbeiterlöhne wurden aber fortgezahlt, um ein Abwandern zu vermeiden. Nicht zuletzt der gestiegenen Produktionszah- len wegen sanken die Preise für die produzierten Flaschen, und erste Verluste waren unausbleiblich. In jener Zeit mußten sich mehrere Glashütten zusam- menschließen, um das ärgste zu vermeiden. So bildeten die Glasfabriken von Achern, Buhlbach, Büdingen, Freudenstadt und Stockheim in den „Vereinig- ten Champagnerflaschenhütten“ eine Art Produktionsgemeinschaft.

Am 31. Juli 1907 schied Ingenieur Heinrich Severin, eine geniale Persönlich- keit aber voller Unruhe, aus dem Betrieb aus. Er gründete noch im gleichen



*Ing. Heinrich Severin, 1899 — 1907
Direktor der Glashütte Achern*



Carl Schmidt sen., 1914 — 1948 Direktor

Jahre in Achern eine zweite Glashütte (noch heute unter dem Namen „Heckelwerke“ als Gebäude erhalten), die aber bereits mit Beginn des ersten Weltkrieges im Jahre 1914 die Produktion wieder einstellte. Schadenfeuer in den Jahren 1902 und 1904, Streiks vor allem in norddeutschen Glashütten, eine Brausteuererhöhung und der folgende Bierboykott im Jahre 1909 und manches andere mehr brachten den Verantwortlichen manchen Kummer. Schlimm kam es nach Ausbruch des 1. Weltkrieges. Innerhalb der ersten Monate nach Kriegsausbruch waren 190 Werksangehörige zum Militärdienst eingezogen worden, darunter auch Direktor Maurach und sein Prokurist Liewer. Im Juli 1915 wurde *Carl Schmid* sen. zum Direktor ernannt, ein Amt, das er bis zu seinem Tode im Jahre 1948 innehatte. Von 1910 bis 1915 war Dr.-Ing. *Maurach* dem Werk als Direktor vorgestanden. Auch er hatte großen Anteil an der damaligen Weiterentwicklung des Acherener Betriebes.

Nach dem Ende des ersten Weltkrieges 1918 mußte die Produktion eingestellt werden, da keine Kohlen mehr zur Verfügung standen. Im folgenden Jahre wurde dann die Arbeit in der Acherener Hütte wieder aufgenommen. Um im Wettbewerb Schritt halten zu können, wurde im Herbst 1927 erstmals eine vollautomatische Maschine, eine „Roirant-B-Maschine“, in Betrieb genommen. Hierbei mußten die gefertigten Flaschen in glühend-heißem Zustand von Einträgern aus der Maschine entnommen und zu einem Drehteller getragen werden. Die letzte dieser Roirant-B arbeitete noch bis zum Jahre 1966 in der

Glashütte Achern. Im Jahre 1940 erst wurde die letzte Flasche von Mund geblasen!

Ab 1928 setzte auch in der deutschen Hohlglasindustrie ein fühlbarer Absatzrückgang ein infolge der damaligen Weltwirtschaftskrise. Man hielt zunächst die Produktion noch mühsam über Wasser, mußte im Jahre 1931 aber diese endgültig einstellen. Nach eineinhalbjährigem totalem Stillstand konnte danach im März 1933 die Arbeit wieder aufgenommen werden. In dieser Zeit großer wirtschaftlicher Not wurde die Zusammenarbeit mit den Gerresheimer Glashüttenwerken erheblich verstärkt. Sie erwarben 1932 rund 95 Prozent des Acherner Grundkapitals in Form eines Aktientausches. Gleichzeitig erfolgten auch Beratungen technischer Art; Modernisierungen konnten vorgenommen werden, und was in dieser Situation von besonderer Wichtigkeit war, es wurde ermöglicht, den gesamten Betrieb wieder die Produktion aufnehmen zu lassen, was über 300 Mitarbeitern und ihren Familien Arbeit und Brot brachte. Nunmehr wurden praktisch alle Arten von grünen Flaschen gefertigt, wengleich die Schaumweinflaschenproduktion nach wie vor einen führenden Stellenwert hatte.

Auch der 2. Weltkrieg brachte wieder viel Leid und Entbehrungen mit sich. Am Ende waren über 60 Mitarbeiter als gefallen oder vermißt zu beklagen. Während des Krieges gab es wieder laufend Einschränkungen und Schwierigkeiten diverser Art, so daß die Produktion schließlich gegen Ende 1944, als die Front schon dem Rhein nahe war, außerdem ständige Fliegerangriffe für Gefahr sorgten, ganz eingestellt werden mußte. Erst im Jahre 1946 war es möglich mit ausdrücklicher Genehmigung der damaligen französischen Militärregierung, die Produktion allmählich wieder aufzunehmen.

Im Jahre 1948 verstarb der langjährige Direktor des Werkes, Carl Schmid sen., kurz vor seinem 50jährigen Dienstjubiläum. Noch im gleichen Jahre wurde sein Sohn Carl Schmid jun. der Nachfolger. Im Jahre 1940 bereits war erstmals eine Weißglasproduktion aufgenommen worden, die nach Ende des 2. Weltkrieges verstärkt fortgesetzt wurde, da nunmehr auch Industriekonservengläser mit einbezogen wurden.

Ein markantes Datum stellte das Jahr 1950 dar, in dem die erste mehrarmige Flaschenblasmaschine, die aus einer Drehwanne arbeitende „Roirant-A-6“ ihre Produktion aufnahm. Ein Jahr zuvor hatte man an der Weißglaswanne eine „Pötting“-Maschine mit 8 Stationen zur vermehrten Fertigung von Konservengläsern in Betrieb genommen. Die mehrfach nur provisorisch reparierte und dabei vergrößerte Wanne 3 wurde 1955 völlig abgerissen und von Grund auf nach den neuesten und modernsten Erkenntnissen wiederaufgebaut. Auch hier war die Muttergesellschaft aus Düsseldorf-Gerresheim mit maßgeblicher Unterstützung bei der Hand. In ununterbrochener Tag- und Nachtarbeit, rund um die Uhr, schaffte man es nach nur dreimonatiger Bauzeit, diese moderne Fertigungsstelle in Betrieb zu nehmen. Mit diesem Um- und Neuaufbau ging eine bedeutende Kapazitätssteigerung einher. Die Produktion wurde dann auch mit einer zu damaliger Zeit supermodernen Feeder-IS-Maschine aufgenommen, während eine Anzahl bewährter Roirant-A-6 und anderer Maschinen diesen Maschinenpark ergänzten.

Am 4. September 1958 verstarb plötzlich der bisherige Direktor Carl Schmid jun. Er hatte es, wie zuvor schon sein Vater, verstanden, alle Klippen zu umschiffen und die Acherner Glashütte weiter vorwärtszubringen. Sprichwörtlich war seine Hilfsbereitschaft, die nicht zuletzt dem bekannt guten Betriebsklima sehr von Nutzen war.

Mit Wirkung vom 1. Januar 1959 wurde die Geschäftsleitung geteilt. Als Technischer Direktor wurde der bisherige Betriebsleiter Ing. Ernst Wolf, zum Kaufmännischen Direktor Paul Kolb berufen.

Die Glashütte Achern im heutigen Wirtschaftskampf

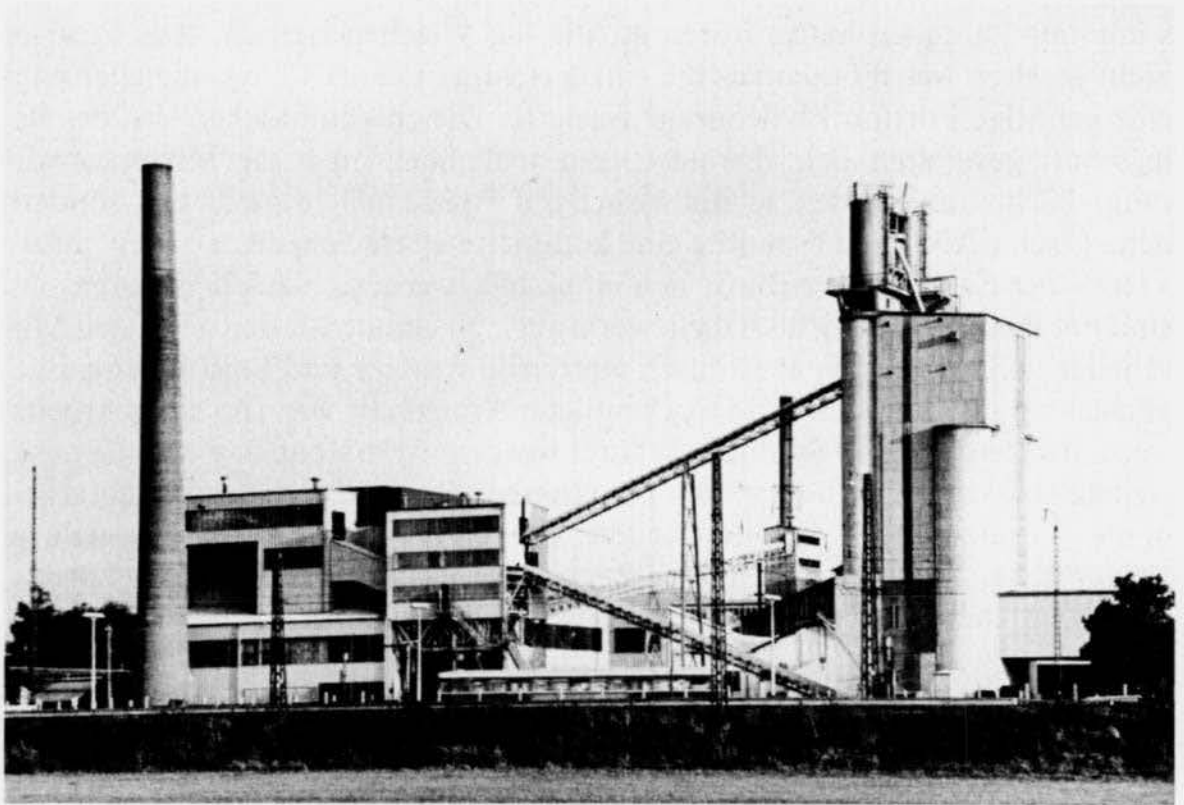
Bereits am 2. September 1958 war an der Wanne 2 die erste „Roirant-R-7“ Produktionsmaschine in Betrieb gegangen, die zusammen mit der Verbesserung der Schmelzleistungen an allen Glaswannen für eine ganz beträchtliche *Produktionssteigerung* sorgte. 1960 kam eine zweite IS-Maschine dazu, gleichzeitig wurden allmählich die „alten“ Roirant-B aus dem Verkehr gezogen. Allein in den Jahren 1959/60 brachte dies Produktionssteigerungen von über 25 Prozent, wobei auch die Installierung von sogenannten elektrischen Zusatzheizungen und die Umstellung auf Ölfeuerung an den Schmelzwannen einen entscheidenden Anteil hatte. Bis dahin war ja mit dem Kohle-Generatorgas gearbeitet worden. Kamen selbst gute Mundblasmacher je Achtstundentag auf nicht mehr als 120 bis 150 Flaschen, so schaffte eine „Roirant-B“ immerhin schon 1200 bis 1800 Stück in derselben Zeit. Und eine solch moderne Produktionsmaschine wie die Roirant-R-7 oder gar die zuletzt genannte IS-8-Stationmaschine produzieren spielend ihre 25 000 bis 30 000 Stück innerhalb einer Achtstunden-Schicht. Doch können mit aus heutiger Sicht wirklich supermodernen Hochleistungsaggregaten noch ganz andere Zahlen erreicht werden.

Eine ganz gravierende Wende in der Arbeitsweise und damit auch in Richtung enormer Produktionssteigerungen brachte die Einführung der vollkontinuierlichen Arbeitsweise, des sog. *Vierschichtsystems* in den Jahren 1959/60. Der bis dahin praktizierte Dreischichten-Rhythmus mit den erforderlichen Stillständen an den Sonntagen — damit die Schichtenbelegschaft gewechselt werden konnte — brachte immer wieder enorme Anlauf- und damit auch Produktionsausfälle. Mit der fortschreitenden Technisierung, dem Hochleistungsmaschineneinsatz und vielem anderen mehr stellten sich neue Probleme wirtschaftlicher Art. So kamen die Tarifvertragsparteien nach langwierigen Verhandlungen überein, diese vollkontinuierliche Arbeitsweise rund um die Uhr, auch sonn- und feiertags, von den Hauptfeiertagen abgesehen, zu ermöglichen. Insbesondere außerbetriebliche Stellen waren es im Raume Achern damals, die sich mit nicht immer sachbezogenen Fakten in diese innerbetrieblichen Belange einmischten, was insgesamt zu nicht unbeträchtlicher Unruhe unter der Belegschaft führte. Verantwortungsbewußte Männer so-

wohl in der Unternehmensleitung wie auch im Betriebsrat, der ja seine Zustimmung zu geben hatte, waren es, die die Weichen stellten. Aus heutiger Sicht gesehen war dies damals die einzig richtige Entscheidung, die allerdings eine gehörige Portion Zivilcourage forderte. Die ehrenamtlichen von der Belegschaft gewählten Betriebsräte trugen schließlich auch die Mitverantwortung. Nicht nur wurden so die bisherigen Arbeitsplätze gesichert, sondern neue geschaffen, denn es mußte eine komplette vierte Schicht, also ein ganzes Viertel der Schichtbelegschaft, neu eingestellt werden. Natürlich waren und sind mit dieser Vierschicht-Arbeitsweise auch Nachteile für den einzelnen Mitarbeiter verbunden, die aber durch materielle Anreize und Leistungen ausgeglichen werden konnten. Die wöchentliche Arbeitszeit war für diese Arbeitsweise frühzeitig auf 40 Stunden verkürzt worden. Man ist auch weiter bemüht, weitere flankierende Maßnahmen zur Humanisierung dieser Art Schichtarbeit in die Tat umzusetzen. So gibt es neben finanziellen Zulagen auch zusätzliche Urlaubstage, und auch der Gesetzgeber denkt an eine Verkürzung der Lebensarbeitszeit für diesen Personenkreis.

Auf dem „sozialen Sektor“ kann sich die Glashütte Achern im Verbund mit der Gerresheimer Glas AG durchaus sehen lassen. Das Betriebsklima als solches ist landauf, landab als vorbildlich bekannt. Beispielhaft zu nennen wäre unter anderem die innerbetriebliche zusätzliche Altersversorgung in Form von Betriebsrenten. Diese wird gewährt an Mitarbeiter, die 15 Jahre und länger dem Unternehmen angehören und beileibe nicht in „Taschengeldhöhe“. Vielmehr sind Beträge von monatlich 700, 800 DM und mehr beim heutigen Verdienstvolumen keine Seltenheit. Für diese zusätzliche Altersversorgung werden alljährlich Millionenbeträge zur Verfügung gestellt. Längst tariflich geregelt ist des weiteren ein festes 13. Monatseinkommen, zusätzliches Urlaubsgeld, Zusatzurlaube für längere Zugehörigkeit zum Unternehmen und anderes mehr. Ein werkseigenes Erholungsheim am Bosenstein (in der Nähe des Ruhesteins) im Seebachtal steht den Mitarbeitern und ihren Angehörigen ebenso zur Verfügung wie ein verbilligter Mittagstisch im Werk.

Mit der ständigen Technisierung und Modernisierung verbunden ist leider aber auch der Wegfall von immer neuen Arbeitsplätzen. Betrug die Belegschaftsstärke, die Zahl der Mitarbeiter nach der Inbetriebnahme der neuen Großwanne 4 über ein tausend, so ist sie auf heute unter 700 gesunken und das trotz dauernder Steigerungen der Produktionszahlen. So ist es eigentlich eine logische Folge, daß schon seit geraumer Zeit Verhandlungen zwischen den Tarifpartnern über die Vereinbarung eines sog. Rationalisierungsschutzabkommens stattfinden, die in absehbarer Zeit zum Abschluß führen sollen. Dieses Abkommen in Form eines Tarifvertrages wird dann feste Größen in Richtung auf Absicherung des Arbeitsplatzes in erster Linie auf finanziellem Gebiet, aber auch bezüglich Arbeitsplatz erhaltender Sicherungen beinhalten und dabei den Kündigungsschutz vor allem älterer Mitarbeiter unterstreichen.



Die Gemeingeaufbereitungsanlage (Außenansicht), das „Wahrzeichen“ der Achener Glashütte

Schon vor dem 1. Weltkrieg bestanden in der Achener Hütte eine Unterstützungskasse für die Betriebsangehörigen und auch eine eigene Betriebskrankenkasse. Beide Sozialeinrichtungen, wie auch seit den Fünfzigerjahren eine Sterbekasse für die finanzielle Unterstützung in Sterbefällen, gehören noch heute zu den sozialen Bestandteilen des Werkes Achern. Neben den erwähnten vielen rein technischen Neuerungen wurden die Arbeitsbedingungen an allen Arbeitsplätzen stetig verbessert, 1959/60 ein neues, modernes Werksbad und ein weiteres 9-Familienwohnhaus für die Mitarbeiter erbaut.

Bereits in den Jahren 1962/63 wurde eine ganz moderne *Gemeingeaufbereitungsanlage* erstellt, schon im Hinblick auf die zu bauende neue Großwanne für Weißglas, die die Bezeichnung „Wanne 4“ erhielt. Dieser Gemengeturm gilt seither gewissermaßen als Wahrzeichen der Achener Glashütte, er grüßt sozusagen weithin bis in die Rheinebene hinaus. Die bis dahin zu leistende, echte „Knochenarbeit“ beim Gemengemachen gehört somit auch hier der Vergangenheit an, wengleich auf Kosten zahlreicher Arbeitsplätze, die damit entfallen.

Am 9. März 1964 wurde die schon genannte große Wanne 4 mit einer Schmelzleistung von 150 Tonnen in Betrieb genommen — ein weiterer, echter Markstein in der Geschichte dieser Glashütte. Damit erreichte man im Jahre 1964 eine Nettoproduktion von 76 400 Tonnen, was einer Steigerung gegen-

über dem Vorjahre von 32 Prozent entsprach! Im Jahre 1959 waren es noch „nur“ rund 46 000 Tonnen gewesen. Diese neue Großwanne galt seinerzeit nicht nur als die modernste Deutschlands, sondern ganz Europas! Von nun an wurde die 1959 zunächst eingestellte Weithalsproduktion — also Gläser jeder Art und Dimension — mit modernsten Maschinen wieder aufgenommen. Erstmals wurden unter anderem so diffizile Artikel wie Gläser für Babynahrung in die Produktion aufgenommen, die nach strengsten Regeln zu prüfen waren. Aber auch die Technisierung in allen Bereichen der Produktion, Sortierung, Verpackung und Prüfung — neben der Gemengeaufbereitung nicht weniger wichtige Glieder in der langen Kette der Hohlglasproduktion — schritt rasant vorwärts. Eine eigene Kartonage gehörte ebenfalls dazu. Die kleine und schon altersschwache Weißglaswanne 1 war zuvor, am 27. März 1964 gelöscht und nicht mehr aufgebaut worden. Im Jahre 1965 schlug dann die Produktion der neuen Wanne 4 voll zu Buche, womit diese auf rund 92 000 Tonnen anstieg, also nochmals um rund 21 % gegenüber dem Vorjahre. Die Schmelzkapazität im Weißglasbereich erhöhte sich dabei innerhalb von acht Jahren um über 450 %: von zunächst 40 to im Jahre 1959 auf nunmehr 185 to im Jahre 1966! Auch in der Grünglasfabrikation gab es eine Steigerung innerhalb dieser Zeitspanne und zwar von 160 auf 230 Tonnen je 24-Studentag. Im Monat April 1966 konnte so ein Rekord erzielt werden: erstmals war die Grenze von einer Million Stück pro Tag überschritten worden! Heute runde 15 Jahre später gibt es längst neue Dimensionen; jetzt ist das Erzielen von 2 Millionen Stück Gläser und Flaschen je Arbeitstag keine Utopie mehr — und das jeweils 30 Tage lang innerhalb eines Monats!

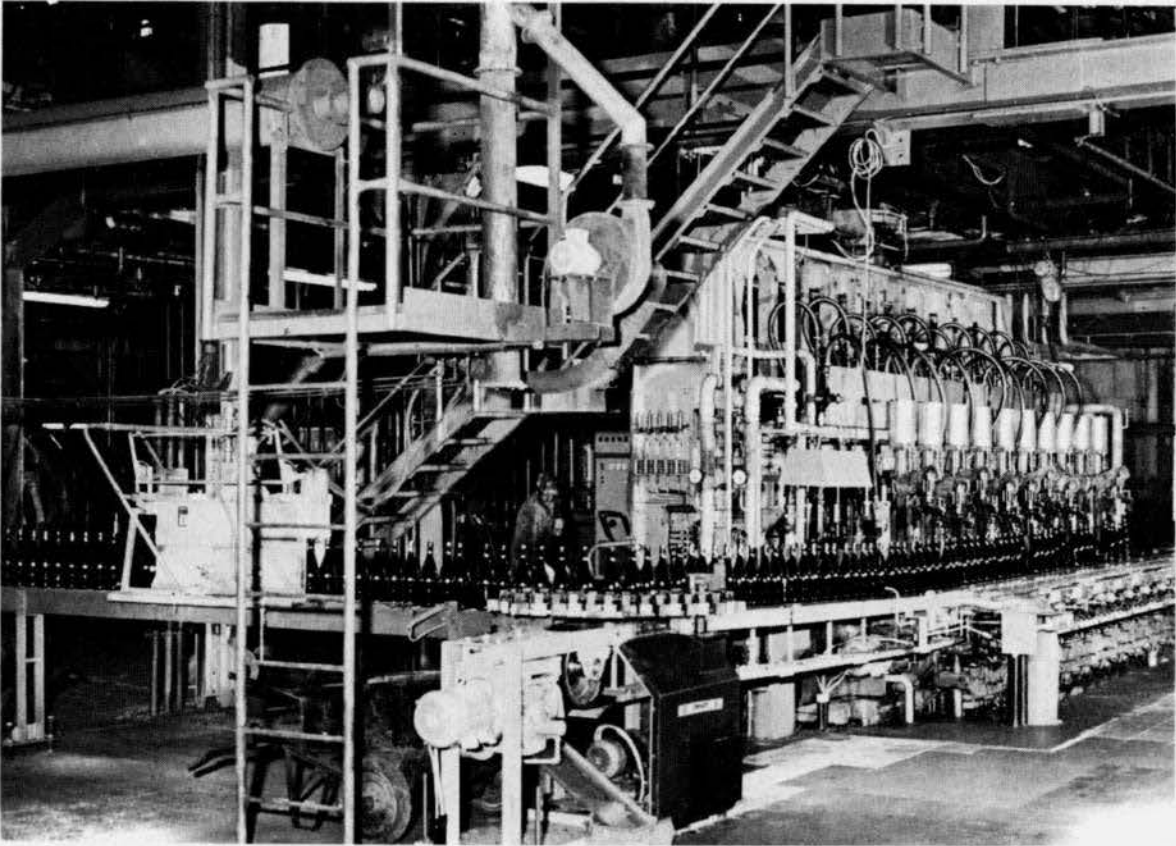
Durch zusätzliche Maßnahmen auf dem Gebiet der Schmelztechnik mit einer einhergehenden Vergrößerung der Schmelzfläche an der Großwanne 4 um über 50 % — letztere erfolgte bei der Generalreparatur im Jahre 1972 — können inzwischen allein hier an die 300 to täglich erschmolzen werden. Die erreichte Gesamt-Stückzahl an gefertigten Gläsern und Flaschen wird für das Jahr 1981 mit weit über 600 Millionen Stück ausgewiesen. Damit drängt sich zwangsläufig die Frage auf, wohin kommt all dies viele Glas, wer verbraucht es? Nun muß man wissen, daß zumindest in den letzten eineinhalb Jahrzehnten der Begriff der „Einwegverpackung“ immer größeren Raum eingenommen hat. Gegenüber der früher üblichen Handhabung werden die entleerten Flaschen und Gläser nun nicht mehr wiederverwendet, sondern weggeworfen — ein Spülen ist für die Abfüller weder rentabel, noch technisch machbar. Wenige Ausnahmen bestätigen da die Regel.

So stellte sich bald das Problem der Umweltbelastung. Der Begriff „*Recycling*“ sollte bald Bedeutung bekommen, hatte doch das Umweltbundesamt inzwischen ermittelt, daß noch immer etwa 30 kg Altglas pro Einwohner und Jahr in den Mülleimern landen. Die Hohlglasindustrie hatte schon seit Jahren dieser Tatsache Rechnung getragen und ohne irgendwelche behördlichen Auflagen freiwillig das Einsammeln von solchem Altglas in die Hände genommen.

Die Aufnahmekapazität der Glasindustrie insgesamt an Scherbenmaterial für den Recycling-Prozeß ist jedoch noch nicht erschöpft. Allein die Glashütte Achern verarbeitet jährlich etwa 20 000 t Altglas. In ihrem „Entsorgungsgebiet“ zwischen Freiburg und Rastatt, begrenzt von Rhein und Schwarzwald, ergibt sich inzwischen eine durchschnittliche Prokopf-Verwertung von 10 kg Altglas im Jahr. Im Bundesdurchschnitt flossen 1980 rund acht Kilogramm in die Schmelzen zurück; 1974 waren es nur 2,2 kg gewesen. Im Jahre 1981 wurden im gesamten Bundesgebiet fast 500 000 Tonnen Altglas dem Hausmüll entzogen und der Wiederverwertung zugeführt, sicher auch ein wirksamer Beitrag zur Umweltentlastung.

Was macht nun Glas für die Wiederverwertung, das Recycling, interessant? Neben den schon genannten Aspekten des Umweltschutzes sind es die guten Eigenschaften des seit Jahrtausenden bekannten Lichtstoffes: Glas wird weder von einem Füllgut, noch von den sich auf der Müllverrottung bildenden Chemikalien angegriffen. Glas läßt sich immer wieder einschmelzen, ohne seine guten Eigenschaften zu verlieren. Der rein volkswirtschaftliche Nutzen hat mehrere Gesichtspunkte; so werden Rohstoffe gespart. Außerdem vermindert sich die Umweltbelastung durch entweichende Gemengegase, da mit der Hinzunahme von Altglas weniger Primär-Rohstoffe den Schmelzvorgang belasten. Nicht unerheblich sind ferner die geringeren Kosten für Energie. Je 10 Prozent Scherbenanteil werden zwei Prozent Energie gespart. Bei einem Scherben- bzw. Altglasanteil von 40 bis 50 Prozent beispielsweise spart die Glashütte Achern 10 Prozent an aufzuwendender Energie. Und das ist genau die Wärmemenge für den chemischen Bindungsprozeß der Primär-Rohstoffe, Sand, Kalk und Soda. Und außerdem übersteigen die Altglasbeschaffungskosten die Kosten für die Primär-Rohstoffe nicht, was dann allerdings unwirtschaftlich wäre, falls dies nicht zuträfe. Der durchschnittliche „Eigenausschuß“, der in Form von Scherben wieder dem Schmelzprozeß zugeführt wird, liegt im Schnitt bei 15 Prozent. Ehe dieses Altglas oder Ausschußglas wiederverwendet werden kann, muß es in einem Scherbenbrecher zerkleinert werden.

Die Glasindustrie unterlag gerade in den letzten Jahren einer grundlegenden *Umstrukturierung*. Die glasverarbeitende Industrie mußte sich „gesund-schrumpfen“, der Markt war und ist eigentlich noch immer übersättigt. Immer höheren Angeboten und Produktionszahlen, zusätzlich aus Ländern des Ostblocks mit Billigangeboten, steht die nicht mehr wachsende Bevölkerung gegenüber. Dies hat vor allem die Babynahrungshersteller und damit auch die Glasverpackungshersteller, sprich die Glashütten, betroffen, mit der Zeit aber schließlich alle Bereiche. Eine weitere Modernisierung, Technisierung, aber auch Rationalisierung und härtester Wettkampf der Glashütten untereinander war die Folge. Dies alles geht unvermindert weiter, der Konkurrenzkampf ist groß. Auf die Dauer kann sich nur behaupten, wer in jeder Beziehung die Nase vorne hat. Deshalb auch wurde gerade in den letzten zwei, drei Jahren mit noch mehr Intensität modernisiert, noch leistungsfähigere Maschinen angeschafft und noch mehr rationalisiert. Und letzteres geht und ging eben leider immer wieder zu Lasten von Arbeitsplätzen. Die Glashütte Achern wurde hiervon auch nicht verschont, was den Abbau an Arbeitsplätzen angeht. Auf der anderen Seite ist das Acherner Werk heute durchweg mit modernsten Hochleistungsaggregaten ausgestattet, so auch mit IS-Dreifachform-Maschinen und somit 24 „Höhlungen“, sprich „Stationen“, wie auch einer sog. Tandem-Maschine — ein Zwölfer-Doppelkopf mit zusammen ebenfalls



Eine heutige Hochleistungsmaschine mit 24 Höhlungen, die pro Tag über 350 000 Flaschen produzieren kann.

24 Höhlungen, die Stückzahlen von mehreren Hunderttausend in einem einzigen Tag fertigen können! Und in den USA sind bereits solche mit insgesamt 30 Höhlungen im Einsatz, wengleich dies derzeit der absolut „letzte Schrei“ auf diesem Gebiet der Technik ist.

Grundlegendes hat sich neben der reinen Produktion aber auch in allen anderen zur Fertigung dazu gehörenden Abteilungen und Stationen getan in der Acherter Glashütte. Die kraftraubenden Muskel- oder auch Knochenarbeiten gehören längst der Vergangenheit an. Mußte noch vor zwei Jahrzehnten jede Flasche mühselig von Hand gestapelt und in schweren Kisten auf die Lkw's geschleppt werden, so erledigen dies heutzutage vollmechanische Packeinrichtungen, die höchstens noch per Knopfdruck bedient werden müssen, und bei der Verladung Staplerfahrzeuge oder auch hier modernste Verladeeinrichtungen. Die Abfüllgeschwindigkeiten werden immer größer, die Maßhaltigkeit der gelieferten Gläser und Flaschen, die in der Glashütte Achern nach genauen Richtlinien und Prüfplänen überwacht und geprüft werden, muß schon exakt und genau sein, soll es nicht zu Komplikationen und damit Reklamationen kommen. Geschultes Personal ist hierfür eine unabdingbare Voraussetzung, und hieran mangelt es hier nicht. Die Fluktuation war in Achern selbst in wirtschaftlich guten Zeiten nur ganz minimal. Ein hoher Prozentsatz der Beschäftigten kann auf lange Jahre Betriebszugehörigkeit zurückblicken, und es ver-

geht kein Monat, in dem nicht Mitarbeiter für 25- oder gar 40 Jahre Treue geehrt werden können. Auch ausländische Mitarbeiter haben es inzwischen schon auf 15 und mehr Jahre Zugehörigkeit zur Glashütte Achern gebracht. Mit der Zeit könnte dies aber — langfristig gesehen, auch zu einem Problem werden, wenn nämlich nicht rechtzeitig wieder Jüngere eingestellt werden. Die Altersstruktur müßte früher oder später zu ungünstig werden, ein wohl nicht nur auf Achern beschränktes Problem sicherlich.

Seit Ende des 2. Weltkrieges gab es in der Acherner Hütte keine Totalstillstände mehr, obwohl in den ersten Jahren nach diesem Kriege noch häufig Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Kohle auftraten. Mehrfach stand man ganz dicht vor einer Drosselung infolge Brennstoffmangel. Im Jahre 1975 zeichnete sich allgemein eine Verschlechterung der gesamtwirtschaftlichen Lage ab, wovon die Glasindustrie nicht verschont blieb. Der konjunkturelle Einbruch gerade im Bereich der Konsumgüterindustrie machte auch den Glashütten zu schaffen. Da die produzierten Stückzahlen und die verkaufbare Menge an Glasartikeln immer mehr auseinander klafften und die Lagerungsmöglichkeiten erschöpft waren, mußte zur Kurzarbeit geschritten werden. Allein im Jahre 1975 wurden zwei solcher Perioden eingelegt, während der die Produktion völlig stillgelegt wurde, und zwar an insgesamt 16 Arbeitstagen. Während dieser Zeitspannen wurden die Glaswannen natürlich nicht gelöscht, sonst wären sie ja unbrauchbar geworden, sondern nur auf „Sparflamme“ gefahren. Dies verursachte Kosten, denen keinerlei Produktion und damit verkaufbare Ware gegenüberstand. Kurzfristige Produktionsrücknahmen solcher oder ähnlicher Art mußten auch in den Folgejahren, zumindest mit dem zeitweisen Abschalten einzelner Aggregate, praktiziert werden, um ein Überquellen der Lager zu vermeiden, was ja als sehr kostenintensiv zu Buche schlagen würde. Die Gesamt-Nettoproduktion ging im Jahre 1975 beispielsweise durch diese Drosselungen von 161 000 to im Jahre 1974 auf knapp 150 000 to zurück, also um fast 7 %. Nach einer „Umfärbung“ im Jahre 1953 wurde im Jahre 1975 zum zweiten Male eine Wanne auf Braunglas umgefärbt. Diese nicht immer unproblematischen Umfärbeprozesse wurden dann aber in den Folgejahren noch mehrmals praktiziert —, und sie werden es noch heute.

Mit dem 1. Dezember 1971, dem Beginn eines neuen Geschäftsjahres, gab es eine aktienrechtliche Umstellung. Von diesem Zeitpunkt an ist die Glashütte Achern mit der Gerresheimer Glas AG fusioniert, sie gilt fortan als Zweigwerk dieser Gesellschaft.

Werksleitung und Betriebsrat haben in den letzten Jahrzehnten gemeinsam dafür gesorgt, daß der arbeitende Mensch, der Mitarbeiter, trotz dieses wirklich rasanten technischen Fortschrittes sozusagen im Mittelpunkt des Geschehens bleiben konnte. Nicht zuletzt dieser Tatbestand hat wohl das bestehende gute Betriebs- und Arbeitsklima begünstigt. Bei den in den letzten drei, vier Jahren auch am Standort Achern erforderlich gewordenen „Arbeitsvertragsauflösun-

gen“ mit älteren Mitarbeitern nahe der Pensionierungsgrenze konnten Härten vermieden werden. Ein nach den Bestimmungen des Betriebsverfassungsgesetzes vereinbarter „Sozialplan“, der entsprechende Abfindungen und Ausgleichsleistungen beinhaltete, sorgte dafür, daß der 59 oder 60 Jahre alte bisherige Mitarbeiter keine finanziellen Einbußen zu erleiden hatte. Die Glashütte Achern, die sowohl für die heutige Große Kreisstadt Achern selbst, wie auch für das weite Umland einen nicht wegzudenkenden Wirtschaftsfaktor darstellt — und noch immer rund 670 Mitarbeitern und ihren Familien Arbeit und Brot bietet — kann trotz aller Widrigkeiten auch das letzte Jahrzehnt vor dem „Hundertjährigen“, das 1986 zu feiern sein wird, mit berechtigtem Optimismus angehen. Während im Zuge von Rationalisierungsmaßnahmen die Glaswerke Heilbronn und Amberg von der Konzernleitung geschlossen wurden und auch im Werk Minden eine Halbierung der Produktion erfolgte, gab es im Werk Achern einen weiteren technischen Ausbau und Modernisierungen. Die Glasconjunktur wird auch weiter im wesentlichen von der Entwicklung der Rohstoff- und vor allem Energiekosten abhängen, die in den letzten Jahren ja enorm gestiegen sind. Trotzdem sieht man die Zukunft optimistisch. Der große Konkurrent Plastik hat unter den hohen Ölkosten schließlich nicht minder zu leiden!

Adolf Geck (1854—1942)

Von der „Roten Feldpost“ zum Arbeiterrat

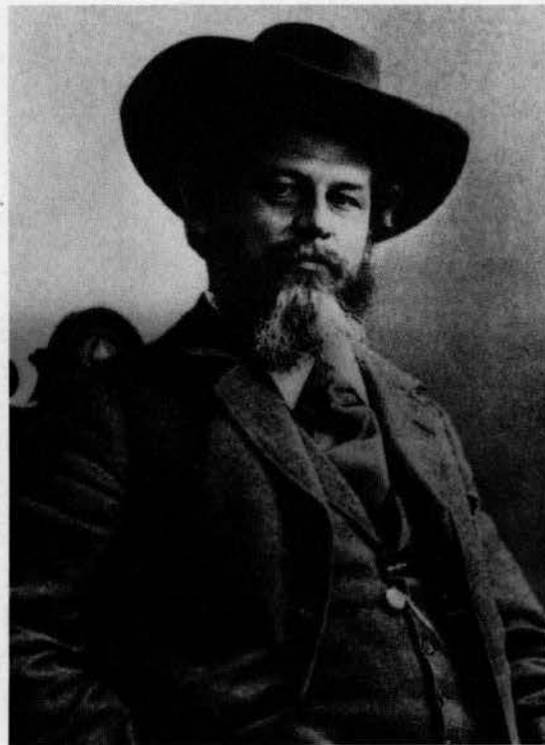
Erwin Dittler

Joseph Belli aus Rammersweier: Organisator des Schmuggeldienstes der „Roten Feldpost“

Nachdem der Reichstag am 19. Oktober 1878 das „Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“ angenommen hatte, wurden nach seinem Inkrafttreten die sozialdemokratischen Vereine und Versammlungen verboten und fast die gesamte sozialistische Presse unterdrückt. Dieser Schlag traf die Arbeiterbewegung um so härter, als der Zusammenschluß des von Lasalle gegründeten Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins mit der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei zur Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands erst wenige Jahre zuvor auf dem Gothaer Kongreß am 26. Mai 1875 stattgefunden hatte. Bei den Reichstagswahlen vom 10. Januar 1877 war die Partei zwar mit einer halben Million Stimmen zur viertstärksten Partei geworden, aber in entscheidenden politischen und theoretischen Fragen konnte es aufgrund des in Gotha getroffenen „falschen Kompromisses“¹ natürlich von vornherein keine Übereinstimmung zwischen dem marxistischen und nichtmarxistischen Flügel geben. Für eine notwendige einheitliche Orientierung der Partei bedurfte es deshalb eines Presseorgans, das auf Initiative von August Bebel und Wilhelm Liebknecht mit der erstmals am 28. September 1879 in Zürich erscheinenden Wochenzeitung „Der Sozialdemokrat“ geschaffen wurde. Aber die Zeitung konnte ihre Aufgabe nur erfüllen, wenn ein in Deutschland aufzubauendes Organisations- und Vertriebsnetz für eine entsprechende Verbreitung unter den Funktionären sorgte, was dem mit der Geschäftsführung betrauten Julius Motteler glänzend gelang. Als „Roter Feldpostmeister“ ging dieser hervorragende Organisator der „Roten Feldpost“ in die Geschichte der Sozialdemokratie ein.² Bis Ende 1881 war die Auflage des Parteiorgans bereits auf 4 000 gestiegen und vier Jahre später mußte die Rote Feldpost 9 500 Exemplare nach Deutschland befördern. In den letzten Jahren des Sozialistengesetzes betrug die Auflage zwischen 10 — 11 000 Exemplaren. Die schwierigste Aufgabe bestand zunächst im Grenzschmuggel, der in den Händen des am 11. Januar 1849 in Rammersweier geborenen Joseph Belli lag. Als dieser 1912 seine bis zum Jahre 1890 reichenden Lebenserinnerungen un-

ter dem Titel „Die Rote Feldpost unter dem Sozialistengesetz“³ herausgab, schrieb Hansjakob:

„So hat neulich auch ein Sozialdemokrat und ehemaliger Schuhmacher, gebürtig aus Rammersweier bei Offenburg, namens Belli — er ist heute Prokurist eines sozialdemokratischen Verlags — seine Jugenderinnerungen so reizvoll niedergeschrieben, wie ich es noch selten gelesen“.⁴ Für die Übersendung des Buches bedankte sich Hansjakob brieflich am 7. Juli 1912 und fügte hinzu: „Sie sind mir wieder ein Beweis dafür, daß jemand ein tüchtiger und gewandter Schriftsteller sein könne ohne akademische Vorbildung. Hoffentlich hat Ihre Partei, die ja viele Leute Ihrer Art produziert, Sie belohnt für die Arbeit, die Sie in bedrängten Tagen geleistet haben“.⁵



Zweimal Adolf Geck, rechts mit „Heckerhut“.

Die Aufnahmen wurden freundlicherweise von Manfred Hildenbrand zur Verfügung gestellt.

Zum Ausbau des Feldpostnetzes bot sich natürlich auch Offenburg mit der demokratisch vorbelasteten Familie Geck an, hatte sich doch schon der „Zähringer-Hof“-Wirt Johann Baptist Geck, der Vater Ernst Adolf Gecks, wegen seiner Teilnahme an der Revolutionsbewegung von 1848/49 vor Gericht verantworten müssen.⁶ Belli wandte sich an dessen ältesten Sohn Carl Geck, von dem er am 13. März 1880 die Zusage für sich und seine Freunde erhielt. Am 14. April konnte Belli seinem Chef Motteler bereits über das erfolgreiche Arbeiten der neuen Feldpoststation Bericht erstatten: „Das sind prächtige Leute, auf die man sich verlassen kann“. Zusammen mit Carl Geck (Deckname: Kommerzienrat sen.) hatte Belli Renchen, Oberkirch und Oppenau beliefert. Auf dem Rückweg waren sie in Renchen bei Amand Goegg ein-

gekehrt, der 1849 eine maßgebliche Rolle bei der Organisation und Propaganda der demokratischen Bewegung gespielt hatte. Er war der Initiator der mit dem allgemeinen Landeskongreß der Volksvereine verbundenen großen Offenburger Volksversammlung vom 13. Mai 1849, auf der das von ihm ausgearbeitete Programm gebilligt wurde, und er gehörte bis zum bitteren Ende den Revolutionsregierungen an. Bei ihm trafen sie den aus Frankfurt bei seinem früheren Vormund zu Besuch weilenden Adolf Geck („Kommerzienrat junior“), der nach der Neuorganisation der „Deutschen Volkspartei“ im Oktober 1879 auf der Coburger Tagung zum Parteisekretär und Redakteur der „Demokratischen Korrespondenz“ bestellt worden war.⁷ Gesprächsthema bildete sicherlich nicht nur die bevorstehende Südamerika-Reise Goeggs, sondern auch die politische Lage unter dem Sozialistengesetz, denn Goegg bekannte sich „mit Stolz zur Sozialdemokratie“, wie Belli berichtete. Die Debatte mag Adolf Geck in seiner Überlegung bestärkt haben, sich den Sozialdemokraten anzuschließen.

Von der Deutschen Volkspartei zur Sozialdemokratie

Den Weg nach Frankfurt hatte ihm ein Redakteur der „Frankfurter Zeitung“ aus Achern geebnet: „Unser Landsmann Otto Hörth lenkte 1879 den Kurs des jungen Bohnenburgers Adolf Geck in das politische Fahrwasser durch dessen Berufung nach Frankfurt a.M. zur Sonnemann'schen Demokraten-Akademie in der Eschenheimer Gasse“.⁸ Hörth war der am 24. November 1842 geborene Sohn des Acherner Mesners und sollte nach Besuch des Offenburger Gymnasiums Theologie studieren, entschied sich aber an der Münchner Hochschule für den Journalismus und wurde dann von Sonnemann nach Frankfurt geholt. Als Schüler Hörths bei der „Frankfurter“ unter der Chefredaktion von Sonnemann fühlte sich Geck seinem „väterlichen Freund und Lehrer“ zeitlebens verbunden. Hörth war von der Deutschen Volkspartei bei der Reichstagswahl im Juli 1878 auch im 7. badischen Wahlkreis Offenburg-Kehl-Oberkirch als Kandidat aufgestellt worden. Bei diesem ersten Auftreten erhielt er allerdings nur 435 (3%) Stimmen, konnte aber bei der Nachwahl am 26. 1. 1880 seine Stimmenzahl mehr als vervierfachen (1880). Als besonderen Erfolg wertete Geck das Ergebnis im Hanauerland, der Hochburg der Nationalliberalen, die damals größtenteils demokratisch wählte, „als in der Kapitale Kehl die alten Hecker'schen Demokraten Durain, Rehfus und Schütterle die Fahne der Demokratie entfalteten und unter der Firma ‚Deutsche Volkspartei‘ 1880 in den Wahlkampf zogen für die Kandidatur Otto Hörths“.

In der Ortenau ging zwar schon sozialistischer Geist um, und unter der Fahne der „Volkspartei“ kämpften auch Sozialisten mit, aber die Sozialdemokratie spielte zu jener Zeit in Baden noch eine recht bescheidene Rolle. Doch zeichnete sich bereits der kommende Aufbruch eines Teiles des demokratischen Kleinbürgertums zur Sozialdemokratie ab.⁹ Mit der Sozialistenverfolgung, die

ja gleichermaßen die liberalen und demokratischen Kräfte treffen sollte, provozierte Bismarck die entschiedenen Demokraten, die sich zunächst zunehmend mit der kämpferischen Sozialdemokratie verbündeten, um einige Jahre später sich ihr voll zuzuwenden. Es ist ein faszinierender Vorgang in der Geschichte der Sozialdemokratie, mit welcher Aktivität und Opferbereitschaft sich die demokratischen Volksparteiler als rote Feldpostler einsetzen. Der „Kommerzienrat sen.“, der Glasfabrikant Carl Geck, war selbst Joseph Belli fast zu kühn: „Daß er im Bahncoupé den ‚Sozialdemokrat‘ entfaltete und las, wollte mir gar nicht einleuchten“, und den Straßburger Genossen waren diese neuen Helfer nicht ganz geheuer: „ob der ‚Kommerzienrat‘, da doch ein Fabrikant, auch ein Genosse und nicht gar ein Spitzel sei“, wollten sie von Belli wissen, der sie beruhigen konnte. Der ebenso sehr vom Geist der Achtundvierziger beseelte, um zwei Jahrzehnte jüngere Bruder Adolf Geck konnte da unmöglich beiseite stehen, wenn es um die Mobilisierung der demokratischen Kräfte in seiner engeren Heimat ging: „Seines Bleibens wird dort nimmer lange sein. Er und seine Freunde von der Volkspartei neigen stark zu uns herüber“, berichtete Belli seinem Chef Motteler nach dem Gespräch im April 1880 in Renchen.

Die Hauptsorge der Volksparteiler galt dem Parteiorgan „Der Rheinbote“, das von Benno Ginzler in Kehl gedruckt und verlegt wurde.¹⁰ Bei einer Auflage von knapp 200 Exemplaren war allerdings mit diesem Wochenblatt kein Staat zu machen. Sowohl Ginzler selbst als auch die Offenburger waren darum bemüht, den „Rheinboten“ in Offenburg anzusiedeln. „Adolfus und ein Buchhändler H. wollen die Sache machen. Wird sie schwere Opfer kosten, und opferwillig sind sie“, schrieb Belli. Adolf Geck wurde wegen der Verlegung auch bei Sonnemann vorstellig. Eine Zuwendung Sonnemanns für die Parteikasse und ein Darlehen ermöglichten am 1.1.1881 die Übersiedelung des „Rheinboten“ nach Offenburg. Anfang April wurde das Blatt von der Firma H. Hambrecht und Co. mit Adolf Geck als Teilhaber erworben. Offenbar war noch ein weiteres Blatt, das „Mittelrheinische Wochenblatt“ übernommen worden. Nachdem am 12. April 1881 die letzte Nummer des „Rheinboten“ herausgekommen war, erschien am 14. April die erste Ausgabe des neuen Blattes „Der Volksfreund“ unter dem verantwortlichen Redakteur Adolf Geck, der bis zum 15. noch als Parteisekretär in Frankfurt tätig war und seinen Wohnsitz Ende April nach Offenburg verlegte. Der neue Titel war in Erinnerung an das Blatt des kurz zuvor am 24. März 1881 verstorbenen Freiheitskämpfers von 1848, Friedrich Hecker, gewählt worden. Der alte Titel blieb der Ausgabe für das Elsaß vorbehalten, die 1887 unterdrückt wurde.

Wenn auch Geck rückblickend gerne von dem „roten Volksfreund“ (3.11.1928) sprach, so leugnete er nicht, daß die Zeitung die Interessen der Arbeiterschaft nur insoweit vertreten konnte, „als es die Zensur des Berliner gewaltigen Tessedorf gestattete“ (17. 10. 1931). Im Vordergrund stand zunächst der Wahlkampf für die Reichstagswahl, zu der die „Deutsche Volkspar-

tei“ im 7. Wahlkreis wieder mit ihrem Kandidaten Otto Hörth angetreten war. Im Wahlauf Ruf vom 15. Oktober 1881 im „Volksfreund“ wandte sich die Volkspartei gegen jedes Ausnahmegesetz; zu den Männern, „die es wagten, ihre Namen unter diese Kampfansage an Bismarcks Gewaltpolitik zu setzen“, gehörten neben dem Buchhändler Hermann Hambrecht die roten Feldpostler Karl Geck und der Kohlenhändler J. Autenrieth.

Adolf Geck machte keinen Hehl daraus, wem seine Sympathie galt: am 18. November veröffentlichte er im „Volksfreund“ das Gedicht¹¹

„Am 12. November“

Zu Beginn am zweiten Martinitag,
Was war da ein heftiges Ringen!
Schwer wiegt die Entscheidung. Die Losung lag:
„Hie T r ä g e r, hie B e b e l!“ — Es dringen
Zur Urne die ringenden Scharen
Der Bourgeois und Proletaren.

Und wie so Alle gassaus, gassein,
Nach einem Ziele sich drängen,
Da mischt sich muttersellenallein
Ein Kind in die wandelnden Mengen,
Ein neunjähriges Mädchen, die Wang' gebleicht
Vom Hunger, das Auge, das hohle
Vom Darben, vom bitteren Elend zeugt. —
Das Händchen trägt eine Kohle.
Und damit an des Palastes Wand
„Wählt Bebel!“ kritzelt der ärmliche Fant
Bedächtig mit kräftigen Zügen.

Der Schutzmann erschaut's; entbrennt vor Wuth
Ob des Frevels der zitternden Kleinen:
„Wer bist Du, Sozialistenbrut?“
„Man nennt mich Lieschen, bin krank und arm.“
Erwidert das Kind ohne Weinen. —
Und weiter examiniert der Gendarm:
„Wer ist Dein Vater, was sein Beruf?“
Ernst mustert die Kleine den Riesen:
„Erfahre es, wer dieses Elend schuf:
Mein Vater ist — a u s g e w i e s e n ! “
Und aus der funkelnden Augen Pracht
Zwei Tränen benetzen die Wangen. —

Zu Berlin an jenem Tage der Schlacht
Wohl Z w a n z i g t a u s e n d haben bedacht
Des Kindes Mahnung: „Wählt Bebel!“

Über den Zeitpunkt seiner Trennung von der Volkspartei äußerte sich Adolf Geck im „Alten“ vom 14. 8. 1921 in einem Kommentar zu einem Artikel von Adam Röder („Diogenes“) im „Residenz-Anzeiger“ vom 6. 8. 1921: „Der gute Diogenes! Als wir 1879 in Frankfurt a.M. in der Eschenheimergasse beim

Demokraten Sonnemann zusammenarbeiteten, entdeckte ‚Diogenes‘, der damals Adam hieß, im Adolf das Talent zum Sozialdemokraten und war nicht ohne Erfolg bemüht, die politische Veranlagung entwickeln zu helfen zur Überzeugung. Schon 1882 war’s mit dem Volksparteiler Adolf geschehen, es begann der Kampf für die soziale Demokratie unter der Inquisition.“

Die Steuerung eines Linkskurses, durch den er „in die Wogen der politischen Inquisition“ geriet, schrieb Geck auch seinem politischen Mentor Bebel zu: „Diese Wendung geschah unter Bebels Einfluß, bei den vielen Besuchen, welche August in den achtziger Jahren als Geschäftsreisender seiner Firma und sozialistengesetzlich Geächteter machte“. Mit der „Inquisition“ hatte Geck schon in Frankfurt Bekanntschaft gemacht, als er die Verantwortung für einen von seinem Redaktionschef Sonnemann verfaßten Artikel übernehmen mußte. Eine mehrwöchige Gefängnisstrafe wurde damals im Berufungsverfahren in eine Geldstrafe umgewandelt. Mit einer niedrigen Geldstrafe von 5.— Mark kam er am 12. 4. 1882 beim Schöffengericht Offenburg wegen Übertretung des Preßgesetzes davon. Unangenehmer wurde es, als am 4. Juli 1882 ein Teil der Auflage des „Volksfreund“, der Ende Mai in das Alleineigentum von Geck übergegangen war, auf Veranlassung der Offenburger Staatsanwaltschaft beschlagnahmt und Anklage wegen Majestätsbeleidigung erhoben wurde. Geck, der am 30. 9. 1877 als Einjährig-Freiwilliger mit dem Qualificationsattest zum Reserve-Offz. entlassen worden war, hatte gerade eine zwölfzügige Dienstzeit in Mühlhausen hinter sich, wo er als Unteroffizier mit dem Schreinermeister Josef Kleindienst aus Offenburg Landwehrmänner ausbilden mußte.

Die Prozesse, mit denen man seiner Meinung nach die Zeitung finanziell zu schädigen versuchte, rissen nun nicht mehr ab, doch das Blatt hatte nach zwei Jahren seine Auflage verfünffacht. Es war in Mittelbaden von Lahr bis Achern verbreitet, und Geck konnte sich rühmen, daß es im Schwarzwald und im Oberland bis Basel und Konstanz fast in keinem Orte fehlte. Das Unterland wurde von Karlsruhe, Pforzheim und Mannheim aus beliefert.

Nicht minder florierte der Vertrieb des verbotenen „Vorwärts“ und der sozialistischen Literatur, die Josef Belli als Agent der Züricher Volksbuchhandlung nach Deutschland einschleusen ließ. Offenburg war zu einem Hauptumschlagplatz geworden. Als Stapellager diente auch die Offenburger Spedition Ferdinand Hauger, welche die Kisten unter entsprechender Deklaration an dortige Kaufleute zuführte. Drei von ihnen standen am 14. August 1884 vor Gericht: der Glasfabrikant Karl Geck und seine Freunde J. F. Autenrieth und Ludwig Haueisen.¹²

Wegen Verbreitung verbotener Schriften wurde Karl Geck zu 7 Monaten, Autenrieth zu 4 und Haueisen zu 3 Monaten Gefängnis verurteilt. Mit jenen Sendungen wanderten auch riesige Mengen Flugblätter für die Reichstagswahl in alle deutschen Länder, da das Sozialistengesetz der Arbeiterschaft die Aufstellung von Kandidaten für alle Parlamente erlaubte. Der Inhalt der Kisten und

Packen war als irgendein Schweizer Exportartikel deklariert, um deren Transport Adolf Geck sich auch persönlich kümmerte. Im damaligen Sommer hatte er als „Mitglied der Schiebergesellschaft für ‚Schweizerkäse‘“ wie so oft einen Geschäftsgang in das Grenzgebiet unternommen.

Die Verurteilung der Offenburger Demokraten wirkte nun keineswegs abschreckend, denn gerade 1884 wechselten viele Mitglieder der Volkspartei in dieser Stadt zur Sozialdemokratie über. Dazu trug auch August Bebel, der im Sommer 1881 aus Leipzig ausgewiesen worden war, seinen Teil bei: „Dieses Martyrium Bebels veranlaßte die Offenburger Demokraten, den Verfolgten näher kennenzulernen. Es wurde Freundschaft geschlossen und aus ihr entstand Parteigenossenschaft und Verfolgung.“

Redeverbot — Zeitungsverbot — Gefängnis

Die Verfolgungsmaßnahmen waren mannigfacher Art. Als am 14. Januar 1887 der Reichstag aufgelöst wurde, weil er die Festlegung des Militärhaushaltes auf 7 Jahre bei einer geforderten Erhöhung der Friedenspräsenzstärke des Heeres um 10% abgelehnt hatte, behinderte die Regierung den Wahlkampf der Sozialdemokraten mit den schärfsten Mitteln. Aufgrund der Erlasse vom 17. Januar und 2. Februar 1887 des badischen Innenministeriums konnten alle sozialdemokratischen Versammlungen verboten oder aufgelöst werden. Das galt vor allem, wenn führende oder bekannte Sozialdemokraten als Redner, Leiter oder Veranstalter auftraten, wobei ausdrücklich auf Adolf Geck wegen seiner scharfen Ablehnung der Septennatspolitik hingewiesen wurde. Für die Reichstagswahl hatte er sich auch im 7. bad. Wahlkreis als Zählkandidat zur Verfügung gestellt. Am 21. Februar, dem Tag der „Fasching-Hurrawahl“, wurde ihm nach der Stimmabgabe im Wahlbüro der Brauerei Wagner der Erlaß des Landeskommisars über das Verbot seiner Zeitung überreicht. Als er am gleichen Tag nach einer ergebnislosen Verhandlung über die Aufhebung des Verbots das Gebäude des Landeskommisars in Freiburg verließ, wurde er aufgrund einer falschen Beschuldigung von einem Kriminalkommissar verhaftet und einige Tage im dortigen Amtsgefängnis eingesperrt. Für den unterdrückten „Volksfreund“ erschien zunächst vom 2.—9. März die „Parlaments- und Gerichts-Zeitung“ (Unpolitische Zeitung) im Format 35/25, und ab 12. März kamen im kleineren Format 25/18 die „Offenburger Nachrichten“ (Anzeigenblatt für Offenburg und Umgebung) heraus. Am 1. Juli kehrte Geck mit den „Offenburger Nachrichten, Volksblatt Südwestdeutschland“ wieder zum Format 35/25 zurück.

Nach einem Beschluß des „Arbeiterwahlvereins Offenburg“ vom 27. August sollte eine öffentliche Versammlung mit dem früheren Reichstagsabgeordneten Wilhelm Bloss in der Brauerei Franz Schuemacher stattfinden. Nach der Ankündigung der Veranstaltung wurde sie umgehend verboten, u.a. mit der Begründung, daß der Einberufer Adolf Geck Bestrebungen, welche auf den

Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung abzielten, zu seiner Lebensaufgabe gemacht habe. Da der Referent nicht erschien, hielt Geck einen humoristischen Vortrag, in welchem auf den abwesenden Bloß Bezug genommen wurde. In Anwesenheit eines Polizeikommissars und zweier Wachtmeister sang eine „rote Runde“ Volkslieder, auch „die Melodie der Marseillaise“ und schließlich den Text: „Es liegt ein fremder Kerl im Bett“, der als Schmähung öffentlicher Diener gewertet und dessen Absingen vom Bezirksamt mit einer Strafe von 20 M. oder 5 Tage Haft geahndet wurde! In der Verhandlung vom 12. Oktober vor dem Offenburger Schöffengericht wurden 8 Sänger, darunter Adolf Geck, zu einer Geldstrafe von 10 M. oder 2 Tage verurteilt. Einer der Sänger, ein arbeitsloser Tapezierer, mußte die Haftstrafe verbüßen. Das Ganze hatte noch ein Nachspiel: die beiden Wachtmeister verklagten den Redakteur Geck wegen Beleidigung durch die Presse. Daß Geck in solchen Fällen von „inquisitorischer Tollwut“ sprach, ist verständlich. Für die Beurteilung der politischen Verfolgungen durch die Kriminaljustiz führte Geck die Strafkammerverhandlung im Spätjahr 1887 gegen den Landwirt Franz Xaver Huber aus Elgersweier an, wo Geck am 18. 2. erstmals aufgetreten war. Huber war wegen Verbreitung verbotener Druckschriften angeklagt. In der Hauptverhandlung stellte man nach 5 Wochen Untersuchungshaft fest, daß es sich gar nicht um eine verbotene Schrift handelte, was man auch aus den Prozeßakten hätte ermitteln können! Der Fall war natürlich für Geck noch 1928 ein dankbares Thema, als er anläßlich des 40jährigen Bestehens des Ortsvereins Elgersweier am 12. August über „die Entstehung des Sozialistengesetzes und seine barbarischen Auswirkungen auf die Bekenner für Abschaffung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung“ sprach.

1888 ging ein größeres Unwetter über die Offenburger Feldpoststation nieder. Es war der Polizei gelungen, einigen Transportunternehmen auf die Spur zu kommen, die von Mai bis Anfang August durchgeführt worden waren und über die eine beteiligte Frau Angaben gemacht hatte. Im November standen im badischen „Großen Sozialistenprozeß“ in Freiburg 15 Angeklagte vor den Schranken des Gerichts, darunter vier Frauen.¹³ Zur Offenburger Feldpost zählten neben Adolf Geck, der sich seit dem 9. September in Untersuchungshaft befand, Frau Fanny Zwick, der Glaser Johann Basler aus Fessenbach, der Gerbergehilfe Karl Lehmann und der Hutmacher Ludwig Dotter, ein Sohn der älteren Schwester Gecks, Elisabeth, die als Demokratin aus der Zeit von 1848 zum Stolz Adolfs ihrem Sohn nicht verwehrt, aktives Mitglied der „Roten Feldpost“ zu werden. Sie wurden beschuldigt, Koffer mit verbotenen Druckschriften in Empfang und in Deutschland weiterbefördert zu haben, die von Basel nach Lörrach gebracht und dort als Passagiergut im Gewicht bis zu 50 kg nach Offenburg aufgegeben worden waren. Hausdurchsuchungen und Verhaftungen machten auch dem Geckschen Betrieb zu schaffen; an Stelle von Geck übernahm der Schriftsetzer Albert Azone, der mit dem „Rheinboten“ von Kehl gekommen war, am 14. September die Redaktion des „Südwestdeutschen Volksblattes“. Geck wurde im November zu vier Monaten Ge-

fängnis verurteilt. Das hohe Strafmaß wurde im Urteil vom 22. 11. 1888 wie folgt begründet: „Es wurde bei Geck seine Stellung als Haupt der sozialistischen Partei in Baden, seine gegenüber allen anderen Angeklagten hohe Bildung und Intelligenz und der große Einfluß, welchen er bei der Verleitung untergeordneter Personen zu strafbarem Treiben ausüben kann, vorzugsweise in Betracht gezogen.“ Rechtsanwalt Muser sorgte dafür, daß dieser Strafbemessungsgrund in die Rechtsgeschichte einging.¹⁴

Da das Reichsgericht am 11. Februar 1889 eine Revision verwarf, wurde Geck gezwungen, „den Lenz hinter Kerkermauern mit Dütenkleben zu verträdeln“. Für diesen „Frühlings-Verlust“ wurde er durch seine Teilnahme am ersten internationalen Arbeiterkongreß, der am 14. Juli 1889 in Paris eröffnet wurde, entschädigt. Dieser Gründungskongreß der II. Internationale, als deren Sekretär er fungierte, die Hundertjahrfeier der Französischen Revolution und die Pariser Weltausstellung wurden zu einem großen Erlebnis. Zu der Delegation der Arbeiterorganisationen aus Baden gehörten neben Geck Theodor Lutz, der „rote Apotheker“ aus Baden-Baden, die Offenburger Karl Lehmann und Theodor Zenker. Als Gast wohnte dem Kongreß auch der anlässlich der Weltausstellung in Paris weilende Offenburger Stadtrat Georg Monsch bei.

Zu Hause erwartete den hochgestimmten Geck der graue Alltag unter dem Sozialistengesetz. Am 8. September wurde der sozialistische Arzt Dr. Otto Walther, der in jenen Jahren das Sanatorium Nordrach-Colonie aufbaute, unter der Beschuldigung festgenommen, durch den bereits in Untersuchungshaft befindlichen Tagelöhner Josef Klein aus Zell-Riedle den verbotenen „Sozialdemokrat“ verbreitet zu haben. Am Abend des folgenden Tages, als Geck von einem Krankenbesuch bei Frau Dr. Walther auf der Villa Brandeck zurückgekehrt war, wurde er in der „Fortuna“ im Kreise seiner Parteifreunde von dem Gendarmeriewachtmeister Sauer festgenommen und in das „Grabenhotel Reimling“ abgeführt, begleitet vom ganzen Zechervolk der „Fortuna“ unter dem Gesang der „Arbeiter-Marseillaise“: „Wohlan, wer Recht und Freiheit achtet . . .“

Die Gründung der sozialdemokratischen Landesorganisation

Im „Heldenzeitalter“ der Sozialdemokratie konnte man einen Geck nicht so leicht in die Knie zwingen. Unter dem Impuls des Arbeiterkongresses von Paris, den Boden für eine weite Ausbreitung der Bewegung unter den Massen vorzubereiten, der demokratischen Tradition Offenburgs von 1848/49 verpflichtet und im Hinblick auf die 1890 bevorstehende Reichstagswahl, stieß man in dieser Stadt „zuerst in's Horn zum Sammelsignal für die Organisation der Arbeiterschaft unter der roten Standarte“, wie Geck voller Stolz vermerkte.

Die an die Arbeiter Badens gerichtete Einladung zu einem öffentlichen Arbeitertag am 27. Oktober 1889 im Dreikönigsaal in Offenburg war selbstver-

ständig ganz legal auf die bevorstehenden Wahlen abgestimmt. Doch hob Geck in seinem Begrüßungsartikel im „Südwestdeutschen Volksblatt“ ziemlich deutlich auf den Zweck des ersten „badischen Arbeitertages“ ab: er bezeichnete ihn als den „Gründungstag einer dauernden Solidarität der badischen Arbeiterschaft“.¹⁵

Namens der Einberufer konnte er am Vormittag gegen 600 Teilnehmer, darunter 256 Delegierte aus fast allen badischen Wahlkreisen begrüßen. Karl Geck wurde in das Präsidium und Adolf Geck zu einem der Schriftführer gewählt. Nach einem Referat Dreesbachs über die Reichstagswahl sprach Adolf Geck über die Landtagswahlen und erläuterte ein von den Offenburger Sozialdemokraten entworfenes Programm, „worin in 9 Absätzen die Forderungen zur badischen Politik und Volkswirtschaft ausgesprochen waren“. Für die Reichstagswahl 1890 wurde er in drei Wahlkreisen als Kandidat aufgestellt; sein „Südwestdeutsches Volksblatt“ wurde als Landesorgan anerkannt. Dessen ungeachtet erschien ab 1. 5. 1890 in Mannheim die sozialdemokratische „Volksstimme“.

In Offenburg konnte man mit dem Verlauf des Arbeitertages, bei dem auf der Nachmittagssitzung über 800 Personen versammelt waren, vollauf zufrieden sein. Als „Gründungsakt der badischen sozialdemokratischen Landesorganisation“ (Geck) wurde er zum ersten Landesparteitag. Das Tagungsbüro sollte gleichsam als Landesvorstand bis zum nächsten Arbeitertag tätig bleiben, tatsächlich liefen aber die Fäden bei Geck zusammen, dem in der Zwischenzeit die Rechnungen und die Listen der Vertrauensmänner einzureichen waren.

Die Reichstagswahl vom 20. Februar 1890 bescherte Bismarck eine Niederlage und den Sozialdemokraten einen gewaltigen Erfolg: im Reich stieg die Stimmenzahl gegenüber 1887 von rd. 763 000 (10,1%) auf 1,4 Millionen (19,7%), in Baden von rd. 13 000 (4,8%) auf rd. 30 000 (11,4%). Die Sozialdemokratie wurde in Deutschland zur stärksten Partei; Bismarck schied am 20. März aus seinen Ämtern. Für ihn blieb bis zu seinem Tode „die sozialdemokratische Frage eine militärische“, Sozialdemokraten seien Räuber und Diebe, die zermalmt werden müßten, Ratten im Lande, die vertilgt werden sollten.¹⁶

Die rote Fahne und die Arbeiter-Marseillaise

Wenn auch am 25. Januar 1890 im Reichstag die Verlängerung des Sozialistengesetzes abgelehnt worden war und damit der „Eifer der Folterknechte“ nachließ, so blieben doch alle Unterdrückungsmaßnahmen in Kraft. Obwohl eine öffentliche Demonstration mit der roten Fahne verboten war, scheuten die Offenburger Sozialdemokraten nicht davor zurück, zur ersten Feier des 1. Mai Flagge zu zeigen. An diesem Tag sollte das Proletariat international für den Achtsturentag und andere auf dem internationalen „Marxistenkongreß“ des vergangenen Jahres in Paris gefaßten Beschlüsse demonstrieren. In der

festlich geschmückten landwirtschaftlichen Halle hatte man einen „Flaggenkranz bunter Nationalbanner aller Länder“ angebracht: „Im Mittelpunkt dieser Emporendrapierung senkte sich eindrucksvoll ein großer monotoner Streifen, das ernste rote Banner der sozialistischen Internationale, von der mächtigen Stange zum Boden herab“. Was kommen mußte, kam: ein Wachtmeister der Gendarmerie verlangte die Entfernung der roten Fahne. Da der Festordner gerade auf die „Menschheitsfahne aller Länder“ Wert legte, wurde das Bezirksamt zur Entscheidung angerufen. Weil der Amtmann das rote Tuch nicht als Landesbanner des Sultans von Marokko anerkennen wollte, verfiel man auf die Idee, ihm die Frage zu stellen: „Wie wäre es denn, wenn der Festleiter die Fahne des gesetzlichen Anstoßes in das Banner der Eidgenossenschaft, auch eine Verbrüderung der Nationalitäten, umwandelte?“ Ein weißes Kreuz in die Mitte des langen Rotstreifens geflickt und dem Gesetz ist genügt! Der Amtmann gabs zu. Man schnitt also in der Redaktion zwei papiere-ne Weißkreuze zurecht und befestigte sie mit Kleister an der Fahne. Daraufhin konnte das Fest zur Mittagsstunde beginnen. Nach Gecks humorvoller Schilderung im „Alten“ vom 19. 5. 18 lösten nun aber die Schallwellen des sozialistischen Bundesliedes, der Marseillaise, die Papierkreuze, so daß die „bezirksamtlich verordneten Feigenblätter“ auf die Erde flatterten; doch mit dieser Fügung des Schicksals zur Herstellung des status quo habe sich alles ruhig abgefunden.

Wenn man allerdings zu leichtsinnig wurde, mußte man mindestens in die Tasche greifen. Im gleichen Jahre wurden Adolf und Eugen Geck wegen Verbreitung verbotener Druckschriften zu Geldstrafen verurteilt, weil sie während einer festlichen Veranstaltung im „Mundinger“ Liedertexte, darunter die „Arbeiter-Marseillaise“, zum Mitsingen verteilten. Eine Kostprobe aus diesem verbotenen Kampflied mag seinen „revolutionären“ Charakter für die damalige Obrigkeit aufzeigen:¹⁷

Der Feind, den wir am tiefsten hassen,
 Der uns umlagert schwarz und dicht,
 Das ist der Unverstand der Massen,
 Den nur des Geistes Schwert durchbricht.

Ist erst dies Bollwerk überstiegen,
 Wer will uns dann noch widerstehen?
 Dann werden bald auf allen Höh'n
 Der wahren Freiheit Banner fliegen.
 Nicht zählen wir den Feind,
 Nicht die Gefahren all,
 Der Bahn, der kühnen, folgen wir,
 Die uns geführt Lasall'.

Das Naturell Gecks gewann der düsteren Zeit der Sozialistenverfolgung immer wieder heitere Seiten ab. Die von ihm am 16. 1. 1932 im „Alten“ geschilderte Episode spielt in der Zeit, da den Sozialdemokraten Referate in öffentlichen Versammlungen verboten waren:

„Das hinderte nicht, daß Versammlungen überall einberufen wurden, für welche sein politischer Vortrag auf der Tagesordnung stand. Erteilte der Versammlungsleiter dem Referenten das Wort und sprach dieser Sozialdemokrat die Worte: ‚Meine Herren!‘, da erhob sich der überwachende Polizeikommissar und rief: ‚Die Versammlung ist aufgelöst!‘. Das war agitatorisch sehr günstig und gab Veranlassung zu manchem Scherz. Einmal erschien im überfüllten Baldreit-Saale zu Baden-Baden der Karlsruher Kommissär Argast als überwachender Beamter. Der Versammlungsleiter, Apotheker Th. Lutz erteilte mir das Wort. Der Polizeibeamte erhob sich, bedeckte sein Haupt mit der Pickelhaube, um beim ersten Wort des Redners die Tagung beenden zu können. Der Blättleschreiber spitzte den Mund, redete gar kein Wort, trug aber als ‚Pfiffikus‘ die Marseillaise vor. Alles lauschte aufmerksam diesem Solovortrag und sang nachher den Text des sozialdemokratischen Freiheitsliedes. Pfeifen und Singen war dem Offenburger Wanderprediger nicht verboten.“ Aber Geck weiß ein Lied davon zu singen, daß dem nicht überall so war.¹⁸ Sein Sohn Tell, ein hervorragender Künstler, dem Wolfgang Wipprecht im „Ekkhart“ 1970 eine so treffende Laudatio zum 75. Geburtstag widmete, nannte seinen Vater einmal „einen in die Politik verirrtten Künstler“. Haselier nennt dieses Urteil überspitzt, aber nicht falsch¹⁹, und auch Ernst Engelberg sieht in Adolf Geck mehr den Künstler als den Politiker: „Es liegt eine Tragik darin, daß er dieses Künstlertum in der Offenburger Enge nicht entwickeln konnte. Seine Wochenzeitschrift ‚D’r alt Offeburger‘ war dafür kein geeignetes Organ. Ich bin überzeugt, daß Else Eisner die Meinung ihres Mannes (der wahrhaft etwas von Literatur verstand) wiedergab, als sie mir mit großer Begeisterung über die ersten Gedichte Adolf Gecks sprach, die er als junger Mann veröffentlichte. Sie erwähnte mit Recht das Gedicht „Des Staren Rache“.²⁰

Des Staren Rache

Zu Straßburg am Rheine der Schuster Kneip
 erzog einen Staren zum Zeitvertreib.
 Der Star speiste Würmer und Münsterkäse
 und pfiff nur die blutige Marseillaise,
 er pfiff noch des Abends, in dämmernder Früh:
 „Allons enfants de la patrie.“

Zu Straßburg am Rheine die Polizei
 erlaubt keine Weisen der Protesterei,
 in welchem Gesetze stehet bedungen,
 daß nur mit Erlaubnis werde gesungen;
 besonders verpönt sei die Melodie:
 „Allons enfants de la patrie.“

Wer dennoch sie singt, nach Gesetzes Kraft
 kriegt vierzehntägige Einzelhaft. —
 Den Staren am Fenster der Schusterbudik
 erteilte das strafende Mißgeschick.
 O hätt er gefolgt und gepfiffen nie:
 „Allons enfants de la patrie.“

Der Schutzmann befiehlt; der Schuster spricht:
Wohlan, es herrsche Gesetzespflicht;
zwei Wochen lang büß er das Pfeifen sauer
im finsterverhüllten Vogelbauer;
alsdann er über die Grenze flieh:
„Allons enfants de la patrie.“

Dem Schutzmann frommts, da gerettet war
das Land vor des Vogels Umsturzgefahr.
Und die Frist verstrich und gehorsam dem Worte
erschließt der Schuster die niedliche Pforte:
„Hinaus ins Exil, gefährliches Vieh!“
„Allons enfants de la patrie.“

In der Freiheit atmet des Staren Brust,
da regt sich erst mächtig zum Singen die Lust.
Bald pfeift er am Broglie, bald singt er am Dom,
am Kleberplatz wieder, im Haine, am Strom,
beim Polygon, selbst in der Orangerie:
„Allons enfants de la patrie.“

Nun holt er nach auf den Dächern und Bäumen,
was er im Kerker mußte versäumen,
er lehrt sein Lied allen Brüdern, den Staren,
die lehrens den Drosseln, den Amselscharen.
Dann brüten sie Junge und lehren sie:
„Allons enfants de la patrie.“

Geck

Noch kein Ende der Verfolgung

Am 27. September 1890 kam die letzte Nummer des „Sozialdemokrat“ in London heraus. Dort hatte die Zentrale der Feldpost Zuflucht gesucht, nachdem sie am 18. April 1888 auf Druck der deutschen Regierung aus der Schweiz ausgewiesen worden war. Was in der zwölfjährigen Unterdrückungszeit von der roten Feldpostorganisation geleistet worden war, konnte auch Joseph Belli kaum in Worten fassen: „Was an Opfermut, Uneigennützigkeit, Familienglück und Gesundheit von den Parteigenossen und Genossinnen in dieser Periode zur Befreiung der Arbeiterklasse dargebracht wurde, kann ich hier nicht schildern“. Den Offenburger Feldpostlern räumte Belli einen Ehrenplatz ein: „Vor allem die Familie Geck und Freunde in Offenburg waren an Opfermut kaum zu übertreffen, und in kritischen Tagen war ich sicher, dort stets sicheres Quartier zu finden“. Ein bleibendes Denkmal setzte ihnen auch August Bebel in seinen Erinnerungen: „Unter den deutschen Genossen waren es insbesondere Adolf Geck und sein Bruder Karl, ferner die Genossen Autenriet und Haueisen in Offenburg . . . und viele andere, die den Schmuggeldienst übernahmen oder vermittelten“.²¹

Die Arbeitervereine atmeten wieder auf; am 28. 9. fand in der neuen landwirtschaftlichen Halle in Offenburg die Fahnenweihe des Männergesangvereins „Germania“ statt: „Es waren proletarische Sänger, meistens Hutmacher aus

der alten Zunft und von der neuen Gewerkschaft, die den Verein vorsichtig zwischen den gefährvollen Klippen durchsteuerten, an denen zur sozialistengesetzlichen Zeit in Offenburg mancher Verein im Getriebe der tückischen Wogen zerschellt war“. Zwanzig auswärtige Vereine waren zu dem „Huterer-Fest“ gekommen, auf dem Adolf Geck die Weiherede hielt. Das heitere Fest wurde für den arglosen Geck, dem die trinkfesten Sangesbrüder der Offenburger „Concordia“ nach der Erzählung Gecks heimlich unter seinen „Volkswein“ stets den offiziellen Festschampus mischten, zum Verhängnis. Am nächsten Tag mußte in Karlsruhe wegen seines Unwohlseins die letzte Nummer des „Südwestdeutschen Volksblattes“ ohne ihn redigiert, gesetzt und gedruckt werden. Das Blatt kam dreimal wöchentlich in Karlsruhe und dreimal in Offenburg heraus. Nun war zwar nach Gecks Worten mit dem Tod des Tyrannen Sozialistengesetz das Ende der „freiheitslosen, entsetzlichen Zeit“ gekommen, aber noch keinesfalls für ihn: „Gegen die beiden letzten Nummern des ‚Südwestdeutschen Volksblattes‘ machte die Staatsanwaltschaft Karlsruhe die strafende Gerechtigkeit mobil“. Weil die Zeitung aus „Fliegen und Spinnen“ des französischen Schriftstellers und Schwiegersohns von Karl Marx, Paul Lafargue, zitiert und auch die „Freie Presse“ des Dichters Ferdinand Freiligrath herangezogen hatte, wurde Adolf Geck als verantwortlicher Redakteur wegen „Aufreizung zum Klassenhaß“ zur Rechenschaft gezogen und eine polizeiliche Staatsaktion inszeniert: in Karlsruhe wurde die Druckerei Mayer und die Expedition durchsucht und in Offenburg von der Gendarmerie in mehreren Stunden die Druckerei, das Büro und auch seine Wohnung durchwühlt. Als Joseph Belli nach erfolgter Liquidation der „Roten Feldpost“ in der Schweiz seine Mitarbeiter in Offenburg besuchte, fehlte Freund Adolphus: „der saß wieder einmal auf dem ‚Graben‘.“ Obwohl beide Werke in jeder Buchhandlung frei verkäuflich waren, „wurde ihre Wiedergabe von der noch immer tatenlüsternen Inquisition zu einer sensationellen Staatsretterei gemacht. Untersuchungen, Anklage und notpeinlicher Halsprozeß gegen den Redakteur, der vor die Schranken des Karlsruher Schwurgerichts gestellt wurde.

Trotz des Beweises, daß an Stelle des plötzlich erkrankten Verantwortlichen und ohne dessen Wunsch oder Kenntnis damals der sozialdemokratische Rechtsanwalt Dr. Guttenstein-Karlsruhe jene Artikel in die Zeitung setzen ließ, sprach das ‚Volksgericht‘ eine Gefängnisstrafe von neun Monaten gegen Ad. Geck aus“. Der mitangeklagte Schriftsetzer Teufel erhielt sechs Monate Gefängnis. Geck legte beim Reichsgericht Revision ein. Dadurch konnte er zunächst nach dem Zwischenspiel auf dem „Graben“ den vom 12.—18. Oktober 1890 in Halle stattfindenden Parteitag besuchen, bei dem er als Mitglied der Revisionskommission fungierte. Auch in Baden konnte nun ein ordnungsmäßiger Landesparteitag durchgeführt werden, nachdem das Sozialistengesetz am 30. September ausgelaufen war. Dieser 2. Parteitag, der am 23. November in Offenburg stattfand, gab der Landesorganisation ein Statut, das allerdings nur 5 Paragraphen umfaßte. Die Stadt wurde Vorort des Vorstandes,

der am 29. November in der Brauerei Mundinger gewählt wurde. Nach dem einstimmigen Ergebnis wurde Adolf Geck 1. Vorsitzender, Ludwig Dotter Kassier und Ludwig Haueisen Schriftführer.

Am 9. April 1891 wurde der Fall Geck erneut vor dem Karlsruher Schwurgericht verhandelt: „das Urteil lautete unter Einrechnung von drei Monaten Gefängnis wegen Preßvergehens (Schwurgericht Offenburg vom 19. 1. 1891) auf eine Gesamtstrafe von fünf Monaten und zwei Wochen, die im Kreisgefängnis zu Offenburg verbüßt wurden“. Die Haft brachte zwar Ungelegenheiten für die Redaktion mit sich, doch genoß Geck relative Freizügigkeit. Wenn es wegen eines familiären Ereignisses einmal notwendig wurde, stieg er auch über die Gefängnismauer! Er nahm wieder einmal das Schicksal von der heiteren Seite und organisierte vom Gefängnis aus selbst die Parteiarbeit: Als ihm der „rote Frieder“ (Friedrich Haug in Freiburg) am 31. Oktober 1891 in seine klösterliche Zurückgezogenheit die frohe Botschaft verkündete, daß Freund Georg von Vollmar in Baden reden werde, schrieb er diesem: „Es war mir, als wollte ich aus den Gittern fahren. Vor dem 26. November, der mir die Pforten des fidelen Gefängnisses öffnet, wird Dein Erscheinen nicht zu erwarten sein“. ²²

Noch konnte der Junggeselle seine Freunde nicht im eigenen Haus aufnehmen, aber bereits im nächsten Jahr war es soweit. Die einzelnen Etappen des Hausbaues blieben für Geck mit lieben Erinnerungen verknüpft. Viel Freude hatte ihm der Besuch des Reichstagsabgeordneten Wilhelm Liebknecht bereitet, der am 29. September 1892 in der Freiburger Festhalle mit dem aus Bohlsbach stammenden Theodor Wacker, dem „Löwen von Zähringen“, Landesvorsitzender des Zentrums, die Klingen kreuzte. Da Liebknecht erstmals 1849 als Freischärler mit Heckerhut und Schleppsäbel in Offenburg eingezogen war, hatten die beiden reichlich Gesprächsstoff. Geck blieb der Abend besonders haften, weil die Zimmerleute am Richtbaum seines Häusles in der Zähringerstr. 13 ein großes rotes Taschentuch befestigt hatten, was wieder einmal die Aufmerksamkeit der Obrigkeit auf sich zog. Der Offenburger Stadtverwaltung war dies bedeutsam genug, um den roten Wimpel vom Zimmermann Reinhard für 5 Mark entfernen zu lassen! Am 21. September 1892 ließ sich Geck in Frankfurt mit der am 27. Juni 1865 in Freiburg geborenen Marie Schretzmann geb. Moßmann trauen. ²³ Der Trauzeuge August Bebel hielt am 3. Juni in dem von Geck und seiner Frau bezogenen „Zwerghäuschen“ seinen „Probeschlaf“. Und nach ihm sah das Häusle noch viele bekannte Politiker zu Gast. Es wurde das Geburtshaus der Kinder Brandel (1893), Tell (1894), Erika (1895), Freya (1896) und Rohtraud (1898). ²⁴ Der bekannte Maler und Cellist Tell lebt heute in Stuttgart-Möhringen, Frau Rohtraud Weckerle-Geck in Offenburg.

August Bebel kam jedes Jahr nach Offenburg, aber eine Versammlung mit ihm war für die Offenburger schon aufregend. Obwohl er im Reichstag Ver-

treter von Straßburg war, wurde ihm dort das Reden polizeilich verboten, so daß schließlich auf den 26. September 1897 eine Versammlung in der „Landwirtschaftlichen Halle“ angesetzt wurde, wo er vor 3 000 Zuhörern sprach. Die Versammlung wurde von Adolf Geck geleitet, der in diesem Jahr bei den Landtagswahlen in drei Wahlkreisen kandidierte und im Wahlkreis Karlsruhe-Stadt in die 2. Kammer der badischen Landstände gewählt wurde, der er bis 1901, 1902 und dann wieder von 1905 bis 1918 angehörte. Schließlich konnte er bei den Reichstagswahlen im Jahr darauf seinen Erfolg noch weiter ausbauen. Mit der Stichwahl vom 24. Juni 1898 gelang ihm der Sprung in den Reichstag.

Mit dem Eintritt in die Landtagsfraktion im November 1897 und dem Amt des Fraktionssekretärs begann für ihn ein neuer politischer Lebensabschnitt, der in den folgenden Jahren insbesondere von den Auseinandersetzungen mit den badischen Revisionisten geprägt wurde. Bereits zu Beginn der Landtagsperiode mußte er sich in kürzester Zeit mit dem Problem der Budgetbewilligung befassen, das für die Partei nach dem Motto „Diesem System keinen Mann und keinen Groschen“ von grundsätzlicher Bedeutung war, so daß ihre Reichstagsabgeordneten jährlich geschlossen gegen den Haushaltsplan stimmten. Nachdem die sozialdemokratische Landtagsfraktion in München unter Führung des revisionistischen Georg von Vollmar am 1. Juni 1894 dem bayrischen Budget zugestimmt hatte, war es darüber im gleichen Jahr auf dem Frankfurter Parteitag zu einer Debatte gekommen. Die Delegierten lehnten zwar die Argumentation der Süddeutschen in deren Resolution ab, daß die Budgetbewilligung nur eine Zweckmäßigsfrage sei, (was auch Geck damals noch unterschrieb)²⁵ konnten sich aber auch nicht für ein generelles Verbot jeglicher Bewilligung in allen parlamentarischen Körperschaften entschließen.²⁶ Auch auf dem folgenden Parteitag in Breslau konnte ein entsprechender Verbotsantrag keine Mehrheit finden. Bei der nun in Karlsruhe anstehenden Haushaltsdebatte war sich die Fraktion noch nicht ganz im klaren, welche Haltung sie einnehmen sollte. Geck wandte sich deshalb am 11. 1. 1898 in ihrem Auftrag an die Kollegen in München: „Wir beginnen mit der Budget-Debatte und begegnen nun zuvörderst der Civilliste des Großherzogs. Bisher schwiegen unsere sozialistischen Flöten mit dem ganzen Kammerorchester still. Wir regten nun an, daß wir gegen diese Position stimmen oder wenigstens bei derselben Kritik üben sollten. Möchten nun gerne wissen, wie Ihr es bei dieser Position in der bayerischen Kammer zu halten pflegt“.²⁷ Für ihn persönlich hatte in diesen Tagen allerdings eine andere Angelegenheit eine weitaus größere Bedeutung. Die seit einigen Jahren laufenden Bemühungen Karlsruher Parteigenossen waren in ein entscheidendes Stadium getreten: auf dem Offenburger Parteitag wurde am 9. 1. eine Kommission zur Überführung des „Volksfreund“ in Parteibesitz eingesetzt.

Geck verkauft seine Zeitung der Partei — Eugen Geck übernimmt Verlag

Am 1. 4. unterschrieb Adolf Geck einen Vertrag, nach dem mit gleichem Datum der Zeitungsverlag an Eugen Geck übergang, wobei sich die Partei in einem weiteren Vertrag das Eigentum sicherte.²⁸ Bei dieser Verkaufsangelegenheit war Adolf Geck offensichtlich sehr unfair behandelt worden. Er muß den vom 5. März datierten Vertrag unterschrieben haben, ohne ihn mit dem ursprünglichen Entwurf zu vergleichen, der ihn zur Leitung des Blattes und zur Anstellung eines verantwortlichen Redakteurs verpflichtet hatte. Die Neufassung sah dagegen nur noch die Verpflichtung zu einer „Mitwirkung“ vor. Geck fühlte sich hintergangen und informierte über diesen Vorgang Partei und Öffentlichkeit in einer „Denkschrift für die Landesversammlung der badischen sozialdemokratischen Partei zur Preßfrage“ vom November 1898. Eine neue vertragliche Regelung vom 31. Januar 1899 brachte bezüglich der Chefredaktion keine Änderung. Was sich bei dem verwickelten und undurchsichtigen Verkaufsvorgang abspielte, läßt sich nur aus einer Niederschrift Marie Gecks vom 25. 2. 1899 ermessen.²⁹ „Der Kampf um den ‚Volksfreund‘ fordert mir den Vergleich mit einem Eroberungskrieg schlimmster Art heraus. Das traurigste dabei ist, daß die rohste Gewalt, in diesem Falle das Springenlassen aller Minen der Intrige, Überrumpelung d. Eigennutzes, Gemeinheit der Gesinnung etc. siegten. Die Besiegte und Unterlegene zahlt zur Strafe, als Kriegskontribution, weil seine Noblesse und Parteiinteresse ihm den Kampf mit solchen Waffen verboten, mit der Aufgabe einer unsäglich mühsamen erungenen Existenz, mit Verlust eines Teiles bürgerlicher Stellung, Popularität und Einfluß auf das kommunale wie politische Leben; er muß von vorne anfangen zu ringen um’s tägliche Brot!“

Marie Geck schätzte die politische Situation ihres Mannes durchaus realistisch ein; er war zwar nach der Stichwahl vom 24. Juni 1898 in den Reichstag für den Wahlkreis Karlsruhe-Bruchsal eingezogen, doch wog dieses Mandat keinesfalls einen publizistischen Einfluß auf: „Der Chefredakteur auch nur eines mittleren Provinzparteiblattes war in der Zweiten Internationale schon eine ziemlich einflußreiche Figur“.³⁰ Die ganze Misere, die mit dem Verkauf des „Volksfreund“ verbunden war, hätte Geck sich bei einem Umzug nach Karlsruhe ersparen können. Bebel hatte ihm auch zugeraten, wie er überhaupt in einem Brief vom 15. 2. 1898 an Marie Geck die Annahme des Kaufvertrages befürwortete. Bebel wies noch später Vorwürfe von Marie Geck in dieser Angelegenheit entschieden zurück: „ . . . wir waren damals alle im Vorstand bemüht, eine für ihn (Adolf) möglichst günstige Position zu schaffen. Aber Adolf lehnte ja jede Übersiedelung nach K. ab usw. usw.“³¹ Allerdings hatte er seinerzeit auf das Ehepaar Geck einen sanften Druck ausgeübt, wenn er schrieb, daß er jedem Zeitungseigentümer rate, „so bald einmal die Partei ein Blatt als Eigentum verlangt, es abzutreten und sich als Drucker möglichst sicherzustellen“. Bebel hatte zwar 1890 zusammen mit Engels Wilhelm und Natalie Liebknecht dazu überreden können, von Leipzig nach Berlin überzusie-

deln, als Wilhelm Liebknecht Chefredakteur des „Vorwärts“ wurde, aber bei Geck lagen die Dinge nicht so einfach. Nicht nur, daß er persönlich zu sehr mit Offenburg verbunden war — „er liebt offenbar seine Vaterstadt zärtlich —“, ³² es gab auch gewichtige und ausschlaggebende wirtschaftliche Gründe, die ihn zurückhielten: „Schließlich hatte er dort in den zurückliegenden zehn Jahren nicht nur ein Wohnhaus für seine Familie, sondern auch ein Geschäftshaus erbaut, das noch hoch mit Hypotheken belastet war. Daneben einen zweiten Betrieb in Karlsruhe zu eröffnen, wäre über seine finanziellen Kräfte gegangen“. ³³ Dazu kam, daß Geck im Vertrag vom 5. März 1898 nur ein Druckrecht von zehn Jahren für den „Volksfreund“ zugestanden wurde und eine Garantie für die Dauer der Chefredaktion aus verständlichen Gründen nicht gegeben werden konnte.

Für die Übereignung des Verlages an die Landesorganisation, vertreten durch Eugen Geck, erhielt Adolf Geck 10 000.— Mark, dazu ein Honorar für die Mitarbeit am „Volksfreund“, wobei es bei der finanziellen Abwicklung offenbar noch erhebliche Schwierigkeiten gab, da Eugen Geck im Dezember 1899 den Offenbarungseid leisten mußte.

Am 30. März 1899 erschien die letzte Ausgabe des „Volksfreund“ in Offenburg, „auf den Tag ein Jahr nach der Enteignung“ ³⁴ wurde die Zeitung nach Karlsruhe verlegt. Zunächst zeichnete Eugen Geck als Verleger, später enthält das Impressum den Vermerk: „Druck und Verlag: Buchdruckerei Geck & Cie., Karlsruhe“. Eugen Geck, der am 15. Oktober 1869 in Offenburg geborene Sohn des Glasfabrikanten Carl Nikolaus Geck, übernahm am 1. April für rd. 28 Jahre die Geschäftsleitung der Zeitung. Er wurde 1905 in die Karlsruher Stadtverordnetenversammlung und 1908 zum Stadtrat gewählt. Im Kreisrat war er das erste sozialdemokratische Mitglied. Dem Landtag gehörte er von 1919 bis 1921 an. Viele Jahre amtierte er als Vorsitzender der Partei in Karlsruhe und einige Jahre als Vorsitzender des mittelbadischen Parteikreises. ³⁵ Da Geck sich verpflichtet hatte, innerhalb von 5 Jahren in Baden kein sozialdemokratisches Blatt zu gründen, machte er zunächst tastende Versuche mit dem „D'r alt Offeburger“, später von den Lesern auch liebevoll „der Alte“ genannt, wie er der Einfachheit halber auch zitiert werden soll. Die erste Ausgabe erschien an Fastnacht 1899 (2. Februar), und am 2. September war es dann so weit, daß er regelmäßig als Wochenblatt herauskommen konnte. Die „Belletristische und humoristische Chronik“ entwickelte sich zu der einzigartigen „Zeitschrift der Heimatkunde für die Offenburger in der Nähe und Ferne“. Was diese für die Offenburger in aller Welt bedeutete, insbesondere während des Krieges, ließe sich nur anhand der Korrespondenz voll verdeutlichen. Daß sich der Herausgeber einer solchen Zeitschrift als Mitglied des Historischen Vereins für dessen Belange einsetzte, versteht sich eigentlich von selbst. Die „Ortenau“ hatte in ihm einen aufmerksamen und dankbaren Leser: „Jeder, der seine Heimat liebt, gewinnt Wohlgefallen an der ‚Ortenau‘.“ So empfahl er noch 1928 besonders den Lesern in der Ferne ihre Anschaffung.

Der „Volksfreund“-Redakteur Anton Fendrich

Für Adolf Geck stand es von Anfang an fest, daß er die Vertragsänderung, nach der von der Leitung des Blattes keine Rede mehr war, dem Nutznießer Anton Fendrich zu verdanken hatte. Noch am 10. März 1918 erhebt er im „Alten“ den Vorwurf der Fälschung: „Dabei ist sogar eine Vertragsfälschung angewendet worden, um anstelle Gecks dem Redakteur Fendrich die Oberleitung des Blattes zu sichern“. Der Offenburger Fendrich, am 8. April 1868 geboren, war in jungen Jahren für einige Zeit Redakteur beim „Volksfreund“ in Braunschweig. Angeblich ging er dort weg, weil er „ein Gegner des in der Sozialdemokratie kursierenden Atheismus und der radikalen Phraseologie“ war,³⁶ aber diese Version scheint nach einem Brief von A. Günther, dem Eigentümer der Zeitung, an Adolf Geck doch zweifelhaft.³⁷ „Der 21jährige Fendrich bekam gleich 275.— Mark monatlich; als auch der „Landbote“ eingeführt wurde, verlangte er 300.— Mark monatlich. Das führte zu fortwährenden Streitigkeiten in der Preßkommission, bis er gekündigt wurde. Von Opfer bringen kann bei dem keine Rede sein. Er beherrschte hier das ganze Parteileben und drängte die alten Genossen in den Hintergrund. Er hat, wie alle diese Leute, hier opulent gelebt . . .“ Nach dem Ausscheiden sei er zunächst nach Brüssel gegangen. Eine Bestätigung dieses Urteils liefert ein Brief der „Volksfreund“-Redaktion in Braunschweig, der wohl späteren Datums ist: „Fendrich ist hier s. Z. entlassen worden, weil er sich der Arbeitspflicht entzog, sich wochenlang in der Schweiz aufhielt, statt in der Redaktion. Davon, daß ihm ein Majestätsbeleidigungsprozeß drohte, ist hier keinem älteren Genossen bekannt. Als von den Bürgerlichen gelobten Schriftsteller mag er sich jetzt wohl außerordentlich wohl fühlen, zumal der klingende Erfolg stark damit verbunden ist. Besten Gruß August Wesemeier“.³⁸

Als Fendrich aus Brüssel zurückkam, „wo er das politische Büro Kaulitz führen half“ (Geck), übernahm er am 19. Januar 1898 als Nachfolger von Otto Zielowski die Offenburger „Volksfreund“-Redaktion. Seine Offenburger Redaktionstätigkeit fiel in die Zeit der beginnenden Auseinandersetzungen mit Bernstein, der in den Jahren 1896—98 in der von Karl Kautsky geleiteten „Neuen Zeit“ kritisch „Probleme des Sozialismus“ behandelte. Angefacht wurde der Streit um den Revisionismus vom Chefredakteur der „Sächsischen Arbeiter-Zeitung“ Alexander Helphand (Pseudonym: Parvus), der mit einer Artikelserie „E. Bernsteins Umwälzung des Sozialismus“ vom 28. 1.—6. 3. 1898 scharf gegen Bernstein Stellung nahm.³⁹ Der mit Bernstein sympathisierende Fendrich ergriff Anfang September die Feder, um im Hinblick auf den vom 3.—8. Oktober 1898 in Stuttgart stattfindenden Parteitag Bernstein noch vorsichtig taktierend Schützenhilfe zu leisten. Dort wurde Rosa Luxemburg, die inzwischen die Nachfolge des ausgewiesenen Parvus als Chefredakteurin angetreten hatte, von Fendrich scharf angegriffen. Sie war auch auf eine Formulierung Bernsteins eingegangen, die in der Kurzfassung: „Die Bewegung ist alles, das Endziel ist nichts!“ fortan zur Losung der Revisionisten

wurde. Nach der Auffassung Lenins läßt sie das Wesen des Revisionismus besser erfassen als viele langatmige Ausführungen: die Grundinteressen des Proletariats „um wirklicher oder vermeintlicher Augenblicksvorteile willen opfern — darin besteht die revisionistische Politik“.⁴⁰ Fendrich attackierte Rosa mit der Bemerkung: „Ich muß sagen, sie ist gewissermaßen mit der Anmaßung, etwas Neues zu sagen, vor uns hingetreten und hat uns mit Gemeinplätzen gedient“.⁴¹ Nach zwanzig Jahren erinnerte sich Marie Geck noch leidenschaftlich an jene Kontroverse.

Marie Geck: „Ausgerechnet Anton Fendrich!“

Noch schärfer als Fendrich mit Rosa Luxemburg ging Marie Geck mit jenem in der Schilderung des Ereignisses auf dem Stuttgarter Parteitag in einem Nachruf für Rosa zu Gericht:⁴²

„Großer Beifall rauschte durch den Saal, nur Vollmar räusperte sich etwas vernehmlich; das kleine Persönchen war untergetaucht, ich fand es nicht mehr an der alten Säule. Da schnarrt eine Stockschnupfenstimme recht schnoddrig neben mir: ‚Gemeinplätze! Die Person kauf’ ich mir!‘ — Und beim Büro meldet sich großspurig: Herr Anton Fendrich, Vertreter des 6. Badischen Wahlkreises. —

Unter den albernsten Banalitäten, berechnet auf Urteilslosigkeit, schnoddete er über die ‚Gemeinplätze‘ der Vorrednerin, erntete Widerspruch und zum Schluß Heiterkeit, als er so sein Programmsprüchlein ledig geworden war, mit dem er später oft noch auf den Zustimmungs- und anderen Fang ging, vom Herz auf dem rechten Fleck haben, vom Pulver trocken halten und daß ein Ideal im Herzen mehr wert sei als Phrasen. ‚Sie kennen meine Anschauungen und können sich das übrige selbst denken!‘ —

Fast möchte ich es der ‚Rosel‘ abbitten, daß ich ihren uns heiligen Namen heute zusammen nenne mit dem ihres ersten rednerischen Gegners in der deutschen Sozialdemokratie; fast will’s mich eine Leichenschändung bedeuten! Und doch, mit aller Macht drängt sich mir die Szene in die Feder, fordert auf, Euch, Arbeiter, zu denken und zu vergleichen. Ausgerechnet Anton Fendrich mußte es sein, der eine Rosa Luxemburg wagte, Gemeinplätze, Phrasen, vorzuwerfen, Mangel an Idealen! Es ist eine der großen Ironien, welche die Zeiten gebären, heute zu konstatieren, wer Anton Fendrich war, in der deutschen, in der badischen Partei, wer und wo er war und was er trieb während des Krieges! — Ja es gibt eben Idealisten und Materialisten! Und aus purem Idealismus suchte sich damals Herr Anton Fendrich dem als reich verschrienen Genossen Vollmar bemerkbar und nützlich zu machen!“

Als der „Volksfreund“ nach Karlsruhe übersiedelte, trat Wilhelm Kolb als Lokalredakteur neben Fendrich, der für den politischen Teil verantwortlich war: „Die politische Haltung wurde jetzt ganz in das Fahrwasser des Revisionismus gelenkt, der damals von Ed. Bernstein propagiert wurde“.⁴³ Wilhelm Kolb hatte seine Laufbahn bei Adolf Geck begonnen, der den arbeitslosen Malergehilfen nach dessen Rückkehr von der Wanderschaft aus der Schweiz zunächst zur Aushilfe in der Expedition des „Volksfreund“ in Karlsruhe heranzog und ihm schließlich am 1. 7. 1894 die Karlsruher Filialexpedition anvertraute. Als Fendrich aus gesundheitlichen Gründen aus der Redaktion ausschied, trat Kolb am 1. Mai 1901 seine Nachfolge an.

Fendrich war 1899 in die 2. Kammer gewählt worden, der er nominell bis 1903 angehörte. Als die sozialdemokratische Fraktion am 28. Mai 1900 in Abwesenheit von Adolf Geck dem Staatshaushaltsetat für die Jahre 1900 und 1901 zustimmte, rechnete Fendrich sich dies als sein Verdienst an.⁴⁴ Die Wahltaktik von 1897, wo die Sozialdemokraten mit bürgerlichen Parteien ein Wahlbündnis eingegangen waren, und die Budgetbewilligung führten zu publizistischen Auseinandersetzungen und lebhaften Debatten auf den Parteitag. Die Badener kamen schon auf dem Mainzer Parteitag am 16. und 17. September 1900 ins Gemenge.⁴⁵

Dreesbach (Mannheim) verteidigte in Erwiderung eines Flugblattes von Geck den Karlsruher Wahlkompromiß, an dem übrigens Adolf Geck nicht unbeteiligt war, und hielt Geck entgegen, daß er allein nicht berufen sei, „die Reinheit der Prinzipien zu bewahren“, was Fendrich mit einem anzüglichen Hinweis auf Gecks scheinbare Radikalität erläuterte: „Im badischen Landtag mußte Geck sich das Kompliment des jetzt gestürzten Reaktionsministers Eisenlohr gefallen lassen: Wenn sich die Sozialdemokratie so bessere, wie Geck in seinen Reden im Landtag, so werde er künftig sozialdemokratische Versammlungen nicht mehr überwachen lassen. Gegen dieses Kompliment mußte sich Dreesbach im Namen der Partei verwahren. Ich, der ‚Opportunist‘ und ‚Korruptierte‘, habe in einem halben Jahr mehr Ordnungsrufe im Landtag erhalten als Geck in drei Jahren. Urteilen Sie, wer in der Praxis radikal ist, und wer in der Praxis Verwässerung und Korruption stiftet“. Geck, der von Fendrich als „Brutus“ apostrophiert worden war, revanchierte sich mit einer sehr persönlichen Bemerkung: er habe sich durch seine langjährige Tätigkeit für die Partei ein Recht auf Achtung erworben und ihr zu einer Zeit gedient, „wo Fendrich noch die Kinderhosen anhatte“. Der Umgangston unter den verfeindeten Genossen wurde immer rüder. Als sich nach den Diskussionen auf dem badischen Parteitag vom 23./24. Februar 1901 in Offenburg Rosa Luxemburg, die von Adolf Geck direkt oder auch über Clara Zetkin mit Material über die Vorgänge in Baden und zu jener Zeit auch speziell über Fendrich versorgt wurde,⁴⁶ sich sehr zum Unwillen der badischen Parteiführung mit einem Beitrag über „Die badische Budgetabstimmung“ in der „Neuen Zeit“ einmengte, beschwerte sich der „Volksfreund“ vom 10. April 1901 darüber, daß diese Zeitschrift gut genug sei, „dem literarischen Schmutz dieses Frl. Luxemburg als Ablagerungsstätte zu dienen“. Es sei höchste Zeit, „daß den Stänkereien dieser Dame von oben herunter entgegengewirkt werde“. Das Blatt forderte Parteizensur gegen Rosa, und sein Verleger Eugen Geck intrigierte mit anderen führenden Genossen gegen seinen Onkel Adolf, um diesen aus seinen Vertrauensstellungen in der Partei zu beseitigen, womit man ihn am besten unschädlich machen könne.⁴⁷

Auch nach seinem Ausscheiden aus der „Volksfreund“-Redaktion beteiligte sich Fendrich zunächst noch sehr aktiv am Parteigeschehen. Auf dem Lübecker Parteitag (22.—28. 9.), wo Bebel den Revisionisten die Leviten las,

verteidigte er das Verhalten der Fraktion bei der Abstimmung über das Budget. Seine Veröffentlichungen zu diesem Thema waren auf dem Landesparteitag am 1./2. März 1902 Gegenstand der Kritik Bebels, der nach Offenburg gekommen war, um der Lübecker Resolution über die grundsätzliche Ablehnung der Budgetbewilligung Nachdruck zu verleihen.

Fendrich wurde in jenem Frühjahr sehr krank und gab seine Parteimitgliedschaft auf, ohne daß er als Landtagsabgeordneter die Partei oder die Fraktion davon verständigte, so daß er irrtümlich als sozialdemokratischer Abgeordneter bis 1903 geführt wurde. Er erinnerte sich erst wieder an die Partei, als er im Frühjahr 1904 im Zusammenhang mit den Vorbereitungen für den vom 18.—24. September in Bremen stattfindenden Parteitag eine Chance sah, wieder als Journalist im Rahmen der Parteiarbeit tätig zu werden. Um an ihm teilnehmen zu können, mußte er nicht nur Parteimitglied, sondern auch Delegierter seines Wahlkreises sein. Da über die Dauer der Zugehörigkeit Fendrichs zur Sozialdemokratischen Partei Unklarheit herrscht — in neueren Publikationen ist bei Jörg Schadt davon die Rede, daß Fendrich in erbitterte Feindschaft zu Adolf Geck und Bebel geriet und „sich bald wieder von der Sozialdemokratie getrennt“ habe,⁴⁸ während Helmut Bender angibt, daß sich Fendrich 1909 von der Partei löste —, soll auf diese Frage hier etwas näher eingegangen werden.

Die Beschaffung des Mandates für Bremen bereitete keine Schwierigkeiten.⁴⁹ Fendrich schenkte seinen Genossen in Durlach reinen Wein ein: „Ich habe mich auf das Feuilleton zurückgezogen. Es liegt in Bremen eine Anzahl Anträge auf Herausgabe einer Jugendzeitschrift vor. Das ist eine Sache, die mir sehr am Herzen liegt. Wollt Ihr mir die Möglichkeit geben, für mich zu wirken, dann gebt mir ein Mandat. Ich zahle die Kosten“. Am 28. August wurde Fendrich mit 14 gegen 11 Stimmen neben Christian Horst zum Delegierten des 9. Reichstag-Wahlkreises Pforzheim-Durlach gewählt. Außerdem stellten Parteigenossen aus Durlach für Bremen folgenden Antrag: „An Stelle der eingegangenen Zeitschrift ‚Die Hütte‘ eine andere Jugendzeitschrift zu gründen. Die Verbreitung derselben ist zur Pflicht der einzelnen Parteivereine zu machen“. Dem Parteitag lagen allerdings nicht „eine Anzahl Anträge“ vor, sondern nur ein ähnlicher und ein weiterer, der sich für die Beschaffung guter Jugendliteratur einsetzte. Da gegen dieses „Gefälligkeitsmandat“ bei der Mandatsprüfungskommission Protest erhoben wurde, mußten sich Kommission und Parteitag mehrmals damit beschäftigen. Wichtigster Punkt war die Nachprüfung, ob Fendrich zum Zeitpunkt seiner Wahl zum Delegierten überhaupt Mitglied war. Dieser machte bei der Kommission zunächst geltend, daß er seit März-April des Jahres wieder organisiert sei, vorher habe er allerdings keiner Organisation angehört. Vor dem Parteitag führte er dafür besondere Gründe an: „Ich war zwei Jahre schwer krank, dreiviertel Jahr lag ich fast tagtäglich zu Bett in einem weltfremden Ort, nicht einmal in einem Dorf, oben im Schwarzwald, wo man keine Verbindung hat. Die Ärzte haben mich aufgege-

ben. In dieser Lage kann man das wohl vergessen, einmal die Beitragsmarken zu kleben. In diesem Frühjahr, als ich halbwegs wieder gesund war, zog ich nach Freiburg und hatte mich hier selbstverständlich organisiert“. Fendrich bat telegraphisch den Vorsitzenden Engler des Freiburger Wahlvereins um Bestätigung, daß er seit April Mitglied sei und im Juli die Beiträge bezahlt habe. Aus Freiburg traf eine positive Antwort ein, aber die Kommission hatte sich inzwischen an den Kassierer des Wahlvereins gewandt, dem aber weder von einer Mitgliedschaft noch von einer Beitragszahlung etwas bekannt war. Engler behauptete allerdings, daß er im August von Fendrich Beiträge ab April erhalten habe.

Infolgedessen besaß die Kommission keine Handhabe, Fendrich das Mandat abzusprechen, wies aber auf die offensichtlichen Widersprüche und Merkwürdigkeiten hin und verurteilte aufs schärfste, daß einem soeben erst organisierten Parteigenossen ein Mandat gegeben wurde. Fendrich, der natürlich mit dieser Geschichte keinen vorteilhaften Eindruck hinterließ, kam auch mit seinem eigentlichen Anliegen nicht zum Zug, zumal niemand auf den Gedanken gekommen war, daß er der geeignete Redakteur für die vorgeschlagene Jugendzeitschrift sein könnte. Das Ganze war vor allem Wasser auf die Mühle Gecks, der in Bremen wieder in die Kontrollkommission gewählt wurde. Der befremdliche Umgang Fendrichs mit der Parteimitgliedschaft veranlaßte ihn, die Angelegenheit im Auge zu behalten. Auf eine Anfrage teilte ihm Emil Eichhorn am 13. Oktober 1905 mit, daß Fendrich in Freiburg Beiträge bis Juli 1905 bezahlt habe und der Restant am 1. Juli 1906 als Mitglied gestrichen worden sei.⁵⁰

Der sozialdemokratische Monarchist

Interessant wurde die Parteizugehörigkeit wieder für den Schriftsteller Anton Fendrich nach Ausbruch des 1. Weltkrieges, der in seinen Werken einen „massiv-patriotischen Niederschlag“ fand.⁵¹ Er nutzte die Hochkonjunktur in Kriegsliteratur, und da er dabei als Sozialdemokrat auftrat, konnte er mit einer besonders interessierten Leserschaft rechnen. Zu ihr zählten natürlich auch Marie und Adolf Geck, die etliche Broschüren in die Bibliothek aufnahmen, darunter „Der Krieg und die Sozialdemokratie: Der deutsche Krieg“ (Stuttgart und Berlin 1915); „Mit dem Auto an der Front: Kriegserlebnisse“ (Stuttgart o.J.); „Gegen Frankreich und Albion. I: Bis vor Paris“ (Stuttgart 1916); „Von der Marneschlacht“; „Der Stellungskrieg“. In einem Artikel vom 19. 9. 1915 machte Geck die Leser mit der neuen „Offenburger Berühmtheit“ bekannt:

„Er war kurze Zeit sozialdem. Landtagsabgeordneter für Durlach, wird aber jetzt von der Sozialdemokratischen Presse nicht mehr als vollwertiger Parteigenosse anerkannt, obschon Fendrich behauptet, noch eingeschriebenes Mitglied zu sein. Seit Kriegsausbruch ist Fendrich politisch wieder vor die Öffentlichkeit getreten, indem er einem nichtsozialistischen Verlagsgeschäft in Stuttgart als Kriegsschriftsteller für eine Zeitschrift einen Artikel lieferte, worin der sozialdemokrati-

schen Partei Deutschlands und auch den Sozialisten der Internationale Predigten gehalten wurden, welche der bürgerlichen Presse einen Wohlgefallen bereiteten, während die Partei, welcher Fendrich noch zugehören behauptet, darüber nicht erbaut war. Der flotte Feuilletonist der deutschen Sozialdemokratie erregte die Aufmerksamkeit in den obersten Regionen, und es wurde vor einem halben Jahr bekannt, daß der Freiburger Sozialdemokrat Fendrich einen militärischen Freipaß für den Besuch aller Fronten für die Fahrten auf allen Bahnen, einschließlich der Lazarettzüge, ausgestellt erhalten habe“.

Dem sozialdemokratischen Opportunisten gewährte man verständlicherweise jegliche Unterstützung, und Reichskanzler von Bethmann-Hollweg, mit dem Fendrich in das Hauptquartier nach Charleville reiste, ermöglichte ihm sogar eine Begegnung mit dem deutschen Kaiser. Nach dem Abbruch der mit ungeheuren Opfern verbundenen Flandernoffensive im November 1914, die in der Erinnerung mit dem heldenhaften, aber vergeblichen Sturm kriegsfreiwilliger Jugend auf Langemarck verknüpft ist, konnte ein wohlwollender sozialdemokratischer Kriegsbericht von großem Nutzen sein. Als freier Schriftsteller mußte Fendrich seinerseits aus den gewährten Vergünstigungen Kapital schlagen: „Über diese Fronterlebnisse schrieb dann Herr Fendrich seinem Stuttgarter Verleger wieder ein Buch, das dem Verfasser neben gutem Honorar auch noch den Ruhm einträgt, von Lesern vieler Zeitungen, welche die vom Schriftsteller geschilderte geheime Unterredung mit dem Kaiser abdrucken, beneidet zu werden“.⁵² Offenbar reichte das gute Honorar aber doch nicht aus, allen finanziellen Verpflichtungen nachzukommen, denn August Schaier in Karlsruhe, ehemaliger sozialdemokratischer Landtagsabgeordneter und Landesvorsitzender, teilte Geck am 7. November 1915 mit, daß Fendrich seine durch Schuldschein belegte Schuld an ihn nur langsam zurückbezahle.⁵³

Was nun die „Gespräche mit dem Kaiser“ betrifft, die nach Meinung von O. E. Sutter neben dem Besuch an der Front damals „die Gemüter gewaltig“ erregten,⁵⁴ so zitierte Geck aus Fendrichs Buch: „. . . Der Kaiser fragte mich, wer nach meinem Dafürhalten ihn hier in Feindesland als Schutzwache persönlich umgebe. Ich wußte es natürlich nicht, und der Kaiser hatte seine Freude daran, mir mitzuteilen, daß die Besatzungstruppen der Stadt zum großen Teil aus Sozialdemokraten beständen. Ganz hervorragende Kerle seien es . . .“ Helmut Bender führt ein anderes Gespräch Fendrichs mit Wilhelm II. anlässlich der zunehmenden Totalisierung jenes Krieges an: „Und nun die Folgen, wie denken Sie sich's? — kam es aus seinem Mund an mich heran. Ich fand, daß ich an mein Buch erinnern dürfte. Die darin ausgesprochenen Warnungen für ihn als Monarchen hörte er nicht gerne, aber stumm und nicht ohne Respekt an. Aber ganz rasch ging er von dieser Frage über zu den Ursachen, wie es überhaupt zum Krieg gekommen sei. Nach seiner festen und sehr eng vorgebrachten Überzeugung war — Zabern schuld daran . . .“ Was sich im Großen Hauptquartier aber wirklich zutrug, kann man einem Brief Fendrichs entnehmen, den Admiral Georg Alexander von Müller, Chef des Marinekabinetts, am 11. Juni 1915 mit einer Nachricht von Admiral Henning von Holtzendorff, Chef des Admiralstabes, erhielt: „Gefragt hat der Kaiser mich

gar nichts, und so ehrend für mich die kurze Unterredung war, meine Hoffnungen auf unser soziales Kaisertum großen Stiles sind ein wenig gesunken. Aber als Mensch achten, als Mann ehren und als Freund des Humors manchmal ein bisschen lieben muß man den Kaiser“.⁵⁵ Als einen Beleg dafür, daß der Kaiser die Wirklichkeit der Welt noch nicht ganz kenne, zitiert er dessen Äußerung „was Rotes im Knopfloch tue doch auch gut“: „Se. Majestät kann sich offenbar gar nicht denken, daß man, ohne solche Ehrungen gering zu schätzen, doch nicht danach strebt oder geizt“. Ob Alexander von Müller daraufhin in dieser Richtung tätig wurde, ist mir unbekannt, immerhin vermittelte er einen Empfang Fendrichs durch Friedrich Wilhelm von Berg, Chef des Zivilkabinetts des Kaisers, wenngleich er von der Hoffnungslosigkeit des Unternehmens überzeugt war. Ganz offensichtlich wurde Fendrich von höchsten Stellen als ein Repräsentant der Sozialdemokratie angesehen, denn Müller vermerkte am 25. August 1918 auf Schloß Wilhelmshöhe ausdrücklich, daß „der zur Sozialdemokratischen Partei gehörige Schriftsteller Fendrich“ bei ihm gewesen sei. Was Fendrich wenige Monate vor dem Zusammenbruch als sozialdemokratischer konstitutioneller Monarchist an Ratschlägen zu bieten hatte, war nicht eben viel:⁵⁶

„1. Eine von sichtbarster Stelle ergehende Mahnung des Kaisers etwa in dem Sinne: Was das Blut zusammengeschweißt hat, soll kein Programm trennen. 2. Eine Erklärung der Obersten Heeresleitung, daß die Gegner des gleichen Wahlrechts sich nicht auf die OHL berufen könnten. 3. Energische Einführung des gleichen Wahlrechtes. 4. Umstellung der Propaganda von dem Aktenmäßigen auf das Gefühlsmäßige, so wie es bei unseren Feinden geschieht“. Aber mit seinen Bemühungen, die gefährliche innerpolitische Lage zu entschärfen, stieß er bei dem konservativen Berg auf taube Ohren. Aus seinem Rechtskurs, den er während des Krieges in so exponierter Weise gesteuert hatte und der Marie Geck in ihrem Nachruf auf Rosa Luxemburg noch so sehr in Rage brachte, zog der „Parteiverderber Anton Fendrich“, wie ihn auch später noch der Parteiveteran Jakob Hetzel aus Bodersweier nannte, schließlich 1927 die Konsequenz. Geck meldete in der Beilage vom 27. 4. zum „Alten“ seinen aus der „Offenburger Zeitung“ entnommenen Parteiaustritt mit dem Zitat: „es scheint, daß ihm die nationale Bewegung und bis zu einem gewissen Grad auch eine andere, mehr positive Einstellung zu Religion und Christentum der Partei entfremdet hat“.

Bebel: Geck soll sich an die Spitze der Opposition stellen

Das Einschwenken des „Volksfreund“ in das revisionistische Fahrwasser und die Haltung der Landtagsfraktion in der Frage der Budgetbewilligung ließ Baden zum Sorgenkind Bebels werden: „Einstweilen sind die Dinge in Baden so zerfahren als möglich, und ich sehe keinen Ausweg wie es besser werden soll“. Wenn er dann Geck vorwarf, daß er zu lange schweige und dadurch an Boden verliere, war ihm offenbar sehr bald bewußt geworden, daß dieser nicht die

Persönlichkeit war, um Kolb in Schach zu halten. Was Bebel im Oktober 1903 an Geck über die Karlsruher Verhältnisse schrieb, konnte und mußte dieser auch auf sich beziehen:

„Hätten die Karlsruher jemand, der Kolb die Stange halten u. ihm energisch die Spitze bieten könnte, dann wäre K.'s Stellung sehr bald unmöglich u. Ihr könntet Eichhorn an den Volksfr. bringen. Es scheint aber leider kein einziger Mensch in Karlsruhe zu sein, der K. entgegenzutreten vermag. Auch in Baden wären die Massen zu gewinnen, hätten sie die rechte Führung“.

Bebel wiederholte, daß es notwendig sei, von innen heraus zu reformieren und „daß diejenigen, die zusammen gehören, sich zusammenschließen und fest und energisch, aber auch geschickt arbeiten“.⁵⁷ Soweit es sich überblicken läßt, pflegte Geck eine Arbeitsweise, die sich exemplarisch aus dem Brief vom 27. Mai 1904 an Kautsky ergibt:

„Lieber Parteigenosse! Mit der Zusendung dieser zwei Kopien möchte ich Sie bitten, recht bald in der Parteipresse, die Ihnen am geeignetsten dünkt, gegen den Prokuristen der Bodenliga loszugehen. Ich werde die Nachricht heute an die ‚Leipziger Volkszeitung‘ und an den ‚Vorwärts‘ senden, daß unsere badische Kammerfraktion nächstens gegen ihren Freund Kolb ankämpfen muß, der ihr einen Bengel zwischen die wadelstrumpflofen Beine schob. Gestern machte ich Bebel mit dieser neuesten Kolberei bekannt; Bebel polemisierte vor 2 Jahren auf dem badischen Parteitag gegen Kolb wegen dessen Anschluß an die Bodenreformer, aber unser Revisionist fühlt sich neben dem Führer der konservativen Mucker Karlsruhes (Oberbaurat Baumeister) sehr mollig und bleibt ‚unentwegt‘. Bringen Sie die Abfertigung recht bald, damit unsere Genossen im badischen Kämmerlein einen Rückhalt haben und den Schlangenmenschen von uns abschütteln können“.⁵⁸

Geck war auf dem Frankfurter Parteitag 1894 in die Agrarkommission gewählt worden und teilte ursprünglich die Auffassungen seines Freundes Vollmar, der ebenfalls der Kommission angehörte.⁵⁹

Die Umwege, die Geck auch in der Folgezeit zur Bekämpfung Kolbs nehmen mußte, waren natürlich auch dadurch bedingt, daß ihm die Parteipresse in Baden für seine Zwecke nicht oder nur beschränkt zur Verfügung stand. „Das Volksblatt“, das von Offenburger Sozialdemokraten 1907 gegründet und von Peter Haberer verlegt wurde, war „ein kleines, proletarisches Kampforgan von kurzer Lebensdauer“, das dreimal wöchentlich erschien und aus finanziellen Gründen nur bis zum 2. Februar 1909 herauskam.⁶⁰ Aber Gecks Arbeitsweise läßt auch darauf schließen, daß er sich in der Theorie nicht sattelfest genug fühlte, um beispielsweise in der „Neuen Zeit“ den badischen Revisionisten selbst entgegenzutreten.

Es scheint, daß sich Geck um 1910 stärker um die Organisation der Opposition bemüht. Nach dem Erscheinen einer Meldung im „Volksfreund“, daß man in Hausen im Oberland über einen Aufsatz Kolbs in den „Sozialistischen Monatsheften“ diskutieren werde, nahm er im Februar 1910 mit Reinhold Zumtobel, der gerade von der Parteischule gekommen war, brieflich Kontakt auf. Nun kannte man in Hausen den Artikel nur im Auszug, und die Meldung war auch ohne Wissen Zumtobels erschienen, aber was dieser am 1. März Geck berichtete, ließ dessen Herz erfreuen: „In der Diskussion waren alle Genossen der Meinung, das Kolb mit seiner Blocktaktik auf dem besten Wege

ist, sich zu einem ‚Einspänner‘ in der Partei zu entwickeln. Dieses ewige Anbieten an die geliebten Liberalen wird schließlich auch den weniger aufklärten Proleten zu dumm. Die täglichen Erfahrungen im Wirtschaftsleben hämmern auch dem denkfaulsten Arbeiter ein, daß nur auf dem Boden des konsequenten Klassenkampfes der Befreiungskampf der Arbeiterklasse geführt werden kann und muß“.⁶¹ Zumtobel versicherte, daß sich die Diskussionsabende gut bewährt hätten, im übrigen habe der Diskussionsklub den Phantasie-Linksblock des Genossen Kolb abgelehnt. Wichtig war für Geck, daß Zumtobel sich für eine Besprechung an Ostern bereit erklärte. Eine regionale Zusammenkunft fand dann anscheinend Anfang Oktober statt. Mit Geck traten wiederum Mannheimer Linke in Verbindung, um die Budgetgegner über das ganze Land in Karl-Marx-Klubs zu organisieren.

Aber die Revisionisten erfuhren sehr schnell von den sich vor allem in den Städten bildenden Klubs. Der Ortsverein Mannheim veranlaßte den Landesvorstand zum Einschreiten. Zu einer Sitzung am 19. März 1911 in Mannheim wurde sogar Friedrich Ebert als Vertreter des Gesamtvorstandes zugezogen. Dieser erklärte, daß der Parteivorstand der Auffassung sei, daß es sich bei den Karl-Marx-Klubs tatsächlich um eine Sonderorganisation handle, die aufzulösen sei. Geck unterrichtete sicherlich hochofrenut Bebel über die ihm günstig erscheinende parteipolitische Entwicklung, da ihm dieser zum Jahresende 1910 wegen zeitweise ungeschickter Taktik „den Kopf gewaschen“ hatte, worauf dieser ihm am 24. 4. 1911 antwortete: „Was Du über den Umschwung der Stimmung in Baden schreibst, ist ja sehr erfreulich. Es wird aber nur dann ganz erfreulich werden, wenn Du Deine bisherige Passivität . . . aufgibst und Dich als Führer an die Spitze der oppositionellen Elemente stellst“.⁶² Wiederum in Anwesenheit von Ebert wurde auf dem badischen Parteitag am 26. August 1911 in Offenburg über die Karl-Marx-Klubs debattiert.⁶³ Schon bei der Eröffnung wurde die schwache Position Gecks innerhalb der badischen Organisationen wieder sichtbar, als Bernhard Kruse, Karlsruhe, bei der Wahl des Parteitagbüros Adolf Geck zum 1. Vorsitzenden vorschlug. Der Lörracher Delegierte Adolf Kieslich ersuchte den Parteitag, „diesem Antrag zuzustimmen und den Genossen Adolf Geck nicht aus dem Präsidium auszuschließen, wie dies schon seit einer Reihe von Jahren der Fall ist“. Die Delegierten lehnten den Vorschlag Kruses mit erdrückender Mehrheit ab und folgten dem Gegenvorschlag des Bezirkssekretärs W. Engler aus Freiburg, aufgrund dessen Dr. Ludwig Frank gewählt wurde. Für die Karl-Marx-Klubs sprach zunächst ausführlich Hermann Merkel, dienstältestes Mitglied des Mannheimer Parteivorstandes, dann Hermann Remmele, Mannheim, und schließlich noch kurz Bernhard Kruse, Karlsruhe, aber nicht Adolf Geck! Und in diesem Punkt sah sich sicherlich wieder sein Gegner Engler bestätigt, der ihm auf dem Nürnberger Parteitag 1908 vorgeworfen hatte: „Das ist seine Methode, die er immer anwendet: er zieht sich zurück in dem Moment der Entscheidung, und hinterher kommt er und kritisiert“. Geck hatte das seinerzeit mit der Bemerkung zurückgewiesen, Engler solle ihm beweisen, daß er sich gedrückt habe, wenn er

notwendig gewesen sei. Warum warf er sich hier auf dem Parteitag nicht zum Führer der Opposition auf, wie Bebel ihn gemahnt hatte?

Engler beantragte einen Beschluß, daß ohne Zustimmung der örtlichen Organisation keine Klubs oder Sonderorganisationen gegründet werden oder bestehen dürften. Für den Antrag Engler stimmten 116 Delegierte — unter ihnen Oskar Geck —, dagegen 34, von denen nur 24 für die weitere Existenz der Klubs eintraten. Fast ein Drittel dieser Anhänger der Klubs waren Delegierte des 7. Wahlkreises: Friedrich Greth, Auenheim; Jakob Hetzel, Bodersweier; Fr. Huber, Elgersweier; Georg Hetzel, Kork; Alfred Bätz, Offenburg, sowie Georg Monsch, Offenburg, als Landtagsabgeordneter, und Peter Haberer, Offenburg, als Kreisvorsitzender. Obwohl auch Adolf Geck namentlich Abstimmung verlangt hatte und er sich über ihre Bedeutung damit im klaren war, nahm er selbst merkwürdigerweise nicht an ihr teil!

Adolf Geck, das große Ärgernis der badischen Revisionisten

Brauchten die Revisionisten auch keine direkte radikale Opposition Gecks zu fürchten, so war er ihnen doch ein Dorn im Auge. Der Verfechter prinzipienreiner Parteipolitik störte in seiner Wachsamkeit ihre Kreise recht empfindlich, säumte er doch nie, die Praktiken ihrer reformistischen Landespolitik bei jeder Gelegenheit an die große Glocke zu hängen. Dafür revanchierte man sich auch gründlich in aller Öffentlichkeit auf den Parteitagen. Sprach beispielsweise Ludwig Frank auf dem Nürnberger Parteitag noch ohne Namensnennung von „unverantwortlichen Zwischenträgern“, so nannte ihn Engler (Freiburg) dort gleich beim Namen: „Und er ist derjenige, der den Parteivorstand informiert, der in der unwahrsten Weise den ‚Vorwärts‘ und die ‚Leipziger Volkszeitung‘ informiert“. Am 2. Tag in Offenburg besorgte fast ein halbes Dutzend Genossen die Schelte. Dr. Grumbach (Freiburg) ging wieder auf das Hauptärgernis ein: es sei ein offener Skandal und fordere zum entschiedenen Protest heraus, wie Geck die norddeutsche Presse über die badischen Verhältnisse bediene: „Es muß einmal mit allem Nachdruck hier ausgesprochen werden, daß wir mit diesem Zustand auf diese oder jene Weise zum Ende kommen müssen . . .“. Der Landesvorsitzende Georg Pfeiffle, ein gebürtiger Kehler und in den Augen Bebels ein „Philister ersten Ranges“, stellte fest, daß „die entstellte Berichterstattung in außerbadischen Zeitungen nicht als parteigenössisch zu betrachten ist“. Emil Maier, der spätere Landesminister, meinte, daß Geck ihr Führer sein könne, „wenn er nicht fortgesetzt zerstörend, sondern aufbauend wirken würde. Geck ist aber nun einmal eine negierende Natur; er sucht eben Streit, sonst ist ihm nicht wohl“. Natürlich fehlte in diesem Chor auch Kolb nicht: „Die Ausführungen des Genossen Adolf Geck haben wieder zur Genüge bewiesen, daß er über unsere badischen Verhältnisse wieder einmal nicht unterrichtet ist, namentlich dann nicht, wenn er zu politischen Fragen Stellung nimmt . . .“. Was nun die Bemerkung Maiers

betrifft, so dürfte sie zu dem in Widerspruch stehen, was Haselier in seinem trefflichen Aufsatz über die Aufnahme Gecks in Berlin sagt: „Vielfach wurde der fröhliche und geistreiche Badener von seinen Reichstagskollegen wie eine Verkörperung des gemütvollen süddeutschen Wesens empfunden“.

Adolf Geck verliert seinen Sitz im Reichstag

Bei der Reichstagswahl von 1912 konnten die Sozialdemokraten einen gewaltigen Erfolg verbuchen: mit 4,25 Mill. Stimmen (34,8%) gegen 3,26 Mill. im Jahre 1907 (28,9%) wurden sie stärkste Partei und erzielten 110 (43) Mandate. In Baden stieg zwar die Stimmenzahl von 93 386 (23,9%) auf 117 154 (28,3%), doch büßten die Sozialdemokraten von drei Mandaten zwei ein. Geck unterlag in seinem Karlsruher Wahlkreis bei der Stichwahl vom 20. Januar dem Rechtsanwalt Dr. Ludwig Haas von der Fortschrittlichen Volkspartei, der den Wahlausgang ritterlich kommentierte:

„Wir jubeln nicht über Geck. Wir haben ihn bekämpft, weil wir glauben, daß seine Ansichten falsch sind. Aber wir senken unsere Fahnen vor ihm. Er hat für seine Überzeugung gekämpft. Wenn wir ihn bekämpfen mußten, so war es, weil er am radikalsten Flügel stand. Wir verstehen zu einem Teil seine radikalen Anschauungen. Er hat gelitten unter dem Sozialistengesetz; er hat ein langes, arbeitsreiches Leben seinen Überzeugungen gewidmet und im Dienste seiner Partei gestanden“.⁶⁴

Nur der Mannheimer Rechtsanwalt Dr. Ludwig Frank konnte das seit 1907 innehabende Mandat erfolgreich verteidigen. Bei der damaligen Ersatzwahl für den verstorbenen August Dreesbach erhielt er bereits im 1. Wahlgang 51% der abgegebenen Stimmen, bei der Reichstagswahl am 12. 1. 1912 im 1. Wahlgang sogar über 55%.⁶⁵

Den Verlust des Karlsruher Wahlkreises verdankten die Sozialdemokraten der Taktik des Zentrums, das sich nach den Worten von Joseph Schofer für die Losung von Kolb revanchierte, Südbaden müsse vom Zentrum gesäubert werden. „In Karlsruhe-Bruchsal gab in letzter Stunde der Stichwahl Trunk als kluger Führer des Zentrums die Parole für den Demokraten Dr. Ludwig Haas aus. So bezahlte Geck, was Kolb begonnen und gewollt hatte“.⁶⁶ Daß Geck auf sicherem Platz wieder die Wahl zum Stadtverordneten für die Amtszeit von 6 Jahren gewann, konnte für ihn natürlich keinen Ausgleich bedeuten. Doch darf man seine Zugehörigkeit zum Bürgerausschuß nicht unterschätzen, denn dieses große Gremium bot ihm eine ausgezeichnete Möglichkeit, sozialdemokratische Kommunalpolitik zu demonstrieren, wovon er auch ausgiebig Gebrauch machte. Außerdem verschafften die Bürgerausschußsitzungen den Sozialdemokraten die erwünschte Publizität, zumal Adolf Geck keinerlei Scheu zeigte, „heiße Eisen“ anzufassen. Die Offenburger waren jedenfalls besser über seine kommunalpolitische als über seine Tätigkeit im Landtag oder Reichstag unterrichtet. Geck hatte in der 2. Klasse der Mittelbesteuerten, sein Konkurrent, der Drucker und Verleger Hugo Zuschneid dagegen in der 1. Klasse der Höchstbesteuerten kandidiert.

Adolf Geck im Urteil August Bebels

Der Verlust des Reichstagsmandats bedeutete für Adolf Geck eine erhebliche Einbuße an politischem Einfluß und eine Minderung seiner ohnehin schwachen Position, die Peter Nettel einmal knapp mit den Worten charakterisierte: „ein Radikaler, der verloren in der revisionistischen Einöde Badens saß“.⁶⁷ Als sich Marie Geck über die unerfreuliche Lage ihres Mannes bei August Bebel, dem engen Freund des Hauses, im Sommer 1913 beklagte, konnte sie nicht ahnen, daß sich dessen Gesundheitszustand nach seinem öffentlichen Auftreten bei der deutsch-französischen Verständigungskonferenz an Pfingsten in Bern inzwischen bedenklich verschlimmert hatte. Bevor Bebel nach dem Graubündener Kurort Passugg reiste, antwortete er am 17. Juli, knapp vier Wochen vor seinem am 13. August erfolgten Tod. Marie Geck war in ihrem Brief auch auf die alte Geschichte vom Verkauf des „Volksfreund“ zurückgekommen, worüber Bebel nicht gerade entzückt war: „Ich will hierüber kein Wort mehr verlieren, denn wir verständigen uns doch nicht. Außerdem regen mich alle diese Erörterungen auf, und das ist Gift für mich. Strich drunter und Schwamm drüber“.⁶⁸ Die freundschaftliche Offenheit in der Antwort Bebels vermittelt uns eine wertvolle Charakterisierung der Persönlichkeit Gecks:

„Unser Urteil geht aus verschiedenen Gründen auseinander. Du siehst in ihm den guten Menschen, Gatten, Familienvater, ich betrachte ihn als Parteimann. Als Mensch steht mir Adolf auch so hoch wie einer, als Parteimann hat er schwere Fehler gemacht, sonst konnte er in die jetzigen Situationen nicht kommen. Du schreibst, Adolf sei in den letzten 12 Jahren absichtlich zu dem gemacht worden, was er heute ist. Liebe Marie! Adolf war einst in Baden landauf, landab der populärste Mann, und man kann niemand zu dem machen, was er ist, wenn er sich mit den geeigneten Mitteln dagegen wehrt. Ein Führer, der unter den Schlitten kommt, trägt nach meiner mehr als 50jährigen Erfahrung in der Bewegung ein gut Teil der Schuld, daß es so kam. Deshalb braucht er kein Verbrecher, kein Schuft zu sein, es genügt, wenn er sich von den Schuften an die Wand drücken läßt, statt sie an der Gurgel zu packen. Ein Kerl wie Kolb wäre niemals zu seiner heutigen Stellung gekommen, hätte Adolf ihn entsprechend zu behandeln verstanden. Dem Kolb hatte er die Popularität, die Ehrlichkeit und den Charakter *voraus*, und in der Intelligenz konnte er es mit ihm aufnehmen. Statt dessen räumt er dem und seinen Kumpanen gegenüber das Feld, gibt Position um Position preis, zieht sich in den Schmollwinkel zurück und überläßt seinem Feinde das Feld.

Wer in der Politik steht, muß sich nicht scheuen, auch Dreck anzufassen, und auch im Bewußtsein seines guten Rechts und seiner Ehrlichkeit dem Feinde an die Gurgel springen und ihn entlarven, wo er kann.

Nun ist Adolf der beste Mensch, den es gibt, aber er ist *keine Kampfnatur*. Das ist sein Fehler, und der besiegelt sein Geschick. Ein weiterer Fehler war, daß er sich viel zu sehr in den Schmollwinkel zurückzog und sich so allmählich auch dem Gros der Parteigenossen entfremdete. Wenn er in dieser seiner Taktik nicht eine Änderung eintreten läßt, verliert er auch noch den letzten Boden. Er soll sich nicht den Kolb und Konsorten an den Hals werfen, das verlangt *niemand*, aber er muß mit den Massen mehr Fühlung suchen. Es gibt eine Masse Parteigenossen, die froh sind, wenn er wieder in Reih und Glied tritt und mit ihnen fühlt und denkt.

Freilich, sein jetziger Gesundheitszustand erschwert ihm das sehr, denn er kann nicht wie er will, das sehe ich an mir selbst. Vor allem muß er den Glauben zerstreuen, als stehe er im Isolierwinkel. Er lasse die Kolb und Konsorten links liegen, *als seien sie nicht vorhanden*. Er hüte sich aber, auch

nur indirekt gegen sie zu wirken, sonst ruft er aufs Neue einen Kampf hervor, dem seine physischen Kräfte und seine Nerven nicht gewachsen sind. Ich weiß, es ist nicht leicht, was ich vorschlage, aber er muß aus seiner Isolierung heraus“.

Bebel wußte tatsächlich nur zu gut, daß Geck nicht die Konstitution besaß, um harte Kämpfe durchzufechten. Sein Gesundheitszustand war öfters recht bedrohlich. Um nur zwei Beispiele zu nennen: am 29. 8. 1905 schrieb Bebel an Kautsky: „Sonst nichts Neues, außer daß Ad. Geck krank ist — stürzte ohnmächtig auf der Straße zusammen. Arzt konstatierte Herzleiden“; am 10. Juni 1912 berichtete er Luise Kautsky: „Geck ist schwer Herzkrank, sein Zustand ist bedenklich“.⁶⁹ Er hatte sich nun offensichtlich damit abgefunden, daß Geck in absehbarer Zeit innerhalb der badischen Parteiorganisation keine ins Gewicht fallende Rolle mehr spielen würde, denn da war keine Rede mehr davon, daß dieser sich an die Spitze der Opposition stellen solle. Aber so treffend Bebel auch seinen Freund charakterisierte und nicht minder scharf kritisierte, so sehr mußte er sich eigentlich darüber im klaren sein, daß es ihm selbst nicht gelungen war, die „Kolb und Konsorten“ in den Griff zu bekommen, obwohl er auf den Parteitagen — im Gegensatz zu Geck in Baden — die Mehrheit gegen die Revisionisten hinter sich hatte. Gewiß, auf etlichen Parteitagen hatte er unerbittlich mit den Revisionisten abgerechnet, aber konnte er von sich in Anspruch nehmen, sie „an der Gurgel“ gepackt zu haben?

Als im September 1908 auf dem Parteitag in Nürnberg mit 258 gegen 119 Stimmen eine Resolution des Parteivorstandes angenommen wurde, worin die Bewilligung des Budgets in den Landtagen von Baden, Bayern und Württemberg als unvereinbar mit den Resolutionen von Lübeck (1901) und Dresden (1903) erklärt wurde, gaben 66 Delegierte aus süddeutschen Ländern ihre Auffassung zur Kenntnis, daß in allen speziellen Angelegenheiten in der Landespolitik die Landesorganisation die zuständige Instanz sei und die Entscheidung über die Budgetabstimmung dem Ermessen der ihrer Landesorganisation verantwortlichen Landtagsfraktion vorbehalten bleiben müsse.⁷⁰ Der Parteitag zog aus dieser Erklärung keine Konsequenzen, während die führenden süddeutschen Revisionisten durchaus gesonnen waren, für den Fall, daß es zum Schwur kommen sollte, das Tischtuch zu zerschneiden. So hatte Frank vor dem Parteitag an Leonie Meyerhof-Hildeck geschrieben: „Ich hoffe, daß eine Spaltung sich vermeiden läßt. Die Umformung der Partei wird sich in den nächsten Jahren schnell und sicher vollziehen. . .“, und nachher versicherte er am 23. Oktober Ignaz Schlomer: „Wir werden uns auf den Parteitagen durchzusetzen wissen. Nürnberg war nicht das Ende, sondern der Anfang unserer Los-von-Berlin-Bewegung“.⁷¹ Auf einer Konferenz vom 18. Oktober war die Erklärung der 66 Delegierten von Nürnberg gegen die Stimmen der Landtagsabgeordneten Adolf Geck, Emil Eichhorn und Gustav Lehmann vom badischen Landesvorstand, der Landtagsfraktion, den Vorsitzenden der 14 Reichstagswahlkreise und den Vertretern der Presse gebilligt worden, ohne daß auch hier der Parteivorstand Einspruch erhoben hätte.⁷²

Als die badische Landtagsfraktion am 14. Juli 1910 mit Ausnahme der Abgeordneten Adolf Geck, Georg Monsch und Friedrich Stockinger, die der Abstimmung fernblieben, das Budget erneut bewilligte, schrieb Bebel 4 Tage später an Kautsky: „In B (aden) wird es immer toller. Die ziehen jetzt die letzten Konsequenzen; ziehen wir sie auch“. Aber es handelte sich ja nicht nur um die Fraktion: „die Kolbs liegen in der süddeutschen Luft“, darüber täusche er sich nicht, bemerkte er einige Wochen später Victor Adler gegenüber, bei dem er sich über den extremsten Opportunismus im Süden beklagte.⁷³ Doch Bebel scheute die angedrohte „letzte Konsequenz“, worin er von Adler am 14. 9. bestärkt wurde: „Sicher aber erscheint mir, daß ein wirklicher Krach mit den Süddeutschen von den schlimmsten Folgen weit über Deutschland hinaus wäre!“⁷⁴ So blieb es bei der üblichen Gardinenpredigt; auf dem kurz darauf vom 18.—24. 9. stattfindenden Parteitag raffte man sich trotz aller früher gefaßten Resolutionen nur dazu auf, den Abgeordneten, die im badischen Landtag das Budget bewilligt hatten, die allerschärfste Mißbilligung auszusprechen. Die gemäßregelten Genossen ließen sich davon nicht beeindrucken, und Ludwig Frank erklärte in offener Opposition, daß man sich in der Frage der Budgetabstimmung auch künftig nicht gebunden fühle. Daraufhin rang man sich zu der Annahme einer Entschließung durch, daß bei abermaliger Mißachtung des Parteitagsbeschlusses die Voraussetzungen für ein Ausschlußverfahren gegeben seien. Bebel sagte den Reformisten einen scharfen Kampf an: „Die Hauptsache ist jetzt, daß den Revisionisten nichts geschenkt wird, daß ihnen die Presse auf den Kopf haut und sie der Masse aufs schärfste denunziert, wo die Gelegenheit sich bietet.“⁷⁵ Seine Bemerkungen im Brief an Marie Geck über Kolb dokumentieren, daß er bis zu seinem Lebensende ein leidenschaftlicher Gegner der Revisionisten blieb, ohne daß dies aber einen Einfluß auf die Wahl seines Nachfolgers gehabt hätte. Er ahnte, daß dieser aus dem revisionistischen Lager stammen würde. Im Zusammenhang mit dem im September bevorstehenden Parteitag in Jena äußerte er im Juni Kautsky gegenüber die Vermutung, daß Ludwig Frank sich bereits als sein Erbe präsentiere. Auf ihn hatte er einstmals große Hoffnungen gesetzt: „Er war eine Zeitlang sogar mein Liebling, mein Benjamin, aber ich habe mich getäuscht, er hat meine Hoffnungen betrogen.“⁷⁶

In Jena, wo Geck wieder in die Kontrollkommission gewählt wurde, trat die Nachfolge Bebels Friedrich Ebert an, ein Sozialdemokrat, der die soziale Revolution nicht wollte, sie „wie die Sünde“ haßte, und der nach dem Zeugnis des Generals W. Groener mit diesem bereits am 10. November 1918 ein Bündnis zur Bekämpfung revolutionärer Strömungen schloß.⁷⁷

„Ein Kerl wie Kolb“

Aufgrund seiner Wiederwahl in die Kontrollkommission hatte Geck nach wie vor eine wichtige Stellung innerhalb der Gesamtpartei inne, denn die Kommission war neben dem Parteitag und dem Parteivorstand das dritthöchste Gre-

mium mit bedeutenden Funktionen und Befugnissen. Die Kontrolleure waren mit Stimmrecht am Parteitag teilnahmeberechtigt. Angesichts seiner Zugehörigkeit zu diesem hohen Parteiorgan mochte es Geck besonders verdrießen, daß er auf das Parteigeschehen in Baden so wenig Einfluß hatte. Dort waren Kolb und Frank die unbestrittenen Parteiführer.

Ein kurzer Blick auf die Persönlichkeit Kolbs mag hier schon genügen, um er-messen zu können, warum sich dieser und nicht Adolf Geck innerhalb der ba-dischen Sozialdemokratie durchsetzen konnte. Der Fraktionsvorsitzende und Chefredakteur des „Volksfreund“ hatte genau die Eigenschaft, die Bebel an Geck vermißte: *„Kolb war überhaupt eine Kampfnatur durch und durch“*. Sein Redaktionskollege unterstrich dies noch mit dem Zusatz, daß er dabei *„stets nach der Rolle des Hammers strebte“*, wenngleich er oft auch die Rolle des Ambosses übernehmen mußte.⁷⁸ Die sozialdemokratische „Volkswacht“ wird in ihrem ehrenden Gedenken für den am 18. April 1918 verstorbenen Wilhelm Kolb noch etwas deutlicher: *„Es zierte ihn auch eine gewisse Rück-sichtslosigkeit, die ihm besonders in parteigenössischen Kreisen manchen Geg-ner schuf.“*⁷⁹ Es ist bezeichnend, daß auch der „Volksfreund“ in seinem Nachruf auf Kolb dessen *„rauhem Ton“* erwähnt, der sich oft im Widerstreit der Meinungen beimengte.⁸⁰ Was Adolf Geck offenbar abging, besaß sein Wi-dersacher Kolb: den für einen Politiker notwendigen Ehrgeiz. Ein gutgemein-ter Hinweis findet sich im Nachruf des Zentrumorgans. Der „Badische Beob-achter“ schrieb: *„Restloser Arbeitsdrang, leichte Art zu arbeiten und ein ho-hes Maß von Idealismus, eine gute und wirksame Rednergabe und ein gewisser Ehrgeiz führte den einfachen Tünchergesellen auf die Höhen hervorragenden politischen Einflusses“*.⁸¹ Doch linke Sozialisten, wie Georg Monsch, betrach-teten diesen Ehrgeiz mit kritischeren Augen. Kolb sei *„innerlich ein guter So-zialist“* gewesen, doch habe ihn sein Strebertum verdorben:

„Adolf Geck nahm den begabten Jungen in die Redaktion. Wie so oft, wenn es einem Proletarier etwas besser geht, erfaßte auch Kolb den Ehrgeiz, auf den Schultern der Arbeiter emporzuklet-tern, Abgeordneter zu werden, Karriere und sich vermögend zu machen. Hierzu schien ihm för-derlich, die Partei revisionistisch zu machen, alte Parteigrundsätze abzulegen und mit Bürgertum und Regierung zu harmonieren. Es gelang ihm; nun strebte er nach einem Ministersessel“.⁸²

Über die wohl letzte Attacke Kolbs gegen Geck in der Sitzung der 2. Kammer vom 10. 1. 1918 berichtete der „Alte“ am 27. 1. Geck war vorgeworfen wor-den, daß er den zwölfjährigen badischen „Großblock“, eine Koalition von Sozialdemokraten, Demokraten und Liberalen, gesprengt habe: *„Der abhän-gige Sozialdemokrat Kolb bestritt die Richtigkeit dieser Behauptung Reb-manns und verknüpfte damit einen persönlichen Ausfall gegen Geck, der ihm dazu nicht die geringste Veranlassung gegeben hatte. Dabei mußte auch wie-der der ‚Alt Offeburger‘, den der ‚Volksfreund‘ Kolbs schon längst das lang-weiligste Spießbürgerblatt Badens genannt hatte, sein Fett abbekommen. Abg. Kolb sagte: ‚Wer den Politiker Geck kennen lernen will, . . . der soll sich auf ‚Dr alt Offeburger‘ abonnieren, dort lernt er den Herrn Abg. Geck kennen, wie er leibt und lebt, wie revolutionär er ist bzw. das Gegenteil*

davon“. Der Spott Kolbs hinderte Geck nicht daran, diesem im „Alten“ vom 17. 3. 18 zu bescheinigen, daß seine „energische Arbeit und unermüdliche Selbstausbildung ihm die angesehene Stellung unter den badischen Journalisten verschaffte“.

Dr. Ludwig Frank: „Ein einig Volk von Brüdern“

Nach dem Ausscheiden Gecks aus dem Reichstag fiel es seinem um zwanzig Jahre jüngeren Landsmann Ludwig Frank zu, die badischen Sozialdemokraten bei Kriegsausbruch als Abgeordneter zu repräsentieren. Bebels einstiger „Benjamin“, der mit Kolb zusammen die Fraktion führte und im Landesvorstand neben Anton Geiß als 2. Vorsitzender amtierte, wurde am 23. Mai 1874 in Nonnenweier geboren. Den Weg zum Sozialismus fand er als Oberprimaner zusammen mit seinem Freund Emil Hauth, Unterlehrer in Mietersheim, im „Lessing-Verein“ in Lahr unter der Anleitung des Lithographen Paul Engert, dem „geistigen Führer der Lahrer Arbeiterbewegung“. ⁸³ Als August Bebel am 30. Mai 1893 in Karlsruhe sprach, nahm Geck beide Freunde mit zur Versammlung und vermittelte ihnen die Bekanntschaft mit dem Führer der Arbeiterbewegung. Mit seiner Abiturientenrede über „Die Bedeutung Lessings für seine Zeit“ bei der Abschlußfeier am 29. Juli 1893 am Lahrer Gymnasium geriet der Schiller-Preisträger in erhebliche Schwierigkeiten. Es entspann sich eine heftige Zeitungsfehde, bei der Hauth im Offenburger „Volksfreund“ die Klinge für Frank führte. Schließlich wurde diesem das zurückbehaltene Abgangszeugnis doch noch ordnungsgemäß ausgehändigt. Nach der Promotion im Jahre 1899 erschien die Dissertation Franks „Entwicklung der Innungen“ 1900 bei Adolf Geck. Zwei Jahre später nimmt er als Delegierter des Offenburger Kreises in Begleitung von Geck und Stadtrat Monsch am Parteitag in München teil und 1904 reist er nach Amsterdam zum internationalen Kongreß. Seine „Briefe aus Amsterdam“ werden im gleichen Jahr von Geck gedruckt und verlegt. ⁸⁴ Die Beziehungen zu Offenburg bleiben eng; am 21. Mai 1905 hält Frank die Festrede zur Schillerfeier im Dreikönigsaal. Er spricht einige Male auf den Landesparteitagen, die in der Stadt abgehalten werden, und zuletzt in einer überfüllten Wahlversammlung am 1. 2. 1914 in der Michelhalle.

Frank packte tatkräftig das Problem der Jugendorganisation an und gründete im September 1904 in Mannheim, wo er sich 1900 als Anwalt niedergelassen hatte, den „Verband junger Arbeiter“. Er verwirklichte, was Fendrich nicht gelungen war und in dieser Form auch nicht wollte: vom 1. April 1906 bis Ende 1908 erschien unter seiner Redaktion die „Junge Garde“ als Organ der süddeutschen Arbeiterjugendbewegung. Zu dieser Zeit vollzieht sich Franks Hinwendung zum Reformismus: „Was Du mir über Frank schreibst, ist was ich fürchtete. Ich hatte schon früher bemerkt, daß er nicht feststand“ (Bebel an Adolf Geck, 9. 3. 06).



Sozialdemokratische Politiker: an der Längsseite des Tisches von links nach rechts: Georg Monsch, Wilhelm Kolb, Ludwig Frank, Adolf Geck (neben ihm stehend). Mit freundlicher Genehmigung des GLA Karlsruhe (GLA N Geck Nr. 2502).

Angesichts des allgemeinen Wettübens vor dem Kriege bemühte sich Frank besonders um eine deutsch-französische Verständigung. Auf seine Initiative hin wurde am 10. Mai 1913 die Berner Verständigungskonferenz eröffnet, auf welcher der Grundstein „zu einer dauernden, ehrlichen Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland“ gelegt werden sollte. Die Teilnahme von Abgeordneten bürgerlicher Parteien war schwach. Neben 25 Sozialdemokraten beteiligten sich 9 Fortschrittler und einige Vertreter des Zentrums; mit 125 Teilnehmern war das französische Kontingent ungleich größer.⁸⁵ Frank war von der Tagung vollauf begeistert: „Es war eine große Sache. Die Franzosen haben mich fast aufgefressen vor Liebe, und die Pariser Blätter priesen meine ‚geniale Idee‘ als das Ei des Kolumbus“, schrieb er am 12. Mai 1913 an den Redakteur der Mannheimer „Volksstimme“ Heinrich Harpuder. Am 21. Juni 1914 berichtet er auf dem badischen Parteitag über ein neuerliches Treffen in Basel, wo die Mehrheit beider Volksvertretungen vertreten gewesen sei. Als Frank am 12. April nach Basel reiste, schrieb er aus Nonnenweier an Hedwig Wachenheim: „Ich habe die Heimat so schön gefunden, wie fast noch nie“. Die Freude an der Heimat war ihm nicht mehr allzulange vergönnt. Nach dem Bekanntwerden des österreichischen Ultimatums vom 23. Juli an

Serbien setzte zunächst eine aufrüttelnde Agitationswelle der Sozialdemokraten ein. Der Aufruf des SPD-Vorstandes vom 25. Juli schien die Marschrichtung eindeutig festzulegen: „Kein Tropfen Blut eines deutschen Soldaten darf dem Machtkitzel der österreichischen Gewalthaber, den imperialistischen Profitinteressen geopfert werden“. Als auch Frank vom Parteivorstand zu Friedenskundgebungen aufgefordert wurde, hielt er dies für verspätet, gab aber seinem Drängen nach und sprach am 29. Juli zum letzten Mal zu den Mannheimer Arbeitern. Aber die Würfel waren schon gefallen, tags zuvor war die österreichische Kriegserklärung an Serbien erfolgt. Frank war sich dessen bewußt, daß es sich um kein Verteidigungskrieg im engeren Sinne handelte. Daß Serbien innerhalb einer Frist von zwei Tagen die österreichischen Behauptungen prüfen sollte, schien ihm eine unmögliche Zumutung: „Es ist also kein unbilliges Verlangen, wenn Serbien verlangt, daß Zeit gegeben wird zur Prüfung der Angelegenheit. Österreich wollte aber den Krieg, und deshalb die kurze Frist und die harten, Serbien demütigenden Bedingungen!“

Obwohl der Jurist Frank sich also darüber im klaren sein mußte, daß unter diesen Umständen für das Reich keinerlei Bündnisverpflichtung vorlag und voraussichtlich „das deutsche Volk im Namen einer gar nicht bestehenden Vertragspflicht auf das Schlachtfeld geführt“ werden sollte, erklärte er, daß bei Kriegsausbruch die sozialdemokratischen Soldaten gewissenhaft ihre Pflicht erfüllen würden, um dann in einem Atemzug zu versichern, daß die sozialdemokratische Arbeiterschaft der einzige ernsthafte Kämpfer für den Frieden sei. Ohne auch einen Gedanken daran zu verschwenden, inwieweit dieser Friedenswille „ernsthaft“ dokumentiert werden könnte, erwartete er dies von den russischen Arbeitern. Mehr als auf die Einsicht des Zaren gründete er seine Hoffnung „auf diese tapferen Arbeiter, die allen Kosaken zum Trotz sich nicht abschrecken ließen, in den Streiks der letzten Wochen zu beweisen, daß die russische Revolution lebt, daß sie unbezwingbar ihr Haupt erhebt. Wir schicken unseren tapferen russischen Brüdern unsere bewundernden Grüße hinüber!“

Am gleichen Tag notierte der deutsche Kaiser: „Die Sozen machen Antimilit. Umtriebe in den Straßen, das darf nicht geduldet werden, jetzt auf keinen Fall. Im Wiederholungsfalle werde ich Belagerungszustand proklamieren und die Führer samt und sonders tutti quanti einsperren lassen . . . Wir können jetzt keine Soz. Propaganda mehr dulden!“⁸⁶ Immerhin war diese Drohung noch vergleichsweise harmlos gegen jene in seinem „Sylvesterbrief“ 1905, wo er für den Fall eines Krieges schärfere Maßnahmen vorschlug: „*Erst die Sozialisten abschießen, köpfen und unschädlich machen, wenn nötig per Blutbad, und dann Krieg nach außen, aber nicht vorher und nicht à tempo.*“⁸⁷

Doch das von der Propaganda erzeugte und genährte Gefühl, einen aufgezungenen Verteidigungskrieg führen zu müssen, weckte bei den Massen eine derart begeisterte Kriegsbereitschaft, daß die sozialdemokratische Führung, falls sie es gewollt hätte, keinen entscheidenden Widerstand hätte organisieren

können. Adolf Geck warf etliche Jahre später die Frage auf, warum die Gewerkschaften bei Kriegsbeginn nicht den Generalstreik ausriefen, nachdem sie 1912 im Dom zu Basel beim Internationalen Sozialistenkrieg bei der Friedenskundgebung „den Bund mitgeschworen“ hätten, um nun in Treue Millionen vor Tod und Siechtum zu retten. Aber Bebel hatte schon 1906 auf dem Mannheimer Parteitag, an dem Adolf und Marie Geck teilnahmen, klargelegt, daß es bei Ausbruch eines Krieges, wo Millionen vom ersten Tage an marschieren, darunter viele hunderttausend Parteigenossen, eine kindliche Idee wäre, einen Massenstreik inszenieren zu wollen. Wenn eine Parteileitung tatsächlich so kopflos handelte, würde mit der Mobilmachung der Kriegszustand verhängt und die Militärgerichte in Tätigkeit treten. Doch ehe noch am 31. Juli vom Kaiser der Zustand drohender Kriegsgefahr verkündet wurde, wonach die vollziehende Gewalt von den Zivilbehörden auf die stellvertretenden Generalkommandos übergang, hatte der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Albert Südekum dem Reichskanzler Bethmann-Hollweg am 28. Juli versichert, daß die Sozialdemokratie „keinerlei wie immer geartete Aktion“ gegen den Krieg unternehmen werde.⁸⁸

Bevor noch die Parteiführung und Fraktion ihre Beschlüsse zur Frage der Kriegskreditbewilligung faßten, hatte Ludwig Frank bereits seine Entscheidung getroffen und sie den Mannheimer Vertrauensleuten bekanntgegeben: „Die Pflichten des Parteigenossen fallen jetzt voll zusammen mit den Pflichten des Bürgers. Alle anderen Rücksichten treten zurück hinter der Pflicht, das bedrohte Vaterland zu schützen. In dieser schweren Zeit sind wir ein einig Volk von Brüdern . . . Ich werde selbstverständlich meine Stimme für die Bewilligung der Kriegskredite abgeben, und ich zweifle nicht, daß meine Fraktion das gleiche tun wird. Ich weiß, daß meine Parteigenossen im Kreis meine Haltung billigen“. Frank tat noch mehr. Er traf nicht nur eine persönliche Entscheidung, sondern informierte am 1. August, dem Tag der deutschen Kriegserklärung an Rußland, seinen Freund Wilhelm Kolb vom „Volksfreund“, daß er versuchen werde, unter allen Umständen durchzusetzen, daß die Fraktion für die Kriegskredite stimme: „*Im Notfall die Süddeutschen allein!*“ Kolb solle mit einer Notiz etwa folgenden Inhalts darauf vorbereiten, „daß jetzt im Augenblick der Gefahr und der nationalen Verteidigung alle Rücksichten zurücktreten müßten hinter der Notwendigkeit, geschlossen die Grenzen zu schützen und daß selbstverständlich unsere Fraktion die Kriegskredite — bei aller Friedensliebe und Wahrung unserer prinzipiellen Gegnerschaft gegen den Krieg — nicht ablehnen werde. Dies sei auch meine Meinung, wie Du mitteilen kannst. Ich werde die ‚Volksstimme‘ und ‚Volkswacht‘ veranlassen, ähnlich zu schreiben.“

Am gleichen Tag kehrte Adolf Geck in der Nacht vom Bodensee nach Offenburg zurück; in der Zeit, „*als das größte Verbrechen der Weltgeschichte eingeleitet wurde durch die von Deutschland betriebene Kriegserklärung an Serbien*“, befand er sich im Erholungsheim der Gewerbetreibenden St. Leonhard

auf der Überlinger Höhe. „Zu den Narren, die aus dieser Kriegserklärung eine paradiesische Neugeburt Deutschlands erwarteten, gehörte der Blättleschreiber nicht“, erinnerte er sich zehn Jahre später am gleichen Ort, wo der leidenschaftliche Pazifist seinen Lesern einhämmerte: „*Nie wieder Krieg!*‘ sei die Parole der sittlich Denkenden, der Menschheitsfreunde, aller Nationen, die sich zusammenfinden müssen zu einer Kampffront, die für den Völkerfrieden sich im Treuschwur eint“. Obwohl man bei einer Besprechung im preußischen Kriegsministerium am 24. Juli zu dem Ergebnis gekommen war, daß Verhaftungen nicht vonnöten seien, berichtete Geck am 16. 6. 1928 im „Alten“, daß beim Aufenthalt in Radolfzell die Polizei feststellte, ob ein dem Überlinger Zug entstiegener Reisender der Sozialdemokrat sei, „dessen Namen zuoberst auf der badischen Liste politischer Proskribierter steht, die beim Ausbruch eines Völkermords in Schutzhaft — nicht gegen die Franzosen — zu nehmen sind“.

August Bebel, die einstige Autorität der Sozialdemokratie, war vor Jahresfrist verstorben, aber er hatte sich auf dem Parteitag von 1904 in Bremen anlässlich einer Debatte über die Haltung der Reichstagsfraktion bezüglich der Herero-Kredite eigentlich klar zur Frage der Kriegskreditbewilligung geäußert. Da sich seinerzeit die Fraktion über die Ursachen des Herero-Aufstandes in Südwest-Afrika nicht im klaren war, enthielt sie sich bei der ersten Beratung der Stimme. Nachdem ihr aber Material vorlag, wonach der Aufstand auf die deutsche Kolonialpolitik zurückzuführen war, lehnte sie bei der dritten Lesung die Kredite ab. Bebel wiederholte seine Erklärung von 1880, wonach die Sozialdemokraten im Falle eines Angriffskrieges unter keinen Umständen dulden würden, daß deutsches Land verloren ginge, lehnte aber eine Kriegskreditbewilligung bei deutschem Verschulden ab: „Hätten wir 1870 die Überzeugung gehabt, die sich ja nachher bewahrheitet hat, daß Bismarck durch eine raffiniert geschickte Politik die Karten so gemischt hatte, daß Napoleon gezwungen war, den Krieg zu erklären in dem Moment, den Bismarck wollte, dann hätten wir uns damals nicht der Abstimmung enthalten, sondern gegen die Kredite gestimmt.“⁸⁹ Die Delegierten könnten sich darauf verlassen, daß die Fraktion am allerwenigsten bei wichtigen Fragen so Holterdiepolter-Beschlüsse fasse, sondern sich stets eingehend berate.

In der Fraktionssitzung vom 3. August stimmten 78 für und 14 gegen die Kreditbewilligung. Aufgrund des Fraktionszwanges gab die Fraktion in der Reichstagsitzung vom 4. August einstimmig ihre Zustimmung; lediglich der mit Adolf Geck befreundete Fritz Kunert und sein Kollege Josef Simon hatten sich während der Abstimmung aus dem Plenarsaal entfernt.⁹⁰

Der nationalliberale Reichstagsabgeordnete Prof. v. Schulze-Gaevernitz schrieb seinem Freund Frank sogar eine entscheidende Rolle bei der Abstimmung zu: „Frank war es, dem das einstimmige Votum der sozialdemokratischen Partei und damit des Reichstages in der unvergeßlichen Sitzung vom 4. August d. J. über Krieg und Kriegsgesetzgebung zu verdanken ist. Er hat am 3.

und 4. August (noch während die bürgerlichen Parteien im ‚Weißen Saale‘ vereinigt waren) hinter den Kulissen unermüdlich gearbeitet. Ich bin stolz darauf, bei dieser Arbeit nach meinen Kräften ihm Hilfe leisten zu dürfen. Die Wendung seiner Partei besiegelnd, hat Frank für die vaterländische Sache seine ganze Persönlichkeit eingesetzt.“⁹¹

Angesichts des selbst- und zielbewußten Auftretens von Frank steht außer Zweifel, daß er und seine Freunde sich bei einer mehrheitlichen Kreditbewilligung keinem Fraktionszwang gefügt hätten.

Kriegsfreiwilliger Frank: „Ich freue mich auf den Krieg . . .“

Wilhelm Kolb, der zusammen mit Frank die badische Sozialdemokratie führte, sah in der Tat des 4. August „den letzten entscheidenden Schritt der Sozialdemokratie auf dem Wege ihrer Entwicklung von der Sekte zur Partei“, den sein ehemaliger Offenburger Fraktionskollege im Landtag, Georg Monsch später schlichtweg als „einen großen Fehler, ein Verbrechen gegen unser Programm“ bezeichnete: „Alles war in einem Kriegsrausch, in einem Siegestaumel. Man glaubte den verlogenen Phrasen des Kaisers, ‚ich kenne keine Parteien mehr‘, ‚ich führe euch herrlichen Zeiten entgegen‘ — ja, den Junkern. Und in diesem Kriegstaumel stimmte die ganze Sozialdemokratie für die Kriegskredite“.

Ganz in dieser Stimmung schrieb Frank, der sich sofort freiwillig gemeldet hatte, am 9. 8. an Dr. Monty Jacobs: „*Ich bin froh, diese seltsam große Zeit kämpfend miterleben zu dürfen.*“ Seinen Schritt begründete er in seinen Briefen, u. a. vom 20. August an Friedrich Stampfer damit, „durch die Tat zu zeigen, daß unser Beschluß vom 4. August nicht äußerem taktischen Zwang, sondern einer inneren Notwendigkeit entsprang, daß es uns also mit der Pflicht der Verteidigung der Heimat bitter ernst ist“. Frank versäumte es nicht, auch seinem Gegner von gestern, dem Minister von Bodmann, seine vaterländische Gesinnung zu bekennen: „*Ich bin glücklich, mitkämpfen zu dürfen und so durch die Tat zum Ausdruck bringen zu dürfen, daß die internationale Idee zurückgedrängt ist, durch die Realität einer begeistert-nationalen Arbeiterbewegung.*“ Mit Bodmann hatte er noch im Juni im Landtag die Klängen gekreuzt, weil dieser erklärt hatte, ein Sozialdemokrat könne nicht Bezirksrat werden, „da ein solcher nicht den für diesen Posten erforderlichen Gemeinsinn besitze“. Wahrscheinlich wollte Frank nicht nur den Vorwurf des fehlenden „Gemeinsinns“ entkräften, sondern auch für die Nachkriegszeit einen politischen Anspruch der Sozialdemokratie anmelden, wie auch sein Freund Kolb unumwunden die Ansicht vertrat, daß die Sozialdemokratie durch Eintritt in die Ministerien die Verantwortung übernehmen müsse.

Sein Dienst beim Ersatz-Batl. der 110er, dem er seit dem 13. 8. angehörte, bereitete ihm keine Beschwerden, und er freute sich darüber, daß man ihn auch seitens der Offiziere ehrerbietig behandelte. „Aber ich weiß nicht, ob auch die

frz. Kugeln meine parlamentarische Immunität achten. Ich habe den sehnlichsten Wunsch, den Krieg zu überleben und dann am Innenbau des Reiches mitzuschaffen. Aber jetzt ist für mich der einzig mögliche Platz in der Linie in Reih und Glied, und ich gehe wie alle anderen freudig und siegessicher“, schrieb er am 23. 8. an seine Freundin Leonie Meyerhof-Hildeck. Frank, der in seiner Rede vom 11. 6. 1913 in einer Wilmersdorfer Volksversammlung den Massenstreik als letztes Mittel zur Beseitigung des preußischen Dreiklassen-Wahlrechtes propagiert hatte, erhoffte sich nun die Erreichung dieses Zieles durch eine Unterstützung des Krieges seitens der Sozialdemokratie: „Die internationale Idee ist auf lange hinaus zurückgedrängt worden durch die Realität einer nationalen Arbeiterbewegung. *Statt eines Generalstreiks führen wir für das preußische Wahlrecht einen Krieg.*“ Mit jedem Tag wuchs seine Begeisterung: „Wir reisen heute abend“, berichtete er am 31. 8. der Freundin, „die Grenadiere singen den ganzen Morgen: ‚Siegreich wollen wir Frankreich schlagen, sterben als ein tapftrer Held‘. Ich freue mich auf den Krieg und auf ein frohes Wiedersehen im Frieden.“ Vor Avricourt schreibt er ihr am 1. 9.: „Die ersten Soldatengräber und den ersten Geschützdonner! Hoffentlich feiern wir morgen den Gedenktag von Sedan durch einen Sieg.“ Die französischen Kugeln achteten seine Immunität nicht: beim ersten Einsatz fiel er am 3. September bei dem Dörfchen Nossoncourt (bei Baccarat). „Der begeisterte Fürkämpfer für einen ewigen Frieden, für einen Bruderbund zwischen dem deutschen und französischen Kulturlande liegt in fränkischer Erde, vernichtet von einer französischen Kugel — vielleicht vom Geschosse eines französischen Sozialisten, dessen Herz für den Frank’schen Idealismus noch vor Kriegsbeginn beglückt geschlagen hat“, schrieb der „Alte“ vom 13. 9. in seinem Nachruf.

Was Adolf Geck am 29. 11. 1914 über den Nachfolger Franks im Reichstag schrieb, ist bezeichnend für den Charakter der verwandtschaftlichen Beziehungen seiner Neffen zu ihm: „Täglich trafen wir uns als Nachbarn . . ., zuletzt hatten wir auch über die Kandidatenfrage in Mannheim gesprochen. Mit keinem Hauch schnaufte mein Neffe Oscar davon, daß wegen seiner Person seit einigen Tagen ein diplomatischer Notenwechsel zwischen Mannheim und Offenburg stattfand. Plötzlich stand ich vor der verblüffenden Zeitungsnotiz: Oscar Geck wird am 17. November 1914 im 11. badischen Wahlkreis ohne gegnerischen Widerspruch das neueste deutsche M.d.R. Er hat’s von klein auf immer so gehabt mit der redaktionellen Tugend der Verschwiegenheit . . .“ Oskar Geck, Redakteur der „Volksstimme“, gehörte dem Reichstag bis zu seinem Tode im Jahre 1928 an.

„Nieder mit dem Kriege!“

Während der 4. August für Ludwig Frank „ein großes Erlebnis“ bedeutete, trug sich Rosa Luxemburg an diesem Tag mit Selbstmordgedanken, versuchte

aber dann, eine Oppositionsbewegung zu formieren. Das Ergebnis ihrer 300 Telegramme an örtliche Funktionäre, Stellung zum Beschluß der Reichstagsfraktion zu nehmen und zu einer Besprechung nach Berlin zu kommen, war „katastrophal“. Erst im September publizierte sie zusammen mit Karl Liebknecht, Dr. Franz Mehring und Clara Zetkin in der Schweiz eine knappe Erklärung für die ausländischen Genossen über ihre abweichende Haltung von dem Standpunkt der Sozialdemokratie.⁹² Die Unterschrift von Clara Zetkin hatte sie nach einem kurzen Besuch in Stuttgart erhalten. Zweifellos hatte sie sich auch an Adolf Geck gewandt, wengleich sich im Nachlaß kein Telegramm befindet, denn am 1. November schrieb sie an Hans Diefenbach, daß vor einigen Wochen auch endlich der Vater von Brandel mit Clara Zetkin bei ihr gewesen sei. Dieser Besuch fand sehr wahrscheinlich im Oktober statt. Geck hatte am 20. Oktober Karl Kautsky nachträglich zu dessen Geburtstag (16. 10.) gratuliert und vermerkt, daß er nach 1 1/2 Jahren den Kontrolldienst in Berlin angetreten habe. Er könne ihn nicht persönlich aufsuchen, da er noch seine Tochter Erika in Leipzig besuchen wolle und auf raschem Wege „wieder heim zum kranken Schatz“ müsse.⁹³ Offenbar nahm er sich aber noch die Zeit, mit Clara Zetkin, die ebenfalls der Kontrollkommission der Partei angehörte, Rosa Luxemburg aufzusuchen. Man darf also annehmen, daß Geck wegen der Erkrankung seiner Frau und seines eigenen schlechten Gesundheitszustandes nicht früher mit Rosa zusammentreffen konnte.

Für Besuche blieb auch nicht viel Zeit. Nachdem Brandel Geck schon seit dem 2. Mobilmachungstag Soldat war, rückte nun am 25. Oktober auch Tell Geck als kriegsfreiwilliger Krankenträger zur Sanitätskompanie Nr. 15 nach Karlsruhe ein, um dann am 14. 11. in das Münstertal in die Vogesen zu ziehen. Die Hoffnung auf ein baldiges Kriegsende war längst geschwunden. Seit die verlustreiche Flandernschlacht am 16. 11. abgebrochen worden war, hatte im Westen der Stellungskrieg begonnen. Wie überall war auch im Hause Geck die Stimmung in der ersten Kriegsweihnachtszeit gedrückt:

„Friede den Menschen auf Erden! An dieser Weihnacht empfindet es die Menschheit schwerer denn je, wie platonisch dieser Wunsch seit zwei Jahrtausenden geblieben ist. Ein Krieg Aller gegen Alle mit der Losung, nicht zu ruhen, bis der Feind, der auch Mensch und Bruder genannt wird, vernichtet hingestreckt ist. Es ist dem Vater der Christenheit im römischen Vatikan nicht gelungen, das stereotype Gebot ‚Frieden den Menschen auf Erden!‘ auch nur durch einen Waffenstillstand in eine kurze Wirkung zu versetzen für das bißchen Zeit, wo die Christenheit deutscher und französischer Zunge das Fest des menschengewordenen Messias, der den Frieden brachte, feiert.“

Bei allem selbstverständlichen Lob für die Tapferkeit der Soldaten scheut sich der „Alte“ von Anfang an nicht, den Lesern das wahre Gesicht des Krieges zu zeigen, um angesichts der offiziell unentwegt gepflegten Siegesillusionen den Boden für einen Versöhnungsfrieden vorzubereiten. „Und immer neue Ladungen verstümmelter Krieger treffen am Bahnhof ein. Wer einmal solche Gruppenbilder im Schmerze vereinigt, blutender Deutscher und Franzosen gesehen hat, der wird vom Chauvinismus geheilt, wenn sein Herz nicht versteinert ist“, schrieb er bereits am 6. 9. 1914. Seine Kriegsbilder sind und bleiben

bis Kriegsende eine einzige Anklage gegen den Krieg. Stellvertretend soll nur noch ein einziges eindringliches Beispiel angeführt werden (21. 2. 1915):

„Wessen Herz aber noch hart geblieben ist unter den fortwährenden Kriegseinwirkungen, der erprobe seine Widerstandskraft auf den Bahnsteigen, wenn jetzt öfters die Franzosen während der Austauschfahrt hier eintreffen. Ertrage ein Mensch, ohne dem Scheusal Krieg zu fluchen, seelenruhig solche lebende Filme verstümmelter Menschen, geschändeter Ebenbilder Gottes! Das Elend in der potenzierten Form dargeboten, eingeengt in einem Dutzend Wagen, welchen diesen Torso noch junger Männer heimkarren zum Elternhaus im Feindeslande, wo man der Wiederkehrenden mit Entsetzen harret. Ecce homo! Und das Gegenbild im Austausch der Kampfunfähigen, die zermalmt deutschen Brüder! Wie mag nur ein Menschenherz sich nicht erweichen und eine Faust sich nicht ballen: *„Nieder mit dem Kriege!“*“

Während der ersten Wochen und Monate gibt es im „Alten“ einige wenige Stellen, die darauf schließen lassen, daß Geck selbst noch des Glaubens war, daß es sich um einen reinen Verteidigungskrieg handele. Davon zeugt eine Passage in der Ausgabe vom 20. 9. 1914, die ganz im Sinne der offiziellen Propaganda dazu geeignet war, auch die sozialistischen Kriegsgegner zur „Plempe“ greifen zu lassen:

„War es denn kein blutiges Erlösungswerk von unschätzbarem Werte, als vor einer Woche ein deutscher Heldenmut beispielloser Hingebung es vollbrachte, das bestialische Barbarentum aus Deutschlands Osten hinauszuerwerfen und durch Vernichtung der zarischen Mordbrenner-Armee dem viehischen Walten dieser Scheusale ein Ziel auf deutscher Erde zu setzen?“

Geck litt aber genauso unter dem sozialen Aspekt des Krieges: „Zu Weihnachten wird auch der Krieg, den das Volk mit dem Nahrungsmittelwucher in der Heimat führt, am fühlbarsten. Unser täglich Brot, das im Gebet erfleht wird, verteuert eine herzlose Spekulation dem armen, gedrückten Proletariat“ (27. 12. 14).

Bei der Industrie machen sich bereits enorme Kriegsgewinne bemerkbar: „Insofern Kriegslieferanten-Firmen in Betracht kommen, steht den Aktionären eine glänzende Ernte in Aussicht“ (17. 1. 15). Geck verfolgte die Aktienkurse, brachte Beispiele:

„Ihre Besitzer brauchen keine Finger zu rühren. Die Arbeiterschaft, welche die Krösus-Reichtümer schafft, hat keine größeren Einkommen; es sei denn, daß die Arbeiter durch Überstunden- und Nachtarbeit auf Kosten ihrer Gesundheit ihren Wochenlohn um wenige Mark erhöhen. Wäre es nicht des Patriotenschweißes wert, für eine gerechtere und vernünftige ‚Ordnung‘ der Gesellschaft zu sorgen?“

Geck druckt im geheimen das Berner Friedensmanifest

Zur Aktivierung der europäischen Antikriegsbewegung fand vom 26.—28. März 1915 eine internationale Frauenkonferenz in Bern statt, auf der Delegierte aus acht Ländern vertreten waren. Sie wurde hauptsächlich von Clara Zetkin als Sekretärin des Internationalen Sozialistischen Frauenbüros und Redakteurin der Frauenzeitschrift „Die Gleichheit“ vorbereitet, stieß aber bei der deutschen und österreichischen Sozialdemokratie auf wenig Gegenliebe. Das Ergebnis der Konferenz, auf der Clara Zetkin das Hauptreferat hielt, schlug sich

in einem Aufruf zum Kampf für den Frieden und gegen den Burgfrieden nieder, der in den Ländern der Delegierten veröffentlicht werden sollte, was in Deutschland unter den Bedingungen des Belagerungszustandes und der Pressezensur ein riskantes Unternehmen bedeutete. Vom deutschen Parteivorstand war keine Unterstützung zu erwarten: nach den Worten Clara Zetkins erklärte er die erste Aktion des internationalen Sozialismus in Acht und Bann, und in seinem Rundschreiben denunzierte er ihr Manifest geradezu dem Staatsanwalt.⁹⁴ Auf der Rückreise von Bern machte Clara Zetkin sicher Station bei ihren Freunden in Offenburg. Adolf und Marie Geck hatten sowohl am Stuttgarter Kongreß der II. Internationale 1907 als auch am Internationalen Sozialistenkongreß in Basel vom 24. und 25. Nov. 1912 teilgenommen, bei denen beide von der dort manifestierten Ablehnung imperialistischer Kriege tief beeindruckt waren. Auf sie konnte Clara unbedingt bauen:

„In aller Heimlichkeit wurde in Offenburg in der Druckerei Geck der Text eines Friedensflugblattes ‚An die Frauen des arbeitenden Volkes‘ gesetzt, die Druckfahnen von den Familienangehörigen korrigiert und der Druck des Blattes ebenso verschwiegen vorgenommen. Nur Adolf Geck selbst, das alte Betriebsfaktotum Otto Knauer und Gecks Tochter Rohtraud waren an den Druckarbeiten beteiligt und wußten von der Sache. Vorsichtshalber ließ Adolf Geck durch seine Tochter Rohtraud die Matern des Satzes nach dem Ausdruck des Flugblattes im Garten des Hauses Zähringerstraße 13 vergraben.“⁹⁵

In Karlsruhe, wo zuverlässige Vertraute Gecks das Flugblatt am 1. Mai verteilten, wurden die Betreffenden wegen versuchten Landesverrats in Untersuchungshaft genommen, die bei Georg Philipp Dietrich mindestens bis zum 2. 2. 1916 dauerte. Geck selbst, der sich in jeder Weise um die Verhafteten kümmerte, geriet nicht in Verdacht. Clara Zetkin, die nach einer polizeilichen Vernehmung, über die sie die Familie Geck am 13. Juli 1915 informierte, wurde am 18. August in das Amtsgefängnis II in Karlsruhe eingeliefert. Adolf Geck berichtete am 5. 9. der „Mutter Kautsky“, daß er von ihr zwei Briefe mit günstigen Nachrichten habe: „Als sie in Stuttgart aus unserer Nestorenmitte hinweg verhaftet wurde, lagen gerade zwei polemische Artikel vor, die ich wegen der barbarischen Behandlung unserer gefangenen Karlsruher Genossen in der Parteipresse losgelassen hatte. Darauf kam die Wendung“. Nach abgeschlossener Voruntersuchung konnte sie von ihrem Anwalt Dr. Dietz in ihrer Klosterzelle besucht werden, wo die Nonne sogar für die „Gleichheit“ arbeiten durfte.⁹⁶

Zu der Sorge um die Freunde gesellten sich die Besorgnisse um die zwei im Felde stehenden Söhne. Beide Soldatenbuben seien vor vier Wochen gleichzeitig für 10 Tage in Urlaub gewesen: „War alles nett, wenn nur der Abschied nicht gewesen wäre. So etwas greift dem alten Geck an sein kaputtes Herz. Sonst schlage ich mich noch leidlich durch, bis die Buben hoffentlich ganz wieder heimkehren aus der Sauerei unserer Durchhaltungs-Glanzperiode . . .“

Aber es war nicht nur das dringende Verlangen nach einem baldigen Friedensschluß, das im Druck des Berner Manifestes und drastisch im Brief an Luise

Kautsky zum Ausdruck kam, sondern auch die von der Partei praktizierte Politik des „Burgfriedens“, welche seine Gegnerschaft zur Parteimehrheit radikalisierte. Deren Verzicht auf eine Opposition und öffentliche Auseinandersetzung stellte sich ihm als Krönung des revisionistisch-reformistischen Kurses führender rechter Sozialdemokraten wie Kolb, Frank und David dar, der sich parteipolitisch als Unterdrückung der Linken auswirkte. Wenn z. B. vom Bezirksamt Offenburg aufgrund einer Anordnung des stv. Gen.Kdos. des XIV. A. K. eine vom dortigen sozialdemokratischen Verein auf den 1. Mai anberaumte Mitgliederversammlung untersagt wurde, so erinnerte dies Geck an die Zeit des Sozialistengesetzes. Man hätte deshalb erwarten können, daß er sich öffentlich mit den oppositionellen Sozialdemokraten solidarisieren würde, die am 8. Juni 1915 an die Vorstände der SPD und der szd. Reichstagsfraktion ein Protestschreiben wegen der von ihnen seit dem 4. August verfolgten Politik richteten.⁹⁷ Erstaunlicherweise hielt sich aber Geck zurück, obwohl zu den Unterzeichnern auch sein Freund Fritz Kuhnert, M.d.R., der Arbeitersekretär Martzloff von Freiburg, Wilhelm Zimmer aus Karlsruhe, und vor allem Peter Haberer, Kreisvorstand des 7. bad. Wahlkreises, Ernst, Offenburg, Mitglied des Kartellvorstandes, und Hetzel, Bodersweier, Vertrauensmann, gehörten. Noch im gleichen Monat faßte der Vorstand des 7. bad. Wahlkreises in einem Schreiben vom 27. Juni 1915 an den Karlsruher „Volksfreund“ mit einer massiven Kritik an dessen politischer Haltung nach: Die Redaktion habe es vollständig aufgegeben, die grundsätzliche Politik der Partei zu vertreten, so daß es gleich sei, ob man den „Volksfreund“ oder ein bürgerliches Blatt lese. Nicht einverstanden erklären könne man sich mit der Behandlung der Minderheit, die ohnehin durch den Maulkorb der Zensur behindert sei. Um die Partei verdiente Männer würden kleinlich bekämpft und beschimpft. Der Kreisvorstand verurteile die einseitige Schreibweise der Zeitung. Man könne keinem Genossen, der noch etwas auf die Grundsätze halte, zumuten, die Zeitung zu halten. Des weiteren verurteilte der Kreisvorstand die Kommentare zu Erklärungen der Minderheit ebenso wie die „verschämte Annexionspolitik“ des „Volksfreund“.⁹⁸

Wilhelm Kolb verschärfte die innerparteiliche Auseinandersetzung mit seiner Schrift „Die Sozialdemokratie am Scheidewege“ durch einen Angriff auf die „marxistische“ Opposition, deren Stelle jene „wurzellos kosmopolitischen Emigranten und Literaten“ bildeten, die sich in der deutschen Sozialdemokratie einen unverhältnismäßig großen Einfluß hätte schaffen können. Mit diesen Elementen müsse endgültig Fraktur gesprochen werden. Die Sozialdemokratie müsse sich mit ganzer Kraft und rücksichtsloser Entschiedenheit den Weg für die konsequente Fortsetzung ihrer seit dem 4. August 1914 befolgten Politik freihalten.⁹⁹ Darüber entspann sich in der von Kautsky redigierten Zeitschrift „Die Neue Zeit“ ein ernster Streit zwischen Rudolf Hilferding und Wilhelm Kolb, in den auch Friedrich Adler mit seinem Aufsatz „Am Scheidewege zwischen Kolb und Bebel“ eingriff.¹⁰⁰ Adolf Geck beschränkte sich dagegen dar-

auf, seinem Freunde Kautsky eine Korrespondenz zu seiner Information mit der Bemerkung zu übersenden, daß sie vielleicht für die gegenwärtige Polemik in der „Neuen Zeit“ geeignet sei. Der Angriff auf den badischen Parteifeldherrn sei jetzt verspätet: „Man hätte die K'sche Brunnenvergiftung damals verstopfen müssen, als der Führer der bad. Fraktion vor Jahren im gedruckten Fr. Bericht das Ziel und den Weg (soziale Reformpartei) darlegte.“ Niemand habe widersprochen, auch Hilferding nicht, der damals die Kolb-Frankschen Liebhabereien gedeckt hätte.¹⁰¹

Die wachsende Opposition innerhalb der Reichstagsfraktion beschleunigte die Scheidung der Geister. Der Bruch erfolgte schließlich, als bei der Abstimmung vom 24. März 1916 18 Abgeordnete die Zustimmung zum Notetat verweigerten und ihnen darauf die Fraktionsrechte entzogen wurden. Wie vorher schon Liebknecht, traten sie aus der Fraktion aus und gründeten eine neue: die „Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft“ (SAG). Nachdem die Vertrauensleute der Opposition am 7. Januar 1917 zu einer Reichskonferenz zusammengekommen waren, befand der Parteiausschuß am 18. 1., daß die Zugehörigkeit zu der auf jener gegründeten „Sonderorganisation gegen die Partei“ unvereinbar mit der Mitgliedschaft zur Gesamtpartei sei. Im Gegenzug rief der Vorstand der SAG am 9. Februar zum Zusammenschluß der Opposition auf, die auf einer Konferenz die weiteren Schritte festlegen sollte. Mit dieser Situation befaßte sich Geck in seinem Vortrag „Der Krieg und seine Einwirkung auf die Partei“ vor dem Sozialdemokratischen Verein in Offenburg, der in zwei Versammlungen darüber diskutierte und in einer Entschließung mit 13 gegen 3 Stimmen bei 2 Enthaltungen, „die vom Parteivorstand betriebene widerrechtliche Ausstoßung der Parteigenossen aus der Organisation und die Mitwirkung des badischen Vertreters im Parteiausschuß an dem Beschluß, der die Parteispaltung forderte“, bedauerte.¹⁰² Die Veröffentlichung der Resolution erfolgte noch vor Eröffnung der zu Ostern (6.—8. April) nach Gotha einberufenen Oppositionskonferenz, die von dem mit Geck befreundeten Reichstagsabgeordneten Wilhelm Bock geleitet wurde. Trotz des oppositionellen Kurses der Offenburger nahm niemand an der Gothaer Konferenz teil, auch Geck nicht, der eine Einladungskarte zur Sitzung der Kontrollkommission am 6. April im Volkshaus erhalten hatte, die aber zu spät abgeschickt worden war.¹⁰³ Infolgedessen unterblieb auch eine Wahl Gecks in die Kontrollkommission der neu gegründeten Partei der Unabhängigen Sozialdemokraten.

Der Sozialdemokratische Verein Offenburg schließt sich der USP an

Noch gehörte also Adolf Geck zu den Mehrheitssozialdemokraten, doch versuchten diese, den unbequemen Kritiker loszuwerden. Das gelang auch mit einem einfachen provozierenden Schachzug: die Landtagsfraktion entsandte ihn nicht mehr in eine Kommission, eine Brückierung, die Geck nicht auf sich sitzen lassen konnte. Prompt erklärte er dann auch auf der Landeskonferenz

der bad. Sozialdemokraten am 22. April in Offenburg, daß er nicht mehr Mitglied der Landtagsfraktion sei:

„Insofern erlebten die Delegierten bei der Offenburger Tagung sofort nach ihrem Beginn fast eine Parteitragödie, als sie sehen mußten, wie ein um die Sache des Sozialismus verdienter Parteigenosse, der in den 80er und 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts unter unendlichen Schwierigkeiten und unter Preisgabe seiner persönlichen Freiheit stolz die sozialistische Fahne vorangetragen, an seinem Lebensabend sich von der Partei loslöst und zur Eigenbrötelei übergeht“.¹⁰⁴ Da er mit gezielten Fragen lästig wurde, entzog ihm die Konferenz gegen nur 4 Stimmen das Beratungsrecht. In diesem Abstimmungsergebnis spiegelte sich die politische Haltung der Teilnehmer, die zu einem großen Teil aus besoldeten Funktionären bestand. Als der Neffe Gecks, der Reichstagsabgeordnete Oskar Geck, die Politik der Reichstagsfraktion seit Kriegsbeginn rechtfertigte und die Notwendigkeit weiterer Kriegskredite betonte, sprachen sich lediglich die Vertreter von Offenburg und Freiburg dagegen aus. „Abg. Adolf Geck wird also im Bad. Landtag der einzige Vertreter der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft sein und gegen weitere Kriegskredite stimmen“, kommentierte die „OZ“ vom 24. 4. 17. Gegen nur 2 Stimmen wurde auch eine Erklärung angenommen, daß eine Zugehörigkeit zu einer Organisation der Opposition oder eine mündliche oder schriftliche Propaganda für sie unvereinbar mit einer Parteimitgliedschaft sei. Die Konferenz betrachtete alle diese Mitglieder aus der SPD und damit aus der Landesorganisation ausgeschieden. Geck wurde zum Austritt aus der Partei und zur Niederlegung seines Landtagsmandates aufgefordert.¹⁰⁵

Über den Zeitpunkt seines Parteiaustritts gibt es in der Presse noch einige verwirrende Meldungen, tatsächlich kündigte er sein Ausscheiden erst nach einer Sitzung der SPD-Kontrollkommission im Reichstagsgebäude am 8. Mai an.¹⁰⁶ Nach seinem Parteiaustritt konnte Geck nun auch im Landtag die Klingen mit seinem Erzfeind Kolb kreuzen, wozu ihm dieser recht bald Gelegenheit gab: am Schluß der Sitzung vom 14. Mai verwahrte sich Geck dagegen, daß Kolb an den amtlichen Berichterstatter mit der Mitteilung herangetreten sei, den Abg. Geck künftig in den amtlichen Berichten nicht mehr als Sozialdemokrat zu führen.¹⁰⁷ Gecks Antwort an den Berichterstatter Dr. Dittler ist für ihn charakteristisch: „Es hat niemand das Recht, mir zur Vorschrift zu machen, daß ich mich, wie seit bald 40 Jahren geschehen, Sozialdemokrat nenne. Ich darf Sie daher bitten, dem Herrn Kolb vorzuschlagen, daß er sich eine andere Bezeichnung wählt, wenn ihm meine Benennung mißfällt“.¹⁰⁸ Unter ihrem Vorsitzenden Adolf Geck brachten die Offenburger Unabhängigen ihre Parteiankündigungen im „Alten“ bis Ende 1918 mit fünf Ausnahmen auch weiterhin unter der Bezeichnung „Sozialdemokratischer Verein Offenburg“; erst im Jahre 1919 erschien der Zusatz „USP“. Kolb konnte mit dem Ausscheiden Gecks voll zufrieden sein, aber es brachte die Landesorganisation um eine Vertretung in der Kontrollkommission, die Geck seit vielen Jah-

ren inne hatte: auf dem Würzburger Parteitag erhielt Kolb, der als Vertreter der äußersten Rechten galt, nicht die notwendige Stimmenzahl.¹⁰⁹

Während dieser im Landtag weiterhin seine Bereitschaft bekräftigte, mit der Monarchie zu einem *modus vivendi* zu kommen, wandte sich Geck dem vorrangigeren Problem der Beendigung des Krieges zu und verlangte in Übereinstimmung mit der russischen Proklamation der Revolution einen Frieden ohne Entschädigung und Erwerbungen sowie die Abrüstung.¹¹⁰

Nachdem der Landesvorstand der SPD die Offenburger Mitglieder aufgefordert hatte, dem zum Schriftführer gewählten Adolf Geck das Amt zu entziehen, weil er seinen Austritt aus der Kontrollkommission und der Partei erklärt habe,¹¹¹ wurde nach zwei beratenden Versammlungen am 31. Juli 1917 eine Entscheidung getroffen. Mit einer Zweidrittelmehrheit von 19 gegen 9 Stimmen wurde beschlossen, sich der unabhängigen Sozialdemokratie anzuschließen. Am 11. August konstituierte sich der neue Verein (USP) im „Zähringer Hof“, und 10 Tage später hielt er in gewohnter Weise mit dem Stadtverordneten Adolf Geck als Referenten seine Versammlung mit dem Thema „Wichtige Fragen unserer Ernährung, insbesondere die Errichtung einer Milchzentrale“ ab. Die Offenburger Spaltung trennte die Sippe Geck politisch nun auch offiziell, wobei die Mehrheitssozialdemokraten, die in der Stadt nach der Mitgliederzahl in der Minderheit waren, unter dem Neffen Oskar Geck eine für sie ungünstige Bilanz ziehen mußten.

Am 2. September hielt der Szd. Verein des 7. bad. Reichstagswahlkreises (USP) eine Kreiskonferenz im „Schwarzwälder Hof“ ab, auf welcher neben der Offenburger Parteileitung Delegierte aus Orten der Amtsbezirke Offenburg und Kehl erschienen, während zur selben Stunde der Landesvorstand der Szd. Partei Badens zu einer Kreiskonferenz mit dem Reichstagsabgeordneten Oskar Geck in die „Neue Pfalz“ eingeladen hatte, zu der, wie der „Alte“ bemerkte, „einige Personen Kolb'scher Richtung aus Offenburg“ erschienen. Aufgrund eines gehässigen Artikels im „Volksfreund“ berichtete Gecks Zeitung in der nächsten Ausgabe, daß tatsächlich beim Vortrag Oskar Gecks auch Gengenbach und Zell a. H. vertreten gewesen seien:

„Da etwa ein Dutzend Personen beisammen waren, ist es allerdings wichtig, das auswärtige Kontingent nicht unerwähnt zu lassen.“ Am 28. Juli 1918 gab der „Alte“ Aufschluß über die Mitgliederzahlen beider sozialdemokratischer Organisationen. Danach hatten die Mehrheitssozialdemokraten im 7. bad. Wahlkreis nach dem Stande vom 1. Juli in allen Orten 68 Mitglieder, wobei Geck unterstellte, daß darunter auch nichtzahlende enthalten seien, während die USP 95 zahlende Mitglieder zählte, die in Offenburg, Oberkirch, Gengenbach, Zell a. H., Kehl und 10 Dörfern des Offenburger und Kehler Amtes wohnten.

Brandel Geck fällt in den letzten Kriegstagen

So erfreulich diese Bilanz für Geck war, so konnte sie ihn doch nicht von den Gedanken an seine beiden im Felde stehenden Söhne ablenken. Um diese Zeit hatte sich der letzte Akt der deutschen Niederlage bereits angebahnt: das Westheer hatte vom März bis Juli eine Million Soldaten verloren, ebensoviel amerikanische Soldaten standen bis Ende Juni in Frankreich; bei den gegnerischen Offensiven zeigte sich, daß der „Widerstandswille bei beträchtlichen Teilen der Truppe verbraucht war“. ¹¹² Inzwischen war den Soldaten die Sangslust vergangen, von der Ludwig Frank bei Kriegsbeginn berichtet hatte. Am 4. August gedachte Geck seines ehemaligen gefallenen Fraktionskollegen in einem längeren Artikel, den er nicht ohne Bitterkeit schloß:

„In der heimatlichen Politik trat der, einer angesehenen gesellschaftlichen Stellung sich erfreuende sozialistische Mannheimer Rechtsanwalt mit einer plötzlichen Wendung auf die Seite des Reformsozialisten Wilhelm Kolb, dessen opportunistische Politik Frank vorher — insbesondere noch auf dem Dresdner Parteitag — aufs heftigste bekämpft hatte. Arm in Arm mit den badischen Nationalliberalen, die den Lahrer Gymnasiasten ob seiner sozialistischen, internationalen Anwendung einer Lessing-Verherrlichung auf dem Holzstoß verbrennen mochten, wandelte Dr. Frank durch ein Jahrzehnt des badischen Großblockzeitalters als badischer Sozialistenführer. Der Weg führte zu den geheimen Besprechungen im Hofratskabinett, nach dem Schlosse des Landesfürsten; hinter dem Leichenwagen des Großherzogs ging Dr. Frank unter umflortem Zylinderhut. Er befehdete seine Gesinnungsgenossen aus der vorblöcklichen Zeit aus taktischen Differenzen. Indessen gab ihnen die Geschichte doch Recht.“

Was Geck nach Ausbruch der Februarrevolution in Rußland unter der Zensur vorsichtig im „Alten“ vom 18. März 1917 angedeutet hatte: Es „kocht überall unter den Volksmassen, als wollte von unten herauf der Völkermord gesteuert werden“, versuchten nun Einsichtige an den Kaiser heranzutragen. Am 4. September ließ sich Albert Ballin, Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie bei ihm ansagen, um mit ihm über die Notwendigkeit eines Friedensschlusses innerhalb von 14 Tagen zu sprechen, „sonst breche die Revolution aus“. ¹¹³

Der Schock, den Ludendorff mit seinem überraschenden und alle Illusionen zerstörenden Eingeständnis der Niederlage dem Volke bereitete, mußte ihren Ausbruch beschleunigen: „Am 1. Oktober gingen alle paar Stunden Telegramme in Berlin ein, in denen Ludendorff immer heftiger verlangte, das Friedensangebot müsse sofort hinausgehen . . . Die Armee könne keine 48 Stunden mehr warten, ein Durchbruch mit katastrophalen Folgen sei jederzeit möglich.“ ¹¹⁴

Nachdem die Reichsregierung in der Nacht vom 3./4. Oktober um einen Waffenstillstand gebeten hatte und der Notenwechsel darüber mit dem amerikanischen Präsidenten Wilson in Gang gekommen war, hegte zwar auch der „Alte“ die größte Zuversicht auf einen baldigen Frieden, aber es blieb die bittere Realität: „Noch fordert die Menschheitsgeißel des Krieges neue Hekatomben unter den Ebenbildern Gottes“. Im Hause Geck konnte niemand ahnen, daß auch Brandel der „satanischen Vernichtungskunst der Massenabschlachtung“

noch kurz vor dem Waffenstillstand zum Opfer fallen würde. Als Leutnant d. R. fiel er am 23. Oktober 1918 bei Poix du Nord in der Gegend von Bavay (westlich von Maubeuge). Aus dem Abschnitt vom westlichen Kriegsschauplatz, wo Brandel als Abteilungsführer im Stabe des aktiven 2. Hessischen Inf.-Regiments 116 lag, meldete der Heeresbericht für jenen Tag nur kurz: „Teilkämpfe in der Scheldeniederung beiderseits von Tournay und Valenciennes“.

Georg Monsch notierte in seinem Kriegstagebuch:

„Leutnant Brandel Geck ist gefallen. Ermordet, dieser hochbegabte Held. Diese Schreckenskunde brachte der Redner Dittmann, der einen politischen Vortrag im Hanauerhof abhielt. Der Abg. Adolf Geck empfing auf dem Weg zur Versammlung das grausige Telegramm. — Brandel, von der Natur verschwenderisch ausgestattet mit herrlichem Talent zur Wissenschaft, Musik, Gesang, Beredsamkeit, einem goldnen lieben Gemüt und Frohsinn. Noch war sein Werdegang unvollendet, von der Universität weg eilte er zur Fahne, erwarb das Eiserne Kreuz I. und II. Kl. nebst sonstigen Orden mehrerer deutscher Staaten. Die sozialdem. Partei erhoffte in ihm einstens einen Führer mit scharfem Verstand und reichen Kenntnissen, aber auch mit einem treuen, guten Herzen zum Aufstieg und zum Wohlergehen des internat. Proletariats, zum Segen der gesamten Menschheit. Nun ist er diesem sinnlosen Weltkrieg, der nur im Interesse der herrschenden Kaste aller Länder geführt wurde, zum Opfer gefallen, kurz vor dem Zwange des Friedens.“

Brandel hatte 1916 Hilde Trapmann geheiratet, die nun mit dem Kind Ingeborg das Schicksal unzähliger Kriegerwitwen zu tragen hatte. Schon in jungen Jahren war er mit seinen Geschwistern in den Freundeskreis der Eltern einbezogen worden: „Die Ferienwochen reichten manchmal nicht aus, um allen Freunden den Wunsch, die Geckschen Kinder aus Offenburg beherbergen zu können, ausreichend zu erfüllen.“¹¹⁵ Bald gehörten auch „Onkel“ Bebel oder „Tante“ Clara (Zetkin) zu seiner politischen Umwelt. Eine herzliche Zuneigung für ihn hegte auch Rosa Luxemburg, die ihm über den politischen Meinungsaustausch hinaus in seinen kranken Tagen in ihrem Brief vom 12. 11. 1913 („Mein lieber Kleiner!“) optimistisch zusprach: „Du bist so jung. Du hast die Zeit, alles zu erreichen, was Du Dir wünschst!“¹¹⁶

Vier Wochen vor dem Tode Brandels erbat sie sich auf einer Postkarte vom 14. 9. von „Adolfus“, der ihr in das Gefängnis in Breslau den „Alten“ geschickt hatte, detaillierte Neuigkeiten von allen, insbesondere von den Söhnen und Töchtern. Die schreckliche Nachricht erreichte sie in Berlin, wo sie nach ihrer Befreiung durch die Revolution am 10. November eingetroffen war. Brandel war 5 Jahre alt gewesen, als seine Mutter zu Beginn des Oktober 1898 auf dem Stuttgarter Parteitag der Sozialdemokraten im Dinkelackersaal in Stuttgart zum ersten Mal Rosa Luxemburg begegnete. Marie Geck wurde von den wundervollen Augen aus dem durchgeistigten Gesicht der gebrechlichen, kleinen Gestalt gefangengenommen. Als das scheinbar „hilflose Menschenkind“ das Rednerpult bestieg, überkam sie Mitleid, um dann von ihrer Rede gefesselt zu werden: „Wie sprach aus jedem Satze die konsequente, kühne Revolutionärin.“¹¹⁷ Seit jenem Parteitag verband die beiden Frauen eine treue Freundschaft bis zur letzten Stunde. Am tiefsten wurde dieses Freundschafts-

verhältnis von der Familie Geck in ihrer „bittersten Seelenstunde“ empfunden, als Rosa am 10. November „noch kurz vor ihrem Märtyrertod“ ihre Mittrauer und Mitgefühl zum Ausdruck brachte:¹¹⁸

„Meine teuren, geliebten, herzinnigen Freunde!

Eben erhalte ich über Breslau das furchtbare schwarze Couvert. Mir zitterte schon die Hand und das Herz, als ich die Schrift und den Stempel sah, doch hoffte ich noch, das Schrecklichste würde nicht Wahrheit sein. Ich kann es nicht fassen und Tränen hindern mich am Schreiben. Was Ihr durchmacht, ich weiß es, ich fühle es, wir wissen den furchtbaren Schlag alle zu ermessen. Ich habe so unendlich viel von ihm für die Partei, für die Menschheit erwartet. Mit den Zähnen möchte man knirschen. Ich möchte Euch helfen und doch gibt es keine Hilfe, keinen Trost. Ihr Lieben laßt euch nicht durch Schmerz überwältigen, laßt die Sonne, die in Eurem Hause immer strahlt, nicht hinter diesem Entsetzlichen verschwinden. Wir alle stehen unter dem blinden Schicksal, mich tröstet nur der grimmige Gedanke, daß ich doch auch vielleicht bald ins Jenseits befördert werde — vielleicht durch eine Kugel der Gegenrevolution, die von allen Seiten lauert. Aber solange ich lebe, bleibe ich Euch in wärmster, treuester, innigster Liebe verbunden und will mit Euch jedes Leid, jeden Schmerz teilen.

Tausend Grüße

Eure Rosa L.

Mein herzlichstes Beileid und viele beste Grüße Ihr K. Liebknecht.“

Knapp zwei Monate später, am 15. Januar 1919, wurden Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht ermordert.

In Brandels Hinterlassenschaft fand sich ein wehmütiges Liebesgedicht, das uns auch einen Eindruck von seinem dichterischen, vom Vater vererbten Talent vermittelt:

Testament

Nicht Tränen weinen, Geliebte, keine Tränen!
Sie fallen so heiß und schwer auf mein Grab.
Sie wecken aufs Neue mein Sehnen
Und drücken mich tiefer hinab.

Ein Lächeln, andächtig und leise,
Als Sonne und Scheidegruß gieb'.
Dann lockt mich die süße Weise:
„So lieb hab' ich Dich, so lieb!“

Dann schwebt wie ein Hauch meine Seele
Um Dich und streichelt Dich lind.
Und ich küsse Dir heiß Deine Augen,
Die so dunkel und traurig sind.

15. 1. 16 abends

Brandel

Sturmzeichen der Revolution im Oktober in Offenburg

An dem für Brandel so verhängnisvollen 23. 10. 1918 war der aufgrund einer Amnestie aus dem Zuchthaus entlassene Karl Liebknecht in Berlin eingetroffen und von einer riesigen Menschenmenge begeistert empfangen worden. Seine Rede vor dem Reichstag schloß er mit den Worten: „Die Stunde des Volkes

ist gekommen. Es lebe die Revolution!“ Georg Monsch notierte an jenem Tag: „Das Zuchthaus hat seinen edlen Sinn gestählt.“ Aus Friedrichshafen, wo tags zuvor eine Arbeiterdemonstration für den Frieden und eine deutsche Republik stattgefunden hatte, erhielt Liebknecht am 28. ein Telegramm, in welchem 4 000 Arbeiter ihrem Genossen ihren Gruß übermittelten. Die revolutionäre Bewegung war nicht mehr aufzuhalten. Sie wurde genährt von der Note des amerikanischen Präsidenten Wilson vom 23. Oktober, in welcher dieser darauf verwies, daß nach der getroffenen Verfassungsänderung das deutsche Volk zwar vielleicht über künftige Kriege entscheide, aber keine Mittel habe, beim gegenwärtigen Kriege die Unterwerfung der Militärbehörde des Reiches unter den Volkswillen zu erzwingen.

Bei Front- und Heimattruppen machte die „Zersetzung“ bedenkliche Fortschritte. Auch in der Offenburger Garnison lockerte sich die Disziplin: am 24. Oktober zogen am hellichten Tag etwa 15 Unteroffiziere total betrunken und krakeelend durch die Straßen. In der Garnison „spukte schon der Geist der neuen Zeit, noch ehe die Kunde der Militärrevolution in Kiel hierhergedrungen war“. Alte Frontkämpfer rebellierte in der Öffentlichkeit gegen junge Offiziere. Als am nächsten Tag ein jugendlicher Leutnant einen alten invaliden Soldaten aus Offenburg bei der Eichhornapotheke anherrschte, da dieser ihn nicht begrüßt hatte, brauste dieser auf und berief sich darauf, daß er seit Kriegsbeginn an der Front gestanden habe, während der junge Leutnant hier herumstolziere. Als er diesen einen Lausejungen titulierte und der Offizier auf ihn losging, zog der Soldat sein Seitengewehr. Das gleichfalls aufgebrachte Publikum trennte die beiden und ließ den Soldaten unerkannt entkommen; eine gerade vorbeimarschierende Abteilung Soldaten mit Gewehr, die auf Befehl des Leutnants sich des rebellischen Soldaten bemächtigen sollte, nahm davon keine Notiz und marschierte weiter. Ein ähnlicher Vorfall ereignete sich im gleichen Monat am Bahnhof, wo ein Offizier einen Invaliden anschrie, aus dem Wege zu gehen: „Empört faßte der Soldat seinen Stock und schlug dem Offizier mehrmals auf den Kopf. Im Nu entstand eine förmliche Revolte. Hoch die Revolution, hoch die Bolschewiki, hoch die Republik! erscholl es aus den Soldatenmassen, doch ging schließlich alles ruhig vorbei“. Es waren Böen vor dem Sturm, der bereits die sich in Auflösung befindliche Donaumonarchie erfaßt hatte: in Budapest wurde Ende Oktober die Republik ausgerufen, in Wien für den 3. November Wahlen zum Soldatenrat in allen Kasernen angesetzt.

Der Ausbruch der Revolution

Den zündenden Funken im Reich löste ein militärisch sinnloser, unter Umgehung der Reichsleitung von der Seekriegsleitung unter Admiral Scheer herausgegebener Befehl aus, die Hochseestreitkräfte zur letzten Fahrt gegen die englische Flotte auslaufen zu lassen. Dieser Befehl stieß am 27. Oktober auf den Widerstand von Mannschaften mehrerer Panzerkreuzer. Die Meuterei weitete sich am nächsten Tag auf drei Linienschiffe aus und erfaßte schließlich am 29. große Teile der Flotte, so daß am 30. Oktober das befohlene Auslaufen verhindert werden konnte. Das geplante

Unternehmen mußte zwar aufgegeben werden, aber die Meuterei wurde unterdrückt und über tausend Matrosen in Kiel inhaftiert. Die Erinnerung an die Folgen einer Meuterei im vorangegangenen Jahr auf dem „Prinzregent Luitpold“, wo 600 Matrosen verhaftet und die Matrosen Köbis und Reichspietsch — „in unangemessener Härte“ — hingerichtet und zahlreiche hohe Zuchtstrafen verhängt wurden, war noch zu lebendig, als daß man jetzt untätig abgewartet hätte. Unter Solidarisierung der Arbeiter mit den Matrosen brach am 2. November in Kiel der Aufstand los; am 4. war Kiel in den Händen der Soldaten und Arbeiter. Am gleichen Tag demonstrierten in Stuttgart die Arbeiter der Daimler-Werke unter der Führung der USPD mit der Losung „Nieder mit dem Krieg! Hoch die Republik!“. Am 5. erschien dort „Die rote Fahne“ als Zentralorgan sämtlicher Arbeiter- und Soldatenräte Württembergs. Innerhalb weniger Tage breitete sich die Revolution über ganz Deutschland aus.

Wenn Oeftering¹¹⁹ und andere Autoren nach ihm es für erwähnenswert halten, daß die ersten „Störungen der militärischen Ordnung“ im Bereich des XIV. Armeekorps bei nichtbadischen Truppenteilen in den Garnisonen von Lahr und Offenburg auftraten, so darf man daran erinnern, daß wiederum Badener aktiv an den revolutionären Ereignissen in Norddeutschland beteiligt waren, wie beispielsweise der Karlsruher Matrose Hermann Schehr in Wilhelmshaven oder der Offenburger Wachtmeistermaat Hermann Lamm in Kiel.¹²⁰

Die Ereignisse in Lahr

Am Abend des 7. November, wo sich in München eine Versammlung der vorläufigen Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräte konstituierte und in der Nacht noch die Republik ausgerufen wurde, brodelte es auch in Lahr. Auf den Straßen herrschte so große Unruhe, daß Oberbürgermeister Altfelix die Sirenen heulen ließ. Wenn auch alles ruhig verlief, so fand sich offenbar doch ein provisorischer Soldatenrat zusammen — möglicherweise auf Initiative eines aus dem Urlaub in Kiel zurückgekehrten Angehörigen des Ersatzbataillons 171 —, denn am Vormittag des nächsten Tages marschierte das Bataillon, ohne Offiziere, mit einer roten Fahne an der Spitze und die Arbeitermarseillaise singend durch die Hauptstraßen der Stadt zur Luftschiffhalle des Dinglinger Flugplatzes. Die beiden in den Soldatenrat gewählten Anführer, die Soldaten Schulenklopper und Heinz, sprachen über die Ziele der Bewegung, wobei Heinz „in aller Schärfe mit dem verbrecherischen Treiben der Machthaber Deutschlands“ abrechnete, mit der militärischen Kaste, die das deutsche Volk während der viereinhalb Jahre betrogen“ habe. Heinz schloß mit dem Ruf: „Es lebe die Revolution, es lebe die freie deutsche Republik!“¹²¹ Was dann der Soldatenrat auf seiner ersten Sitzung an 12 Forderungen anschließend beschloß, lehnte sich wie an anderen Orten an die Forderungen des Kieler Soldatenrates an. U.a. verlangte man die Freilassung aller inhaftierten und politischen Gefangenen sowie die vollständige Rede- und Pressefreiheit, auch in den Kasernen. Das zur Wiederherstellung der Ordnung und zum Schutz der Eisenbahnlinien vom Lahrer Generalkommando von Freiburg herangeführte Inf. Rgt. 113, das einsatzbereit am Dinglinger Bahnhof stand, schloß sich dem Aufstand an, was bei den Verhandlungen mit dem General von Bock dessen

Zugeständnis zum Abtransport erleichterte. Aufkommende Radikalisierungsbestrebungen konnten in der Nacht von den beiden Vorsitzenden des Soldatenrates unterdrückt werden. Ebenso beruhigend wirkte der Landtagsabgeordnete Massa von der Fortschrittlichen Volkspartei unter Berufung auf das Verständnis des Ministeriums für die berechtigten Wünsche auf die am 9. November rund 6 000 Versammelten in der Infanteriekaserne ein. Tags darauf schaltete sich auch das Bürgertum durch die Bildung eines „Wohlfahrtsausschusses“ aus Vertretern aller Parteien sofort in die neue politische Entwicklung ein.

Offenburg am 8./9. November

Auch in Offenburg wird es am 7. November stärker gekriselt haben, ohne daß dies einen publizistischen Niederschlag fand, wie überhaupt die Presse über die Ereignisse der ersten Revolutionstage nur sehr spät und auch nur spärlich berichtete. Lediglich der „Alte“ berichtete ausführlicher, wenn auch nicht mit historischer Akribie. Immerhin läßt sich aus seiner Bemerkung, daß „am Donnerstag (7. 11.) die junge Mannschaft stark strapaziert worden war“ und deshalb wohl der Soldatenrat die Forderung nach würdiger Behandlung erhob, auf eine starke Unruhe unter den Soldaten schließen. Am Freitag herrschte anscheinend äußerlich Ruhe, aber der Tag wurde für die Vorbereitung einer militärischen Aktion benutzt, die im Zug der revolutionären Entwicklung im Reich unter dem Eindruck des wahrscheinlich schikanösen Drills vom Vortag oder auch aufgrund der Ereignisse in Lahr geplant wurde. Zur Unterdrückung des Aufstandes in Lahr war nicht nur das Inf. Rgt. 113 aus Freiburg herangezogen worden, sondern auch eine Minenwerferabt. (Pioniere Nr. 30) im Elsaß hatte einen Marschbefehl erhalten. Zum Schutz des Ers. Batl. 171 in Lahr beabsichtigte nun das Ers. Batl. 172 in Offenburg die Bahnlinie nach Lahr zu unterbrechen. Das Ers. Batl. 172 wollte seine Aktion gemeinsam mit dem in Offenburg stationierten Ers. Batl. 170 durchführen, worüber im Laufe des 8. 11. sicherlich verhandelt wurde. Nur diese Hilfestellung für Lahr vermag zu erklären, warum das Ers. Batl. 172 in der Nacht vom 8./9. November geschlossen von der landwirtschaftlichen Halle zur Kaserne der 170er zog, um diese zu einem gemeinschaftlichen Demonstrationzug durch die Stadt zu bewegen. „In der Kaserne erzwangen Mannschaften des Ers. Batl. 172, die mit Flinten und Maschinengewehren bewaffnet waren, die Freilassung der Gefangenen; dann zog eine Menge, auch 170er, durch die Stadt, befreite die militärischen Insassen des Staatsgefängnisses auf dem Graben und schritt durch die Straßen der Stadt. Es fielen Schüsse. Dabei kam es zu unsinnigen Ausschreitungen durch Plünderungen in einem Zigarrenladen, 2 Messergeschäften und im Paketlager der Reichspost.“ Wie Georg Monsch berichtet, seien die Soldaten deshalb in Ekstase geraten, weil das Rgt. 170 nicht mitgemacht habe. Die Aufregung in der Bevölkerung aufgrund dieser Ereignisse beim mitternächtlichen Marsch war sicherlich groß: „Erst dann, als nach und

nach die Einwohnerschaft das Ziel der Revolution zu verstehen begann, setzten sich die Bürger über die unliebsamen Vorkommnisse hinweg, die mit dieser Umwälzung in Erscheinung traten. Sie waren noch zu ertragen.“

Bei dem mitternächtlichen Unternehmen wurde der Bahnbetrieb lahmgelegt, wenn auch in einem späteren Bericht des Soldatenrates nur abschwächend davon die Rede ist, daß Eingriffe unbesonnener Personen in den Bahnbetrieb stattfanden.

Die Minenwerfer solidarisieren sich mit der Garnison

Am frühen Morgen des 9. November zogen die 172er, gemischt mit 170ern erneut durch Offenburg, besetzten den Bahnhof, die Post und Banken. Die Bahnunterbrechung zwang die aus dem Elsaß über Kehl anrückende gefechtsbereite Pionierabteilung, von Appenweier aus zu Fuß gegen Offenburg vorzuzücken. Nach der Darstellung des Soldatenrates vom 22. 12. sollte das ursprünglich für den Einsatz in Lahr bestimmte Bataillon nun die Bewegung in Offenburg unterdrücken. Nach Verhandlungen zwischen dem Uffz. Pfeiffer, Vorsitzender des prov. Soldatenrates vom Ers. Batl. 172, mit dem der Abteilung vorausgesandten Unterhändler, erklärten sich die Minenwerfer bereit, nicht in die örtliche Bewegung einzugreifen, sondern sich auf die Sicherung des Bahnbetriebes und des Bahnhofes zu beschränken. In der Tat standen sich aber diese Abteilung und die 172er, die mit Gewehren und Maschinengewehren bewaffnet waren, erst einmal am Bahnhof gefechtsbereit gegenüber. Geck schilderte den Vorgang so: „In der Nacht zum Samstag erschien von der Front eine Minenwerfer-Abteilung (Pioniere Nr. 30) mit Maschinengewehren zur Besetzung des Bahnhofes, der Post und mehrerer Stellen unserer Stadt. Die im Sturmhelm auf Posten gezogene Mannschaft wußte nicht, wen sie für den Feind ansehen soll, aus welcher Ursache dieser rasche Einzug in Offenburg erfolgen mußte. Die Kameraden der hiesigen Garnison zogen, auch mit Maschinengewehren bewaffnet, zum Bahnhof. Die Aussprache mit den ‚feindlichen‘ Offizieren erzielte bald eine Verständigung: kein Blutvergießen, nur Aufrechterhaltung der Ordnung, Abwehr verbrecherischer Handlungen, Schutz des Lebens und des Eigentums.“

Wie in Lahr, scheiterte auch in Offenburg der Versuch, die Revolution militärisch zu unterdrücken, wenn auch viele Frontoffiziere, wie der spätere Reichskanzler Brüning, der Meinung waren, „daß die Revolutionäre, mit Ausnahme einiger fanatischer Führer, überkompensierte Feiglinge waren“.¹²² Was geschah, mußte alte Sozialisten begeistern: „Welch ein Anblick am Bahnhof, als die Offiziere mit den Pionieren von Kehl ankamen, die die Meuterer niederkartätschen sollten. Aber statt diesem Befehl zu folgen, warfen sie die Gewehre weg, schüttelten ihren Kameraden die Hände, umarmten sie und machten gemeinsame Sache mit der Revolution“ (Monsch).

Blutig verlief dagegen am gleichen Morgen ein Zwischenfall in Kehl. Dort war man vom Bahnhof Appenweier informiert worden, daß ein Zug elsässischer „Bolschewisten“ unterwegs sei. In ihm befand sich eine größere Anzahl von Matrosen, und offenbar hatte man sich in Appenweier nicht die Mühe gemacht, sich in dem Wagen näher umzuschauen, denn die Matrosen waren unbewaffnet. In Kehl wurde Alarm gegeben, die Schienen gesperrt und, nach einem Bericht der „Schwarzwälder Volksstimme“ v. 11. 11. 18, auf Befehl eines Hauptmanns — anscheinend Kommandeur des Kehler Pionier-Ers.-Batl. Nr. 14 — in den Zug hineingeschossen: „Eine Frau und ein Matrose kamen dabei ums Leben, wie wir von Augenzeugen hören, und 6 Menschen wurden verwundet . . .“

In Offenburg stellte die Minenwerferabtl. an verschiedenen Plätzen der Stadt Posten auf und belegte die städtische Wachstube. Ihre 22 Offiziere wurden in den Hotels untergebracht.

Ein provisorischer Soldatenrat formierte sich nun auch bei den 170ern; in Gemeinschaft mit dem SR der 172er wollte er die Bewegung „in geordnete Bahnen“ leiten. Zu diesem Zweck wurde eine gemeinsame Sitzung der Vertrauensleute beider Formationen für den Vormittag des 10. November vereinbart.

Die Umwälzung in der Residenz

Von Offenburg und Lahr liefen die Fäden auch nach Karlsruhe. Bei Adolf Geck holte sich der Vorsitzende der Karlsruher Unabhängigen Hans Berkenkopf Anweisung für die Organisation der Bewegung. Aus Lahr eilte Reichmann in die Hauptstadt, wo am 8. November mit etwas Verspätung nach einer vorübergehenden Verhaftung Kieler Matrosen, darunter der Karlsruher Hermann Schehr, eingetroffen waren. Wohl auf ihre Initiative und unter dem Einfluß der Ereignisse in Lahr und Offenburg versammelten sich am 9. November die Soldaten der Garnison zur Bildung eines Soldatenrates auf dem Bahnhofplatz,¹²³ wo sich rasch die Nachricht von der Abdankung des Kaisers und der Übertragung der Geschäfte des Reichskanzlers durch Prinz Max von Baden auf Ebert verbreitete.¹²⁴ Von dort marschierten sie unter Führung unabhängiger Sozialdemokraten und des unterwegs dazugekommenen Matrosen Schehr zum Rathaus. Das Ergebnis der vorläufigen Wahl des Soldatenrates bewies, daß in Karlsruhe an diesem Tag die Unabhängigen das Sagen hatten: zum 1. Vorsitzenden wurde der Unabhängige Brümmer gewählt, zum 2. der Korporal Weser und zum Schriftführer Berkenkopf. Der wie Brümmer aus Mannheim stammende Unabhängige Albert Böppe verkündete vom Balkon des kleinen Rathaussaales, daß der Soldatenrat jetzt die Macht in Händen habe und bestimmen werde. Er schloß mit einem Hoch auf die Republik. Ungeachtet des frommen Wunsches des zum Reden aufgeforderten sozialdemokratischen Stadtrates Heinrich Sauer: „Kameraden, Mitbürger, geht jetzt ruhig nach Hause!“ übernahm der Soldatenrat noch am gleichen Abend die Kasernen, das Bezirksamt, Proviantamt und die Post und setzte noch in der Nacht zum Sonntag beim stv. Generalkommando die Annahme seiner Forderungen durch, die mit unwesentlichen Abweichungen vom SR in Kiel übernommen wurden. Aber die Weichen für die weitere Entwicklung waren bereits gestellt. Während des Marsches der Soldaten zum Rathaus hatten dort Abgeordnete, Bürgermeister, Stadträte, Stadtverordnete und Gewerkschaftsfunktionäre einen „Wohlfahrtsausschuß“ konstituiert und den Geschäftsführer des Deutschen Metallarbeiterverbandes, Heinrich Sauer, zum Vorsitzenden gewählt. Den Zweck dieses Ausschusses schilderte Heinrich Köhler (Zentrum), später Minister und Staatspräsident: „Als sich der uns bereits gemeldete Zug des Soldatenrats vom Bahnhof her gegen das

Rathaus bewegte, waren der sozialdemokratische Stadtverordnete Sauer wie Trunk, der demokratische Rechtsanwalt Haas und ich der Auffassung, dieser Geschichte müßten wir uns unbedingt entgegenstemmen und die ganze Bewegung auffangen, damit nicht der Soldatenrat das Heft in die Hand bekomme“.¹²⁵ In dieser Absicht verfaßte der Wohlfahrtsausschuß einen Aufruf an die Einwohnerschaft der Stadt Karlsruhe, in welchem der Soldatenrat nicht nur eine untergeordnete Rolle zugewiesen, sondern auch in dessen Zuständigkeit als Interessenvertretung eingegriffen wurde. Der Schlag gegen den Soldatenrat mißglückte, da dieser noch in der gleichen Nacht die Herausgabe des Aufrufes verhinderte. Nur dem Einspruch von Brümmer und Böpplé war es zu verdanken, daß man die „Verräter“ nicht verhaftete.

Nachdem die Parteivertreter in einer Besprechung mit dem Staatsminister von Bodmann am 9. November davon Kenntnis erhielten, daß das Gesamtministerium aufgrund eines Beschlusses vom Tag zuvor seine Ämter bereits dem Großherzog zur Verfügung gestellt hatte, schritten sie am 10. November — noch unter dem frischen Eindruck des nächtlichen Vorgehens des Soldatenrates gegen die Aktion des Wohlfahrtsausschusses — unverzüglich zur Bildung einer neuen Regierung und damit zur entscheidenden Übernahme des Staatsapparates. Immerhin bestand die Möglichkeit, daß der verärgerte Soldatenrat selbst eine Regierung bilden würde. Einem engeren Kreis, der sich mit der Aufstellung eines Kabinetts beschäftigte, gehörten der demokratische Reichstagsabgeordnete Dr. Ludwig Haas, der sozialdemokratische Landtagsabgeordnete Ludwig Marum, die Landtagsabgeordneten Heinrich Köhler und Gustav Trunk vom Zentrum an. Nach der Darstellung von Oeftering wurden in seiner Beratung die Unabhängigen Sozialdemokraten Brümmer, Böpplé und Berkenkopf einbezogen. Das Ergebnis der Verhandlungen zwischen Wohlfahrtsausschuß und Soldatenrat war eine Koalitionsregierung unter Einbeziehung der Unabhängigen Brümmer und Schwarz, „um ihrer Eigenmächtigkeit vorzubeugen“, unter dem Vorsitz des Mehrheitssozialdemokraten Geiß aus Mannheim. Insgesamt gehörten dem Kabinett 5 Mehrheitssozialdemokraten, zwei Unabhängige, 2 Vertreter des Zentrums und je ein Vertreter der Fortschrittlichen Volkspartei und der Nationalliberalen Partei an. Die Ernennung der Minister erfolgte „ziemlich wahllos“, und manche erfuhren erst aus der Zeitung oder auf der Straße von ihrem Glück.

Ludwig Marum schlug Adolf Geck zum Ministerpräsidenten vor

Es wird manchen erstaunen, daß Adolf Geck der vorläufigen Volksregierung nicht angehörte. Wie Oeftering berichtet, wurde er von Marum für den Posten des Ministerpräsidenten vorgeschlagen. Daß es dazu nicht kam, scheint mir einer Erörterung wert, nicht zuletzt deshalb, weil das Verhalten Gecks in den Tagen der Novemberrevolution sowohl ihn selbst als auch die USP charakterisiert.

Nach der Darstellung Oefterings machten Gecks Parteigenossen Einwendungen: er sei zu alt, infolge des Verlustes seines Sohnes krank und einem solchen Posten kaum gewachsen. Waren diese Einwendungen tatsächlich begründet?

Der zum Ministerpräsidenten bestimmte Anton Geiß war zu jenem Zeitpunkt 60 Jahre alt, der am 9. 2. 1854 geborene Adolf Geck 4 1/2 Jahre älter; der Altersunterschied war also ohne Belang.

Der weitere Einwand, daß Geck dem Posten nicht gewachsen sei, war ebenso fadenscheinig wie der Hinweis auf sein Alter. Adolf Geck verfügte über eine langjährige parlamentarische Praxis, gehörte er doch der zweiten Kammer in Baden seit 1897 und dem Reichstag von 1898 bis 1912 an. Daß er ein höheres

Amt würdig auszuüben vermochte, hatte er schon früher bewiesen. Als er nach seiner Wahl am 18. 12. 1905 zum 2. Vizepräsidenten der 2. Kammer gewählt worden war und sowohl der Präsident als auch der 1. Vizepräsident für kürzere Zeit ihr Amt wegen Erkrankung nicht ausüben konnten, war die Reihe an ihm gewesen: „So präsierte der ‚rote Vize‘ nach den Ferien die achte und neunte Plenarsitzung. Der sozialdemokratische Patriarch Geck in wallendem Busch und Bart machte keine schlechte Figur auf dem Präsidentenstuhl. Die politische Öffentlichkeit beachtete und besprach dieses Ereignis, das erstmals einen Sozialdemokraten auf den Präsidentenstuhl des badischen Landtags brachte, in lauter Form und als Zeichen der Zeit.“¹²⁶ Was die Unabhängigen nun wirklich zu dem Vorschlag von Marum äußerten, läßt sich mangels einer Niederschrift von ihrer Seite nicht ergründen. Nicht nur die etwas hämische Bemerkung Oefterings:

„Vielleicht dachte auch mancher, daß er wegen seiner Phantastereien doch nicht ganz am Platz wäre“, läßt an seiner Objektivität gegenüber Geck zweifeln, zumal er an anderer Stelle berichtet: „Einzelne Anhänger der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei fühlten sich in den Erwartungen betrogen, die sie an den Umsturz geknüpft hatten. Vor allem waren sie enttäuscht, daß ihr Führer Adolf Geck nicht zur Revolutionsregierung gehörte. Die Gründe, die zu seiner Ablehnung geführt hatten, waren ihnen unbekannt, und so redeten sie sich grollend in eine Oppositions-Stimmung hinein“.

Daß die Frage der Qualifikation überhaupt nur eine sehr bedingte Rolle spielte, unterstreicht die Schilderung Köhlers: „Auf irgendeine besondere Qualifizierung des Vorgeschlagenen wurde nicht immer ausschlaggebenden Wert gelegt. Es hieß nur: Wer kommt für das Ministerium in Betracht? Dann wurde irgendein Name genannt“. Den Unabhängigen Schwarz nahm man wegen seiner Funktion als Vorsitzender des Mannheimer Soldatenrats in die Regierung. Wer Brümmer vorgeschlagen hatte, wußte Köhler nicht zu sagen. Er nahm erst an, als man ihm einen geeigneten Mitarbeiter in Aussicht stellte. Auch der von Marum nominierte und in Abwesenheit zum Ministerpräsidenten ernannte Anton Geiß fühlte sich dem Posten nicht gewachsen; er reiste extra von Mannheim nach Karlsruhe, um seine Ablehnung mitzuteilen. Dort traf er zuerst den Minister Dietrich, dem er erklärte: „Ich gehe gleich wieder weg; ich will nur sagen, daß ich mein Amt nicht annehme, das sei eine Aufgabe, die ich nicht zu leisten vermöge“.¹²⁷ Wenn Dietrich dennoch Geiß zum Bleiben nötigte, so deshalb, weil dieser für die bürgerlichen Parteien seine Qualitäten besaß, die gerade für die Übergangszeit von besonderem Wert erschienen. Köhler sah das hervorstechendste Merkmal seines Charakters in dessen absoluter Versöhnlichkeit: „er machte sich zum Beispiel gar nichts daraus, beim Verfassungsjubiläum im August 1918 vom Großherzog den Zähringer Löwenorden 1. Klasse anzunehmen und die monarchistische Auszeichnung auch zu tragen“.

Im Gegensatz zu Geiß war bei Adolf Geck das Verhältnis zu Großherzog Friedrich II. erheblich vorbelastet. Im September 1906 war ihm als dem zweiten

Vizepräsidenten des vorangegangenen Landtages vom Archivariat der 2. Kammer der Landstände von dem bevorstehenden Ableben des Großherzogs Friedrich I. in Kenntnis gesetzt worden. „Für diesen Fall setzt der 1. Präsident der Kammer vom Landtag 1905/06 das Einverständnis der übrigen Mitglieder des Kammervorstandes voraus, daß von seiner Seite im Namen des Gesamtvorstandes ein Beileidschreiben an den Erbgroßherzog und die Großherzogin gerichtet werde“.¹²⁸ Geck ließ dem Landtagspräsidenten mitteilen, daß ihm eine Kundgebung im Namen des am 8. 8. 1906 geschlossenen Landtags bzw. namens der 2. Kammer verfassungsmäßig unzulässig erscheine. Aus demselben Grunde halte er auch eine solche namens eines Gesamtvorstandes der 2. Kammer für nicht berechtigt. Die Antwort des neuen Großherzogs, schreibt Schofer, ging nur an den Präsidenten Dr. Wilckens und den 1. Vizepräsidenten Dr. Zehnter: „Das Fehlen des ‚roten Vize‘ war also durchaus beachtet worden“. Der Vorgang löste einen beträchtlichen Wirbel in der Öffentlichkeit, aber auch in der Partei aus, da die beiden sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten Wilhelm Kolb und Dr. Ludwig Frank an den Beisetzungfeierlichkeiten teilnahmen.

Wie so oft konnte Geck auf die volle Unterstützung Bebels zählen, der im „Vorwärts“ gegen die beiden Abgeordneten Stellung nahm und auch auf dem Magdeburger Parteitag 1910 ihr Verhalten erneut verurteilte: „Der verstorbene Großherzog ging weiter als die übrigen deutschen Fürsten, er war unser bewußter Feind, er hat bei jeder Gelegenheit gegen uns polemisiert, aber das hat die Sozialdemokraten nicht abgehalten, ihn zu Grabe zu leiten.“ Franz Mehring prangerte die Teilnahme am Begräbnis als Provokation und Verletzung der republikanischen Gepflogenheiten an.

Die Haltung Gecks blieb in der Sitzungsperiode 1907/08 bei der Wahl des Präsidiums am 27. 11. 1907 nicht ohne Auswirkung. Bei der Wahl zum 2. Vizepräsidenten erhielt er nur 11 Stimmen seiner Partei und 6 von den Linksliberalen; „die Nationalliberalen waren durch einen Parteibeschuß gebunden, den Abg. A. Geck abzulehnen“.¹²⁹ In der Sitzungsperiode 1909/10 wurde Anton Geiß zum ersten Vizepräsidenten gewählt. Die Bedeutung dieser Wahl für die weitere politische Laufbahn Gecks unterstreicht Günter Haselier:

„Bei der Konstellation zu Beginn dieser Sitzungsperiode 1909/10 wäre also die Wahl Adolf Gecks zum ersten Vizepräsidenten gesichert gewesen, wenn ihn nicht die Nationalliberalen — sicherlich immer noch mit Rücksicht auf den großherzoglichen Hof — abgelehnt hätten. Diesmal müssen aber die sozialdemokratischen Abgeordneten sich darauf geeinigt haben, statt Adolf Geck Anton Geiß als Kandidaten vorzuschlagen. Die eminente Bedeutung dieses Vorgangs erkennt man daran, daß zehn Jahre später der Sozialdemokrat Anton Geiß aufgrund seiner ununterbrochenen Zugehörigkeit zum Kammerpräsidium bis zur Revolution 1918 zum Vorsitzenden der Revolutionsregierung und dann zum ersten Staatspräsidenten des Landes Baden berufen wurde. Man wird unterstellen dürfen, daß diese Berufung Adolf Geck getroffen hätte, wenn seine republikanische Einstellung ihn nicht im September 1906 um die Zugehörigkeit zum Kammerpräsidium gebracht hätte“.

Was den dritten Einwand betrifft, so traf Berkenkopf Geck zwar im tiefsten Schmerz an, aber dessen politische Aktivität war in jenen Tagen so ungebrochen, daß der Tod Brandels kein Hinderungsgrund gewesen sein konnte, sofort mit jenem nach Karlsruhe zu fahren. Leider wissen wir nicht, welche Weisungen Berkenkopf von Geck erhalten hat. So wie die Dinge in Karlsruhe liefen, muß man annehmen, daß dort die Unabhängigen, die am 9. November als Soldatenräte viel Macht in ihren Händen hatten, auf sich selbst gestellt waren. Am Tage der Revolution blieben sie ebenso ohne zentrale Leitung wie die Unabhängigen in entscheidenden Stunden in Kiel, wo man vergeblich auf einen USP-Führer aus Berlin wartete,¹³⁰ so daß Noske als Vertreter der Regierung jene Chancen nutzen konnte, welche die USP vertan hatte.

Es mag überraschen, daß Geck ausgerechnet an dem Tage, den er jahrzehntelang ersehnt hatte, nicht in der Landeshauptstadt weilte und so das Steuer allen jenen überließ, die diese Revolution nicht gewollt hatten. Es zeigte sich erneut, daß Adolf Geck nicht den für einen Parteiführer notwendigen politischen Ehrgeiz besaß,¹³¹ den er schon auffällig 1894 vermissen ließ, als er am 14. Januar die Mitgliedschaften davon unterrichtete, daß er aus dem Vorstand der Landesorganisation ausgetreten sei.¹³² Die Differenzen mit seinen Genossen in Offenburg bestimmten ihn seinerzeit sogar, sich am 1. September in den Sozialdemokratischen Verein für den 8. badischen Reichstagswahlkreis in Achern aufnehmen zu lassen.¹³³

Trotz seiner Passivität wäre Geck möglicherweise einer offiziellen Aufforderung des Karlsruher Wahlgremiums gefolgt, sich als Ministerpräsident zur Verfügung zu stellen. Ich stütze mich dabei auf seine Haltung gegenüber seinen Karlsruher Parteigenossen vor der Landtagswahl im Jahre 1901. Da er seinerzeit auf eine Anfrage des Vorsitzenden des Szd. Vereins wegen einer Kandidatur für den Landtag nicht geantwortet hatte, wiederholte der Schriftführer Brandel am 28. 4. 1901 wegen der näher rückenden Wahlen die Anfrage, ob Geck geneigt sei, in Karlsruhe wieder zu kandidieren. Darauf antwortete dieser bezeichnenderweise: „Ich pflegte bisher niemals nach meiner Neigung zu kandidieren, sondern prüfte in jedem Falle, ob ich mich dem Wunsche der Parteigenossenschaft, eine mir angebotene Kandidatur zu übernehmen, nach Lage der Sache fügen kann. Diese Gepflogenheit, die mir sozialdemokratisch unanfechtbar erscheint, werde ich auch künftig beibehalten“. Gestrichen hatte er die Hinzufügung: „und werde also auch in Zukunft nicht mit meiner Person Offerten für Kandidaturen einreichen“. Der Karlsruher Vorstand wollte aber von Adolf Geck eine präzise Antwort, bevor er der Parteiversammlung seine Kandidatenvorschläge unterbreitete, und so mußte Carl Brandel am 1. Juni erneut um eine unzweideutige Antwort bitten: „Wir werden und können solche Vorschläge nicht machen, wenn wir nicht von den in Betracht kommenden Personen bestimmte Antworten haben“. Mit der Bemerkung, er habe sich niemals um ungelegte Eier bekümmert, antwortete Geck den begriffsstutzigen Karlsruhern am 3. Juni: „Bis jetzt wurde mir eine Kandidatur von der

Karlsruher Parteigenossenschaft nicht angeboten. Ich bin sonst nicht in der Lage, über Annahme und Ablehnung zu entscheiden“.¹³⁴

Was auch immer Adolf Geck veranlaßt haben mag, im entscheidenden Augenblick nicht nach Karlsruhe zu gehen, sondern sich lediglich, wenn auch sehr aktiv und begeistert, auf dem Nebenschauplatz Offenburg zu betätigen, so hätte er sich doch mit Hilfe der Unabhängigen Brümmer, Schwarz, Böpple, Berkenkopf und ihrem Anhang dem Verlauf der Regierungsbildung eine andere Richtung geben können. Das ist natürlich nur eine Mutmaßung, aber wir wissen, daß der Ablauf in Karlsruhe von vielen Zufälligkeiten abhängig war. Eine Präsidentschaft des Unabhängigen Geck wäre sowohl der Position seiner Partei bei den auf den 5. Januar 1919 angesetzten Wahlen als auch seiner persönlichen politischen Laufbahn förderlich gewesen.

Der Offenburger Soldatenrat

Die Nachricht von der Regierungsbildung in Karlsruhe erreichte die vorläufigen Offenburger Soldatenräte während ihrer gemeinsamen Sitzung am 10. 11., wo man sich über die weiteren Schritte verständigte. Die um 14 Uhr im Uffz.-Kasino versammelten Offiziere der Garnison und der bei Offenburg liegenden Flak- und Scheinwerferformationen erklärten sich mit den Forderungen des Soldatenrates einverstanden. Eine Stunde später zog das Ers. Batl. 172 mit dem Musikkorps in die Kaserne der 170er und forderte diese zum gemeinsamen Demonstrationszug durch die Stadt auf. Beide Bataillone, die Abwehrgeschützabteilung und die Minenwerferabteilung zogen mit einer großen Menge Bürger, darunter Adolf Geck und Georg Monsch, unter einer mächtigen roten Fahne zum Unionsaal, wo die anzunehmenden Beschlüsse und die Formalitäten für die auf den Montagmorgen angesetzten Wahlen der Soldatenräte der einzelnen Formationen behandelt wurden. Stadtrat Monsch, der eine begeisternde Ansprache hielt, wurde als Vertreter der Stadt dem Soldatenrat beigeordnet. „Die Soldaten des Volkes wurden namens der Arbeiterschaft durch den Vorstand des sozialdemokratischen Vereins, Ad. Geck, als die Hüter der republikanischen Freiheit begrüßt, deren Symbol eine vom Podium wehende rote Fahne war“, schrieb der „Alte“. Am 11. 11., dem Tag, da das Waffenstillstandsabkommen in Kraft trat, wurden in allen Formationen die Soldatenräte gewählt. Nachmittags bildete man einen Oberausschuß mit dem Hauptmann Heinrich als 1. und dem Uffz. Stelzner als 2. Vorsitzendem. Sekretär wurde Leutnant Beuck. Insgesamt gehörten dem Oberausschuß 15 Mitglieder an, denen jeweils ein besonderer Aufgabenbereich unterstand. Ein Schriftstück des Soldatenrates vom 11. 11. hält unter dem Punkt 1 anspruchsvoll fest: „Die oberste Behörde in Offenburg ist der Soldaten- und Arbeiter- rat, dessen Anordnungen unbedingt Folge zu leisten ist“.¹³⁵ Der zum Delegierten gewählte Gefr. Kugler nahm noch am gleichen Tag an einer Konferenz der badischen Soldatenräte in Karlsruhe teil, die als oberstes Organ den Landes-

ausschuß badischer Arbeiter- und Soldatenräte schufen. Eine gemeinsame Bekanntgabe der Volksregierung und der Arbeiter- und Soldatenräte trägt allerdings nur die Unterschriften der Delegierten von 10 Räten, die sich mit ihrer militärischen Gewalt hinter die vorläufige Regierung stellten.

Die Gründung des Offenburger Arbeiterrates

Geck hatte auf der Versammlung vom 10. November, dem Offenburger „Soldatenparlament“, wie er sie nannte, die baldige Gründung eines Arbeiterrates angekündigt, der an der Seite des Soldatenrates für die Revolution eintreten sollte. Seine Bildung wurde von den Unabhängigen vorbereitet, wenn auch sicherlich nicht aufgrund dessen, daß dies „die aus der Revolution hervorgegangene Regierung zur Befestigung der politischen Neuordnung forderte“. Diese Regierung war mit Ausnahme der beiden ihr angehörigen unabhängigen Sozialdemokraten an der Gründung eines Arbeiterrates ebenso uninteressiert wie an dessen Weiterbestehen als „Vertrauter der Republik Baden“, wie Geck noch reichlich verschwommen formulierte, oder gar als „republikanischer Beirat der Volksregierung“. Der Vorstand setzte sich am Abend des 11. November, dem Tag des Waffenstillstandes, mit dem Oberausschuß des Soldatenrates in der „Reichspost“ zusammen, um die Wahlmodalitäten festzulegen. In dem AR sollten neben den beiden sozialdemokratischen Parteien die gewerkschaftlichen Organisationen vertreten sein. Auf einer gut besuchten Versammlung der USP, die um 21 Uhr in der „Michelhalle“ stattfand, sprachen Adolf Geck und Georg Monsch über die politische Situation. Die Versammlung beschloß die Durchführung einer Straßendemonstration und die sofortige Einsetzung eines AR. In ihrem Auftrag lud Geck zu einer „Allgemeinen Arbeiterversammlung“ auf den 13. in den großen Saal der „Union“ ein. Aber ganz so, wie er sich wohl die Bildung eines revolutionären AR gedacht hatte, verlief sie nicht. Am gleichen Tag schon meldete der katholische Arbeiterverein personelle Wünsche an: der Arbeitersekretär Anton Ziegelmaier sollte als sein Vertreter und zugleich auch für die christlichen Gewerkschaften in den AR aufgenommen werden. Insgesamt reagierten die bürgerlichen Parteien auf die neue Lage ebenso schnell nach zentralen Aufforderungen, wie sie z.B. der Hansabund, eine namhafte Unternehmerorganisation, am 12. 11. veröffentlichen ließ, nachdem er bereits für Groß-Berlin entsprechende Schritte unternommen hatte: die Erfahrungen der letzten Zeit hätten bewiesen, daß das deutsche Bürgertum als solches selbst den schwersten Umwälzungen im Innern tatenlos gegenüberstehe.

In dieser entscheidenden Stunde fordere man das deutsche Bürgertum auf, überall in Deutschland sofort zu Bürgerausschüssen zu schreiten, um in Führungnahme auch mit den Arbeiter- und Soldatenräten die bürgerlichen Rechte zu wahren und volle Gleichberechtigung des Bürgertums bei allen staatlichen Maßnahmen zu erreichen.¹³⁶ Ohne langes Zögern beschlossen Vertreter der bürgerlichen Parteien in Offenburg, ihre Ansprüche geltend zu machen. Am

Vormittag des 13. wurden die Stadträte Dr. Silber und Rechtsanwalt Rothaupt, der Stadtverordnete Rechtsanwalt Friedmann und Fabrikant Hahn als Vertreter der drei bürgerlichen Parteien bei dem Offz.-Stellvertreter Rosteck vom Oberausschuß des SR vorstellig. Dieser unterrichtete sie, daß der SR die Berechtigung ihrer Wünsche anerkenne und darüber bereits mit Adolf Geck verhandelt habe, der sich ebenfalls dazu positiv geäußert hätte. Der SR lehnte es aber ab, zu dem Antrag Stellung zu nehmen, weil er mit Politik nichts zu tun habe. Er sei nur berufen, für Ruhe und Ordnung zu sorgen und an der Sicherstellung der Volksernährung mitzuwirken. Doch die Parteivertreter wollten es genauer wissen und wünschten bis 1/2 12 Uhr vom SR zu wissen, in welcher Weise ihrem Wunsche entsprochen werden sollte, da um 2 Uhr eine außerordentliche Sitzung des Bürgerausschusses stattfinde. Auf dieser Sitzung, an der 73 Mitglieder unter dem Vorsitz des Oberbürgermeisters Hermann teilnahmen, berichtete Dr. Krieg über die Unterredung einer Abordnung mit Adolf Geck, der unter Hinweis auf vorhandene Hindernisse, die sich der Bildung des AR entgegenstellten, abgelehnt habe, bei der heutigen Arbeiterversammlung schon Vertreter der bürgerlichen Parteien in den AR aufzunehmen. Geck stelle anheim, nach der Wahl der bürgerlichen Mitglieder nochmals an den AuSR heranzutreten, doch könnten bei der heutigen Versammlung auch bürgerliche Parteien zu Worte kommen. Aufgrund dieser Sachlage wurde beschlossen, einen provisorischen Bürgerrat zu wählen, der sich aus 14 Mitgliedern zusammensetzte, die Dr. Krieg in Absprache mit den Parteien in Vorschlag gebracht hatte. Krieg betonte, daß der Bürgerrat nicht als Opposition, sondern als gemeinsame Einrichtung mit dem AuSR gedacht sei. Friedmann (Zentrum) hielt es für fehlerhaft, daß die bürgerlichen Vertreter nicht von vornherein zur Bildung des AuSR beigezogen wurden, und der Oberbürgermeister unterstrich, unter Zustimmung der ganzen Versammlung, daß keinerlei gegenrevolutionäre Bestrebungen vorlägen.¹³⁷

Der 13. November wurde für Offenburg zu einem Festtag. Da die meisten Betriebe geschlossen hatten, ließ die Teilnahme der Bevölkerung nichts zu wünschen übrig. Nachdem die Kapelle der 172er die Arbeiter der Betriebswerkstätte des Staatsbahnhofes zum Sammelplatz vor dem „Schwarzwälder Hof“ geleitet hatte, formierte sich ein gewaltiger Festzug, der von ca. 3 000 Soldaten eröffnet wurde. Mit der Musikkapelle und den Trägern der deutschen Flagge und der roten Fahne an der Spitze, nahm er seinen Weg durch die Wilhelmstraße, Lange Straße, Steinstraße und Hauptstraße; überall waren Gehwege und Fenster dicht besetzt von Zuschauern. Im überfüllten Saal der „Union“ begrüßte Adolf Geck im Namen der sozialdemokratischen Parteien die Arbeiterschaft und den Oberausschuß des Soldatenrates.

Außergewöhnliche Umstände hätten die frühere Bildung eines AR verhindert. Anschließend wurde die Versammlungsleitung durch Zuruf in die Hände von Georg Durban (MSPD), Gauleiter der Tabakarbeiter, Adolf Geck (USPD)

und Albert Steiner (USPD) als Schriftführer gelegt. Daß Hauptmann Heinrich in seiner folgenden Ansprache als Vorsitzender des SR dessen unpolitischen Charakter hervorhob, paßte sicherlich nicht in das Konzept von Geck, der nun selbst als Hauptreferent unter dem noch frischen Eindruck der Revolution die neue Situation schilderte: der Imperialismus habe ein Ende gefunden, der Militarismus sei gebrochen und das Heer ein Volksheer, dazu da, um Menschenrechte zu verteidigen. Aus den Gefängnissen würden die Menschen befreit, die vordem gegen den Krieg gesprochen hätten. Bereits vor zwei Jahren habe man einen gerechten Frieden haben können, aber jene Klassen, die Wohlgefallen am Kriege fanden, hätten ihn verhindert. Ein neues Zeitalter der Demokratie habe begonnen, die soziale Revolution sei ohne viel Blutvergießen vor sich gegangen. Baden dürfe bei dieser Demokratisierung nicht zurückstehen und müsse ebenfalls ein Volksstaat werden, wie sich auch Rußland, obwohl in der Kultur 200 Jahre zurück, durch die Revolution zu einem Volksstaat entwickle. Bolschewismus sei ein Gespenst, mit dem man das Volk schrecken wolle; auch in Rußland werde sich das Proletariat in ruhigeren Zeiten Ordnung schaffen. Was er über den Zweck der Arbeiterräte sagte, war nicht gerade präzise formuliert und wurde überdies in der Presse auch noch unterschiedlich wiedergegeben.

Nach dem Bericht im „Offenburger Tagblatt“ v. 14. 11. 18 sei der Zweck „die Leitung der politischen und volkswirtschaftlichen Bewegung, städtische örtliche Organisationen zu wählen, wirtschaftliche Fragen darin zu beraten, Abwehr gegen alle Gefahren, gegen die Unordnung im Heer, Heilung der Verwundeten, Unterbringung der Truppen und ihre Verpflegung, Sorge für die Invaliden. In all diesen Fragen und Aufgaben soll der zu wählende Arbeiterrat Hand in Hand mit dem Soldatenrat wirken, um die sozialen Fragen des Volksstaates zu lösen“. In der „Offenburger Zeitung“ vom gleichen Tag ist die Rede von der „Mitleitung der politischen und der Gesellschaftsordnung“ und vorerst der Lösung der wirtschaftlichen Probleme in Zusammenarbeit mit den Soldatenräten. Geck versicherte, daß die staatlichen und städtischen Behörden auf ihren Plätzen blieben und nur eine Kontrolle durch den AR stattfinden solle.

Nach ihm sprach voller Begeisterung der neue badische Finanzminister Dr. Wirth (Zentrum), der einleitend des Opfers gedachte, das der Landtagsabgeordnete Geck noch in letzter Stunde durch den Tod seines Sohnes gebracht habe. Geck verkenne die Gefahr des Bolschewismus; in Rußland wollten einige Kreise die Diktatur, und diese bedeute die Anarchie. Er wünschte der Arbeiterschaft die Sicherung des Erfolges dieser deutschen Revolution durch die Arbeiter- und Soldatenräte.

In der Diskussion wünschte Landgerichtsrat Eggler als Sprecher einer Abordnung des neuen Bürgerrats, daß in den AR auch 12 Bürger gewählt würden, was Geck mit dem Hinweis ablehnte, daß die Arbeiterschaft jetzt für ihre eigenen Angelegenheiten zu sorgen hätte.

Wenn der AR gegründet worden sei, werde er Anträge der Bürgerschaft, mitzuarbeiten, entgegennehmen. Die Sozialdemokraten, von der die Bewegung ausgegangen sei, müßten das Heft in der Hand behalten. Arbeitersekretär Ziegelmaier beantragte, 4 Vertreter der christlichen Gewerkschaften und des kath. Arbeitervereins in den AR aufzunehmen, was zu einer lebhaften Debatte führte, in der Geck sich entgegenkommend zeigte und „für Gerechtigkeit und Billigkeit“ eintrat. In den AR wurden schließlich 18 Vertreter aus folgenden Organisationen gewählt:¹³⁸

1. Sozialdemokraten beider Richtungen: Hermann Buchholz, Frau Bronner, Peter Haberer und Franz Hoffmann;
2. Freie Gewerkschaften: G. Durban (Tabakarbeiter), K. Obert (städt. Arbeiter), J. Gailer (Braucher), O. Knauer (Buchdrucker);
3. Katholischer Arbeiterverein: L. Kempf, S. Schweikert, K. Wagner, A. Ziegelmaier;
4. Süddeutscher Eisenbahnerverband: Appel, Ruscher, Steiner, Vestner;
5. Bad. Eisenbahnerverband: H. Glunz, W. Stefan.

Georg Monsch kommentierte dieses Wahlergebnis: „Letztere zwei verstand das stets schlaue Zentrum noch einzuschmuggeln; vorher war diese Gruppe gar nicht gemeldet und nur 16 Mitglieder im Ganzen vorgesehen. Diese Taktik brachte dem geriebenen Zentrum statt vier sechs Mitglieder.“

Die Kundgebung wurde mit einem begeistert aufgenommenen Hoch auf die Freiheit, die Verbrüderung der Arbeiter und aller Völker geschlossen. Nach dem Bericht im „Alten“ vom 9. 2. 1919 „ging die imposante Versammlung unter dem Eindruck von dannen, daß ein fester Bund zur Verteidigung des republikanischen, sozialistischen Volksstaates auch zu Offenburg entstanden ist“.

Ursprünglich war vorgesehen, daß aus dem Kreis der gewählten 18 Mitglieder des Arbeiterrates ein dreiköpfiger Oberausschuß zur Führung der Geschäfte gebildet werden sollte, doch wurde die Behandlung dieses Punktes der Tagesordnung auf den nächsten Tag verschoben. Irgendwie muß bei der Wahl ein Regiefehler unterlaufen sein, denn Adolf Geck wurde am 13. offiziell nicht in den AR gewählt. Auf der von ihm am 14. eröffneten ersten Sitzung des AR wurde Durban zum 1., Adolf Geck zum 2. Vorsitzenden und Arbeitersekretär A. Ziegelmaier zum Schriftführer gewählt. Nach dem Bericht der „OZ“ vom 19. 11. gehörten ferner Frau Winter und der Bahnblechnermeister Joseph Homm dem Oberausschuß an. Der „Alte“ berichtete in seinem Artikel über die Entstehung des Offenburger Arbeiterrates darüber abweichend: „Aus der Wahl durch die große Arbeiterversammlung ging folgende Leitung des Arbeiterrates hervor: Gauleiter Gg. Durban, 1. Vorsitzender, Ad. Geck, Stellvertreter, A. Ziegelmaier und Metalldreher Albert Steiner als Schriftführer.“ Außerdem führt er noch 17 weitere Mitglieder an, so daß sich der AR am 14. offenbar durch Zuwahl von Adolf Geck, Frau Winter und J. Homm ergänzte. Er setzte sich zu gleichen Teilen aus Mitgliedern der Mehrheitssozialdemokraten, der unabhängigen Sozialdemokraten und des Zentrums zu-

sammen. Homm wurde später durch den Zugmeister Uhl vom Badischen Eisenbahnverband ersetzt. Anton Ziegelmaier, Krankenkassenverwalter in Oberkirch, wo er bereits am 12. 11. in den dortigen AR gewählt wurde, dessen Vorsitzender Lorenz Leopold gleichfalls dem Zentrum angehörte, machte seinem Bruder, dem Arbeitersekretär K. Ziegelmaier in Offenburg Platz. Nach dem „Alten“ vom 9. 2. gehörten zu dieser Zeit Durban, Geck, Frau Winter, Steiner und Uhl dem Oberausschuß an. Auch diese Angabe dürfte ungenau sein, denn ab Januar 1919 trat der Unabhängige Peter Haberer an die Stelle des Mehrheitssozialdemokraten Durban. Haberer, ein ehemaliger Tabakarbeiter, der in Offenburg ein kleineres Zigarrengeschäft betrieb, arbeitete mit Adolf Geck ausgezeichnet zusammen. Ergänzt wurden die beiden durch den tatkräftigen und radikaleren Sekretär des Arbeiterrates Alfred Bätz.

Der SR räumte dem AR in dem gegenüber dem Bahnhof liegenden Pfählerhaus ein Geschäftszimmer ein, was dem Sozialisten Monsch keine geringe Freude bereitete: „Die Pfählervilla, der Edelsitz des verstorbenen reaktionären, junkerhaft hochmütigen Rentners Pfähler mit seinen 16 Hunden, erhält jetzt die neue republikanische Regierungsbehörde, den Arbeiter- und Soldatenrat. Der feudale Heinrich wird sich im Grabe wenden, daß die Proleten in seinem Rittersaal tagen.“ Dort hielten die Räte am 18. November unter dem Vorsitz von Geck eine Sitzung ab, in der dieser dem SR ans Herz legte, mit dem AR an freien, gerechten Zuständen zu arbeiten. Er stieß jedoch auf den Widerspruch des Hauptmanns Heinrich, der keine politische Tätigkeit des SR wünschte, wie er es auch schon auf der Arbeiterversammlung in der „Union“ zum Ausdruck gebracht hatte. Geck forderte deshalb auf der am 21. und 22. November in Mannheim tagenden ersten Landesversammlung der AuSR, „daß die Soldatenräte nicht nur militärische Exekutive seien, sondern ihrerseits eine Organisation bilden sollen, die im Einvernehmen mit der Regierung zu arbeiten hat“.¹³⁹ Er knüpfte damit an seine Rede vom 13. an, wo er von der „Mitleitung der politischen und der Gesellschaftsordnung“ gesprochen hatte, aber leider enthält der Versammlungsbericht keinen Hinweis, ob er vor diesem Forum seine Vorstellungen präzisierete. So ist es ungewiß, ob ihn der Beschluß der Landesversammlung, sich als Vorparlament der freien Volksrepublik zu erklären, voll befriedigte. Die versammelten Räte wählten für die Geschäftsführung einen Landesausschuß aus elf Vertretern, die aus ihrer Mitte einen engeren Ausschuß von drei Mitgliedern bildeten. Ohne die Zustimmung dieses Ausschusses durfte seitens der vorl. Regierung keine grundlegende Handlung erfolgen.

Soldatenrat setzt sich gegen feindselige Frontoffiziere durch

Imposante Umzüge und Großveranstaltungen konnten aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Sozialdemokraten in Offenburg in der Minderheit waren. Was Geck sehr bald zu Ohren kam, mußte auf ihn ernüchternd wir-

ken: „Böse, rohe Äußerungen wurden vom blöden Unverstand gegen die Teilnehmer des Arbeiterfestzuges gerichtet. Es sind insbesondere bürgerliche Frauen, die sich zu Schmähungen der Arbeiterschaft hinreißen ließen. Aus den zahlreichen verbürgten Liebenswürdigkeiten solcher verblendeten Leute geben wir einige Beispiele, die kleinbürgerlichen Kreisen entronnen sind. ‚Dieses Lumpenchor sollen wir verhalten mit unseren Geldern, die auf der Sparkasse liegen? Der G — soll für das Gesindel sorgen‘. So sprach eine Geschäftsfrau, die letzthin bedauerte, daß der Krieg jetzt schon zu Ende gehe, wo man so viel Geld verdiene. Eine andere, die beim Butterhandel nicht abzumagern brauchte, erklärte: ‚Die im Umzug hinter der roten Fahne marschierten, hätten verdient, ins Gesicht gespuckt zu bekommen‘.“

Aber da gibt es auch Scherereien mit durchziehenden Offizieren und Truppen, die noch keine rechte Vorstellung von dem haben, was sich in den Revolutionstagen abgespielt hatte. Der „Alte“ läßt seiner antimilitaristischen Einstellung freien Lauf: „Da kommt eben ein Nobler angeradelt beim jähen Rückzug über den Rhein. Noch von jener Spielart einer, die ein Stückchen dickes Glas in die linke Augenhöhle geklemmt haben und sich noch als junkerliche Übermenschen fühlen. Einen Soldaten, der ein rotes Abzeichen trägt, herrscht der abgestiegene Priester des Drillkultes an: ‚Weshalb grüßen Sie nicht militärisch?!‘ Gibts nur noch im Dienste, sonst besteht kein Grußzwang, wird belehrend erwidert. ‚Ma, Schlamperei verfluchte, werden wir bald wieder ausjetrieben haben!‘, meint der Offizier“. Fest überzeugt von der Dauerhaftigkeit der Errungenschaften des „Bürgers in Uniform“ fuhr Geck fort: „Die neu eingetroffenen Soldaten wissen noch nicht, daß die belästigenden Grußarten des Stillstehens auf der Straße, Strammvorbeigehens mit Händen an der Hosennaht der alten, versenkten Tyrannei angehören“.

Er hatte zu dieser Zeit wohl noch keine Kenntnis von den „agitorischen Vorbereitungen zur Bekämpfung der Rätebewegung auf Reichsgebiet, die von der Heeresleitung seit Mitte November systematisch betrieben wurden“¹⁴⁰ und war sich deshalb nicht bewußt, daß mit dem Einrücken der Verbände des Feldheeres mit gegenrevolutionären Aktionen reaktionärer Offiziere gerechnet werden mußte. Milde rügte er noch die „unliebsamen Auftritte, wenn die Soldaten wegen des Tragens roter Abzeichen belästigt werden. Offizieren steht es nicht zu und Bürgerleute sollten sich vor solchen Eingriffen in die Freiheit hüten“.

Als am 20. 11. das Regiment 56 einzog, erfreute er sich an dem Gesang der Landsturmänner: „Es keim’ und blüh’ zum Völkerglück, die rote Republik!“ nach der Melodie der Marseillaise, gespielt von der Regimentsmusik. Indessen notierte Georg Monsch, der sie für Ostpreußen hielt: „Der Kommandant, vermutlich ostpreußischer Junker, hatte befohlen, alle rote Fahnen und Abzeichen in den Rhein zu werfen, und so trugen die versklavten ostpreußischen Instleute nur preußische und deutsche Fahnen“. Am nächsten Tag, als Geck nach Mannheim fuhr, bereitete sich ganz Offenburg auf die Rückkehr der

170er in ihre Garnisonsstadt vor, wenn auch nicht ganz im Sinne von Monsch: „Kinder tragen alle möglichen Fähnchen, sogar türkische und bulgarische blöden Angedenkens, nur keine roten, obgleich dieser hehren Farbe Frieden und Freiheit zu danken. O Volk, du läßt dich betören, sei doch klug und denke endlich an *dein* Wohlergehen“. Das Rgt. 170 übernachtete aber in Bohlsbach und rückte erst am Vormittag des 22. 11. ein, am Tage des endgültigen Thronverzichts des Großherzogs Friedrich II. Für die in diesen Tagen einziehenden Truppen — am 19. 11. war es die 301. Div. mit etwa 3 000 Mann — veröffentlichte der Offenburger SR am 22. 11. die Richtlinien der Soldatenräte Badens und ein „Willkommen in der Heimat!“, das sich von den bisherigen Äußerungen seines Vorsitzenden Hptm. Heinrich mit der Frage distanziert: „Will der Soldatenrat lediglich für die Verbesserung der Mannschaftsverpflegung eintreten? Will er nur eine Gerichtskommission sein, die ungerechte Bestrafung verhindert?“ Mit seiner Antwort „Nein und nochmals nein!“ verpflichtete er sich, „im demokratischen Volksstaat für eine weitgehende Sozialisierung unserer Volkswirtschaft durch Verstaatlichung der dafür geeigneten industriellen Großbetriebe zu wirken“ und warnte gleichzeitig reaktionäre Elemente: „Wehe denen, die es wagen, die errungenen Freiheiten anzutasten“. Es kam nun darauf an, wie die 170er auf die Warnung reagieren würden, zumal das Abrücken des Ers. Batl. 172, das zuerst in Offenburg „die roten Fahnen der Freiheit und Republik“ (Monsch) entfaltet hatte, in seine neue Garnison in Thüringen bevorstand.

Der „Alte“ hatte zwar den 170ern ein herzliches Willkommen entboten, war aber vom ersten Eindruck ihres Eintreffens wenig begeistert: „Vor dem Stadthause hielt der Festzug der Garnison, die vom obersten Bürger Hermann begrüßt wurde. Den Gegengruß leistete die Mannschaft noch nach dem alten militaristischen System mit Hurrah, und die Musik spielte die alldeutsche Melodei. Vom neuen freien Deutschland ist bei dieser Truppe noch wenig bekannt, man hat ihren Soldaten den roten Schmuck der deutschen Republik zu tragen versagt. Eine Scheu vor dem Rot ist krankhaft vorhanden und politische Gespensterfurcht wurde den 170ern eingeflößt“. Der Kommandeur, Oberstleutnant von Ilenfeld, hatte entgegenkommenden Soldaten die roten Abzeichen entfernen lassen und die Bestrafung von Angehörigen der 301. Div. veranlaßt, die auf der Straße den bisher üblichen Gruß unterließen. Das Bestehen auf das „altmilitaristische Zwangsgrüßen“ auf der Straße mußte die Soldaten besonders aufbringen, denn zu den Punkten des Kieler Soldatenrates vom 4. 11. 1918, die wie fast alle anderen von den übrigen Soldatenräten im Reich übernommen worden waren, zählte nach dem Muster eines Befehls des Petrograder Sowjet vom 1. 3. 1917 die Forderung, welche der Offenburger SR in seinem Aufruf vom 12. 11. 18 knapp formuliert hatte: „Außer Dienst keine Vorgesetzten.“ Die Soldaten reagierten mit Ausschreitungen gegen die Offiziere, was Geck bedauerte, aber mit der Revolutionsbegeisterung entschuldigte. Am Abend wies der AR auf einer Sitzung den Oberbürgermeister darauf hin, welche große Gefahr durch das feindselige Verhalten des 170er Offizierkorps ge-

gen den SR und durch die bürgerliche Agitation gegen den AR drohe. Bei solchen Hetzereien könne die Arbeiterschaft keine Verantwortung für die Aufrechterhaltung der Ordnung in der Stadt übernehmen.

Am nächsten Tag fand eine gemeinsame Sitzung der Soldatenräte des angekommenen Feldregiments und des Ers. Batl. in der Kaserne statt, auf der sie vom Oberausschuß über die Vorgänge in der Heimat informiert wurden. In dieser Versammlung erschien ein Hauptmann des Stabes der 301. Div., deren SR bereits in vollem Einvernehmen mit dem Oberausschuß stand, und forderte die Vertrauensleute des Feldregiments 170 zu einer Besprechung mit ihrem Kommandeur auf. Als ein Mitglied des Oberausschusses den Offizier auf die gerade stattfindende Sitzung hinwies, entgegnete ihm dieser, der SR Offenburg habe nichts mehr zu sagen. Schließlich löste sich nach einem Disput die Versammlung auf. Als der Oberausschuß der Besprechung des Regimentskommandeurs mit den Vertrauensleuten beiwohnen wollte, wurde ihm das versagt. Wie in verschiedenen anderen Städten, glaubten Offiziere des Feldheeres, die aus ihrer monarchistischen Gesinnung keinen Hehl machten und übermütig Champagner auf das Wohl des Kaisers tranken, die alten Zustände wieder einführen zu können: „Die Revolution wurde hier einmal gefährdet, als das Feldregiment 170 einrückte. Durch falsche Belehrung von seiten der Offiziere waren die Leute der Meinung, sie hätten im Soldatenrat Bolschewiken zu sehen. Der Generalstabsoffizier der 301. Infanteriedivision versuchte gemeinsam mit dem Regimentskommandeur 170, die Gewalt an sich zu reißen und die alten Zustände wieder herbeizuführen.“¹⁴¹

Die Erregung unter den Soldaten schwoll aufgrund der Vorfälle an diesem 23. November so an, daß der SR sich entschloß, klare Verhältnisse zu schaffen, um größeren Unruhen vorzubeugen. Er ließ rasch in der Druckerei Zuschneid 3 000 Flugblätter herstellen, mit denen er zu einer allgemeinen Soldatenversammlung auf den Nachmittag in der Kaserne der 170er aufrief. Zu den Tausenden von Soldaten sprachen drei Offenburger Soldatenräte, ein Vertreter des SR der 301. Division und vom AR Adolf Geck, der „die Republik feierte“. Die Kundgebung wurde ein voller Erfolg: das Feldregiment und die 301. Div. stellten sich einstimmig hinter den Soldatenrat, den sie als oberste Garnisonsbehörde anerkannten. Was der Offenburger SR und Adolf Geck erreicht hatten, besiegelte ein Demonstrationzug von etwa 4 000 Soldaten: „Neben der dreifarbigem wehte die rote Fahne hinter der Regimentsmusik und den Vertretern des Soldatenrats.“ Von Karlsruhe erhielt man die notwendige Unterstützung, der SR wurde vom Generalkommando in seinem Recht bestätigt und das Offizierskasino geschlossen. Die Hoffnungen, welche die „Royalisten in Zivil und Uniform“ auf den Einzug der 170er und der 301. Inf. Div. gesetzt hatten, waren gescheitert, schrieb Georg Monsch. Geck konnte mit diesem erfolgreichen Tag zufrieden sein; voller Stolz schrieb er an seine Tochter Rohtraud in Karlsruhe: „Liebes Kind! An historischem Tage Offenburgs, wo Dein Vater vor vielen tausenden Soldaten begeisternd sprach, sind wir zum

Abschied von unserem Vizefeldwebel Doll noch einmal beisammen und grüßen Dich von Herzen“. Daß Doll hinzufügte: „Zum letztenmal habe ich das Vergnügen, in Ihrem Heim zu weilen. Nie im Leben vergesse ich Offenburg“, dokumentiert die Gastfreundschaft des Hauses Geck.

Der Streit um das Kontrollrecht des Arbeiterrates

Angeregt durch die von der Landesversammlung der AuSR am 22. 11. in Mannheim gefaßten Beschlüsse, formulierte die noch am Abend des gleichen Tages in Offenburg stattfindende Vollversammlung des AR 11 Forderungen, die am 25. in den Tageszeitungen veröffentlicht wurden. Von diesen Forderungen, die hauptsächlich sozialer Art waren und die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln betrafen, erregten zwei die Gemüter der Stadtverwaltung:

1. „Der Arbeiterrat hat die Befugnis, alle gemeinnützigen städtischen Einrichtungen ohne vorherige Anmeldung an die Behörde zu kontrollieren.
2. Personen, die in städtischen Diensten stehen, die sich gegen die Bevölkerung ungebührlich benommen haben und benehmen, sind sofort zu entlassen, bei Besetzung dieser Stellen sind Vorschläge des AR entgegenzunehmen.“

Und schließlich schockierte der Schlußsatz: „Um ein Eingreifen des Arbeiterrates in die Verwaltung der Stadt zu vermeiden, sind vorstehende Anträge seitens des Stadtrats sofort zu erledigen.“

Oberbürgermeister Hermann ließ sich nicht einschüchtern und reagierte sofort in einer Presseerklärung vom 26.: „Die Bekanntmachung ist in ihrer Form ungebührlich und sachlich in mehreren Punkten anmaßend. In letzterer Hinsicht entbehrt sie jeder gesetzlichen Grundlage und läuft den Kundgebungen der vorläufigen Volksregierung zuwider.“ Gleichzeitig ersuchte er den Stadtrat und Bürgerschaftsausschuß um schleunigste Stellungnahme. Wie nicht anders zu erwarten, lehnte der Stadtrat eine unangemeldete Kontrolle ab und verwies bei Punkt 2 auf das übliche dienstliche Verfahren. Die Androhung des Schlußsatzes sei ungesetzlich.

Am nächsten Tag fand die Bürgerschaftsausschuß-Versammlung statt,¹⁴² auf der vor allem die Juristen Geck stark attackierten. Sie „gingen zu fünft auf das Seil, um ihren Unmut gegen die Revolution zum Ausdruck zu bringen. Der Arbeiterrat wurde als eine von ‚jungen Schreibern‘ gewählte Institution bezeichnet, der Umzug der Offenburger Arbeiterschaft mit einem Fastnachtzug verglichen“, schrieb der „Alte“ am 1. Dezember.

Geck bestritt, daß eine Ungehörigkeit und Anmaßung vorliege. Der AR halte sich für berechtigt, solche Verlangen zu stellen. In dieser Auffassung sei er sowohl durch die Verhandlungen auf der Landesversammlung der AuSR in Mannheim als auch durch Erklärungen seitens der vorl. Regierung (Justizminister Marum) bestärkt worden. Die Bekanntgabe der Beschlüsse sei auf ein Versehen des Schriftführers zurückzuführen, der das nicht endgültig fertiggestellte Protokoll der Presse übergeben habe. Wenn er von der Bekanntma-

chung vor ihrer Veröffentlichung Kenntnis erhalten hätte, würde er auf eine andere Fassung hingewirkt haben. Die wenige Wochen nach der Revolution stattgefundene Debatte verdeutlicht, wie schwach die politische Position des sich als Revolutionsorgan verstehenden Arbeiterrates in Wirklichkeit war. Was Geck seitens der Vertreter der bürgerlichen Parteien in der mehrstündigen Sitzung zu hören bekam, war vollauf geeignet, jene Illusion bei ihm zu zerstören, die er noch 10 Tage zuvor in seiner Zeitung fixiert hatte: daß die Ereignisse vom 9. November der ehemaligen demokratischen Landesmitte Offenburg eine gründliche Revolution beschert hätten und diese die allgemeine Umwälzung zum demokratischen sozialistischen Volksstaat gebracht habe. In allen Varianten machte man Geck deutlich, daß der AR vorläufig nur eine geduldete Organisation sei. Der Stadtverordnete Bangert gab zu verstehen, daß ein Eingriff des AR nicht unbedenklich sei; er müsse für alle Zukunft vermieden werden. Der Bürgerrat habe übrigens gleiches Recht wie der AR. Stadtv. Egger erklärte, daß sich das Bürgertum nicht an die Wand drücken lasse. Der Bürgerrat sei gesetzlich gegründet, werde aber vom AR nicht anerkannt. Der Bürgerausschuß lasse sich aber auch vom AuSR nicht in seine Rechte eingreifen. Dr. Rombach wies auf das Mitwirkungsrecht des Bürgerrates hin, eine Zusammenarbeit von Arbeiter- und Bürgerrat sei unbedingt notwendig. Allerdings sei zu bezweifeln, ob der AR zu Recht bestehe. Stadtrat Bechler betonte, daß die Stadtbehörde an der Städteordnung festhalte, die noch zu Recht bestehe. Der AR sei allem Anscheine nach der Auffassung, daß er eine Behörde sei, die dem Stadtrat bindende Vorschriften machen könne. Das sei unrichtig. Zunächst müsse der AR seine Gesetzmäßigkeit nachweisen. Die Bürgerschaft habe Anspruch darauf, im AR mindestens die gleiche Vertretung zu haben wie die Sozialdemokratie. Joseph Friedmann bedeutete schließlich, er könne den AR nicht als ordnungsmäßig gewählt anerkennen.

Ein großer Teil der bei der Wahl Abstimmenden sei von auswärts gewesen; jede Prüfung der Wahlberechtigung habe gefehlt. Es sei Pflicht der Arbeiter- und Soldatenräte, nach einer gesetzlichen Grundlage zu streben. Daß man sich in der Sitzung drastischer ausdrückte, als das Protokoll zu erkennen gibt, geht aus der Notiz von Georg Monsch hervor, daß der „Ober“ und alle bürgerlichen Parteien, vorab alle Advokaten, über Geck hergefallen seien, der das Volk aufstachelte, über den Bolschewismus schimpften, aber die ganze republikanische Neuerung meinten.

Geck erkannte seinerseits den Bürgerrat nicht an und wies darauf hin, daß die Mannheimer Versammlung die AuSR als Vorparlament bestätigt habe. Eine Vertretung des Bürgerrates im AR lehnte er ab; dieser sei jetzt zusammen mit dem SR das Vollzugsorgan des gegenwärtigen Systems.

In der Ausgabe vom 1. 12. seiner Zeitung bemerkte Geck spöttisch, daß die Bürgerausschußsitzung eher an eine Karnevalsitzung erinnere. Das Dreiklassenparlament der Stadt Offenburg, das in der Zeit demokratischer Gleichbe-

rechtiung kein politisches Lebensrecht mehr habe, mache im Aussterben noch komische Verrenkungen.

Nach einem Vorschlag des Stadtrates vom 16. 11. einigte man sich aber nach dem Muster einer Vereinbarung, wie sie in Karlsruhe zwischen Stadtrat und dem AuSR getroffen wurde, darauf daß die Verwaltung der Stadt durch den Stadtrat im Einklang mit dem AuSR geführt werden solle. Der AR beschloß dazu in seiner Sitzung vom 30. 11.: „Der Stadtrat wird sich den Maßnahmen fügen, welche der Arbeiterrat im Interesse der öffentlichen Sicherheit und Ordnung trifft. Zur Mitwirkung bei der Ordnung städtischer Angelegenheiten setzt sich der Arbeiterrat mit der Stadtbehörde in Verbindung und verzichtet auf das unmittelbare Eingreifen in die Tätigkeit städtischer Stellen und Betriebe“, allerdings mit der Einschränkung: „unter der Voraussetzung, daß in bezug auf die nachgewiesenen Mißstände die dringend nötige Abhilfe alsbald erfolgt.“ Außerdem ließ sich der AuSR sein Kontrollrecht noch vom Ministerium für militärische Angelegenheiten unter Gegenzeichnung der Vertreter sämtlicher Soldatenräte Badens am 7. 12. ausdrücklich bestätigen: „Der Soldaten- und Arbeiterrat Offenburg hat, wie dies bereits auch in den Richtlinien festgelegt ist, das Kontrollrecht über Bezirksamt, Bezirksräte, Gemeinde- und Stadträte sowie Kommunalverbände. Das Kontrollrecht berechtigt aber nicht für Eingriffe. In diesem Falle ist vorher der Landesausschuß zu verständigen.“ Doch über Art und Umfang des Kontrollrechtes herrschte auch innerhalb der Regierung offenbar Unklarheit, denn der Ernährungsminister Trunk (Zentrum) hatte noch in der Sitzung vom 26. 11. 18 erklärt: „Der A.S.R. ist zur Sicherung der von der Gemeinde getroffenen Maßnahmen, aber nicht dazu da, ein Kontrollorgan zu sein mit Bezug auf die Selbstverwaltungsfragen und die Tätigkeit der Gemeinden, auch nicht ohne weiteres ein Kontrollorgan über die Verpflegungsverhältnisse usw.“ Daß es sich im Grunde um ein Auskunftsrecht handeln sollte, machte das Bezirksamt am 21. 12. dem AR Offenburg klar: „Dem Arbeiterrat steht zwar ein Recht der Kontrolle zu, aber keineswegs in der Form, daß er die Beamten einer Stadt- oder Gemeindeverwaltung zu beliebiger Zeit und beliebigen Zwecken zu Auskunftserteilungen an einen vom Arbeiterrat bezeichneten Ort laden kann. Die Auskunftserteilung wird unsererseits grundsätzlich in unseren Diensträumen erteilt.“ Und was die Kontrolle über den Stadtrat betraf, so hatte das Innenministerium am 9. 12. 18 in einem Schreiben an den Stadtrat Lahr entschieden: „Das Verlangen des Arbeiter- und Soldatenrates, bei den Sitzungen des Stadtrates und städtischen Kommissionen zugezogen zu werden, ist nicht berechtigt.

Die Arbeiter- und Soldatenräte können ihre Wünsche durch ihren Vertreter dem Stadtrat zur Kenntnis bringen und sich unter Umständen an die Landeszentrale wenden.“ Das von dem Mitglied der Fortschrittlichen Volkspartei Dr. Ludwig Haas verwaltete Innenministerium gewährte am 16. 12. gnädigst: „Gegen die Anwesenheit in den öffentlichen Bezirksratsitzungen ohne Teilnahme an der Verhandlung ist selbstverständlich nichts einzuwenden“, ließ aber eine Teilnahme an den nichtöffentlichen Bezirksrats- und Gemeinderatssitzungen nicht zu. Diese provozierende Entscheidung einer Regierung, die sich selbst juristisch auf die Legitimation ihrer Anerkennung durch die AuSR stützte, wurde zwei Tage später durch eine Verordnung korrigiert, nach der in Gemeinden mit mehr als 1 000 Einwohnern, in welchen die Arbeiterschaft im Gemeinde- bzw. Stadtrat keine Vertretung habe, dieser auf Antrag des örtlichen Volksrates durch Zuwahl von bis zu zwei Mitgliedern ergänzt werden könne. Aber auch in Offenburg verstrich darüber noch sehr viel Zeit, bis nach der Präzisierung dieser Verordnung, wonach es sich bei der Vertretung der Arbeiterschaft nur um „Arbeiter“ (Lohnarbeiter) handeln könne, die zwei vom AR unter seinem neuen Vorsitzenden Peter Haberer vorgeschlagenen Vertreter am 26. 2. 19 in den Stadtrat berufen wurden. Erst am 11. 3. 1919 wurden der Dreher Albert Steiner (USP) und der Maschinist Friedrich Schweickert (Zentrum) vorschriftsmäßig als Mitglieder verpflichtet.¹⁴³

Die Erweiterung des Arbeiter- und Soldatenrates zum Volksrat

Zwar konnte der reaktionäre Spuk in Offenburg schnell verscheucht werden, aber der AuSR, der sich eine ungeheuere Arbeit aufgebürdet hatte, war gegen-

über dem Unverständnis und der Böswilligkeit, die ihm aus der bürgerlichen Propaganda entgegenschlug, machtlos. Bitter beklagte sich der „Alte“ vom 1. 12. 18: „Wer zur Heimat will, bestürmt den Soldatenrat, wer sonst ein Anliegen hat, fordert Auskunft, wer die Eisenbahn benützen will, erbittet den erlösenden Stempel. Diese republikanischen Kommissare in des ‚Kaisers Rock‘ haben saure Tage und Wochen bei kargem Lohn und kurzem Schlaf. Sie sind dabei die Hüter der Ordnung, die Fahnder nach Strolchen, die Häscher der Einbrecher, die Arme der roten Regierung. Gemeinsam mit dem Arbeiterrat tagt und nachtet der S.-R. zum Wohle des Offenburger Volkes, dessen größter Teil von der Riesenarbeit des Diktators keine Ahnung hat und, von heiliger Einfalt oder blöder Angst um den Geldsack bis zum Wahnsinn betört, sich mit schnödem Getratsch über die hergelaufenen ‚Sendlinge‘ im Waffenrock und die zivilen Vertreter des ‚Lumpenchors‘ lustig macht.“

Obwohl der AR zur Steuerung der Not ein vielfältiges und arbeitsreiches Pensum zu erledigen hatte, das die Sicherstellung der Lebensmittel- und Brennstoffversorgung, eine gerechte Verteilung, die Bekämpfung des blühenden Schleichhandels und Wuchers, die Beseitigung der Wohnungsnot und andere Gebiete umfaßte, mußte sich der „Alte“ vom 8. 12. mit dem Klatsch befassen, wonach sich die Leiter des Arbeiterrates die Taschen mit Geld füllten: „Der Spuk der 800 Millionen treibt sich in den Gehirnen der Abergläubigen herum. Dabei ist bis heute noch kein Heller an den hiesigen Arbeiterrat ausgegeben worden“. Nachdem auch in der Bürgerausschußsitzung vom 27. 11. gegen den AuSR in finanzieller Hinsicht Vorwürfe erhoben worden waren, fühlte sich Geck zu einer Erklärung genötigt, die am 28. 11. im „Offenburger Tageblatt“ veröffentlicht wurde: „1) Es hat bisher kein Mitglied des Arbeiterrates auch nur einen Pfennig Geld für seine Tätigkeit beansprucht oder erhalten. Meine Reise zur Vertretung des Arbeiterrates habe ich aus eigenem Geld bestritten.“

Die Empörung Gecks war gerechtfertigt, brachten doch beispielsweise auch die „Kinzigtäler Nachrichten“ vom 4. 12. 18 unter Berufung auf die „Neue Badische Landeszeitung“ die Meldung, daß der Finanzbedarf der Arbeiter- und Soldatenräte in den ersten 14 Tagen ihres Bestehens 800 Mill. M. betragen habe. Unter der Überschrift „Unerhörte Verschwendung in den Arbeiter- und Soldatenräten“ kam die Zeitung zwei Tage später erneut auf diesen Betrag zurück, um daraus einen voraussichtlichen Jahresbedarf von 20 Milliarden zu konstruieren!

Quelle dieser wirksamen Brunnenvergiftung war eine Meldung in den „Parlamentarisch-Politischen-Nachrichten“, die am 2. 12. vom „Vorwärts“ übernommen und dann von den bürgerlichen Blättern verbreitet wurde. Es nützte wenig, daß am 7. 12. die Meldung widerrufen und die angeblich ausgegebene Summe von 400 Mill. M. in einmalige Ausgaben, wie Entlassungsgelder für Soldaten, aufgegliedert wurde.¹⁴⁴ Tatsächlich hatte aber Reichsfinanzminister Schiffer noch im Februar 1919 keine Klarheit über die Kosten der Arbeiter- und Soldatenräte seit dem November 1918.¹⁴⁵

Unter diesen Umständen war es erstaunlich, daß auch in Offenburg die bürgerlichen Kreise auf eine Vertretung in dem verlästerten AR drängten. Dieser erklärte sich dazu bereit, „je einen demokratisch und republikanisch gesinnten Vertreter des Gewerbe- und Kaufmannsstandes, des Gelehrtenberufes und der mittleren Beamtung Sitz und Stimme bei der Vollversammlung zu gewähren.“ Auf der Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrates am 12. 12. 18 wurde der Umwandlung in einen Volksrat mit großer Mehrheit zugestimmt, ohne daß man sich entsprechend umbenannte. Damit war man nach der anfänglichen Weigerung dem Beispiel anderer Räte gefolgt. In Gengenbach hatte man auf einer von der Sozialdemokratischen Partei einberufenen Versammlung am 22. 11. einen Arbeiter- und Bürgerrat gebildet, in Bühl wurden bei der Konstituierung des AR am 23. 11. sofort auch Kaufleute, Handwerker und Fabrikanten aufgenommen,¹⁴⁶ in Zell a.H. nahm man am 1. 12. in einer Ergänzungswahl 6 Vertreter der Arbeitgeber, Handwerker und Kaufleute auf,¹⁴⁷ in Lahr bildete man am 5. 12. den „Arbeiter-, Bauern- und Volksrat, Bezirk Lahr“.

Nach der Sitzung vom 12. 12. kam es zwischen dem Arbeiter- und dem Soldatenrat in Offenburg wegen der aufgenommenen bürgerlichen Vertreter zu einem ernststen Konflikt. Eine Versammlung des Szd. Vereins (USP) am 14. in der „Michelhalle“ protestierte gegen die „neue reaktionäre Strömung“ im AuSR, da der AR, dessen Mitglieder zum Teil verhindert gewesen seien, von dem SR in dieser Frage überrumpelt worden sei. Diese Behauptung ist insofern glaubwürdig, als bei einer gemeinschaftlichen Sitzung, zu der auch die Vertrauensleute des Ers. Batl. eingeladen worden waren, etwa 40—50 Personen anwesend waren. Da der SR Anfang Dezember 34 Mitglieder umfaßte, war der AR zweifellos in der Minderheit. Der Streit kam auf der 2. Konferenz der Arbeiter-, Bauern-, Volks- und Soldatenräte vom 27. 12. in Durlach zur Sprache; ein Vertreter der Landeszentrale sollte auf einer gemeinsamen Sitzung beider Räte in Offenburg versuchen, eine Verständigung herbeizuführen.¹⁴⁸ Wahrscheinlich erledigte sich die Angelegenheit durch die am 27. 1. 1919 erfolgte Verlegung des Offenburger Soldatenrats nach Gengenbach, wo er als Garnisonsstandort-Soldatenrat fungierte.

Zum Zwecke des Aufbaues einer Kreisorganisation ersuchte der AR Offenburg alle bestehenden und in Bildung begriffenen Räte, Vertreter zu einer Konferenz der Arbeiter-, Bauern- und Volksräte auf den 15. 12. 18 in den „Schwarzwälder Hof“ zu entsenden. Auf dieser Tagung, zu der auch die Bauernräte des Kreises recht zahlreich erschienen waren, hielt Adolf Geck das einleitende Referat über die Richtlinien bzw. Befugnisse dieser Räte. Ihnen obliege die Verteidigung der Errungenschaften der Revolution gegen reaktionäre und gegenrevolutionäre Bestrebungen, die Unterstützung der vorläufigen Volksregierung, die Mitwirkung bei der Aufrechterhaltung der Ordnung und öffentlichen Sicherheit zum Schutz von Leben und Eigentum und schließlich die Beaufsichtigung der Regierung und der Vollzugsgewalten des Landes und

der Gemeinden. Jeder Art Willkür liege ihnen fern, sie seien aber als eine Art „Vorparlament“ der freien Volksrepublik anzuerkennen und zu achten.

Angesichts der bevorstehenden Wahlen zur badischen Nationalversammlung konnte die Dauer dieses Vorparlamentes nur begrenzt sein, und es ist schon erstaunlich, daß die Siebener-Kommission der badischen Soldatenräte, der auch der Gefreite Siegwarth vom SR Offenburg angehörte, ihren Verfassungsentwurf, welcher auf dem System von „Volksräten“ aufbaute, auf der 2. Konferenz der Arbeiter-, Bauern-, Volks- und Soldatenräte am 27. 12. 18 in Durlach zur Beratung stellte.¹⁴⁹ Offenbar rechnete auch der SR Offenburg mit einer längeren Existenz der Räte, denn er beantragte auf dieser Konferenz die Gründung eines amtlichen Organs mit dem Titel „Der Volksrat“, der auch von der Versammlung angenommen wurde. Das Schicksal des Verfassungsentwurfes, welcher der Nationalversammlung als Grundlage für die Verfassungsberatung unterbreitet werden sollte, wurde schon auf der Konferenz entschieden, als Minister Marum erklärte, daß sich die Sozialdemokratie auf keinen Fall irgendwie mit ihm einverstanden erklären könne. Auch Adolf Geck mußte sich darüber im klaren sein, denn vom Ausgang der Wahlen konnte er sich aufgrund der intensiven Agitation des Zentrums und der konzentrierten und aufwendigen Propaganda aller Parteien gegen den „Bolschewismus“ und die Spartakusgruppe für seine Partei der Unabhängigen nichts Gutes erwarten. Sie besaß nur eine sehr mangelhafte Organisation, infolgedessen auch wenig Geldmittel, da diese seinerzeit noch von den Parteimitgliedern aufgebracht werden mußten; es fehlte außerdem an Rednern und schließlich auch an regionalen Presseorganen. Nach der Wahlkreis-Konferenz der Unabhängigen Sozialdemokraten am 1. 12. in der „Michelhalle“, bei der Geck präsiidierte, vermerkte Georg Monsch: „Er hofft auf wenig Erfolg bei der Wahl, aber der kommende Rückschlag werde uns emporbringen, nach wenigen Jahren“. Drastischer drückte Geck seine Einschätzung der politischen Situation im „Alten“ v. 8. 12. aus:

„Dem Stumpfsinn derer, die als Zöglinge des alten Lügensystems nicht so schnell umlernen können, wie ein kaiserlicher Hurrabruder zum roten Republikaner, werden in den Zeitungen der Reaktionäre die blödesten Schwindeleien verordnet. Genau wie bei früheren Wahlen, genau wie seit 4 Jahren zum militaristischen Taumel treibt jetzt der Volksbetrug unter dem Deckmantel der Demokratie seinen Unfug; und Millionen lassen sich betören und gehen in die Falle. Das alte Wort mundus vult decipi (die Welt will betrogen sein) behält seine Geltung“.

Von der „skrupellosen Volksverhetzung“ wurde er auch persönlich betroffen. Geck zitierte die „Volkswacht“, wonach der Landtagsabgeordnete Reinhardt aus Freiburg den Bauern im Waldkircher Tal vorgelogen habe: „Adolf Geck hat gesagt, man solle die Pferde in die Offenburger Dreifaltigkeitskirche einstellen. Dieses schöne Gotteshaus!“ Auch die schon dutzendmal totgeschlagene Lüge von der „Affenliebe der Bauern zum Privateigentum“, welche er auf dem Parteitag zu Breslau ausgetrieben haben wolle, sei wieder in Kurs geraten.

„Das Offenburger Maschinengewehr-Wahlmanöver“

Die von der vorl. Volksregierung am 14. November angekündigte und nach der Verordnung vom 20. 11. 18 durchgeführte Wahl vom 5. 1. 19 zur Verfassungsgebenden Badischen Nationalversammlung brachte Adolf Geck in scharfe Opposition zur Regierung und zum Soldatenrat. Der Wahltag verlief tagsüber vollkommen ruhig. Die Durchführung einer geheimen Wahl schien allerdings dem „Alten“ nicht gewährleistet: „Von allen fünf Parteien nimmt ein Bürger die Stimmzettel entgegen, deren Unterscheidung durch Farbe und Art des Papiers den Urnenhütern bald nicht mehr schwerfiel“. Was sich dann am Abend abspielte, erregte den Zorn im Hause Geck:

„Doch ist der Offenburger Nationalwahltag zu einem bössartigen Abschluß gekommen. Zur Abenddämmerung traf eine Schutzmann-Meldung bei den Wahlbehörden ein: die Wahllokale werden vom Militär dienstlich besetzt, weil die Absicht besteht, durch Putschversuche die Wahlhandlung zu stören. In der Tat war die in Zell-Weierbach liegende Maschinengewehrabteilung zur Bereitschaft aufgeboden bis nachts 10 Uhr. Ein Teil ihrer gefährlichen Schußwaffen wurde nach Offenburg verbracht und vor den Wahllokalen aufgestellt. Das Mädchenschulhaus mit seinen beiden Abstimmungszimmern ist um 6 Uhr zur armierten Festung umgewandelt worden. Aus der Hauptpforte an der Wilhelmstraße schaute die abscheuliche Kanone nach der Eisenbahnbrücke, um die in Kisten bereitgehaltenen eisernen Bohnen auf den Feind auszustreuen. Eine zweite Mordwaffe stand beim östlichen Ausgang. Die Mündung war gegen das Wahllokal VII gerichtet. Schußbereite Posten standen überall vor den Wahlstätten, um die Urnen vor dem Umsturz zu behüten. Das Postgebäude war schon tagsüber unter Bewachung gestellt. In den letzten Stunden der Wahlhandlung und zur Feststellung des Wahlresultats war durch diese brutale Bedrohung der republikanischen Freiheit die Öffentlichkeit der Handlung sehr beeinträchtigt. Verhängt wurde dieser Belagerungszustand auf Grund eines Telegrammes: ‚Karlsruhe, 4. Januar‘. Anzeichen vorhanden, daß während der Wahl Störungen versucht werden. Regierung hat mit unserem Einverständnis Sicherung der Postämter durch Volkswehr oder Soldaten angeordnet. Bezirksamt trifft die nötigen Maßnahmen. Landeszentrale: gez. Emil Maier

Dem Offenburger Soldatenrat gebührt der Ruhm, solchen Unfug für unsere Stadt bereitet zu haben, ihren so friedlich wie niemals verlaufenen Wahltag durch eine schmachvolle und durch die Herausforderung gefährliche Maßnahme mit einem Schreckensabend enden zu lassen. Im Nu verbreitete sich die Kunde durch die Stadt. Es ist in der Republik Baden eine derartige Blamage nirgends zu verzeichnen: Die Wahlfreiheit unter der Tyrannei des Maschinengewehres und der Musketen!“

Zu der Wahl waren die Unabhängigen im 2. Wahlkreis (Freiburg) mit Adolf Geck als Spitzenkandidat angetreten. Unter den 30 Bewerbern befanden sich weitere 9 Offenburger. In Baden errang die USP mit 14 450 Stimmen (1,5 %) kein Mandat, doch hatte Geck die Genugtuung, daß die Partei in Offenburg im Vergleich mit anderen Städten gegenüber den Mehrheitssozialisten am besten abschnitt. Sie erhielt 434 (5 %), die MSPD 2 099 Stimmen (25 %). In einzelnen Orten des Amtsbezirkes Offenburg war das Verhältnis noch wesentlich besser, so in Zell-Weierbach, Durbach, Zell a.H., Zunsweier; in Weier hatte die USP mit 40 gegen 26 Stimmen der MSPD die Nase vorn.

Nach einem Beschluß der USP Offenburg wurde die Wahl angefochten: „Es wird durch die beantragte Untersuchung festgestellt werden, daß jene brutale Bedrohung der Einwohnerschaft von keiner zivilen Sicherheitsbehörde, weder der staatlichen noch der städtischen, veranlaßt worden ist“, schrieb der „Al-

te“ am 19. 1. 19. Es sei dem Militarismus vorbehalten gewesen, die Diktatur der Mordmaschinen gegen die friedlichen Offenburger zu richten. Geck stand nun in offener Gegnerschaft zum Soldatenrat, der durch den Auszug der 172er im November auch eine andere Zusammensetzung erfahren hatte. Die Wahl im Bezirk 11 (Soldatenbezirk) in Offenburg brachte den Mehrheitssozialdemokraten 520 (57%), den Unabhängigen lediglich 19 Stimmen (2%). Bei den Wahlen zur Deutschen Nationalversammlung am 19. Januar, bei der die Unabhängigen in Baden nicht kandidierten, erzielte die MSPD im Soldatenbezirk sogar 69%. Offenbar schlug das Militär in Offenburg einen deutlichen Kurs gegen die Unabhängigen ein, denn am 19. 1. berichtete der „Alte“, daß die 170er auch anläßlich einer Versammlung des Unabhängigen Emil Barth im Dreikönigsaal „ihre Maschinengewehre in empfehlende Erinnerung“ brachten. Am 26. 1. konnte sich das Blatt die Bemerkung nicht verkneifen, daß es beim deutschen Nationalwahltag ohne Maschinengewehre in Offenburg abging, allerdings seien in Zell a. H. am Bahnhof zwei Maschinengewehre von 170er Mannschaften aufgestellt worden, und in Waldshut seien 30 bewaffnete Soldaten erschienen, um die aus Mannheim, Konstanz usw. gemeldeten Putschisten abzuwehren. Der dortige AR habe dem Angstmeiereiaufgebot ein Ende bereitet.

Die Ablehnung der Offenburger Wahlbeschwerde kommentierte die Zeitung am 2. 2. 19: „Die Nationalratschaft der demokratischen Republik verehrte diese aus dem Völkermord heimgebrachten und gegen die vermeintlichen ‚Urnentürmer‘ aufgerichteten Schußwaffen als einen erhöhten Wahlschutz. Geschehen am 30. Januar des Jahres 1919 der badischen sozialen Republik“.

Geck griff die Angelegenheit auch auf der dritten Landesversammlung der Arbeiter-, Bauern-, Volks- und Soldatenräte am 10. Januar 1919 in Durlach auf.¹⁵⁰ Zunächst kritisierte er die Einteilung in 4 Wahlkreise, anstatt die Verhältniswahl mit Durchzählung im ganzen Land einzuführen, was übrigens der USP zwei Mandate eingebracht hätte. Er begrüßte den aufgrund des Wahlergebnisses erfolgten Rücktritt der beiden USP-Minister und übte dann herbe Kritik an der Arbeit der Regierung und der Landeszentrale. „Der Aufruf zur Sicherung der Wahl zur Nationalversammlung, der in Offenburg dazu geführt habe, daß am Wahltag gegen Abend vor die Wahllokale Maschinengewehre gebracht worden seien, lege Zeugnis dafür ab, daß auch die Rechtssozialisten sich auf die Maschinengewehre stützen“. In seinem Schlußwort entgegnete das Vorstandsmitglied der Landeszentrale Maier, daß man sichere Nachrichten über geheime Vorbereitungen für Putschversuche an einzelnen Plätzen des Landes erhalten habe. Offensichtlich war er sich darüber im klaren, daß dieser Hinweis gerade Geck gegenüber fehl am Platze war, denn er fuhr fort: „Übrigens ist der Genosse Adolf Geck gar nicht der große Revolutionär, als welcher er sich immer aufspielt. Sein gesellschaftlicher Verkehr und seine Betätigung in studentischen Verbindungen lassen auf große . . . (lebhafter, längere Zeit anhaltender Tumult seitens der Anhänger Adolf Gecks)“.

Dieser feindselige Angriff bezog sich auf die Mitgliedschaft Gecks bei einer Burschenschaft. Im Gegensatz zu seinem Vormund Goegg, der während seines Studiums in Freiburg einem Corps (Rhenania) beigetreten war, hatte sich Geck im Wintersemester 1874/75 für den Beitritt zu der Burschenschaft Teutonia entschieden, die als älteste Burschenschaft in Karlsruhe am 10. 10. 1843 gegründet worden war. Die exponierte Stellung Gecks brachte die „Teutonia“ gelegentlich in Verlegenheit. So waren seitens des Rüdeshheimer Verbandes deutscher Burschenschaften Bestrebungen im Gange, die Burschenschaft wegen Gecks Zugehörigkeit zur SPD „vollständig zu isolieren“, und der Ausschuß des Altherrenverbandes der „Teutonia“ wandte sich deshalb am 12. 1. 1908 mit der Frage an Geck, ob ihm das sozialdemokratische Programm verbiete, dem deutschen Vaterland in gleicher Weise zu dienen, wie dies der Wahlspruch „Freiheit, Ehre, Vaterland“ von jedem Burschenschafter verlange.¹⁵¹ Wenn man sich auch arrangierte, so gab es doch immer wieder innerhalb der Burschenschaft Auseinandersetzungen wegen Geck. Andererseits behielt man ihn auch in guter Erinnerung, da Geck sehr häufig Rothaus-Bier für die Kneipen stiftete.

Die Polemik Maiers gegen Geck war offensichtlich persönlicher Natur, denn auch andere bekannte SPD-Politiker gehörten studentischen Verbindungen an. Innerhalb der Arbeiterschaft wurde die Mitgliedschaft Gecks bei der „Teutonia“ offenbar nicht so tragisch genommen. Als ein Angehöriger der Burschenschaft während der Osterferien 1911 praktisch in einer Karlsruher Gießerei arbeitete und auf die Frage eines Heizers nach dem Namen seiner Korporation die „Teutonia“ nannte, meinte dieser: „Die roten Mützen, mein Lieber, kennen wir genau, die Teutonen sind doch die, die unser Parteimitglied Geck nicht rausschmeißen, trotzdem er Sozialdemokrat ist“.¹⁵² Im Verhältnis Gecks zu den Teutonen gab es aber noch einige Ungereimtheiten. Während er beispielsweise den 1. Mai 1919 auch unter der Losung „Fort mit den Freiwilligen-Bataillonen!“ beging und ihre Auflösung forderte, rechnete es sich die Burschenschaft zur Ehre an, daß „unzählige Burschenschafter — viele Burschenschaften geschlossen — in den Freicorps gestanden oder sich als ‚Zeitfreiwillige‘ der Reichswehr“ bei Kommunistenunruhen zur Verfügung stellten.

Unverständlich bleibt, daß Geck noch in der „Teutonia“ verblieb, als diese nach der Vereinigung des „Rüdeshheimer Verbandes“ mit der Deutschen Burschenschaft im Januar 1919 auch deren „Rassestandpunkt“ grundsätzlich akzeptierte: „nur deutsche Studenten arischer Abstammung, die sich zum Deutschtum bekennen, werden in die Burschenschaft aufgenommen“;¹⁵³ denn Geck besaß selbst zahlreiche jüdische Freunde und Bekannte und bekämpfte den Antisemitismus auf jede Weise. Daß er trotzdem in der Verbindung blieb, bis er 1934 ausgeschlossen wurde, hängt vielleicht damit zusammen, daß die „Teutonia“ den „Rassestandpunkt“ nicht auf ältere Angehörige anwandte, denn mit Geck und anderen, welche die NSDAP ablehnten, wurden auch eini-

ge Bundesbrüder, „die nicht ganz rein arischer Abstammung waren“ und „zwei direkte Juden“ ausgeschlossen. Die Burschenschaft nahm im übrigen alle diese Bundesbrüder nach dem Kriege sofort wieder auf, „auch die inzwischen verstorbenen“. ¹⁵⁴

Ungeachtet der Treue, die Geck seiner Burschenschaft hielt, läßt sich nirgends feststellen, daß er sich dadurch in seiner politischen Haltung beeinflussen ließ. Was ihm Maier auf der 3. Landesversammlung der Räte entgegenhielt, ist im Protokoll nicht enthalten. Nachdem der Delegierte Kuhlen aus Mannheim von jenem die Zurücknahme seines Ausdrucks gegen Geck verlangte, und einige Delegierte unter der Führung von Brümmer dem Genossen Maier die schärfste Mißbilligung aussprachen, weil dieser sein Schlußwort ohne Anlaß dazu benutzt habe, um in persönlicher beleidigender Weise gegen Geck loszuziehen, mußte sich Maier zu der Erklärung bequemen, daß es ihm ferngelegen habe, den Genossen Adolf Geck, dessen persönliche Verdienste um die Arbeiterbewegung er zu würdigen wisse, persönlich zu beleidigen.

Die Ermordung Kurt Eisners

Auf einer allgemeinen Arbeiterversammlung am 9. 2. 1919 referierte Adolf Geck über die Tätigkeit des Arbeiterrates während der Revolutionszeit und über „Die Erfolge dieser, wie der Referent selbst sagte, etwas russisch angehauchten Einrichtung der deutschen Novemberrevolution“. Aber das Erreichte schien ihm in keinem Verhältnis zu dem zu stehen, was er sich von der Initiative und dem Elan des Revolutionsorgans versprochen hatte: „Im Kriegshilfe-Ausschuß, in den Tagen der Demobilisierung, in der Lebensmittel- und Kohlenfrage, in seiner Stellungnahme zur allgemeinen Einführung des gesetzlich geregelten Achtstundentages, ganz besonders aber in der für Offenburg dauernd ungenügenden Fett-, Milch- und Eierversorgung habe der Arbeiterrat helfend eingegriffen und versucht, Besserungen herbeizuführen. Das sei ihm in manchen Fällen gelungen, vieles, ja das meiste aber an dem immer mehr zunehmenden demonstrativen Widerstand der städtischen und staatlichen Behörden gescheitert. Das drängte ihm und der revolutionären Arbeiterschaft die Überzeugung auf, daß Kräfte am Werke seien, die Freiheiten und die Errungenschaften der neuen Zeit zu vernichten und das alte System wieder an seine Stelle zu setzen. Dem gälte es nun mit allen Mitteln entgegenzuarbeiten.“

Bedeutend schärfer wurde seine Kritik nach der Ermordung seines Parteigenossen Kurt Eisner; der bayerische Ministerpräsident war am 21. 2. auf dem Wege zum Landtag von dem Grafen von Arco-Valley erschossen worden. Traf ihn auch dieser Schlag persönlich nicht so hart wie die Ermordung der befreundeten Rosa Luxemburg, so ging ihm der Tod Eisners doch sehr nahe, war dieser doch der Schwiegersohn seines Freundes Josef Belli von Rammers-

weiter. Eisner hatte am 31. Mai 1917 in 2. Ehe Else Belli geheiratet, die nach dem Tode ihres Mannes während eines mehrwöchigen Aufenthaltes im Hause Geck durch die dort herrschende Atmosphäre wieder so etwas wie Gleichgewicht gewonnen hatte.¹⁵⁵

Der Mord an Eisner, der weitere Attentate auf Landtagsabgeordnete zur Folge hatte, löste unter den Sozialdemokraten eine ungeheuere Erregung aus. In Mannheim wurde er noch am gleichen Abend bekannt, als Erich Mühsam auf einer Großkundgebung im Nibelungensaal sprach. „Die Schreie des Hasses und der Empörung, die ungeheuere Aufregung der versammelten Werktätigen sind eine unauslöschliche Erinnerung für mich“, schrieb Stephan Heymann, der 1920 die Tochter Gecks, Erika, heiratete.¹⁵⁶ Auf einer tags darauf im Rosengarten von Zehntausenden besuchten Massenkundgebung wurde die Räterepublik ausgerufen, die allerdings nur wenige Tage Bestand hatte. In München gaben am 26. 2. Hunderttausend Kurt Eisner, diesem „geistvollen, mutigen, selbstlosen Arbeiterfreund“ (Georg Monsch) das letzte Geleit. Wie in vielen Städten des Reiches fand auch in Offenburg aus Anlaß der Münchner Ereignisse eine Demonstrationsversammlung „gegen die Vernichter der deutschen Revolutionserfolge und gegen die Gewalttaten im Dienste der Reaktion“ sowie für den „Schutz der Arbeiterräte gegen ihre Feinde“ am 3. März im Dreikönigssaal auf Einladung des Arbeiterrates statt, der sich die Vorstände der beiden sozialdemokratischen Vereine, das Gewerkschaftskartell und der prov. Arbeitslosenausschuß angeschlossen hatten. Die Versammlung war überfüllt und auf den Straßen drängten sich die Sozialdemokraten, die keinen Einlaß mehr gefunden hatten sowie die Neugierigen, die ein besonderes Ereignis erwarteten. Nach Eröffnung der Versammlung durch Peter Haberer wies Adolf Geck, wie nach ihm die Mehrheitssozialdemokraten Winter und Durban, in einer fünfviertelstündigen Rede auf die noch bestehenden Mängel der bürgerlichen Republik und die Notwendigkeit hin, durch Zusammenhalt und Energie des Proletariats die Reaktion zurückzuhalten und die soziale Republik zu erkämpfen.

Seine Ausführungen stießen in der bürgerlichen Presse auf wütende Kritik: Geck habe das Wort „zu einer Schimpfkanonade auf die sich anbahnende Neuordnung“ ergriffen, schrieb die „Offenburger Zeitung“ vom 5. 3.; seine Rede sei das geistige Produkt eines Mannes gewesen, der nur von dem wilden Drange des Widerspruchgeistes erfüllt sei. Man müsse dem Berichterstatter des „Offenburger Tageblatts“ zustimmen, „daß Herr Geck Opposition ist und bleibt und es auch bleiben würde, wenn wir heute eine kommunistische Regierung bekommen würden“. Seine Rede sei in Bausch und Bogen eine Anklage gegen Militarismus und Kapitalismus in neuer Auflage gewesen, ein Ausfluß der Unzufriedenheit gegen die Nationalversammlung, deren Beseitigung bzw. deren Beaufsichtigung er durch eine Räteregierung oder durch ein Arbeiterparlament gefordert habe. Geck führte die Ausschreitungen in den Großstädten auf die Provokation bestochener Elemente zurück und charakte-

risierte das in Bildung begriffene Freiwilligenheer als Werkzeug der Reaktion. Er schloß seine Ausführungen mit einer Lobeshymne auf Kurt Eisner. Drei Tage später sprach er aus gleichem Anlaß auf einer vom Lahrer Arbeiterrat einberufenen Versammlung im Rappensaal in Lahr.

Geck strebt auch in der USP keine Führungsposition an

Adolf Geck wird nicht selten als einer „der wichtigsten Führer der Linken“ bezeichnet, aber auch seine Stellung innerhalb der USP verdeutlicht, daß es korrekter wäre, ihn als einen der wichtigsten „Repräsentanten“ der Linken zu sehen. Der Verlauf der Landeskonzferenz der Unabhängigen im Februar 1919 in Karlsruhe läßt erkennen, daß Geck keinesfalls der Führer der Unabhängigen war.¹⁵⁷ Das zeigt sich bereits bei der Wahl des Büros, als er von Kruse (Karlsruhe) zum ersten Vorsitzenden mit der Begründung vorgeschlagen wird: „Wir haben die moralische Verpflichtung, daß wir den Genossen Geck mit dem Vorsitz betrauen“; bei einer unbestrittenen Führerstellung bedürfte es nicht dieses Argumentes. Und der Delegierte Weber (Mannheim) faßt dezent nach: „Um den Genossen zu entlasten, möchte ich den Genossen Brümmer als Vorsitzenden und Genosse Geck als Ehrenvorsitzenden vorschlagen.“ Auf allgemeinen Widerspruch zieht Weber seinen Antrag zurück und Geck wird zum Vorsitzenden gewählt. Der Bericht von Hermann Remmele (Mannheim) über den Stand der Organisation bei Ausbruch der Revolution weist auf ernste Führungsschwächen hin, die keinen intensiven Wahlkampf gestatteten. Es seien nur einzelne Orte, einzelne Städte gewesen, wo sich große Massen von Proletariern um die Fahne der USP geschart hätten. Man habe es mit Freuden begrüßt, daß der alte Revolutionär Adolf Geck seiner alten Überzeugung treu geblieben sei. Während alle anderen Parteien bis ins letzte Nest hinein Verbindungen hatten, sei das bei der USP bestenfalls bei 13 Orten der Fall gewesen. Die Arbeiter- und Soldatenräte hätten alle Kräfte gebunden, so daß für eine sofort zu schaffende Zentralinstanz Mannheim mit seiner kräftigen Organisation gewählt wurde. Bei ihr waren zum Zeitpunkt der Tagung nicht einmal die Adressen von 21 Orten bekannt. Immer wieder wurde auf der Konferenz der Mangel an Referenten hervorgehoben, unter der die ganze Wahlbewegung gelitten habe. Daß Geck sich nicht voll bei der Wahl eingesetzt hat, geht aus der Bemerkung von Dietrich (Karlsruhe) hervor, daß im Oberland bei der Wahl am besten die Mitgliedschaft Lahr funktioniert habe: „Es wurde von den Genossen in Lahr der Bezirk ohne weiteres bearbeitet.“ Bei Geck liefen zwar die organisatorischen Fäden des Oberlandes zusammen, wobei eine feste Organisation nur in Freiburg, Lahr und Offenburg bestand, aber in der Landesorganisation waren offensichtlich Mannheim und Karlsruhe führend, die auch den größten Teil der Mitgliedschaft vertraten. Von 70 Delegierten aus 26 Orten entfielen allein 30 auf Mannheim.

Am Vormittag des 2. Verhandlungstages wurden zum Punkt „Tagespresse“ mehrere Anträge gestellt, die „Sozialistische Republik“ als Tageszeitung aus-

zubauen und nach Offenburg zu verlegen, doch Geck erklärte, daß seine Druckerei technisch nicht imstande sei, ein Tageblatt herzustellen. Auf der Nachmittagssitzung, die von Geck mit einem ehrenden Nachruf auf Mehring, Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg eröffnet wurde, standen die Anträge über den Sitz des Landesvorstandes zur Beratung. Konstanz wünschte die Verlegung nach Offenburg, Freiburg nach Karlsruhe. Mit 57 gegen 8 Stimmen entschieden sich die Delegierten für Karlsruhe, und als Vorsitzender wurde einstimmig Bernhard Kruse (Karlsruhe) gewählt. Im Anschluß eines Berichtes von Georg Dietrich (Karlsruhe) über den Parteitag der USP in Berlin, debattierten die Delegierten auch über das Rätssystem, für das sich Remmele, Kruse und Trabinger einsetzten. Geck, der über „die politische Lage im Reich und im Lande“ referierte, griff zu diesem Punkt bezeichnenderweise nicht ein, obwohl er sich nach den enttäuschenden Wahlergebnissen deutlicher als früher zum Rätssystem bekannt hatte. Es sei zu dieser Konferenz noch erwähnt, daß ein Antrag von Durlach, sich der Kommunistischen Partei anzuschließen, mit 25 gegen 17 Stimmen abgelehnt wurde. Geck feierte im Schlußwort die neue Organisation als Kampfgenossenschaft des revolutionären Proletariats.

Adolf Geck war kein Theoretiker, und wir haben gesehen, wie unpräzise seine Vorstellungen gerade im entscheidenden Zeitpunkt der Revolution waren. Geck hat leider auch keine Arbeit über seine politischen Vorstellungen hinterlassen, und seine ungenaue Ausdrucksweise bereitet entsprechende Schwierigkeiten, diese zu analysieren. Man erinnert sich an eine kritische Stelle in einem Brief Bebels vom 20. August 1911 an Kautsky:

„Adolf Geck, der Berichterstatter für den Fraktionsbericht ist, hat ein Stück Arbeit zum Stiefel ausziehen geliefert. Korrektur kostete mich einen ganzen langen Tag und ist doch nur Stückwerk. Es ist zum Davonlaufen. Kein Mensch in der Fraktion gibt sich die Mühe, den Bericht gründlich durchzulesen, obgleich alle ihn verantworten müssen; der Einzelne liest höchstens, was er selbst gesagt haben soll.“¹⁵⁸

Geck liebte neben seiner journalistischen und parlamentarischen Tätigkeit die politische Agitation, und so überrascht es schon nicht mehr, daß er in dieser erregenden Zeit lieber in den Demonstrationsversammlungen auftrat als an dem vom 2. bis 6. März in Berlin stattfindenden außerordentlichen Parteitag der Unabhängigen teilzunehmen. Immerhin standen dort Programm und Taktik der Partei auf der Tagesordnung, zu der übrigens seitens der badischen Organisation keinerlei Anträge vorlagen. Aber es bleibt doch bemerkenswert, daß Geck dieser Tagung wieder fernblieb, obwohl er der Kontrollkommission angehörte, also der zweitwichtigsten Kommission der Partei, die auch die Tätigkeit und Haltung der Partei zu überwachen hatte. Schließlich konnte er auch davon ausgehen, daß er wiedergewählt wurde, was auch trotz seiner Abwesenheit der Fall war. Der Parteitag bekannte sich grundsätzlich zum Rätssystem und forderte eine entscheidende Mitwirkung der Räte bei der Gesetzgebung, Staats- und Gemeindeverwaltung sowie in den Betrieben. Er verlangte die Einordnung des Rätensystems in die Verfassungen, obwohl er mit keiner

festumrissenen Konzeption aufwarten konnte. Da die USP nicht die volle Macht, sondern nur die Mitwirkung der Räte im parlamentarischen System verlangte, konnte auch eine „gesetzliche Verankerung der Arbeiter-, Soldaten-, Betriebs- und Wirtschaftsräte“ Aufnahme in ein Einigungsprogramm finden, das von einem aus Mehrheitssozialdemokraten, Unabhängigen und Kommunisten zusammengesetzten Aktionsausschuß in Mannheim ausgearbeitet und am 9. April in zwei Mannheimer Zeitungen veröffentlicht wurde.¹⁵⁹

Für die badische Regierung — ihr gehörte auch der aus Lahr stammende Kultus- und Unterrichtsminister Hermann Hummel an — und die badische Nationalversammlung war allein die am 13. April stattfindende Volksabstimmung maßgebend. Der Stimmzettel enthielt zwei Fragen: I. Wird die Verfassung genehmigt? und II. Soll die Nationalversammlung als Landtag weitergelten? Während des Wahlkampfes sprach Geck am 6. April in einer von „außerordentlich vielen Zuhörern“ besuchten Volksversammlung der USP im „Storchen“ in Haslach in ruhiger und sachlicher Weise zum Thema „Revolution und Gegenrevolution“. Er konnte mit der Veranstaltung sehr zufrieden sein, da die von den Regierungssozialdemokraten nachmittags abgehaltene Versammlung mit dem Freiburger Stadtrat Wilhelm Engler nur mäßig besucht war.¹⁶⁰

Auf dem Stimmzettel waren die Fragen fürsorglich bereits mit „Ja“ beantwortet! Dementsprechend war auch das Versammlungsthema der USP Offenburg am Wahlsonntag aggressiv formuliert: „Volksabstimmung über die Verfassung usw. Ist Betrug und Erpressung seitens der Karlsruher Herrschaften verübt?“, über das der Redakteur Dietrich aus Karlsruhe sprach. An dieser Veranstaltung nahm auch das ehemalige Mitglied des 53er-Ausschusses des Reichsmarinerrates Hermann Lamm teil: „Ich besuchte meine Vaterstadt Offenburg i.B., wo ich gelegentlich einer Versammlung der USPD mit Adolf Geck, für den ich seit Jahren schwärme, der schon seit Jahrzehnten tapfer für den Sozialismus kämpft, zusammentraf.“¹⁶¹ Bei einer Wahlbeteiligung von 38% waren es in Offenburg nur 35% der Stimmberechtigten, die für die Verfassung und das Verbleiben der Nationalversammlung als Landtag für weitere drei Jahre votierten, wobei nicht einmal alle Anhänger der USP gegen die Verfassung stimmten. In Baden lag die Wahlbeteiligung bei rd. einem Drittel, von dem 91% das vorgedruckte „Ja“ akzeptierten, was Georg Monsch zu dem Kommentar veranlaßte: „Ein solch schmähhliches Fiasko müßte Ehrenmänner zur Niederlegung der Exzellenzwürde zwingen, aber die 18 000 Märker und Groschen . . .“

Erfolg der Unabhängigen bei der Gemeindewahl

Nach dem Mannheimer Beispiel bildete sich auch in Offenburg ein Aktionsausschuß, der es zuwege brachte, daß die beiden szd. Parteien mit dem Ge-

werkschaftskartell gemeinsam den 1. Mai feierten. Trotz Regen und Kälte zog am Nachmittag ein imposanter Festzug mit der Regimentsmusik 170 von der landw. Halle durch die Stadt zum Dreikönigsaal, wo Georg Monsch die Festrede hielt. In die Gemeindevahl vom 25. Mai zogen die Sozialdemokraten allerdings mit getrennten Listen. In ihrem Wahlaufdruck versicherten die Unabhängigen, daß es nicht ihre Schuld sei, wenn in Offenburg der Geist der sozialdemokratischen Solidarität des 1. Mai nicht für die Wahlen wachgeblieben sei. Nach den Erfolgen der Partei in Mannheim und Karlsruhe konnte sie auch in Offenburg auf ein günstiges Ergebnis hoffen. Geck versäumte nicht, vor dem Wahltag eine gehässige Ehrabschneidung des mehrheitssozialdemokratischen „Volksfreund“ ins rechte Licht zu stellen. Unter der Überschrift „Eine schuftige Tat des Karlsruher ‚Volksfreund‘“ zitierte er in der Ausgabe vom 25. Mai eine fingierte Briefkastennotiz, die am 28. April erschienen war, um den unbequemen Gegner moralisch und politisch unmöglich zu machen: „G.P., J.N., Offenburg. Wir haben zurzeit Besseres zu tun, als in unserem Blatte mit dem alten Sünder herumzustreiten. Wenn er jedoch gegen unsere Partei allzu unverschämt werden sollte, könnte es freilich nötig werden, an Hand Ihrer Mitteilungen der dortigen Arbeiterschaft einmal zu zeigen, wie der Notstands-Heuchler sich von den Bauern der Umgebung auf allerhand Schleichwegen mit Mehl, Butter, Eier, Speck, Wein, Kirschwasser usw. zu versorgen wußte, und wie bis ins letzte Spätjahr aus dem Feld alle paar Tage fette Freß- und wertvolle sonstige Beutesendungen an ihn ankamen.“ Andere Mitteilungen in dieser Sache rückten die „Moral des Fressers“ in ein noch greller Licht, fügte das Blatt hinzu. Der Offenburger AR nahm sich des „Schurkenstreichs“ an, ersuchte die Einsender öffentlich um Bekanntgabe ihres Materials und entsandte überdies eine Abordnung in die Karlsruher Redaktion. Alle Bemühungen waren vergeblich, der „Volksfreund“ trat den Wahrheitsbeweis für seine Behauptungen nicht an. Die ungewollte Wahlhilfe des „Volksfreund“ verstärkte sehr wahrscheinlich den Trend zu den Unabhängigen:

mit Georg Monsch, der jetzt 31 Jahre als Stadtrat tätig war, an der Spitze und Adolf Geck an 4. Stelle erreichten sie bei der Stadtverordnetenwahl am 25. Mai mit 643 Stimmen einen Anteil von 12,3% (10 Sitze) gegen 5,2% bei der Wahl zur bad. Nationalversammlung, während die Mehrheitssozialdemokraten mit 940 Stimmen von 25,1% auf 18% (15 Sitze) zurückfielen.

Die Unabhängigen verdankten ihren Erfolg nicht zuletzt ihrem aktiven Eintreten für eine befriedigende und gerechte Lebensmittelversorgung über den AR, an dessen Spitze Peter Haberer und Adolf Geck standen. Da gerade die ärmere Bevölkerung in ihrer Versorgung durch den grassierenden gewerbsmäßigen Schleichhandel und das blühende Schiebertum getroffen wurde, setzten sich die Sozialdemokraten beider Richtungen gemeinsam für eine energische Bekämpfung ein.

Die Auflösung der Arbeiterräte

Nach den Wahlen zur badischen und deutschen Nationalversammlung (19. 1. 1919) blieb praktisch kein Platz mehr für die Arbeiterräte, zumal die Räte sich selbst mit großer Mehrheit zur parlamentarischen Demokratie bekannten und das Rätssystem ablehnten. Die Oberländer Räte, unter ihnen der Offenburger Arbeiterrat, wehrten sich hartnäckig gegen eine Auflösung, aber Adam Remmele, der ehemals dem engeren Ausschuß der Landeszentrale angehörte, beschleunigte diese durch seinen Erlaß vom 8. September 1919 an die Bezirksämter, in dem er die Einstellung sämtlicher Zahlungen persönlicher oder sachlicher Art an die Räte vom 1. Oktober ab verfügte. Dieses finanzielle Abwürgen der Räte führte zu Protesten der Räte im Oberland, die nach einer Konferenz am 19. 9. die Hilfe des Zentralrates in Berlin anriefen.¹⁶² Die Proteste blieben wirkungslos und am 3. Oktober mußte der AR Offenburg die beiden hauptamtlich Beschäftigten, Alfred Bätz und Wilhelm Leitz, abmelden. Am gleichen Tag erschien in der „Badischen Landeszeitung“ die Falschmeldung, daß der Offenburger AR sich am 1. Oktober aufgelöst habe, doch dieser arbeitete zunächst unverdrossen weiter. Als man dem Stadtrat einen Beschluß zum Thema „städtische Fleischversorgung“ unterbreitete, den man auf einer Sitzung am 17. November 1919 gefaßt hatte, erklärte dieser, „daß er einen Arbeiterrat in Offenburg als berechnete Einrichtung nicht mehr anerkenne und deshalb auch keinen städtischen Raum für Beratungen eines Arbeiterrates zur Verfügung stelle.“ Sang- und klanglos endete so nach einjährigem Bestehen die zweifellos nützliche Einrichtung in Offenburg. Mit ein paar Hinweisen im „Alten“, daß doch noch einige vom AR gemachten Vorschläge nach und nach zur Geltung kämen, schloß das Blatt mit der bitteren Bemerkung: „An Stelle des Arbeiterrates wird künftig die Einwohnerwehr für das Volk sorgen.“ Anläßlich einer Kundgebung am 14. März 1920 gegen den Kapp-Putsch, nachdem der Korvettenkapitän Ehrhardt — von Geck stets als Diersburger Pfarrersohn apostrophiert — tags zuvor mit seiner Marinebrigade in Berlin einmarschiert war, wurde in Offenburg neben der Bewaffnung der Arbeiterschaft auch die Wiedereinsetzung der Arbeiterräte gefordert. Die Aufgabe der Regierung Kapp-Lüttwitz am 17. März nach dem ausgerufenen Generalstreik erübrigten nach Auffassung der Regierung die Erfüllung dieser Forderungen.

Adolf Geck in der Geschichte der Arbeiterbewegung

Welchen Platz Adolf Geck in der Geschichte der Arbeiterbewegung einnimmt, zeigt ein Glückwunschs schreiben zu Gecks 75. Geburtstag von Dr. Albert Kuntzemüller, der selbst der Sozialdemokratischen Partei und nach Ausbruch der Revolution dem Soldatenrat Warschau angehörte. Er kannte Geck auch aus der Zeit seiner Lehrtätigkeit in Offenburg und schrieb diesem am 16. Februar 1928 aus Freiburg, wo er als Direktor der Neuburg-Oberrealschule tätig war:¹⁶³

„Heutzutage gehört nicht allzu viel Bekennermut dazu, Sozialdemokrat zu sein. In Ihnen erblicke ich immer wieder einen jener wenigen Überlebenden aus der alten Garde, die sich zum Sozialismus bekannten, als es noch keinen sozialdemokratischen Reichskanzler oder Minister gab, dafür aber ein Sozialistengesetz und polizeiliches Spitzeltum. Wenn ich im Geschichtsunterricht in Oberprima die Zeit nach 1878 behandle, so verfehle ich nie, die Märtyrer des Schandgesetzes von damals zu nennen und auch auf Sie als einen der wenigen noch Lebenden hinzuweisen.“ Auf der gleichen Linie liegen die Würdigungen von R. G. Haebler: „Namentlich in den Jahren der Verfolgung war Adolf Geck ein Fels in brandender Flut“¹⁶⁴ und Günther Haselier: „So steht Adolf Geck vor uns als ein bedeutender Politiker seiner Zeit, dessen Arbeit für seine Partei in den Jahren der Unterdrückung und des Sozialistengesetzes vielleicht sein größtes politisches Verdienst ist.“

Im Oktober 1922 kehrte Adolf Geck mit der restlichen USP zur Sozialdemokratischen Partei zurück, nachdem die Reichstagsfraktionen beider Parteien bereits im Juli eine Arbeitsgemeinschaft gebildet hatten, aber die Partei wurde nie mehr zu seiner wahren politischen Heimat.¹⁶⁵

Als seine Frau am 13. August 1927 starb, bedeutete dies in jeder Hinsicht für Geck einen schweren Schlag. Ohne sie hätte er seine parlamentarische Tätigkeit nicht ausüben können, denn sie war praktisch nicht nur die Geschäftsführerin von Druckerei und Verlag, sondern arbeitete auch in der Redaktion des „Alten“ mit. Nach ihrem Tod übernahm die Tochter Rohtraud in selbstloser Weise die Fürsorge für den Vater, der leider kein Betätigungsfeld mehr im öffentlichen Leben fand. Das war für ihn um so schmerzlicher, als „D'r alt Offeburger“ am 18. März 1933 aufgrund der Notverordnung vom 28. Februar 1933 sein Erscheinen einstellen mußte.

Als Adolf Geck am 13. April 1942 im Alter von 88 Jahren starb, widmete auch eine Basler Zeitung dem „Kämpfer für Recht und Wahrheit“ einen ehrenvollen Nachruf:¹⁶⁶ „Alle die breiten und bedrückten Massen im badischen Lande, für die Adolf Geck jederzeit und rückhaltslos eingetreten, und zwar zu Zeiten, wo es schwer war, werden ihm ein dauerndes und ehrendes Andenken bewahren!“

Anmerkungen

Abkürzungen:

AR = Arbeiterrat; AuSR = Arbeiter- und Soldatenrat; DaO = D'r alt Offeburger = der „Alte“; GLA = Generallandesarchiv Karlsruhe; IISG = Internationales Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam; MSPD = Sozialdemokratische Partei Deutschlands (Mehrheits-Sozialdemokratie); OZ = Offenburger Zeitung; StAO = Stadtarchiv Offenburg; SR = Soldatenrat; USP = Unabhängige Sozialdemokratische Partei.

1 Ernst Engelberg, Deutschland von 1871 bis 1897, Berlin 1967, S. 144.

2 Dazu: Ernst Engelberg, Revolutionäre Politik und Rote Feldpost 1878—1890, Berlin 1959.

3 9. Aufl., hrsg. u. eingel. von Hans J. Schütz, Berlin-Bonn 1878. Zu den in diesem lesenswerten Buch geschilderten Schwierigkeiten beim Schmuggel kam die Überwachung deutscher Sozialdemokraten in der Schweiz durch die dortige Polizei und deutsche Spitzel. Über die „Bütteldienste“ der Schweizer Polizei berichtete Carl Meist aus Köln in seinem Brief v. 8. 10. 1887 an Redakteur Bernstein (IISG Nachlaß Motteler 820). Daß Meist auf Briefbogen von Adolf Geck aus Offenburg schrieb, weist auf dessen Bedeutung im Organisationsnetz hin.

- 4 Allerlei Leute und allerlei Gedanken. Tagebuchblätter von Heinrich Hansjakob. Stuttgart 1913, S. 332.
- 5 GLA 69 N 1 963,15 (Abschrift).
- 6 Günther Haselier, Adolf Geck als Politiker und Mensch im Spiegel seines schriftlichen Nachlasses. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, 115. Bd., Heft 2, Karlsruhe 1967, S. 333.
- 7 DaO 21. 5. 1927.
- 8 DaO 19. 3. 1922, 8. 8. 1920, 13. 12. 1930, 26. 11. 1932 (Beilage).
- 9 DaO 27. 10. 1931. Ernst Engelberg hat in einer ausgezeichneten Studie „Das Verhältnis zwischen kleinbürgerlicher Demokratie und Sozialdemokratie in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts“ untersucht, die auch Offenburg einbezieht und 1982 im Sammelband „Innenpolitische Probleme des Bismarckreiches“ erscheint. Für die Überlassung des Manuskripts danke ich Prof. Engelberg und dem Historischen Kolleg, München.
- 10 Zur Verlegung des 1878 in Kehl herausgekommenen „Rheinboten“ nach Offenburg und seiner Übernahme durch H. Hambrecht und A. Geck: DaO 3. 11. 1928, 3. 5. 1930, 18. 10. 1930, 25. 4. 1931.
- 11 August Bebel, Aus meinem Leben. 3. Teil. 9. Aufl. Berlin 1930, S. 195f.
- 12 DaO, 7. 6. 1930.
- 13 Beschluß des Landgerichtes Freiburg, Strafkammer II, v. 8. 11. 1888 (StAO — Nachlaß A. Geck). DaO 27. 10. 1918 (Urteil v. 22. 11. 1888).
- 14 Oskar Muser, Sozialistengesetz und Rechtspflege, 1889.
- 15 DaO, 17. 5. 1930.
- 16 Friedrich Heer, Europa — Mutter der Revolutionen. 2. Aufl. Stuttgart 1967, S. 418.
- 17 Liederbuch für Partei- und Gewerkschafts-Festlichkeiten, Münster i. W. (o.J.).
- 18 „Des Staren Rache“. In: Von unten auf — Ein neues Buch der Freiheit. Gesammelt und gestaltet von Franz Dietrich. 2. Bd., Berlin 1911, S. 219f. Nach Dietrich (S. 344) war die Melodie der Marseillaise während der Zeit des Sozialistengesetzes verboten. Selbst wer sie piff, wurde bestraft.
- 19 Inventar des Nachlasses Adolf Geck im Generallandesarchiv Karlsruhe, bearbeitet von Günther Haselier, Stuttgart 1975, S. 2 der Einleitung. Man wird nicht außer acht lassen dürfen, was Rohtraud Weckerle-Geck zum Gedenken ihres Vaters schrieb, daß ihm ein Künstlergeist das Streben nach Idealen gebot, die das Wohl der gesamten Menschheit ersehnten. Für ihre Verwirklichung habe er sein Leben hindurch auf dem linken Flügel der Sozialdemokratie gekämpft (StAO — Nachlaß Geck).
- 20 Ernst Engelberg, Berlin, 14. 11. 1981.
- 21 August Bebel, S. 91.
- 22 Geck an Vollmar, 31. 10. 1891 (IISG Nachlaß Vollmar 681).
- 23 Haselier, Adolf Geck, S. 354.
- 24 Freundl. Mitt. von Tell Geck v. 20. 11. 1981.
- 25 Protokoll über die Verhandlungen des Parteitags der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands zu Nürnberg (1908), S. 347.
- 26 Peter Nettel, Rosa Luxemburg, Köln-Berlin 1967, S. 132.
- 27 ISSG Nachlaß Vollmar 681.
- 28 Haselier, Adolf Geck, bringt eine ausführliche Darstellung der Verlegung des „Volksfreund“ nach Karlsruhe (S. 367—371).
- 29 Ebd., S. 371.
- 30 Nettel, S. 163.
- 31 August Bebel, Zürich, 17. 7. 1913 an Marie Geck (GLA 69 N-1 Fasz. 944/81).
- 32 Adam Röder im „Residenz-Anzeiger“ v. 6. 8. 1921.
- 33 Haselier, Adolf Geck, S. 371.
- 34 DaO, 17. 3. 1918.
- 35 Volksfreund, 9. 3. 1931
- 36 Jörg Schadt, Die Sozialdemokratische Partei in Baden von den Anfängen bis zur Jahrhundertwende 1868—1900, Hannover 1971, 188.
- 37 Haselier, Adolf Geck, S. 365 Anm. 53 (Brief v. 8. 12. 1898).
- 38 Wesemeier an Adolf Geck (StAO — Nachlaß A. Geck).
- 39 Nettel, S. 151ff.
- 40 W.I. Lenin, Ausgewählte Werke, Moskau 1969, S. 29.
- 41 Nettel, S. 155.
- 42 Marie Geck, Zum Gedächtnis Rosa Luxemburgs, Manuskript für einen gemeinsamen Artikel mit Parvus für die Leipziger Volkszeitung (GLA 69 N-1 Fasz. 259).
- 43 DaO, 17. 3. 1918.
- 44 Haselier, Adolf Geck, S. 380; Helmut Bender, Anton Fendrich. In: Badische Heimat, Heft 2. Juni 1980, S. 303.
- 45 Protokoll über die Verhandlungen der SPD zu Mainz (1900), Berlin 1900.

- 46 Rosa Luxemburg, Friedenau, 18. 10. 1900 an Adolf Geck. In: Rosa Luxemburg, *J'étais, je suis, je serais! Correspondance 1914—1919*, Paris 1977.
- 47 Haselier, Adolf Geck, S. 382; Konrad Elsässer, *Die badische Sozialdemokratie 1890 bis 1914*, Marburg 1878, S. 66 Anm. 67.
- 48 Jörg Schadt, a.a.O. S. 188.
- 49 Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der SPD zu Bremen (1904), Berlin 1904.
- 50 StAO — Nachlaß A. Geck (Abschrift).
- 51 Bender, Fendrich. In: *Bad. Heimat*, Juni 1980, S. 301.
- 52 DaO, 19. 9. 1915.
- 53 Haselier, Inventar, 1198.
- 54 Otto Ernst Sutter, Anton Fendrich. In: *Die Ortenau* 48 (1968), S. 144.
- 55 *Regierte der Kaiser? Kriegstagebücher, Aufzeichnungen und Briefe des Chefs des Marine-Kabinetts Admiral Georg Alexander von Müller 1914—1918*, hrsg. von Walter Görlitz, Göttingen 1959, S. 108.
- 56 Ebd., S. 404.
- 57 Elsässer, S. 71.
- 58 IISG, Nachlaß Kautsky D XI 107.
- 59 Schadt, S. 167.
- 60 DaO. 25. 6. 27.
- 61 Reinhold Zumtobel, Hausen, 1. 3. 1910 an Adolf Geck (StAO-Nachlaß A. Geck).
- 62 Elsässer, S. 131.
- 63 Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Badens. Abgehalten am 26. u. 27. 8. 1911 in Offenburg.
- 64 DaO, 28. 1. 1912.
- 65 Ernst Kerkow, *Mannheim unvergängliche Züge aufgeprägt*. In: *100 Jahre SPD in Baden-Württemberg. Dokumentationsschrift*, S. 17.
- 66 Joseph Schofer, *Mit der alten Fahne in die neue Zeit*. Freiburg Br. 1926, S. 83.
- 67 Netti, S. 424.
- 68 GLA 69 N 1 Fasz. 944/81.
- 69 August Bebels Briefwechsel mit Kautsky, 1971, S. 172, 303.
- 70 Prot. über die Verhandlungen des Parteitages der SPD zu Nürnberg (1908), S. 550.
- 71 Ludwig Frank, *Aufsätze, Reden und Briefe*. Ausgewählt und eingeleitet von Hedwig Wachenheim, Berlin 1924, S. 125.
- 72 Annelies Laschitzka, *Deutsche Linke im Kampf für eine demokratische Republik*. Berlin 1969, S. 257.
- 73 August Bebels Briefwechsel mit Karl Kautsky. Hrsg. von Karl Kautsky jr., Assen 1971, S. 222.
- 74 Victor Adler. Briefwechsel mit August Bebel und Karl Kautsky etc. Gesammelt und erläutert von Friedrich Adler. Wien 1954, S. 515.
- 75 A. Bebels Briefwechsel mit K. Kautsky, S. 236 (Bebel an Luise Kautsky, 29. 9. 1910).
- 76 Prot. über die Verhandlungen des Parteitages der SPD in Magdeburg vom 18.—24. 9. 1910, S. 244.
- 77 Wilhelm Groener, *Lebenserinnerungen*. Hrsg. von Friedrich Freiherr von Gaertringen. Göttingen 1957; Jörg Berlin (Hrsg.), *Die deutsche Revolution 1918/19. Quellen und Dokumente*, Köln 1979, S. 274 (Aus der Zeugenaussage des Generals W. Groener im Münchner Dolchstoßprozeß von 1925).
- 78 *Volksfreund*, 20. 4. 1918.
- 79 *Volkswacht*, 20. 4. 1918.
- 80 *Volksfreund*, 19. 4. 1918.
- 81 *Volksfreund*, 20. 4. 1918.
- 82 StAO — Nachlaß Georg Monsch.
- 83 *Wie wir den Weg zum Sozialismus fanden. Erinnerungen badischer Sozialdemokraten*. Hrsg. u. bearbeitet von Jörg Schadt. Stuttgart 1981, S. 46.
- 84 Im gleichen Jahr erschien mit einem biographischen Vorwort von Adolf Geck (Nov. 1904) in seinem Verlag die Schrift „Zur Geschichte der deutschen Fabrikgesetzgebung. Erste sozialpolitische Rede in einem deutschen Parlament im Jahre 1837“ von Franz Josef Ritter v. Buss. August Bebel schrieb dazu ein Geleitwort, das allerdings erst vom 7. 4. 1905 datiert ist.
- 85 Sally Grünebaum, Ludwig Frank. Heidelberg 1924. Bei den Teilnehmern des Zentrums handelte es sich um Vertreter aus dem Elsaß. Nach George W.F. Hallgarten, *Imperialismus vor 1914*, 2. Bd., München 1963, S. 396, waren 185 frz. Abgeordnete erschienen.
- 86 Fritz Klein, *Deutschland von 1897/98 bis 1917*. Berlin 1977, S. 270.
- 87 Heiner Raulff, *Zwischen Machtpolitik und Imperialismus. Die deutsche Frankreichpolitik 1904/06*, Düsseldorf 1976, S. 145.
- 88 Fritz Klein, S. 271.
- 89 Prot. über die Verhandlungen des PT der SPD zu Bremen, Berlin 1904, S. 211f.

- 90 Susanne Miller, *Burgfrieden und Klassenkampf. Die deutsche Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg*. Düsseldorf 1974, S. 66f.
- 91 *Frankfurter Zeitung* Nr. 261, *Drittes Morgenblatt*, 20. 9. 1914.
- 92 *Nettl*, S. 583f.
- 93 IISG, *Nachlaß Kautsky* D XI 108.
- 94 Clara Zetkin, *Der Weg nach Moskau*, 1920, S. 7.
- 95 Haselier, Adolf Geck, S. 408.
- 96 IISG, *Nachlaß Kautsky*, D XI 110.
- 97 *Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*. Band 1. Juli 1914 — Oktober 1917. Berlin 1958, S. 169. Vgl. dazu auch Susanne Miller, S. 104ff.
- 98 *StAO — Nachlaß Adolf Geck*.
- 99 Wilhelm Kolb, *Die Sozialdemokratie am Scheidewege*. Ein Beitrag zum Thema: Neuorientierung der deutschen Politik. Karlsruhe (1915), S. 61f.
- 100 *Die neue Zeit*, 33. Jg., 2. Bd. Nr. 23 v. 3. 9. 1915.
- 101 IISG, *Nachlaß Kautsky*, D XI 109, 15. 8. 1915.
- 102 *Offenburger Tageblatt*, 28. 3. 1917 — Meldung vom 26. 3.
- 103 Haselier, *Inventar 948* (Bock, Gotha, an Adolf Geck, 7. 4. 1917). Lt. Prot. des Parteitags in Gotha (Berlin 1921), S. 71, wurde Geck für die Kontrollkommission nicht vorgeschlagen.
- 104 *Volkswacht*, 26. 4. 1917.
- 105 *Die SPD in Baden-Württemberg und ihre Geschichte*. Hrsg. von Jörg Schadt und Wolfgang Schmierer, Stuttgart 1979, S. 135.
- 106 Haselier, Adolf Geck, S. 412.
- 107 *OZ*, 15. 5. 1917.
- 108 *StAO*, *Nachlaß Adolf Geck*, 14. 5. 1917. Geck beantragte beim Präsidenten der 2. Kammer die Einräumung von Kommissionssitzen, aber die Mehrheitssozialdemokraten wollten ihm dies nicht auf ihre Kosten zubilligen: „wenn Geck in den Kommissionen vertreten sein wolle, möge er sich der konservativen Fraktion anschließen, diese würde froh sein an ihm“ (Unabhängiger Sozialdemokratischer Zeitungsdienst, Berlin, 29. 1. 1918). Geck wurde schließlich bei der Budgetkommission als beratendes Mitglied zugelassen.
- 109 *Volkswacht*, 24. 10. 1917.
- 110 *OZ*, 9. 6. 1917.
- 111 *OZ*, 3. 8. 1917.
- 112 Peter Graf Kielmansegg, *Deutschland und der Erste Weltkrieg*, Frankfurt am Main 1968, S. 658.
- 113 *Regiert der Kaiser?*, S. 407.
- 114 Kielmansegg, S. 668.
- 115 Haselier, Adolf Geck, S. 391.
- 116 Rosa Luxemburg, *J'étais*, S. 393.
- 117 Marie Geck, *Zum Gedächtnis Rosa Luxemburg's*.
- 118 Rosa Luxemburg, *Briefe an Freunde*, nach dem von Luise Kautsky fertiggestellten Manuskript herausgegeben von Benedikt Kautsky, Hamburg 1950.
- 119 Wilhelm Engelbert Oeftering, *Der Umsturz 1918 in Baden*. Konstanz 1920, S. 77f.
- 120 Hermann Ludwig Lamm, *Bademeister*, wurde am 15. 8. 1891 als Sohn des August Lamm, Zugmeister, und seiner Frau Bertha, geb. Grüniger geboren. Adolf Geck veröffentlichte im „*Alten*“ vom 15. 12. 1918 einen Bericht von Lamm über die revolutionären Ereignisse in Kiel, den er allerdings schon vier Wochen zuvor erhalten hatte. Lamm teilte ihm am 25. 11. mit, daß er seit einigen Tagen dem 53er-Ausschuß des Reichsmarinerrats angehöre. In der Schrift „*Revolution der deutschen Marine*“, Immendingen/Baden 1919 (200 Seiten), legte er seine Erlebnisse während der Revolutionszeit nieder (GLA 69 N 1—1496).
- 121 Walter Caroli — Robert Stimpel, *Geschichte der Lahrer SPD*. Ein Beitrag zur politischen Entwicklung in der Stadt Lahr, 1979, S. 118. Der Vorsitzende des SR, August Heinz, gab 1919 im Eigenverlag die kleine Schrift „*Die Revolution in Lahr*“ heraus.
- 122 Heinrich Brüning, *Memoiren 1918—1934*, Stuttgart 1970, S. 31.
- 123 John Gustav Weiß, *Lebenserinnerungen eines badischen Kommunalpolitikers*, hrsg. u. bearbeitet von Jörg Schadt unter Mitarbeit von Hans Ewald Keßler, Stuttgart 1981, S. 157.
- 124 Am 29. 10. 1922 schrieb der „*Alte*“: „Wie die Frau Reichstagsabgeordnete Clara Zetkin kürzlich im Reichstage mitteilte, war es der hier wohlbekannte Schriftsteller Anton Fendrich, welcher den Reichskanzler Prinz Max von Baden auf Herrn Ebert aufmerksam machte, als er sich nach einer Persönlichkeit für den ersten Präsidenten der Republik umgesehen hat.“
- 125 Heinrich Köhler, *Lebenserinnerungen des Politikers und Staatsmannes 1878—1949*, hrsg. von Joseph Becker, Stuttgart 1964, S. 80. Die Bildung von Wohlfahrtsausschüssen war keine badische Spezialität; solche Ausschüsse wurden beispielsweise in Köln (10. 11.) und in Straßburg ins Leben gerufen (Georges Foesel, *Strasbourg sous le drapeau rouge — La Révolution de novembre 1918*. In: *Saisons d'Alsace*. In seinem

- Aufsatz (Sonderdruck o.D. S. 485) geht Foessel auch auf den Vorfall am 9. 11. 18 in Kehl ein, wo der Brückenkommandant Hauptmann Schmidt den im Zug befindlichen Matrosen befahl, die Rheinbrücke zu Fuß zu passieren. Ein elsässischer Matrose bestieg die Lokomotive, um die Weiterfahrt zu erzwingen. Darauf eröffnete Schmidt mit seinem MG das Feuer, dem der Matrose zum Opfer fiel.
- 126 Joseph Schofer, S. 68.
 - 127 Gerhard Kaller, Die Revolution des Jahres 1918 in Baden und die Tätigkeit des Arbeiter- und Soldatenrats in Karlsruhe. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Bd. 114 (1966), S. 332.
 - 128 Haselier, Adolf Geck, S. 398ff.
 - 129 Joseph Schofer, S. 69. Jürgen Thiel, Die Großblockpolitik der Nationalliberalen Partei Badens 1905—1914, S. 58f.
 - 130 Schweizer (Kiel) warf der Parteileitung auf dem ao. Parteitag der USP v. 2.—6. 3. 1919 in Berlin vor, daß sie nicht nur die USP in Kiel, sondern auch einen Teil der Arbeiterschaft links und rechts von ihr im Stich gelassen habe (Protokoll, S. 177).
 - 131 Dem pflichtet auch seine Tochter Rohtraud Weckerle-Geck bei: „Es stimmt, daß A.G. keinen ‚Führer‘-Anspruch oder Ministerehrgeiz hatte“ (Freundl. Mitt. v. 25. 11. 1981).
 - 132 Haselier, Adolf Geck, S. 361.
 - 133 Auf der Mitgliedskarte (StAO — Nachlaß A. Geck) wird die Beitragszahlung für Sept.-Okt. 1894 bescheinigt. Marie Geck ließ sich in Achern am 8. 4. 1895 aufnehmen (Haselier, Inventar 232).
 - 134 Briefwechsel im StAO — Nachlaß A. Geck.
 - 135 StAO, Arbeiter- und Soldatenrat.
 - 136 Schwarzwälder Volksstimme, 14. 11. 1918; J.S. Drabkin, Die Novemberrevolution 1918 in Deutschland, Berlin 1968, S. 224f.
 - 137 StAO 5/6326.
 - 138 OZ, 14. 11. 1918.
 - 139 Arbeiter-, Soldaten- und Volksräte in Baden 1918/19, bearbeitet von Peter Brandt und Reinhard Rürup, Düsseldorf 1980, S. 17.
 - 140 Ulrich Kluge, Soldatenräte und Revolution, Göttingen 1975, S. 216.
 - 141 Bericht des Soldatenrats Offenburg vom 22. 12. 1918, Anlage IV. (Arbeiter-, Soldaten- und Volksräte in Baden, S. 226).
 - 142 Sitzungsbericht im Offenburger Tageblatt v. 28. 11. 1918. — StAO: Prot. Nr. 774/787 v. 26. u. 27. 11. 1918.
 - 143 StAO 5/6326/6329.
 - 144 Schwarzwälder Volksstimme, 5. u. 9. 12. 1918; Kluge, S. 226.
 - 145 Schiffer, Deutschlands Finanzlage nach dem Kriege, Rede, gehalten in der Deutschen Nationalversammlung am 15. 2. 1919, Berlin 1919, S. 13.
 - 146 Suso Gartner, Der Bühler Arbeiter- und Soldatenrat. In: Die Ortenau 60 (1980), S. 212.
 - 147 OZ, 3. 12. 1918 (Disch, Chronik der Stadt Zell a.H., S. 417. Freundl. Hinweis von Thomas Kopp, 8. 6. 79).
 - 148 Mitteilungsblatt für die Arbeiter-, Bauern- und Volksräte Badens, Karlsruhe, 2. 1. 1919, S. 21.
 - 149 A.-S. und Volksräte in Baden, S. 291ff.: Verfassungsentwurf der Siebener-Kommission der badischen Soldatenräte, Januar 1919.
 - 150 Mitteilungsblatt für die Arbeiter-, Bauern- und Volksräte Badens, 16. 1. 1919, S. 26f.
 - 151 StAO — Nachlaß A. Geck.
 - 152 Georg Kirschner an Rohtraud Weckerle-Geck, 28. 7. 1962 (StAO Nachlaß A. Geck).
 - 153 Heinz Amberger (Hrsg.), Burschenschaftler-Handbuch, 2. Aufl. 1953, S. 40.
 - 154 Kirschner, 28. 7. 62 an Rohtraud Weckerle-Geck.
 - 155 Freundl. Mitt. von Prof. Dr. Ernst Engelberg, Berlin, 14. 11. 1981. Else Eisner (1887—1940) versteckte sich nach Ausbruch des 2. Weltkrieges in einem Nonnenkloster in Dôle im frz. Jura: „Als die Gestapo dort nach dt. Emigranten suchte, erhängte sie sich“ (August Bebels Briefwechsel mit Karl Kautsky, S. 200).
 - 156 Heymann wurde 1933 verhaftet und als Kommunist zu 4 Jahren Zuchthaus verurteilt (Haselier, Adolf Geck, S. 425); seine Frau Erika wurde nach der Übersiedelung nach Amsterdam bei der Besetzung durch dt. Truppen 1940 in ein Konzentrationslager in Holland gebracht, Heymann in das KZ Auschwitz verlegt, wo er 1945 befreit wurde.
 - 157 Sozialdemokratische Partei (U.S.P.) Baden. Druckschriften-Ausgabe Nr. 1 Berichterstattung über die Verhandlungen der Landeskonzferenz der U.S.P. Badens vom 15. und 16. Februar 1919 zu Karlsruhe.
 - 158 August Bebels Briefwechsel mit Karl Kautsky, S. 268f. Ein ähnliches Urteil fiel Hallgarten (2. Bd., S. 69) allerdings auch für Reichstagskommissionen: „Für das Studium der Verhandlungen der Budgetkommissionen benützt man am besten die Presse, da die Protokolle in der Regel nichts taugen.“
 - 159 Krieg, Revolution, Republik. Die Jahre 1918 bis 1920 in Baden und Württemberg. Eine Dokumentation. Bearb. von Günter Cordes, hrsg. vom Hauptstaatsarchiv Stuttgart, 1978, S. 155.

- 160 Schwarzwälder Volksstimme, 8. 4. 1919.
- 161 Hermann Lamm, Revolution der deutschen Marine, 1919, S. 185.
- 162 A.-S.- und Volksräte (Brandt/Rürup), CIV.
- 163 StAO, Nachlaß A. Geck.
- 164 R.G. Haebler, 100 Jahre Sozialdemokratie in Baden. In: Badisches Tagblatt, 25. 5. 1963.
- 165 In einem weiteren Aufsatz soll die politische Haltung Gecks von diesem Zeitpunkt bis zur Machtergreifung der NSDAP dargestellt werden.
- 166 Arbeiter-Zeitung, 16. 4. 1942 (F.S.).

Das Steinbacher Heimatmuseum

Karl Schwab

Im Jahre 1958 feierte Steinbach sein 700jähriges Stadtjubiläum. Eine zwei Wochen dauernde heimatgeschichtliche Ausstellung erweckte bei vielen Besuchern den Wunsch, eine solche Ausstellung als Dauereinrichtung im Ort entstehen zu lassen. Der um die Erforschung der Ortsgeschichte sehr verdiente Oberlehrer Franz Haßmann — er hatte ein Jahr zuvor die Ortsgruppe Yburg im Historischen Verein für Mittelbaden ins Leben gerufen und ist leider zwei Jahre später schon verstorben — hatte in mühevoller Kleinarbeit den Marienhaus-Saal bestückt mit Zeugnissen der Steinbacher Vergangenheit, die sich mit mancher ortsgeschichtlichen Sammlung messen konnte. Viele der Exponate waren Leihgaben vom GLA Karlsruhe und der Baden-Badener Museen, vom Rathaus- und Pfarrarchiv; aber auch von der Bürgerschaft war erstaunlich viel beigesteuert worden, manches als Spende für ein zukünftiges Museum.

Bis zur Realisierung eines solchen vergingen aber fast zwei Jahrzehnte, da einfach keine Räumlichkeiten zur Verfügung standen. Erst als im Zuge der Eingemeindung 1972 das örtliche Bauamt, das im Erdgeschoß des früheren Amtshauses untergebracht war, nach Baden-Baden verlegt wurde, boten sich diese historischen Räume für ein Heimatmuseum geradezu an.

Das Gebäude

Bis zum Bauernkrieg saßen markgräfliche Vögte oder Amtsmänner auf der Yburg. Aber schon 1452 wird in der Stadt Steinbach ein Amtmann erwähnt¹, und anno 1515 ist von einer Dachstuhl-Reparatur am Amtshaus die Rede². In einer Urkunde aus dem Jahre 1575 lesen wir³: „Es hatt die Herrschafft Baden zu Steinbach zwey alte Heüser aneinander, darinnen ein Amptmann sein wohnung hatt, beim Büheler Thor, zwischen der Stattmauer vnnd Hanns Rauchs Hofreitn gelegen, stost vornen vff die Allmeindtgassen vnnd hinden wider vff die Stattmauren.“ Diese beiden Häuser auf dem heutigen Museumsgrundstück können nicht groß gewesen sein, sie wurden vermutlich im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts abgerissen und durch ein neues Amtshaus ersetzt. An

1 K. Reinfried, Die Pfarrei Steinbach (1913), S. 10

2 H. Oser, Ein Wappen erzählt, in: Zur Stadtgeschichte von Steinbach, Redaktion H. Oser, (1978), S. 90

3 E. Schneider, Flurnamen der Gemarkung Steinbach (Kreis Bühl), in: Ortenau 38./1958, S. 221

der Hofseite sind heute noch Architekturteile — Fenster und Türe — der Renaissance-Zeit vorhanden, die Straßenseite ziert ein in Stein gehauenes Wappen von 1582 mit dem badischen Schrägbalken und den Sponheimer Schachbrettern.

Als im Dreißigjährigen Krieg 1643 und nochmals im Orleanischen Krieg 1689 das Städtchen in Flammen aufging, da blieb auch das Amtshaus nicht vom Brand verschont. Der Wiederaufbau um 1700 erfolgte im barocken Stil. In das erhalten gebliebene massive Erdgeschoß wurden an der Straßenseite barocke Tür- und Fenstergewände eingesetzt, die südwestliche Hofseite erhielt eine geringfügige Erweiterung, um den ursprünglich trapezförmigen Grundriß, bedingt durch den Stadtmauerbogen, auszugleichen. Eine Verlängerung des Gebäudes um 5 m bis zur Stadtmauer erfolgte erst später, was besonders am Fachwerkobergeschoß ablesbar ist. Kurios ist die Gestaltung der Südwestecke: hier springt das Obergeschoß um 2,80 m um die darunter im Bogen ver-



Amtshaus, Gasthaus zum Engel und Bühler Tor in Steinbach

Diese Rekonstruktion zeigt den Zustand um 1800. Das Amtshaus rechts (Heimatmuseum) ist mit Ausnahme der Freitreppe unverändert erhalten geblieben. Das Bühler Tor, in einer Bauzeichnung von 1766 überliefert, wurde 1810 abgebrochen. Ein Jahr später wurde das Gasthaus Engel neu erbaut. Der schmiedeeiserne Schild, heute noch vorhanden, stammt von 1768. Der Rathaus-Röhrbrunnen, 1515 auf markgräfl. Befehl angelegt, verschwand 1928.



Heimatmuseum

laufende Stadtmauer hinaus und wird von einem mächtigen Eichenpfosten getragen, eine Konstruktion, die erst nach Verfüllen des Stadtgrabens (an dieser Stelle wohl 2.H. 18. Jht.) ermöglicht wurde. Das Fachwerk des Obergeschosses ist einfach gehalten; die schmückenden, geschweiften Andreaskreuze unter den Fenstern sind Zutaten aus der Zeit um 1935, als das Fachwerk freigelegt wurde. Bekrönt wird das Gebäude von einem Mansarden-Walmdach.

Im Jahre 1788 wurde das Amt Steinbach aufgelöst. Markgraf Karl Friedrich hatte im Zuge seiner Verwaltungsmaßnahmen und Einsparungen die einstigen Ämter Steinbach, Bühl und Stollhofen zu einem Amt Yburg zusammengelegt mit Sitz in Bühl. Von 1819 bis zur Erstellung eines neuen Forstgebäudes 1892⁴ (heute Polizeiwache) diente das Amtshaus der Steinbacher Forstverwaltung, welche als einzige staatliche Behörde im Ort bis 1972 bestand. Der Name „Altes Forsthaus“ ist bis heute im Volksmund geblieben.

1863 wurden die Steinbacher Zünfte aufgehoben und das Zunftvermögen (460 Gulden) zur Gründung einer gewerblichen Fortbildungsschule gestiftet, die 1870 eingerichtet wurde⁵. Im ersten Viertel unseres Jahrhunderts befand sich die Gewerbeschule im alten Amtshaus. Von 1927 bis 1951⁶ hatte der 1884 ge-

4 frendl. Mitteilung von Rudolf Liebich

5 K. Reinfried, a.a.O., (1913), S. 11 und 42

6 frendl. Mitteilung von Roman Volz

gründete „Ländliche Kreditverein“ hier sein Domizil, von 1969 bis 1972 das städtische Bauamt. Zwischenzeitlich waren hier Wohnungen untergebracht, das Obergeschoß war immer bewohnt. Das Heimatmuseum im Erdgeschoß wurde eröffnet am Meister-Erwin-Fest, 24. September 1978.

Die Sammlung

Beim Eintreten fällt der Blick auf steinerne Torfragmente. Ein reich mit barocken Steinmetzarbeiten versehener, bemalter Türpfosten aus Sandstein mit Initialen und der Jahreszahl 1679 stammt vom Cafe Eckerle in der Yburgstraße. Möglicherweise ist er vom 1441 und 1479 erwähnten Michelbachshof, ein badischer Erblehenhof „zu Steynbach an der Bach“ gelegen⁷. Daneben liegt ein Torbogen-Schlußstein mit dem badischen und dem Steinbacher Wappen und der Jahreszahl 168 . . . — die letzte Ziffer ist abgespalten —, welcher, den Ausmaßen nach zu schließen, von einem Stadttor stammen dürfte. Er diente zuletzt als Dengelstein⁸ im Steinbacher Spital. An mittelalterliche Kriegsereignisse erinnert eine 20 kg schwere Steinkugel, aufgefunden 1977 bei Grabungen hinter der Stadtmauer.

Das erste Zimmer ist den badischen Markgrafen gewidmet. Ein Stammbaum des Großherzoglichen Hauses, angefertigt 1856 von C.P. Zeller, war noch im Besitz einer hiesigen Familie. Umgeben wird das repräsentative Stück von 24 Markgrafenbildern aus dem Steinbacher Rathaus-Archiv, wohlgeordnet in chronologischer Reihenfolge, beginnend mit Markgraf Hermann II. (gest. 1130) bis Großherzog Ludwig (gest. 1830).

Die Yburg, welche von früher Zeit an immer in markgräflichem Besitz war, ist vertreten mit zwei alten Stichen von 1820 (I. Hertel) und 1837 (I. Jacottet). Auch der Versuch einer Rekonstruktion 1981 (K. Schwab) und eine Grundrißzeichnung mit Bauspolien haben hier ihren Platz gefunden.

Eine Wand ziert die stark vergrößerte Kopie des „Topographischen Planes über das Steinbacher Amt, mit denen darinnen liegenden Ortschaften, Höfen und dem Franziskaner Closter Fremersberg, nebst dein in das Schwarzacher Amt gehörige Dorf Vimbuch. Aufgenommen von Gerhardt und gezeichnet von C. A. Lembke, 1784“.

Zwei weitere Kopien von Urkunden, deren Originale sich in Karlsruhe und Stuttgart befinden, leiten über zur Stadtgeschichte. Es sind die Ersterwähnung des Namens Steinbach um 1070 im Hirsauer Kodex und der Stadtbrief vom 23. August 1258, verliehen von König Richard von Cornwallis auf Bitten des Markgrafen Rudolf I.

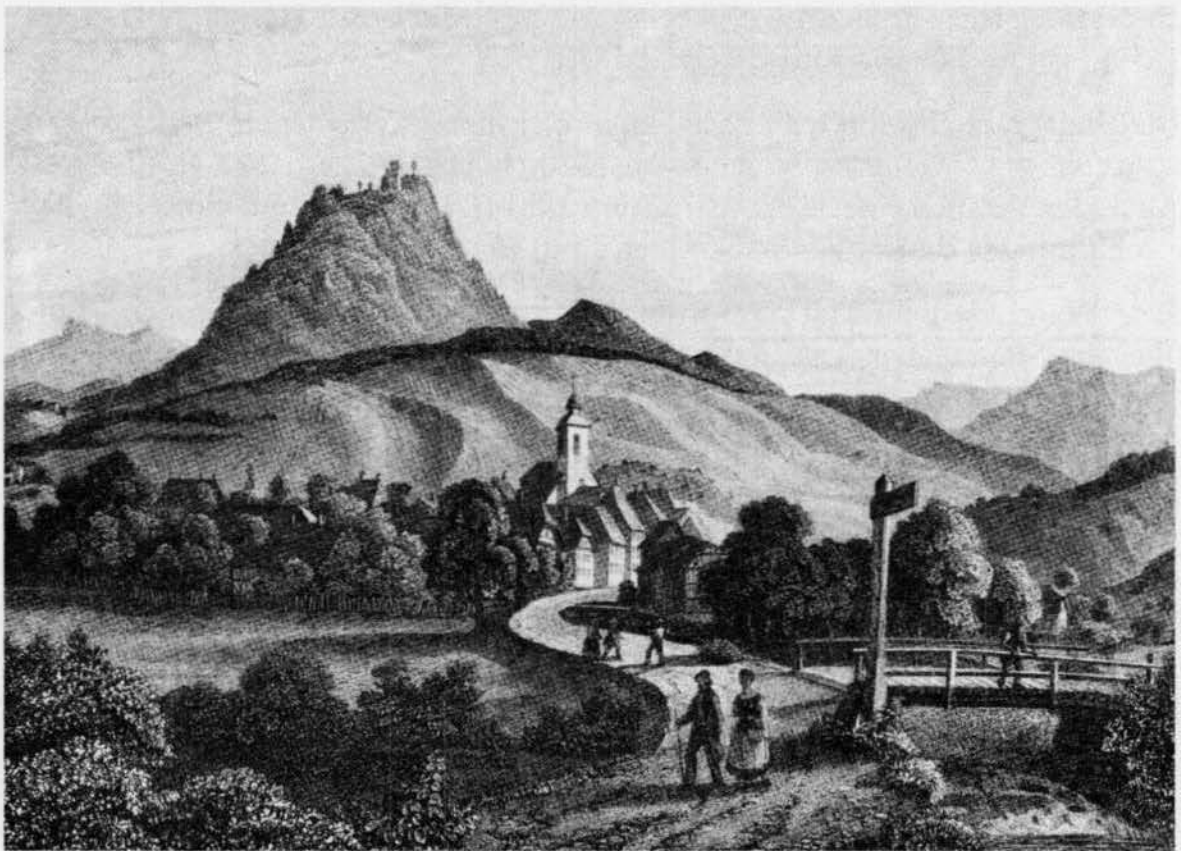
7 E. Schneider, a.a.O., S. 232, — Reinfried, a.a.O., S. 8

8 Dengelstein zum Schärffen der Sensen

An die Vorzeit erinnern Funde aus der Lehmgrube Hettler. In einer Vitrine sind Mammut-Reste — Stoßzahn, Backenzähne, Knochenstücke — zu sehen sowie aufgeschnittene Rhyolithsteine mit Achaten und versteinertem Holz. Eine Ecke ist dem Umweger Steinkohlenbergwerk (1775 — 1855) gewidmet, und von der Vielfalt der Gesteinsarten in unserem Gebiet sind Exponate, gesammelt von Hermann Oser, vorhanden.

Zahlreiche Ortsansichten erzählen aus Steinbachs vergangener Zeit. Fotos aus der Jahrhundertwende zeigen den Postplatz, der damals noch Lindenplatz hieß (Gerichtslinde, Gasthaus Linde), das Oberdorf mit vielen Fachwerkhäusern und altem Kirchturm, den Sternenplatz 1881, längst verschwundene Häuser und Brunnen im Städtel, die 1944 zerstörte Friedhofkapelle und vieles mehr. An Zeichnungen und Gemälden sind vertreten: Gesamtansicht mit Yburg, Stahlstich von K. Corradi um 1840, dieselbe Ansicht als Ölgemälde von Karl Himmel 1929, das Oberdorf, Aquarell von Paul Mohr 1943 und Rekonstruktionen der Steinbacher Stadtbefestigung von K. Schwab. Einige moderne Luftaufnahmen von Gerd Schäfer runden diese Sammlung ab.

Sechs vorhandene Bürgermeister-Porträts, von Napoleonischer Zeit bis ins Dritte Reich, bedürfen noch einer Vervollständigung. Eine Lithographie von 1840 zeigt Melchior Welte, Stadtpfarrer und Schulvisitator, Erbauer der alten Volksschule in Steinbach (heute Grundschule). In einer Vitrine sieht man



Steinbach und die Ruine Yburg um 1840. Stahlstich von K. Corradi

Schulbücher aus jener Zeit, Bibeln und Zeitschriften, von 1773 das „Steinbacher Staabsbürgermeisterei — Rechnungsbuch“. An einer chronologischen Schautafel, angefertigt von Peter Baumgärtner, sind alle Ereignisse der Steinbacher Geschichte aufgeführt, eingebettet in die Geschichte des Rheintales und der allgemeinen Geschichte vom Jahr 1620 an bis zur Gegenwart.

Rund 25 Exponate sind dem berühmtesten Bürgersohn gewidmet: Erwin von Steinbach, Erbauer der Westfassade des Straßburger Münsters († 1318). Große Bauzeichnungen, gestiftet von der Münsterbauhütte, Stiche vom Steinbacher Erwin-Denkmal, welches im Jahre 1844 Andreas Friedrich, Bildhauer zu Straßburg, dem Städtchen geschenkt hat, Fotos vom Grabstein und dem angeblichen Geburtshaus u.a. Eine Neuprägung der 1834 geschaffenen Erwin-Medaille (Ø 45 mm) kann käuflich erworben werden.

Im kirchengeschichtlichen Raum dominiert die alte Turmuhr der kath. Pfarrkirche. Das 2,60 m lange Werk, in Betrieb von 1908 bis 1960, wurde von Albert Fritz in über hundert Freizeitstunden sorgfältig restauriert und wieder in Gang gesetzt. An den Wänden sind sechs historische Groß-Fotos der alten Pfarrkirche St. Jakobus zu sehen, welche 1906 abgerissen wurde. Alte Bauzeichnungen, ein archäologischer Grundriß mit drei Vorgängerbauten sowie steinerne Funde von 1972 geben weiteren Aufschluß über die einstige Ecclesia Matrix, die ursprünglich nördlichste, rechtsrheinische Mutterkirche im Bistum Straßburg.

Ein weiterer Raum ist den Vereinen gewidmet. Die erste Fahne des Gesangvereins „Erwin“ aus dem Jahre 1866 ist umgeben von historischen Fotos der Feuerwehr, der Stadtkapelle, des Militärvereines, des Turnerbundes u.a. Originell ist das Trinkhorn des 1894 gegründeten „Gemüthlichkeitsvereines Germania“, welcher bis zum Verbot 1933 bestand.

Im letzten Zimmer an der Stadtmauer sind Gebrauchsgegenstände unserer Vorfahren untergebracht. An Kriegszeiten erinnern einige Waffen vom 17. bis 19. Jahrhundert sowie eine komplette Leutnant-Uniform der Infanterie aus dem Zweiten Weltkrieg. Alte Grenzsteine mit den Allianzwapen Bach/Cronberg (um 1538) und Dalberg/Sickingen (1609) stammen vom Gewann Langmatt, einst im Besitz der Neuweierer Schloßherren.

Das große Modell eines mittelbadischen Bauernhauses, angefertigt von Josef Buschert, drei Schwarzwalduhren des 19. Jahrhunderts, eine ebenso alte „Laterna Magica“ und die Steinbacher „Bottschele“, eine Brautschürze von 1830, Zunftsiegel, Münzen und manch anderes runden die Sammlung ab, welche vom Verfasser dieser Zeilen in eineinhalbjähriger Aufbauarbeit zusammengetragen wurde.

Das Heimatmuseum, Steinbacher Straße 62, ist geöffnet jeweils am ersten Sonntag im Monat von 15 bis 17 Uhr. Geschlossen von Dezember bis April.

Die römische Straßenstation bei Niederschopfheim Gem. Hohberg, Ortenaukreis

Wolfgang Struck

Zu den wichtigsten Aufgaben der ehrenamtlichen Mitarbeiter der archäologischen Denkmalpflege¹ gehört das Auffinden bisher unbekannter Fundstellen im Gelände, vor allem von Siedlungen. Sind diese uns noch unbekannt, sind Fundstellen zwar durch das Denkmalschutzgesetz von Baden-Württemberg als Kulturdenkmale bezeichnet, so kann ein wirkungsvoller Schutz aber doch erst nach ihrer wissenschaftlichen Erfassung gewährleistet werden. Den Mitarbeitern des Archäologischen Arbeitskreises des Historischen Vereins der Ortenau ist es zu verdanken, daß sich in den letzten Jahren das vor- und frühgeschichtliche Fundstellennetz in der Ortenau stark verdichtet hat. Dabei überwiegen römerzeitliche Siedlungen, die sich vor allem rechts und links der römischen rechtsrheinischen Hauptstraße befinden, die in der Ortenau von Ettenheim über Lahr und Offenburg nach Achern westlich der heutigen Bundes-

¹ Im Regierungsbezirk Freiburg ist hierfür das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Ref. Bodendenkmalpflege, Außenstelle Freiburg, Adelhauserstr. 33 zuständig.



Abb. 1: Die Schuttfundamente und die beiden Apsiden des Bades sind sichtbar. Foto LDA Freiburg.

straße 3 im feuchten Niederterrassengelände verläuft und nur noch stellenweise zu erkennen ist². Die guten Fundbedingungen, die durch das in den letzten Jahren erfolgte Umbrechen ausgedehnter Wiesenflächen ermöglicht werden, bedeuten aber gleichzeitig eine permanente Zerstörung der flachgründigen römischen Fundamente durch den Pflug, so daß in kurzer Zeit unabsehbare Verluste entstanden sein werden. Zwar wird vom Landesdenkmalamt dieser Entwicklung durch punktuelle Ausgrabungen Rechnung getragen, doch eine angemessene Überwachung des inzwischen so fundreichen Ortenaukreises wäre nur mit einem hauptamtlichen Kreisarchäologen zu verwirklichen³.

Bei der Auswahl des Geländes für die Feldbegehungen zur Auffindung von Fundstellen durch die Mitarbeiter des Archäologischen Arbeitskreises, die im Frühjahr und Herbst nach dem Pflügen stattfinden, spielen neben der topographischen Situation auch die Flurnamen eine bedeutende Rolle. Vor allem der in der Rheinebene immer wiederkehrende Flurname Steinacker (in verschiedenen Verbindungen) weist im ansonsten steinfreien Feld auf Überreste römischer Siedlungen hin, die sich durch Mauersteine, Leistenziegel und Scherben zu erkennen geben.

Deshalb war es auch nicht überraschend, daß J. Naudascher, Mahlberg, bereits bei der ersten Begehung des ausgedehnten Gewannes Steinacker Feld westlich der Ortschaft Niederschopfheim dicht östlich der Bundesautobahn ein großes römisches Trümmerfeld lokalisieren konnte. Zahlreiche Steine, Unmengen zerbrochener Leistenziegel und Scherben, die auf einer flachen Erhebung im ansonsten ebenen Ackergelände lagen, wiesen auf ein aus Stein gemauertes großes Gebäude hin, bei dem es sich um einen der so häufigen römischen Gutshöfe gehandelt haben könnte. Hypokaustplatten, die zu einer Fußbodenheizung gehörten, mehrfarbige Wandbemalungsreste und Mosaiksteinchen deuteten an, daß es sich um ein mit für dieses Gebiet beachtlichem Komfort ausgestattetes Wohnhaus gehandelt haben muß.

Im Zentrum der Trümmerfläche konnte durch das Entgegenkommen des Eigentümers⁴ eine kleine Probegrabung durchgeführt werden. Schon 0,1 m unter der Oberfläche wurde eine mächtige Fundamentstickung angetroffen; gut erhaltene Estrichböden waren mit ihrem römischen Gehniveau sogar nur 0,05 m tief. Auf den Böden der beiden zuerst ausgegrabenen Räume lagen große Stücke heruntergefallener, farbiger Wandbemalung noch unversehrt. Außer diesen beiden Wohnräumen wurden zwei Apsiden angeschnitten, die

2 W. Struck, Ausgrabungen in einem merowingerzeitlichen Gräberfeld in Urloffen Gem. Appenweier, Ortenaukreis, in: Die Ortenau 61/1981, S. 262ff.

W. Struck, Neue Ausgrabungen in römerzeitlichen Siedlungen der Ortenau, Archäol. Nachrichten aus Baden Heft 23/1979, S. 6ff.

3 R. Dehn, Über die Tätigkeit des Kreisarchäologen in den Landkreisen Konstanz und Stockach. Archäol. Nachrichten aus Baden Heft 2/1969, S. 23ff.

G. Fingerlin, Zum Thema „Kreisarchäologie im Hegau“. Archäol. Nachrichten aus Baden Heft 28/1982, S. 4ff.

4 Herrn Manfred Ehret, Niederschopfheim sei auch an dieser Stelle für seine Hilfsbereitschaft gedankt.



Abb. 2: Die Apsis des Bades, auf der sich das Kaltwasserbecken befand, ist noch winterfest verpackt; dahinter sind die Mauern des Bades zu erkennen. Foto LDA Freiburg.



Abb. 3: Niederschopfheim (Ortenaukreis). Nach dem Abziehen des Bodens lassen sich die ausgegrabten Fundamente gut erkennen. Foto LDA Freiburg.

anscheinend zu einem Bad gehörten (Abb. 1). Der relativ gute Erhaltungszustand, der in der Ortenau bei römischen Gebäuden selten zu finden ist, ist darauf zurückzuführen, daß das ehemalige Ödland über der mächtigen Ruine erst im 19. Jahrhundert zu Ackerland umgewandelt worden ist. Seither wird Jahr für Jahr der schützende Schuttmantel über den Fundamenten abgetragen. Da zu befürchten war, daß in den nächsten Jahren eine weitgehende Zerstörung der oberen Baubefunde stattfinden würde, entschloß sich das Landesdenkmalamt zu einer Untersuchung des großen Gebäudes. Diese Ausgrabung wurde erst durch den Grundstücksankauf durch die Gemeinde ermöglicht⁵ und mit Studenten der Ur- und Frühgeschichte durchgeführt. Obwohl die Grabungen noch nicht abgeschlossen sind, kann hier bereits ein summarischer Vorbericht erfolgen.

Eine Erweiterung der Flächen im Bereich der Apsiden erlaubte den Nachweis eines Bades mit zwei Räumen, von denen einer mit einer Fußbodenheizung versehen war (Abb. 2). Schnell wurde deutlich, daß das Gebäude mehrmals grundlegend umgestaltet worden war. Ältere Fundamente, deren Steine zur Wiederverwendung entnommen worden waren, zeichneten sich als dunkle Verfärbungen nach dem Abziehen des Bodens ab (Abb. 3). Der komplizierte Grundriß ist hier noch nicht nach Bauphasen getrennt, gibt aber doch ein gutes Bild dieses eindrucksvollen Gebäudes (Abb. 4).

Der erste Bau hatte in Ost-West-Richtung eine Ausdehnung von 45 Metern, in Nord-Süd-Richtung dürfte er ebenfalls weit über 40 Meter lang sein, die Eingangsfront scheint im Norden zu liegen. Seine sorgfältig aus Kalksteinen der nahen Vorbergzone gelegten Fundamente erreichten stellenweise eine Tiefe von zwei Metern, was auf ein mindestens zweistöckiges Gebäude schließen läßt. Das aufgehende Mauerwerk bestand aus gut bearbeiteten Buntsandsteinen, außen mit Fugenstrich verziert, innen mit Wandverputz belegt, der teilweise bemalt war. Das Dach war mit Leistenziegeln gedeckt; der enorme statische Druck dieses Daches wurde mit massiven Pfeilern aufgefangen, die in dem 30 x 11 m großen, ungedeckten Innenhof standen. Mindestens sechs jeweils 4 x 4 m große Räume befanden sich an der Westseite (Abb. 4). Ihre Estrichböden und die qualitativ hervorragende Wandbemalung weisen sie als Wohnräume aus. Zu diesem ersten Bau scheinen mehrere Nebengebäude gehört zu haben. Die Erbauungszeit wird außer durch Keramik vor allem durch zwei Ziegelstempel der 21. Legion angezeigt (Abb. 5). Sie datieren den Bau in das 5. Jahrzehnt n. Chr.⁶), also lange vor dem Bau der Kinzigtalstraße durch den Straßburger Legaten Cn. Cornelius Pinarius Clemens im Jahre 74 n. Chr. Da das Gebäude ziemlich sicher auf die rechtsrheinische römische Straße bezogen ist, bezeugt es auch deren Existenz schon in dieser Frühzeit.

5 Hier sei vor allem Herrn Altbürgermeister Bayer und Herrn H. Löffler (Hohberg) Dank gesagt.

6 R. Wiegels wird diese Stempel in den Fundberichten aus Baden-Württemberg ausführlich besprechen.

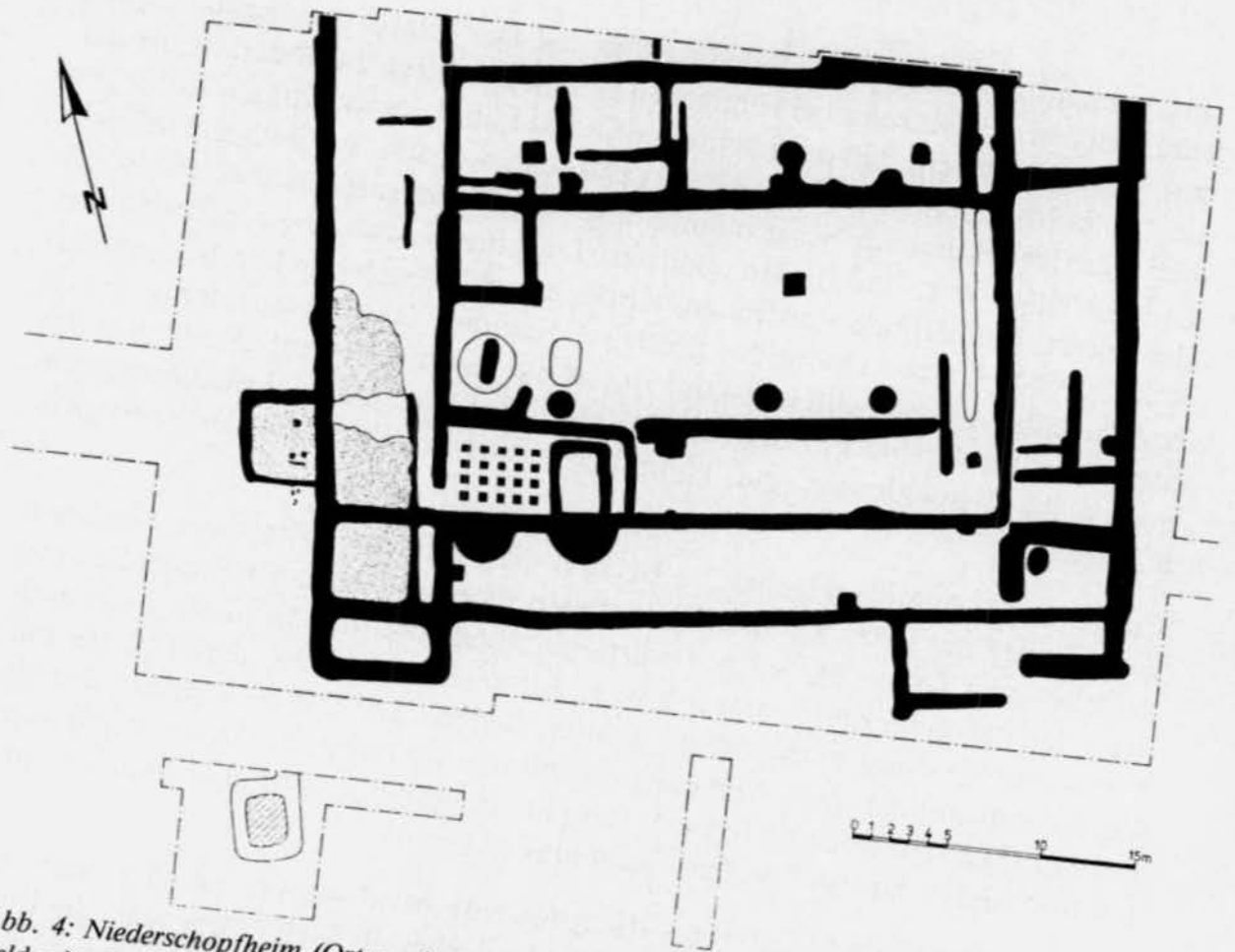


Abb. 4: Niederschopfheim (Ortenaukreis). Gesamtplan des römischen Gebäudes im Steinacker Feld mit allen Bauphasen. Zeichnung A. Usman.

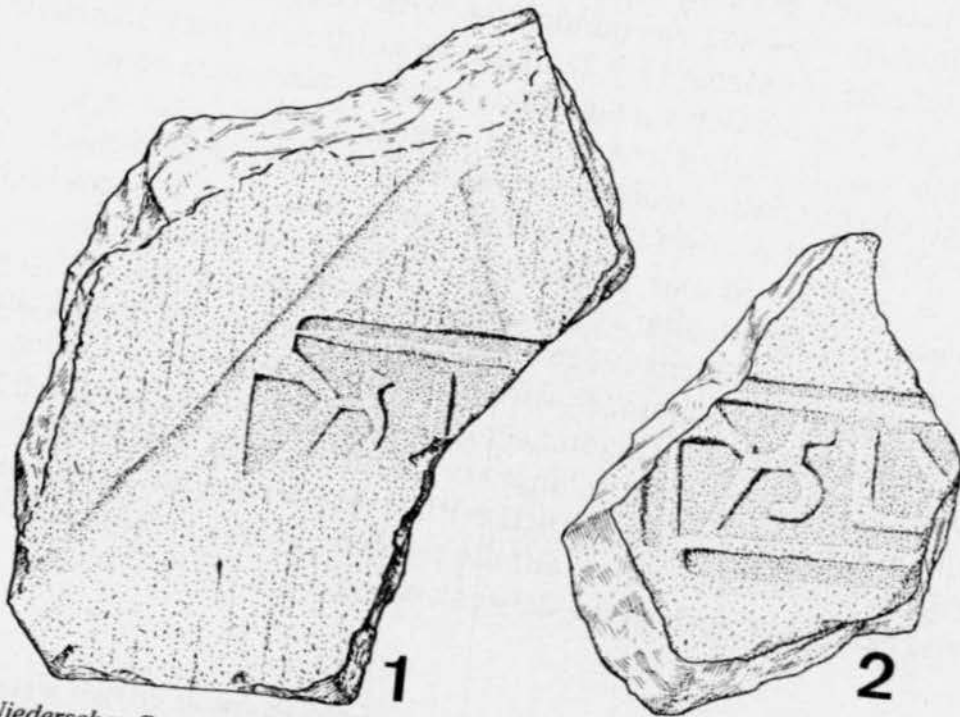


Abb. 5: Niederschopfheim. Ziegelstempel der XXI. Legion. M. 1 : 2. Zeichnungen C. Urbans.

Dieses mächtige Gebäude wurde durch einen Brand zerstört, die Fundamente zum Teil ausgeraubt, die gewaltigen Schuttmassen einplaniert und ein neues, wesentlich kleineres Gebäude errichtet. Zahlreiche Funde aus den Fundamenten des zweiten Baues, darunter eine Silbermünze (Denar) des Kaisers Antoninus Pius (138 bis 161 n. Chr.) zeigen (Abb. 6), daß die Brandkatastrophe in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, wahrscheinlich um das Jahr 180 n. Chr. stattfand. Dieser Zeitpunkt fällt zusammen mit dem Markomannenkrieg im Osten, dem Tode Kaiser Marc Aurels und der Verbreitung der Beulenpest im Römischen Reich. In dieser Zeit scheinen in der Ortenau zahlreiche Siedlungen zerstört worden zu sein, wohl ein Hinweis auf innere Unruhen in diesem Bereich. Die Fundamente des neuen Gebäudes bestehen nunmehr aus Schutt (Leistenziegelbruchstücke, Buntsandsteine, Scherben) des alten Gebäudes und liegen über den Fundamenten des ersten Baues. Neue Räume kommen hinzu, doch sind jetzt nur noch die West- und die Nordseite sowie das neue, kleine Bad überdacht, ein Wohnraum wird noch im Westen angesetzt. Obwohl das Haus in Fachwerkbauweise errichtet ist, verfügen die Wohnräume im Westteil immer noch über einen gewissen Komfort. Dies lassen Estrichfußböden und Wandbemalung erkennen; über einen Korridor gelangte man trockenen Fußes nun in das geheizte Bad (Abb. 4). Im Nordteil scheinen sich Stallungen befunden zu haben, im Ostteil wurde Eisen geschmolzen und verarbeitet. Unter dem zahlreichen Fundmaterial wie einem eisernen Schlüssel, einer Lanzen Spitze, einem Öllämpchen und Weinamphoren, von denen eine den Herstellerstempel trägt und aus Spanien stammt⁷, finden sich auch einige besondere Stücke, so ein eisernes Obstmesserchen, an dessen Griffende ein fein geschnittener Löwenkopf herausgearbeitet ist. Ein südlich des Gebäudes liegender Vorratskeller war in das Grundwasser eingetieft worden, weshalb seine Holzkonstruktion sehr gut erhalten war. Er hatte ein mit einem Holzboden versehenes separates Abteil, in dem Lebensmittel kühlgehalten wurden, wohl vor allem Getränke, wie ein daraus stammender Krug nahelegt. Im 3. Jahrhundert n. Chr. wurde das Gebäude noch mehrmals umgebaut, wobei es jedesmal kleiner wurde.



Abb. 6: Niederschopfheim (Ortenaukreis). Silbermünze des Kaisers Antoninus Pius (138—161 n. Chr.). Foto LDA Freiburg.

⁷ Freundliche Mitteilung von Prof. R. Wiegels, Osnabrück.

Eine endgültige Wertung des komplizierten Befundes kann erst nach der vollständigen Ausgrabung erfolgen. Doch läßt sich schon jetzt feststellen, daß es sich bei diesem großzügig dimensionierten Bau, der dicht an der römischen Hauptstraße lag, nicht um einen Gutshof, sondern wahrscheinlich um ein Rasthaus handelt. Dafür sprechen die Lage, die Größe des Gebäudes, die Anordnung der Räume, die Integrierung zahlreicher Funktionen in das Gesamtgebäude ebenso wie die Zusammensetzung des Fundmaterials. Hier übernachteten also römische Fernreisende in komfortablen Zimmern, hier wurden sie bewirtet, und hier konnten alle notwendigen Reparaturen an den Reisewagen durchgeführt werden. Vorhanden waren natürlich auch Ställe für Pferde.

Ob diese Herberge zivilen Charakter hatte wie eine Herberge bei Lahr⁸ oder doch eher militärischen, wie es die Legionsziegelstempel und die Errichtungszeit nahelegen, läßt sich jetzt noch nicht sicher aussagen⁹. Fest steht jedoch, daß es sich um eines der größten römischen Einzelgebäude in der Ortenau handelt, dessen teilweise gute Erhaltung bald bei der Bevölkerung und der Gemeindeverwaltung den Gedanken an eine Restaurierung aufkommen ließ. Diese Restaurierung wird nunmehr durch den Archäologischen Arbeitskreis und die Gemeinde mit Zuschüssen des Landesdenkmalamtes, des Ortenaukreises und der Gemeinde Hohberg durchgeführt, worüber später mehr zu berichten sein wird¹⁰.

8 G. Fingerlin, Zwei römische Straßenstationen im südlichen Oberrheintal. *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 1/1976, S. 27ff.

9 Eine solche allerdings wesentlich kleinere Station wurde bei Friesenheim ausgegraben und restauriert. W. Struck, Späthallstattzeitliche Siedlungsspuren und eine römische Straßenstation bei Friesenheim, Ortenaukreis. *Archäol. Nachrichten aus Baden* 16/1976, S. 27ff.

10 Für die Unterstützung der unter Leitung von J. Naudascher, Mahlberg stattfindenden Restaurierung ist vor allem Herrn Bürgermeister Löffler, Herrn H. Löffler, Herrn Hofstetter und Herrn Gnädig (Hohberg) zu danken.

Die Ortsnamen der nördlichen Ortenau und ihre Deutung¹

Suso Gartner

Der Landkreis Offenburg hat mit seinem Namen Ortenaukreis eine Gebietsbezeichnung bewahrt, die nach den urkundlichen Zeugnissen des Mittelalters einen großen Teil des heutigen Landkreises Rastatt mit einschloß. So lag die ehemalige Benediktinerabtei Schwarzach (Rheinmünster) nach Urkunden aus den Jahren 1032, 1048 und 1057 „in pago Mortenowa“ in der Grafschaft des Grafen Bertold. Das Kloster verfügte über Besitz und Einkünfte auf rechtsrheinischer Seite in einem Bereich, der sich von Iffezheim im Norden bis Freistett im Süden erstreckte. Dieses Gebiet, im Osten durch den Kamm der Schwarzwaldberge, der „Schneesleif“ begrenzt, im Westen von den oft sich verändernden Armen des Rheins umflossen, im folgenden kurz nördliche Ortenau genannt, liegt dem folgenden namenskundlichen Streifzug als Untersuchungsgebiet zugrunde.

Die Ortenau

Die Grenzen

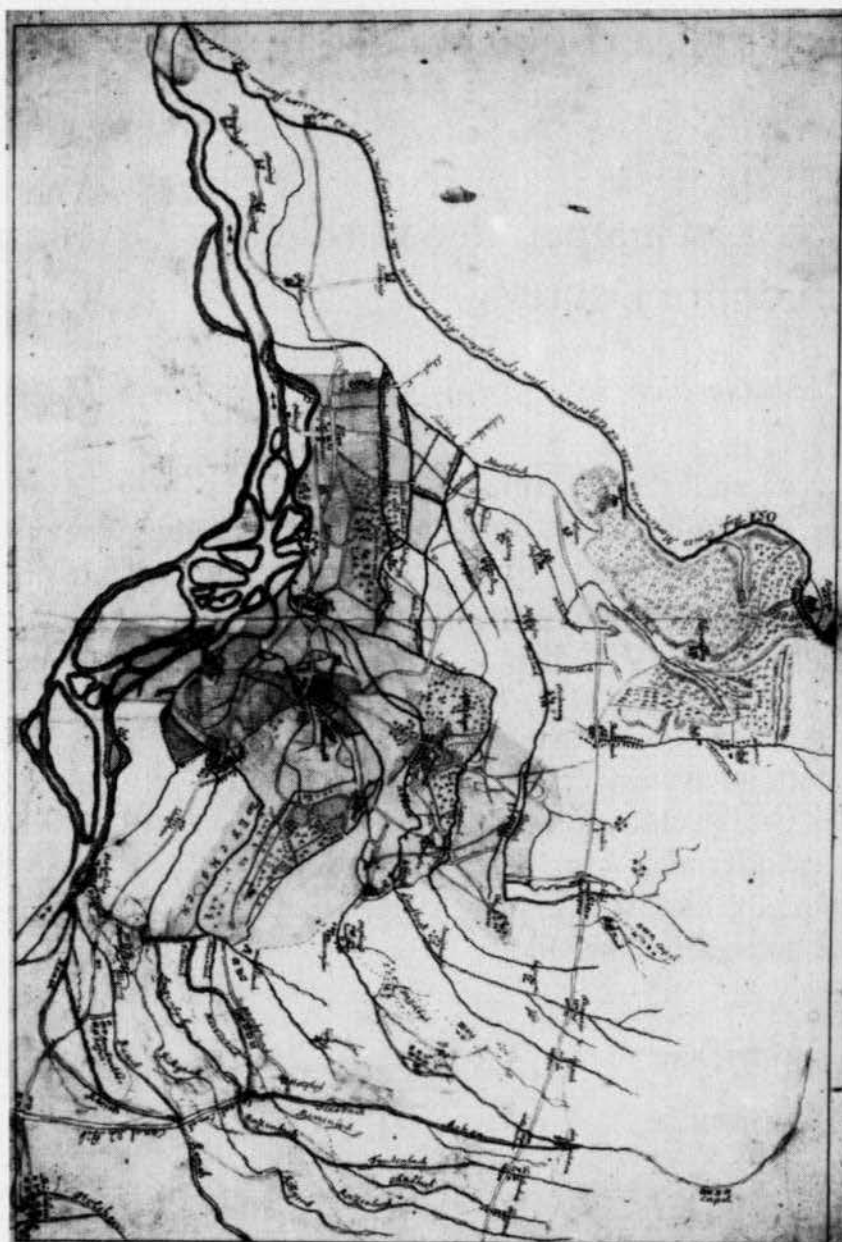
Der Name Mortenau bezeichnete nach den Annalen von Schuttern das Gebiet zwischen den Flüssen Bleich und Oos. Im Westen bildete der Rhein, im Osten der Schwarzwaldkamm die Grenze. Die Ortenau, wie der Name seit der zweiten Hälfte des 15. Jh. lautete, war „alamannischer Grenzgau“ gegen die Franken. Nach dem Sieg Chlodwigs über die Alamannen sollen Oos und Murg die Nordgrenze gebildet haben.

Zeitgenössische Quellen, die diesen Grenzverlauf belegen könnten, existieren nicht. Die Angaben über die Nordgrenze beruhen auf Gleichsetzungen mit den später bezeugten Grenzen der Diözesen Speyer und Straßburg und auf Folgerungen der Mundartforschung.

Das Bild der Landschaft

„Wasserland“ ist ein charakteristischer Name für das Gesicht der mittelbadischen Rheinebene, die in vorgeschichtlicher Zeit von dem sogen. Kinzig-

¹ Der Arbeit liegt die Diss. des Verfassers zugrunde: Kloster Schwarzach (Rheinmünster), Zu Geschichte und Sprachgeschichte der nördlichen Ortenau, Freiburg/Br., 1979. Dort auch Literaturverzeichnis.



*Bäche und Flüsse
der Ortenau
Foto: GLA Karlsruhe*

Murg-Fluß mit seinen zahlreichen Nebenarmen durchzogen war. Diese Sammelrinne nahm zahlreiche Bäche und Flüsse aus dem Gebirge auf und leitete sie nach paralleler Führung schließlich in den Rhein. Die spätere Absenkung der Niederterrasse trug dazu bei, daß sich die Flüsse und Bäche allmählich ihren eigenen Weg zum Rhein suchten. Die gefällarme Rinne wurde zugeschüttet. Es bildete sich eine Bruch- und Sumpflandschaft, aus der flache Kieshügel und Sanddünen zwischen den einstigen Stromarmen herausragten. Im Osten lehnt sich in unterschiedlicher Breite terrassenförmig die Vorbergzone, eine mit Löß bedeckte Hügellandschaft, an die Schwarzwaldberge an.

Als siedlungsgünstig können das Hochgestade des Rheins, obwohl oftmals von Überschwemmungen heimgesucht, die Vorbergzone und die aus der Rheinebene herausragenden Rücken bezeichnet werden. Ackerbau auf den

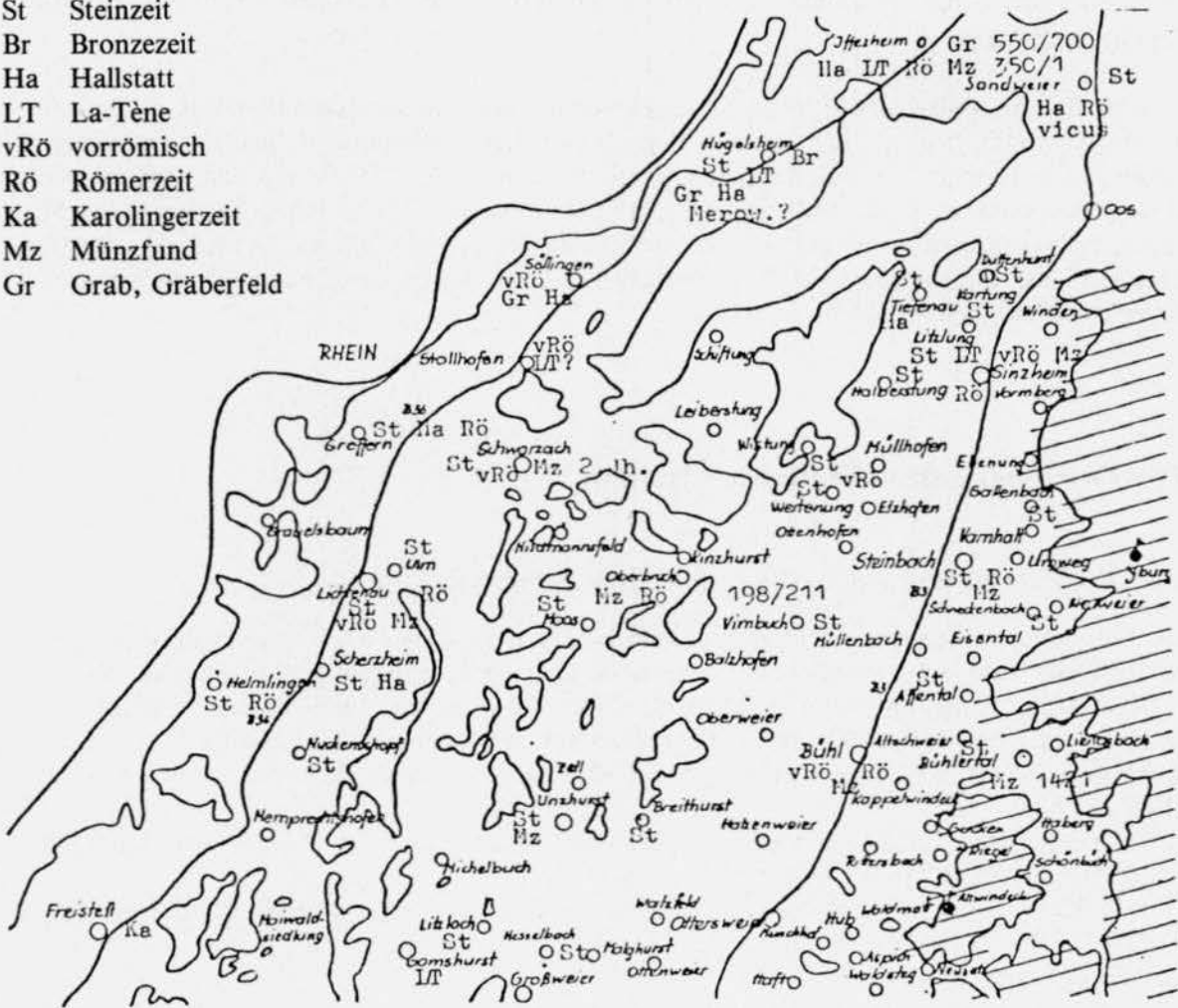
höhergelegenen Teilen der Rheinebene, Weidewirtschaft in den Buchen- und Eichenwäldern der Ebene und der unteren Bergzone kennzeichnen die vorwiegenden Wirtschaftsformen. An den Hängen der Vorbergzone, besonders in südlicher Tallage gedeihen Wein und Obst.

Der Name Ortenau

Zu Beginn des 8. Jahrhunderts kam der hl. Desiderius — kann man den Angaben seiner im 9. Jahrhundert verfaßten Passio Glauben schenken — auf seiner Wanderschaft ins Gebiet der Alamannen zu einem Ort namens Mortunaugia, wo der Herzog Willicharius herrschte. Urkundlich ist der Name der Ortenau 768 (23. 9.) als „in Mordenaugia“ belegt. Der Name hat den Namenkundlern viel Kopfzerbrechen bereitet. Die Deutungen bzw. Volksetymologien reichen von Mordgau bis Orten(berg)gau. A. Greule² geht in seiner Erklärung von einem keltischen Ortsnamen Mordunum aus, dem ein Grundwort gall. dunon

Die Fundorte der nördlichen Ortenau

- St Steinzeit
- Br Bronzezeit
- Ha Hallstatt
- LT La-Tène
- vRö vorrömisch
- Rö Römerzeit
- Ka Karolingerzeit
- Mz Münzfund
- Gr Grab, Gräberfeld



2 A. Greule, Ortenau und Offenburg, in: ZGO 120 (1972), S. 450ff.

„umwallte Burg, Festung“ zugrunde liegt. Das Bestimmungswort hängt mit lat. mare, ahd. meri „Wasser, See“ zusammen, so daß man eine Grundbedeutung „befestigte Siedlung am Wasser“ annehmen könnte. Der ursprüngliche Ortsname scheint sich dann später durch die Anfügung von -owa „Au, Land am Wasser“ zum Namen für das umliegende Gebiet ausgedehnt oder gewandelt zu haben.

Die Ortenau in frühgeschichtlicher Zeit

Archäologisch gesehen gilt die Ortenau als fundarme Landschaft. Am dichtesten scheint sie in römischer Zeit besiedelt gewesen zu sein. Außer der um 70 n. Chr. angelegten West-Ost-Straße von Straßburg das Kinzigtal aufwärts nach dem römischen Rottweil wurde unter Trajan eine Straße entlang der Vorbergzone (heute weitgehend identisch mit der Führung der B 3) angelegt. Eine dem Rhein parallel laufende Straße schloß sich vermutlich an einen schon zur Hallstatt- und Latènezeit bestehenden Weg an (z. T. B 36). Die beiden Straßen bildeten zusammen mit dem Rhein im Mittelalter die wichtigsten Verkehrsadern.

Aus der Zeit der Völkerwanderung sind, abgesehen von dem germanischen Friedhof mit Brandbestattung bei Diersheim (Kehl) aus dem 1. nachchristlichen Jahrhundert, bisher keine weiteren Gräberfelder bekannt. Für die Zeit nach dem Limesdurchbruch 259/60, der vernichtenden Niederlage der Alamannen bei Straßburg (357) und dem Ende des weströmischen Reiches fehlen aussagekräftige Funde aus unserem Gebiet. Im Nordteil der Ortenau läßt das Gräberfeld von Iffezheim mit einer Belegungszeit von der zweiten Hälfte des 6. Jh. bis zum Ende des 7. Jh. auf größere Siedlungstätigkeit schließen.

Die Ortsnamen der nördlichen Ortenau

Zur Benutzung der nachfolgenden Zusammenstellung:

Die Orts- und Siedlungsnamen sind in alphabetischer Reihenfolge nach folgendem Schema verzeichnet (die Punkte 1—5 enthalten die Angaben über den Ort in den angeführten Werken):

1. A. Krieger, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, 2 Bde. ²1904—5
2. Heutige Gemeinde- und Kreiszugehörigkeit nach Unterlagen der Landratsämter
3. Müllers (Friedrich) großes deutsches Ortsbuch, Bundesrepublik Deutschland, bearb. von J. Müller. ¹⁹1977
4. Staatshandbuch für Südbaden, Wohnplatzverzeichnis, hg. vom Statistischen Landesamt Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg i. Br. 1953
5. J. B. Kolb, Historisch-statistisch-topographisches Lexicon von dem Großherzogtum Baden. 3 Bde. 1813—16
6. Belege, Ersterwähnung
7. Deutung, Namensklärung. In der Regel bestehen die Ortsnamen aus zweigliedrigen Zusammensetzungen, aus Bestimmungswort (BW) und Grundwort (GW), z. B. Stein + bach. Um Wiederholungen zu vermeiden, werden die Grundwörter der Ortsnamen zusammen erklärt auf S. 345.

Innerhalb des oben genannten Schemas (1—7) wurden folgende Abkürzungen verwendet:

A	Anfang	M	Mitte
dm.	dominus, domini	MG	Marktgerechtigkeit
E	Ende; Einwohner	N	Nebengebäude
F	Fälschung	NI	Notariatsinstrument
Gem.	Gemeinde	Pf	Pfarrei
H	Haus, Hälfte	Pu	Papsturkunde
J. C. Arg.	Judex Curiae Argentinensis	Sch	Schule
J. C. Arch. u. R.	Judex Curiae Archidiaconi ultra Rhenum	ü.	überwiegende Schreibung
K	Kirche	V	Viertel
Kr.	Kreis	W	Weiler
Ku	Königs-, Kaiserurkunde	Z	Zinken

Die unter 6. angeführten Belege stammen aus dem Generallandesarchiv Karlsruhe und werden ohne Sigle zitiert. Ferner aus: Archives municipales de Strasbourg (Ams.-Stadtarchiv), Unser Frauenwerk (UFW), Archives Départementales du Bas-Rhin (AD.-Bezirksarchiv Straßburg).

ahd.	althochdeutsch	lat.	lateinisch
BW	Bestimmungswort	mhd.	mittelhochdeutsch
FIN	Flurname	ON	Ortsnamen
FN	Familienname	s.	siehe
GK	Gemarkung	TK	Topographische Karte
GW	Grundwort		

Abgekürzt zitierte Literatur:

Bach A. Bach, Deutsche Namenkunde I—III. 1952—56
 FÖ E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch. I. Personennamen, ²1960; II. Ortsnamen, ³1967
 Heilig O. Heilig, Die Ortsnamen des Großherzogtums Baden, 1906
 Kaufmann H. Kaufmann, Grundfragen der Namenkunde, Bd. IV, 1972
 H. Kaufmann, Untersuchungen zu altdeutschen Rufnamen, 1965
 Lexer M. Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch, 1—3. 1872—78. Nachdruck 1970
 Nordlund S. Nordlund, Mit Baumnamen gebildete Ortsnamen in Baden, 1937

Die übrige Literatur ist ausführlich bei S. Gartner, Kloster Schwarzach (Rheinmünster), phil. Diss. Freiburg, Br., 1979, S. 289ff. verzeichnet. Im übrigen werden die üblichen Abkürzungen verwendet: z.B. UBS Urkundenbuch der Stadt Straßburg etc.

Die Deutung

- Affental
1. D, Gem. Eisental
 2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
 3. D, 345 E
 4. D, Eisental, 351 E
 5. 238 E
 6. 1320 Juni 5 J.C. Arg., super vineis Heinrici dicti
 Affental — super vineis abbatisse in Bure an affental, 35/29;
 ZGO 7, 368
 In dieser vor dem Hofgericht in Straßburg ausgestellten Urkunde werden Rebgüter des Klosters Lichtental (= Büre) genannt.
 7. Im Bestimmungswort steckt der Personen(über)name Affo ‚Affe‘. Tal, das nach einem Mann namens Affo, Affe benannt wurde.

- Altenburg
1. Ödung bei Sinzheim, östl. von diesem TK. 67 (Baden)
 2. FIN, heute Schützenhaus, Sinzheim, Kr. Rastatt
 5. ehem. Schloß im Stab Sinzheim
 6. 1479, die Altenburg, 66/8273,64v
1492 Jan. 2, Verlyhung der Altenburg zu Sunßheym-Rebman vff der alten Bürg — dieselb Altenburg huß, hof mit den Reben, 67/58b, 346r; vgl. ZGO 24, 425
 7. BW mhd. alt, Lexer 1,43. Häufiger Burgname.
- Altschweier
1. Alschweier (Altschweier), D, (Bühl)
 2. Bühl, Stadt. Kr. Rastatt
 3. Stadtteil
 4. MG, D, Pf, 524, ha³, 1946 E, 171 m⁴
 5. D, 764 E, 150 H, 14 N
 6. 1265, algeswilre, 39/51; ZGO 1, 354; WUB 6, 167
1292 Mai 24, in Banno ville Alreswilre, AmS, UFW Steinbach Nr. 2
1330 Aug. 28, vffe minen reben zu Alrswilre 37/143
Der Erstbeleg für Altschweier taucht in einer von Graf Otto von Eberstein ausgestellten Urkunde auf, auf deren Rückseite die Jahrszahl 1265 angegeben ist. In ihr werden Güter bei Ottersweier und Umgebung genannt, die zur Ausstattung des Klosters Herrenalb gehörten: Rod, Haft und „algeswilre“.
Der im Heimatbuch der Gemeinde Altschweier⁵ angegebene Beleg aus dem Schenkungsbuch des Klosters Reichenbach „alinesvilare“ hat nichts mit Altschweier zu tun, sondern bezieht sich auf Elisweier, einem ausgegangenen Ort bei Oberkirch in der Nähe der Burg Staufenberg, nach der sich auch der in der Urkunde auftretende Schenker Ludebert nannte.
 7. Im Bestimmungswort verbirgt sich ein Personennamen Alger. Die lautliche Entwicklung könnte von Algerswilare durch Angleichung zu Allerswilre und Alswilre geführt haben. Ein -t- „Alt-“ findet sich erst in Belegen des 15. Jh.
- Arnulfsau
- Ehemaliges Kloster auf einer Rheininsel, Vorgänger von Kl. Schwarzach
1. s. Schwarzach
 6. (749 Sept. 27) in insula qui vocatur Arnulfo auga iuxta fluvium Reni, Grandidier, Hist. de l'église de Strasbourg I, Nr. 43; UBS 1,5; RBS I, 218 Nr. 21; Bruckner, Reg. Als. Nr. 166.
(F 840-5) ca. 1415, Abbas Wido de Arnolfesoewa, 67/1315,1; Bruckner, Reg. Als., 322 f., Nr. 510
 7. BW PN Arnulf. Fö 141. Der Beleg von 749 zeigt nach Bach II, 1 § 139 einen Bindevokal romanischer Herkunft. „Insel, Halbinsel des Arnulf“. Vgl. Fö ON I, 294.
- Aspich
1. W, Gem. Lauf und Aspichhof, Gem. Ottersweier (Bühl)
 2. Aspichhof, Ottersweier, Kr. Rastatt
 3. Aspich, Z, 103 E
 4. Hof, (Ottersweier), 4 E

3 Gemarkungsfläche

4 Meereshöhe

5 E. A. Huber, Heimatbuch der Gemeinde Altschweier. 1972, S. 13f.

6. 1360, der hof yn der Aspach, Kr.
1405 Febr. 19, von des krechlers hoff in dem Aspach, 44/254
7. BW ahd. aspa, mhd. aspe F. ‚Espe‘, Lexer 1, 101. GW entweder Kollektivsuffix -ah(i), -ach oder -bach (+ aspenbach) vgl. Beleg von 1360. Vgl. Fö ON I, 230.

Balzhofen

1. D, (Bühl)
2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
3. Stadtteil
4. D, 275 ha, 411 (409) E, 129 m
5. 313 E, 61 H, 15 N
- 5a. 1787: 210 E, 229/95848
6. (1325 März 20) ca. 1415, J. C. Arg., in Banno Baldelcz hofen in parrochia Vinpuech, 67/1315, 98
1333 Nov. 25, de Baldolczhoven, 37/233 1350/60, Rodel, in Bals-hofen — Balshouen, 37/146
7. BW PN Badolt. Fö 241. ‚Gehöft des Baldolt‘. Vgl. Fö ON I, 344f.

Birenhof

1. FlN auf der Gem. Schwarzach
2. s. Schwarzach
6. (1396) 15. Jh., Hof zu Büre, 67/1317, 212f.
1398, dem wege der gein bur get, 67/1314, 200
7. Buri N. ‚habitatio‘; ja-Stamm; Bach II, 1 § 79. Vgl. Lex Alamannorum, 100, 1: ‚Si quis purias in silva tam porcus quam pecora incenderit . . .‘. ON Puirron, Büren, St. Gallen, Wartmann, UB S. Gallen 1, 305 (827). Ehemaliger Waldhof des Klosters Schwarzach. Vgl. FÖ ON I, 639ff.

Breithurst

1. W, Gem. Unzhurst (Bühl)
2. Ottersweier, Kr. Rastatt
3. W, 109 E
4. W, (Unzhurst), 109 E
5. Filiale von Oberwasser (Unzhurst), 71 E
6. ca. 1300, in Breitenhurst, Schäfer, Rödel Nr. 98
1446 Okt. 27, NI zuo Breitenhurst, 67/709, 109r
7. BW ahd. mhd. breit Adj. ‚breit, weit‘, Lexer 1, 347. Das Nebeneinander von Breit- und Breiten- erklärt sich aus der Verwendung von nominativischer und dativ./lokativischer Form, Bach II, 1 § 163. Vgl. Fö ON I, 551ff.

Brombach

1. Z, Gem. Kappel (Bühl)
2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
6. 1345 Okt. 16, Hans von Burnebach, 40/10b
1351 Juni 6, Heintzelman der zuo burrebach vf hern Cuonratz guot von windecke geseßen ist, 40/10b
(1377) 1575, de monte seu colle meo nuncupato Brumbach, 67/1414, 48v
7. BW ahd. brunno, mhd. brunne sw.M. ‚Quellbach, Bach‘, Lexer 1, 366. Fö ON I, 601.

Buchtung

1. Hof, Gem. Sinzheim (Baden)
2. Sinzheim, Kr. Rastatt
4. Hof (Sinzheim), 8 E

5. Hof
6. 1320 Juni 5, J. C. Arg., Heinricus dictus Buochdung . . . iuxta Heinricum dictum Buochdung, 35/29; ZGO 7, 364ff.
7. BW Kollektivum zu ahd. buohha sw. F. ‚Buche‘; Buchenwald; vgl. Bach II, 1 § 192. ‚Tung am Buchenwald; mit Buchen bestandenes Tung‘; Nordlund, S. 26. Heilig, S. 31. Vgl. Fö ON I, 516ff.

Büchelbach

1. Z., Gem. Bühlertal
2. Bühlertal, Kr. Rastatt
3. Z, 596 E
4. Z, (Bühlertal), 591 E
5. Z
6. (1413) ca. 1460, zuo Buochelbach, 67/1318, 151
1481, matten im buchelbach, 66/4230, 10v
7. BW mhd. büechel st. N. ‚Buchnuß‘, Lexer, 1, 378; Ochs 1, 356.
Bzw. Adj. + ze büechinen bach, vgl. Springer, Flußnamen, S. 110ff.; Kaufmann, Grundfragen IV, S. 40; Fö ON I, 530. Auch bühel (s. ON) kommt in Betracht: Assimilation h-ch. Die Büchelbach fließt in die Bühlot (1350/60, Rodel, buhelach, zum Namen s. Bach II, 1 § 190).

Bühl

1. Stadt
2. Kr. Rastatt
3. 21544 E
4. 2271 ha, 7735 (7287) E, 138 m
5. 1721 E, 297 H
6. (1283 April 9) ca. 1415, in Banno Buhel, 67/1315, 263
(1291) 16. Jh., J. C. Arg., in bannis villarum Capelle et Buhele, FDA 32, 326 1302 Juni 23, buhele swaz min vatter da hatte, 44/565; ZGO 21, 276. In der Gründungsurkunde für das Kloster Herrenalb von 1149/50, welche nur noch in Vidimationen aus dem Jahr 1270 erhalten ist, werden folgende Zeugen genannt, die die Stiftung der Ebersteiner bestätigen: E. de Strvbenhart, R. et H. de Otterswilre, L. de Bvhel, H. de Mersche, B. de Mals. Dieses Bvhel wurde vielfach mit Bühl/Stadt identifiziert, wobei offenbar die räumliche Nähe ausschlaggebend war. Ebensogut könnte man Niederbühl vermuten, das bis ins 15. Jh. ebenfalls nur Bühel hieß. Dort ist jedenfalls ein Geschlecht de Buhel für das 13. Jh. bezeugt, was für Bühl/Stadt m.W. nicht der Fall ist.
Als zweifelsfreie Erwähnung kommt somit die obengenannte Urkunde von 1283 in Betracht, mit der Ritter Burkhard von Crutenbach zu seinem Seelenheil dem Kloster Schwarzach Güter in Bann Bühl schenkt.
7. Der Name ist eindeutig zu ahd. buhil, mhd. bühel ‚Hügel, kleine Anhöhe‘ zu stellen.

Bühlertal

1. D, (Bühl)
2. Kr. Rastatt
3. 7987 E
4. MG, 1766 ha, 6423 E, 194 m
5. 2218 E, 312 H, K, 2 Sch

6. (1318 März 7) 1318 Okt. 3, J. C. Arg., in Buheltal, UBS 3, 268, 30 Nr. 883
1325 Mai 18, zehende in Buheltal, 37/270
1350 April 23, J. C. Arg., in parrochia vallis Buheler tal situm — 37/42; ZGO 27, 120
7. In den Belegen seit 1350 erscheint das Insassensuffix -er (aus germ. + -varios und lat. -arius gebildet). ‚Zu Bühl gehöriges Tal; Tal der Bühler‘.

- Bürtung (Bürthung)
1. Ödung bei Müllhofen (Baden)
 2. FlN bei Sinzheim, Kr. Rastatt
 6. 1452 Dez. 6, nebet dem acker der do höret an den hoff der an das dotten husselin gen büre gehoret, 37/147
1478, über den Birtung wege, 66/8269, 10r
 7. Büre, Name für Kloster Lichtental. Vgl. auch Birenhof.

- Duttenhurst
1. Hof, Dorf Kartung, Gem. Sinzheim (Baden)
 2. Sinzheim, Kr. Rastatt
 3. Einöde (!), 20 E
 4. Höfe, (Sinzheim), 7 E
 5. 4 Bauernfamilien
 6. 1428 Febr. 8, zu dutenhurst, 44/93
1490 April 24, neben tutenhurster Steg, 35/28
 7. BW PN-Kurzname Dut(t)o zu THEUD, Fö 1412; Kaufmann, S. 354f., Kaufmann, Untersuchungen, S. 64f. ‚Hurst des Dutto‘. Vgl. Fö ON I, 723ff.

- Ebenung
1. W, Dorf Vormberg, Gem. Sinzheim (Baden)
 2. Sinzheim, Kr. Rastatt
 3. W, 56 E
 4. W, (Sinzheim), 54 E
 5. 4 Familien
 6. (1386) 1786, zu Ebenat, 72/Lehenhof, Eberstein 1; Kr. 1422 Jan. 7, uff der Ebenin, 35/30
1488 April 12, am Breyten acker zuo Ebenung . . . am hoeff zuo Ebenung, 37/235
 7. Ahd. eban, mhd. eben Adj. ‚eben‘, Lexer 1,499. Der erste Beleg scheint eine Bildung mit dem Suffix ahd. -at, -ot zu sein (Henzen, Dt. Wortbildung § 112f.). 1422: Adjektivabstraktum -i (n), mhd. ebene. Später setzt sich das weitverbreitete -ung-Suffix durch. Vgl. Fö ON I, 787.

- Einsiedel(hof), Einsel
1. Z, Gem. Kappel (Bühl)
 2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt; Einsiedelhof (Gasthaus)
 3. Z, 144 E
 5. Z, (Eiselhof)
 6. 1324 Okt. 29, Eberhart von Einsiedeln — zuo Einsideln bi kapelle vnder windecke, 40/10b; ZGO 25, 325.
 7. Mhd. einsidele, einsidel ‚Einsiedler‘; Heilig, S. 85.

- Eisental
1. D, (Bühl)
 2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
 3. Stadtteil
 4. D, Pf, 566 ha, 1605 (816) E, 169 m
 5. 70 Bürger
 6. 1320 Juni 5, J. C. Arg., super vineis dicti ybecher von Einsidel an den Eichgeren, 35/29; ZGO 7, 368
(1439 Jan. 16) ca. 1450, zu einsideln gesessen, 67/709, 81r
1535 April 5, ein Kestenwald im Eichgern bey einsethal — zu Einsethal — Stark Michel von Einsethall, 37/90
 7. Der Name hat nichts mit Eisen zu tun. Das Tal ist nach einem Einsidel oder Einsiedler benannt worden. Die lautliche Entwicklung verläuft über Einsideltal zu Einsetal und durch Schwund von n vor s zu Eisetal.
- Etzenhofen, Etzhofen
1. W, Gem. Weitenung (Bühl)
 2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
 3. Etzhofen, W, 35 E
 4. Elzhofen (!), Z, (Weitenung), 38 E
 5. Zwei Meierhöfe
 6. 1456, uff den hoffe zü Etzicheshoffen — dem hoffe zu Eczelßhofen, 67/1314, 353
1457, zu Etzelßhoffen, 66/7852, 221
1500 Dez. 3, zuo Etzlinßhofenn vnder Steynbach, 37/108
 7. BW PN Etzich, Etzel, Etzlin. Fö 220; Kaufmann, S 49. Im 16. Jh. Verkürzung zu Etz-. ‚Gehöft des Etzich‘. Vgl. Fö ON I, 305f.
- Feldern
1. Eine Ödung zwischen Schwarzach und Greffern (Bühl)
 2. FIN bei Rheinmünster, Kr. Rastatt
 6. (F 840-5) ca. 1415, iuxta valletor, 67/1315, 1
(F 840-5/Ku 1275) ca. 1400, Dt. Übersetzung, bi velletor, 105/263
Ku 994 Nov. 11, in uilla (ua)llator, Loch im perg., A 61; MGH DOIII Nr. 153
 7. Mhd. valletor, Falltor, von selbst zufallendes Zauntor, Lexer 3, 12. Der Beleg von 994 scheint einer der ältesten Nachweise für das Wort zu sein. Vgl. auch E. Dickenmann, Pfyf, in: BNF 2 (1950/51) S. 81.
- Freistett
1. D, (Kehl)
 2. Rheinau, Ortenaukreis
 3. Stadtteil, 3907 E
 4. Kr. Kehl, 2131 ha, 2847 (2812) E, 132 m
 5. 222 Feuerstätten, 300 Familien, 2 Kapellen
 6. Ku 828 März 4, ad fregistat, AD G 7 (3); Reg. Als. Nr. 470
(9. Jh.) 1506, de loco qui dicitur Freistat in Mortenaue sito, Translatio et miracula s. Adelphi episcopi Mettensis MGH SS XV, 1, 295f.
(1295 April 23) 15. Jh. 1. H., den zwein freistetten, AD G 377, 86; RBS Nr. 2372
Am 4. März 828 erhielt Abt Waldo von Schwarzach von den Kaisern Ludwig und Lothar den Tauschvertrag bestätigt, den er mit dem Grafen Erchanger geschlossen hatte. Schwarzach erhielt bei Freistett zwei Lose und Waldmast zur Ernährung von 772 Schweinen.
 7. Im ersten Teil des Namens, dem BW, läßt sich ein PN Fragi als Kurzform zu Fragi-bertus etc. erkennen. Ort, Platz, der nach einem Mann namens Fragi benannt ist.

- Gallenbach
1. D, Gem. Varnhalt (Bühl)
 2. Baden-Baden, Stadtkreis
 3. D, 386 E
 4. D, (Varnhalt), 409 E
 5. 226 E
 6. (1329 Febr. 13) 1570 Dez. 8, in Gallenbach, 37/171
1422 Jan. 7, stossent uff den Gallenbach, 35/30
 7. Der Name kann aus ahd. galla ‚Galle‘ erklärt werden. Galle bezeichnet in Ortsnamen eine aus Wiesen hervorsickernde, stagnierende Quelle.
- Gamshurst
1. D, (Achern)
 2. Achern, Ortenaukreis
 3. Stadtteil
 4. D, Pf, 1127 ha, 1199 (1097) E, 135 m
 5. (mit Litzloch und Michelbuch) 1294 E, K
 6. (F 961) 1141-62, Gameneshurst, UBS 1, 33, 5 Nr. 41; RBS Nr. 145 (1220) 1780 Mai 11, hospitale Sanctorum Simonis et Judae apostolorum ad Gammeshurst, 34/4; RBS Nr. 861
1332 Febr. 5, J. C. Arg., Henricus dictus Gewere de Gamelshurst — in banno ville Gamelshurst, 33/20
 7. BW PN Gaman. Fö 592. Ahd. gaman st. N. ‚Lust, Vergnügen, Freude‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 64. ‚Hurst des Gaman‘. Heilig, S. 31; Kr. I, 677. Fö ON I, 994.
- Grauelsbaum
1. D, (Kehl)
 2. Lichtenau, Stadt, Kr. Rastatt
 3. Stadtteil, 395 E
 4. Kr. Kehl, D, 141 ha, 324 E, 125 m
 5. 129 E
 6. 1369 Okt. 6, von der selben unserre vestin Liechtenowe die strasze uf gegen dem Ryne zuo unserm vare bi Krowelsboume, UBS 5, 652, 18f. Nr. 837
1371 März 4, zwischen Rinow und Kröwelsbom, UBS 5, 738, 43 Nr. 950
 7. BW PN Krowil zu +grawa- ‚grau‘, Fö 668; Kaufmann, S. 153; Socin, Mhd. Namenbuch, S. 413. In den Jahren 1295, 1314 ist ein Rudolf Krowel, 1326 Albrecht Croewel als Name eines Schwarzacher Schultheißen zu belegen (67/1317, 162f.; 67/1315, 148; 37/225). Wie der erste Beleg zeigt, war ein FIN Ausgangspunkt. Heilig, S. 34; Kr. I, 746.
- Greffern
1. D, (Bühl)
 2. Rheinmünster, Kr. Rastatt
 3. 1238 E
 4. D, Pf, 768 ha, 972 E, 125 m
 5. 421 E, 85 H, 82 N, Sch
 - 5a. 1787: 416 E, 229/95848
 6. (F 840-5) ca. 1415, graferen oder greferen (Abbreviatur), 67/1315, 1 vgl. 67/1316, 1; Reg. Als. Nr. 510 (1284) 1517, in Greffern, 67/1321, 39r

7. Ahd. grafo, grafio sw. M. ‚Graf‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 71. Gebildet mit -ari-Ableitung + graf(f)arun, Dat. Pl. ‚bei den Grafenleuten‘. Sekundärumlaut und Kürzung des langen Tonvokals. Erklärungen mit ‚Graben‘ und ‚Gräbern‘⁶ sind aus lautlichen Gründen abzulehnen. Vgl. Fö ON I, 1093ff.
- Großweier
1. D, (Achern)
 2. Achern, Stadt, Ortenaukreis
 3. Stadtteil
 4. D, Pf, 603 ha, 789 E, 147 m
 5. 329 E
 6. ca. 1150, in Crosvvilare, WUB 2, 404
1306 Okt. 21, Reinboldi armigeri de Croswilre, UBS 3, 179, 29 Nr. 579
 7. Im Bestimmungswort ist das Adjektiv ahd. groz ‚groß, lang‘ erkennbar.
- Gucken
1. Z, Gem. Kappelwindeck (Bühl)
 2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
 6. (1338 Juni) 15./16. Jh., Molsheim, an dem Guckenwasen, FDA NF 5, 329
1432 Juli 5, der hoff zuo guecken mit Reben, 37/272
 7. PN Gucko, Fö 690; Guckeo ‚Gucker‘ bzw. mhd. gucke ‚Platz, wo man eine Aussicht hat‘, vgl. Ochs, S. 492; K. Wagner, Echte und unechte Ortsnamen, Akadem. d. Wiss. (Mainz) Abhdlg. geistes- u. sozialwiss. Kl. 1967, 3, S. 34
- Haaberg (Haberg)
1. Z, Gem. Bühlertal (Bühl)
 2. Bühlertal, Kr. Rastatt
 3. Z, 398 E
 4. Z, (Bühlertal), 398 E
 5. Hof
 6. 1350/60, Rodel, zuo hagenberge, 37/146
1533, im geriechtstab zuo Buhel uff dem Hagenberg, Kr. I, 810
 7. BW mhd. hagen st. M. ‚Dornstrauch, Einfriedung um einen Platz, eingefriedeter, umhegter Ort‘, Lexer I, 1142. Vgl. Fö ON I, 1158.
- Haft
1. W, Gem. Ottersweier (Bühl)
 2. Ottersweier, Kr. Rastatt
 3. Z, 169 E
 4. Z, 156 E
 5. Z
 6. 1265, Hafte, 39/51; WUB 6, 167 Nr. 1772; ZGO 1, 355
1337 Sept. 24, den hof zuo haft, 44/254
1405 Okt. 31, reben zu hafft — vff einer Mülen tzü hafft, 44/483
 7. Ahd. haftu st. sw. F. ‚Verbindung, Verknüpfung‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 75; mhd. hafte, Lexer I, 1140. Name nach der Lage an der Wegverbindung (Lauer Steg) von Ottersweier nach Lauf beim Übergang über den Laufbach. Heilig, S. 68: Einfriedigung; Kr. I, 818.

⁶ Heilig, S. 68

- Hagenbuchenhurst
1. Ödung bei Vimbuch (Bühl)
 2. FIN Hurst (?), Vimbuch, Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
 6. (1285) ca. 1517, in villa hagenbiechenhurst in banno Vimbuch, 67/1321, 39v
1293 Mai 18, J. C. Arg., Metza dicta Buhelerin de hagenbuochenhurst, 33/24
 7. BW ahd. hagenpuaha ‚Hainbuche, carpens‘, Graff IV, 798; mhd. hagenbuoche sw. F., Lexer 1, 1143. Vgl. Fö ON I, 1158.
- Halberstung
1. D, Gem. Sinzheim (Baden)
 2. Sinzheim, Kr. Rastatt
 3. D, 262 E
 4. D, (Sinzheim), 262 E
 5. 173 E
 6. 1320 Juni 5, J. C. Arg., redditus . . . super Curia dicta Halbersdvng in parrochia Svnnesheim, 35/29; ZGO 7, 366
(1320 Juni 5) 1380 März 15, J. C. Arch. u. R., habersdung, 35/29
 7. BW PN (H)albheri. Fö 740; Kaufmann, S. 169. Heilig, S. 31; Kr. I, 829: Tung des Halibert (!). Fö ON I, 1206ff.
- Hartung
1. Ein auf der Gemarkung Stollhofen ausgegangener Hof, auf welcher „Hartunger Hof“ heute noch als Flurname erhalten ist GK.
 2. Rheinmünster, Kr. Rastatt
 6. 1276 Jan. 2, ze hardowe, 35/31a; Wilhelm, Corp. 1, 269
1364 Nov. 19, den hoff zuo Hardauwe hinder der stad zuo Stalhofen gelegen, 67/37, 4; RMB Nr. 4419
1460 Nov. 15, hoff zuo hartung hinder der Statt Stalhofen gelegen, 67/41, 311r
 7. BW ahd. hart M. ‚Wald‘, Graff IV, 1026; mhd. hart, Lexer 1, 1189. ‚Au bzw. später Tung am Wald‘. Kr. I, 853. Vgl. Fö ON I, 1236ff.
- Hatzenweier
1. D (und Oberhatzenweier), Gem. Ottersweier (Bühl)
 2. Ottersweier, Kr. Rastatt
 4. D, (Ottersweier), 271 E
 5. 20 Haushaltungen
 6. 1366 Juli 13, matte . . . gelegen . . . in deme heagenech nidewendig hatzenwilre zwischen den zwein welden, 37/133
1381, zü hatzenwilre, 67/37,3
 7. BW PN-Kurzname Hazo. Fö 803; Kaufmann, S. 180. Kr. I, 863. Vgl. Fö ON I, 1291.
- Heiterbruch (Heiterbruch)
1. Ein eingangener Hof bei Hügelsheim
 2. Nach 66/3897, 27v heißt das Gewann (um ca. 1750) Hochfeldt, Hügelsheim, Kr. Rastatt
 6. (1369) 15. Jh., zuo Heyterbruoch, 67/1317, 183
1437, zuo heitterbruoch, 67/1314, 93
 7. BW mhd. heiter Adj. ‚hell, klar‘, Lexer 1, 1224. Kr. I, 919. Vgl. Fö ON I, 1166f. PN Haido.
- Helmlingen⁷
1. D, (Kehl)
 2. Rheinau, Stadt, Ortenaukreis

7 Die Stadt- und Landgemeinden des Kr. Kehl, S. 34: „zwei Huben zu Helmlingen dem Ulmer Klosterhof gehörig“, zum angegebenen Jahr 1154 nicht zu belegen.

3. Stadtteil, 848 E
 4. D, 704 ha, 828 (807) E, 127 m
 5. 60 Haushaltungen, 317 E, Sch
 6. (1288) ca. 1517, *Emptio Curiae . . . in uilla et banno Helblingen sito*, 67/1321, 61r
(1291) ca. 1517, *inn helblingenn*, 67/1321, 61v
 7. BW PN Halbo. Fö 739. Kr. I, 920 vermutet Albito. Vgl. Fö ON I, 1206ff.
- Henchhurst
1. Eingegangener Hof bei Balzhofen (Bühl)
 2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
 5. W
 6. 1350/60, *Rodel*, in *hamchenhurst*, 37/146
1438, *Claus otte von hemchen huorst*, 67/1314, 60
 7. BW PN Emicho. Fö 87. Mit prothetischem h. Kr. I, 932.
- Hesselbach
1. Z, Gem. Großweier (Achern)
 2. Achern, Stadt, Ortenaukreis
 3. Z, 157 E
 6. 1475 Nov. 13, *von Hesselnbach*, 37/125
1482 Febr. 20, *zuo heselbach in dem kirspel zuo Großwir — vff heselbacher graben*, 37/136
 7. BW mhd. *haselin*, *heselin* Adj. zu *Hasel*, *Haselnußstrauch*, *Lexer 1*, 1278. ‚Bach, an dem Haselnußsträucher stehen‘. Kr. I, 954; *Nordlund*, S. 61. Vgl. Fö ON I, 1282.
- Hildmannsfeld
1. D, (Bühl)
 2. Rheinmünster, Kr. Rastatt
 3. D, 170 E
 4. D, (Schwarzach), 189 E
 5. 103 E
 - 5a. 1787: 111 E; 229/95848
 6. (1348) 15. Jh., in dem *dorfe zu Hiltiboldes Velt*,⁸ 67/1317, 167v
(1368) ca. 1517, *inn hildtmands feldt*, 67/1321, 43r 1391 Juli 25, *zu hiltmansvelde*, 37/136
 7. BW PN Hildebold. Fö 822; später *Hildeman*, wohl ein Nachkommen des *Hildebold*. *Heilig*, S. 24; Kr. I, 969. Vgl. Fö ON I, 1361.
- Hirsach (Hirschach)
1. Eine Ödung am *Hirschachbach* bei *Helmlingen* (Kehl)
 2. Rheinau, Stadt, Ortenaukreis
 6. 1273 Sept. 12, *andersite vffen Bertholdes campfers guot von hirsache*, 37/165; *Wilhelm*, *Corpus*, 1, 207
1405, *hof zuo hirsach gelegen zwischent hirsach vnd schertzhein*, 67/1314, 167
 7. BW mhd. *hirz* ‚Hirsch‘, *Lexer 1*, 1305. Kr. I, 985. Vgl. Fö ON I, 1369ff.
- Hohenhurst
1. Wohl ein ausgegangener Hof auf der *Gemark. Moos* (Bühl), auf welcher der Name „Hohurst“ heute noch als Flurname vorkommt
 2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
 6. 1385, *hohenhurst*, 67/1314, 54
1460, *von der hohenhurst*, 66/7852,6
 7. BW mhd. *hoch* Adj. ‚hoch‘, *Lexer 1*, 1312. Vgl. Fö ON I, 1312.

⁸ FDA 22, 68 angeblich 1314 (?)

- Hub
1. W, Gem. Ottersweier (Bühl)
 2. Ottersweier, Kr. Rastatt
 3. Z, 545 E
 4. Z, (Ottersweier), 545 E
 5. Meierei und Gesundheitsbad
 6. 1330 Febr. 14, die huobe, 37/225
1337 Sept. 24, an der huobe, 44/254
1532 Febr. 6, das Huebbad
 7. Mhd. huobe ‚Hube, mansus‘, Lexer 1, 1389. Heilig, S. 64; Kr. I, 1056. Vgl. Fö ON I, 1482.
- Hügelsheim
1. D, (Rastatt)
 2. Kr. Rastatt
 3. 1359 E
 4. D, Pf, 1497 ha, 1076 E, 121 m
 5. 464 E, 89 H, 171 N, K, Sch
 6. (737), in pago Alsacensi . . . Rosuuago . . . Hugilagishus, Bruckner, Reg. Als. Nr. 128
(788 April 19), ca. 828, in Hughilaheim, Stengel, UB Fulda Nr. 176
1212, in hugelisheim, 37/237
1309 Jan. 30, dazu dorf hugelsheim, 37/249; RMB Nr. 682
 7. Die Belege des 8. Jh. liegen nur in kopialer Überlieferung vor. Nach den Belegen des 13. Jh. enthält das BW einen PN Hugilin(g) zum Stamm Hugu- Fö 923. Kaufmann, Untersuchungen, S. 266. Kr. I, 1064. Vgl. Fö ON I, 1485.
- Hunden
1. Ein bei Ulm (Bühl) 1633 ausgegangener Ort⁹, an den die Flurnamen „Hunderau“ und „Hunderbach“ auf Gemark. Ulm noch heute erinnern
 2. Lichtenau, Kr. Rastatt
 6. (1284) ca. 1517, zuo hunden, 67/1321, 39r
(1403) ca. 1460, an dem wege gen Hunden, 67/1318, 227b
 7. Ahd. unda st. sw. F. ‚Welle, Wasser‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 207; mhd. unde, unde. Wegen der ursprünglichen Lage ist diese Deutung vorzuziehen. Prothetisches h bzw. Kontamination mit ‚Hund‘. Kr. I, 1067. Vgl. UBS 1, Nr. 264: ad undas.
- Iffezheim
1. D, (Rastatt)
 2. Kr. Rastatt
 3. 3749 E
 4. D, Pf, 1194 ha, 2504 (2462) E, 123 m
 5. 821 E, 175 H, 283 N, K, Sch
 6. 1225, Uffisheim, RMB Nr. 268
1245 März, apud vffinshein, 35/4; ZGO 7, 442; RMB Nr. 387
Pu 1245 Juli 24, grangiam in Vfensheim, ZGO 6, 445
 7. BW mit -in-Suffix erweiterter PN-Kurzname Uffo. Fö 1474; Kaufmann, S. 364; Kaufmann, Untersuchungen, S. 192. Vgl. S. 38. Auszugehen ist von einer Form +Uffinesheim. Kr. I, 1084.
- Kappel,
Kappelwindeck
1. D, mit Oberdorf (Bühl)
 2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
 3. 674 E

9 S. Gartner, Kloster Schwarzach, in: Die Klöster der Ortenau, hg. W. Müller, Ortenau 58/1978, S. 326.

6. (1291 Juni 4) 16. Jh., J. C. Arg., Albertus rector ecclesie in villa Capell — Capelle, 67/152, 113r; FDA 32, 326
1311 Juni 4, J. C. Arg., Volricus Sacerdos de Lupfenstein viceplebanus Ecclesie ville Capelle apud Windecke . . . in banno ville Capelle, 39/35; ZGO 5, 443
7. Zu ahd. chapella ‚Kapelle‘, mhd. Kapelle, Kappel.
- Kartung**
1. D, Gem. Sinzheim (Baden)
2. Sinzheim, Kr. Rastatt
3. D, 632 E
4. D, (Sinzheim), 632 E
5. 351 E
6. (1272 Febr. 10) 1723, de Praedio nostro in Kartung, J. Fr. Schannat, Vindemiae litterariae . . . Fuldae et Lipsiae 1723, 146 Nr. 10
1318 Mai 11, Johanni et Heintzelino filiis Guothe filie quondam . . . dicti Meinloch de kartung, 44/375
7. BW ahd. kar N. ‚Gefäß; Talmulde‘, Graff IV, 463; mhd. kar, Lexer I, 1516; vgl. Bach II, 1 § 287, § 298, 10. ‚Tung bei einer Bodenvertiefung, Mulde‘. Heilig, S. 31: Wiesenfläche; Kr. I, 1132: Kar hier Wiesenfläche. Fö ON I, 1645.
- Kinzhurst**
1. Teil von Oberbruch, Dorf (Bühl)
2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
3. Z
6. (1360 Okt. 23) ca. 1415, J. C. Arg., Kienchtenhurst, 67/1315, 179
(1360) ca. 1517, zuo Kientenhurst, 67/1321, 41v
(1385) ca. 1517, in Kientzenhurst, 67/1321, 70r
7. BW Adj. kieneht zu ahd. kien ‚Kien, Kienholz‘, Graff IV, 451; mhd. kien, Lexer I, 1568. Später Anlehnung an den Namen Kienz. Schwund von h vor t. — E. Björkmann, Die Pflanzennamen der ahd. Glossen, S. 212. Vgl. Fö ON I, 1663.
- Krautenbach**
1. Ober- und Unterkrautenbach, Höfe, beide Gem. Altschweier (Bühl)
2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
3. Z
5. Z
6. 1267 März, D. miles de Crvtenbach, ZGO 1, 362; WUB 6, 295 Nr. 1903
(1283 April 9) ca. 1415, Burckardus Miles de Crutenbach, 67/1315, 263
7. Wahrscheinlich zu ahd. c(h)rut ‚Kraut‘ zu stellen.
- Längenberg**
1. Oberer und unterer, Z, Gem. Bühlertal (Bühl)
2. Bühlertal, Kr. Rastatt
3. Z, 120 E
4. Z, 127 E
5. Hof und Z
6. 1409 Jan. 30, Claus kubeler an dem lengenberge, 37/42
7. BW mhd. lang, lenge ‚lang‘, Lexer I, 1818.
- Langentung**
1. Ein eingangener Hof auf der Gemark. Halberstung (Bühl), auf welcher noch eine Flur ‚Langenunger Feld‘ heißt GK
2. Sinzheim, Kr. Rastatt

6. 1386, uf Langendung, Kr.
1405 Okt. 31, von der langending, 44/483
7. s. Längenberg.
- Langhurst
1. Ein ausgegangener Hof bei Hildmannsfeld (Bühl)
 2. Rheinmünster, Kr. Rastatt
 6. 1305, Johanne dicto Langenhurster, 37/121
(1390) 15. Jh., hünder langenhurst, 67/1317, 172
 7. s. Längenberg.
- Leiberstung
1. D, (Bühl)
 2. Sinzheim, Kr. Rastatt
 3. Ortsteil
 4. D, 527 ha, 440 E, 128 m
 5. 233 E, 53 H, 101 N, K
 6. 1320 Juni 5, J. C. Arg., super prato dicto kalwemate zuo leiboltzung, 35/29; ZGO 7, 367
1368 März 30, J. C. dm. Thes. Arg., iuxta Sifridum dictum leibe-
stunck, 33/68
 7. BW PN Leibolt zu germ. + laibo-, got. laiba, ahd. leiba st. F.
,Überbleibsel, Hinterlassenschaft, Erbe'; Kaufmann, S. 224; Fö 996.
Heilig, S. 31. Kr. II, 45.
- Lerchenkopf
1. Ausgegangen bei Altwindeck (Bühl)
 2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt; auf dem Plan H/Bühl (Amt)
Nr. 1 von 1784 oberhalb des Einsiedlhofes FIN Im Loerch
 6. 1308 Mai 16, her Johannes von lerichenkofpt ritter, 35/30; ZGO 7,
351; RMB Nr. 679
1309 Jan. 30, Johannesen von Lerchenkopf — Johannes von
Lerchenkopf, 37/249; RMB Nr. 682
 7. BW ahd. leraha, leriha, lercha F. ‚Lerche‘, Graff II, 245; mhd.
lerche, Lexer 1, 1883. Vgl. Fö ON II, 57.
- Lichtenau
1. Stadt, (Kehl)
 2. Lichtenau, Stadt, Kr. Rastatt
 3. 3065 E
 4. Kr. Kehl, MG, 842 ha, 1149 (1140) E, 127 m
 5. 960 E, 150 H, K, Sch
 6. Ku 1300 Jan. 14, oppidum . . . Liechtenowe, D/Nr. 137
1300 Febr. 1, in unser Stat ze Lichtenowe, 28/40
 7. BW ahd. liocht Adj. ‚licht, hell, glänzend‘, Schützeichel, Ahd. Wb.
S. 114; mhd. lieht, Lexer 1, 1906. Die Namengebung muß im Zu-
sammenhang mit ‚Lichtenberg‘, der Stammburg der Lichtenberger,
gesehen werden. Kr. II, 64.
- Liedelshof
1. Hof, W, Müllhofen, Gem. Sinzheim (Baden)
 2. Sinzheim, Kr. Rastatt
 5. Hof, 10 E
 6. 1386, der hof zuo Lutolczhoven in dem kirspel zu Sunsshein, Kr.;
vgl. 72/Lehenhof Eberstein 1
1405 Okt. 31, der hoffe zu lutelßhofen, 44/483
1604, gehn Lüdelßhoffen — ufm Lidelßhoff, 66/6499, 1v
 7. BW PN Liutold. Fö 1030ff. zu germ. + leudi-. Kr. II, 70. Vgl. Fö
ON II, 110.

- Liehenbach
1. Z, Gem. Bühlertal (Bühl)
 2. Bühlertal, Kr. Rastatt
 3. Z, 486 E
 4. Z, (Bühlertal), 497 E
 5. Z
 6. 1350/60, Rodel, in der liehenbach — in Liehenbach — zuo liehenbach, 37/146¹⁰
1409 Jan. 30, reben in der liehenbach, 37/42
 7. BW mhd. liene, liebe sw. F. ‚wilde Sau, Bache‘, Lexer 1, 1910. Weitere Bühlertäler Zinken heißen: Hirschbach, Katzenbach.
- Litzloch
1. Z, Gem. Gamshurst (Achern)
 2. Achern, Stadt, Ortenaukreis
 3. Z, 46 E
 4. Z, (Gamshurst), 43 E
 6. 1352 Okt. 27, J. C. dm. de Tierstein Arch. Arg., de Lutzelo . . . in banno ville Gamshurst, 33/20
(1355 Juli 27) 17. Jh., Lützelach — Luzelach, FDA 25, 203
1490 Jan. 30, NI, gon lützenlach mitten vf den steeg, 37/132
 7. BW mhd. lützel Adj. ‚klein, gering‘, Lexer 1, 1999.
Vgl. Fö ON II, 158.
- Litzlung
1. W, Gem. Sinzheim (Baden)
 2. Sinzheim, Kr. Rastatt
 3. W, 163 E
 4. W, (Sinzheim), 163 E
 5. Z
 6. 1454 Okt. 10, an der lützellunge, 67/41, 41r
1472 Okt. 27, lutzellung, 67/58b, 316v
1495 Jan. 22, Vlrichen vff der litzellung, 35/27
 7. BW s. Litzloch. GW tung; + lützeldunge. Assimilation des Dentals an das l.
- Maienhof
- s. Rencherloch
- Malghurst,
Malchhurst
1. W, Gem. Sasbachried (Achern)
 2. Achern, Stadt, Ortenaukreis
 3. W, 12 E
 4. W, (Sasbachried), 14 E
 5. Z
 6. Ku 1316 Dez. 2, usque Malgers, ZGO 12, 331
1432, zwuschen dem alstein vnd der dannen zuo molgerst, 33/64;
ZGO 8, 152
 7. BW mhd. mahel, mal ‚Grenzbaum‘, Lexer 1, 2010. Spirantisierung des h von -hurst in der Silbengrenze. Vgl. Fö ON II, 181.
- Markolbenhof
(Markholben)
1. Ausgegangen oder umbenannt in Bühlertal (Bühl), Untertal. Beschreibung des Lehens: 66/1430, 1ff.
 2. Bühlertal, Kr. Rastatt
 6. 1325 Mai 18, in Morkolben hof — Morkolben guot, 37/270
1430 Mai 2, heincz morkolbe, 37/272
 7. BW FN Morkolbe.

¹⁰ Die Belege von 1299, 1376, 1427 bei Th. Geiger, Nebenflüsse, S. 73, unter Liehenbach/Bühlertal/Bühlott gehören zu Liebach, Zinken, Dorf Winterbach, Gem. Lautenbach (Oberkirch); vgl. Kr. II, 72, 74.

- Matthäuser
1. Gem. Bühlertal (Bühl)
 2. Bühlertal, Kr. Rastatt
 4. Z, (Bühlertal), 204 E
 6. 1350 April 23, von den Mettenhusern vallis Buhelertal, 37/42; ZGO 27, 120
1350/60, Rodel, in buhelerdal zu methuhern (!), 37/146
 7. BW ahd. metemo Adj. ‚der mittlere‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 126 (germ. + meda-, Nebenform zu medja-, vgl. mhd. metwahren, in ONN: J. Schnetz, ZONF 3 (1927) S. 74).
- Memprechtshofen
1. D, (Kehl)
 2. Rheinau, Stadt, Ortenaukreis
 3. Stadtteil
 4. D, Pf, 676 ha, 606 E, 132 m
 5. 377 E, 79 Gebäude, K, Sch
 6. (1242, verbessert in 1342) ca. 1517, in banno ville Meinbrechtshouen, 67/1321, 63v
1390, Meinbrehteshouwen, Kr.
1492, von Memiertzhoffen, 66/5073, 67r
 7. BW PN Meginbrecht, Meinbrecht. Fö 1069. Kr. II, 169.
- Michelbuch
1. Unter-, Z, Gem. Gamshurst (Achern)
 2. Achern, Stadt, Ortenaukreis
 3. Z, 44 E
 4. Z, (Gamshurst), 44 E
 5. W
 6. (1326) ca. 1415, das dorff zu Michelbuech, 67/1315, 148
(1326) 15 (?) 5, Juli 29, NI, zue Michelnbuch, 37/162
 7. BW ahd. mihhil Adj. ‚groß‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 127; mhd. michel, Lexer 1, 2132. ‚Großer Buchenwald‘. Nordlund, S. 29. Vgl. Fö ON II, 287.
- Mistgraben
1. Z, Gem. Bühlertal (Bühl)
 2. Bühlertal, Kr. Rastatt
 3. Z, 68 E
 6. 1492, Untertal . . . der Mistgraben, 66/1430, 1ff.
 7. BW mhd. mist, Lexer 1, 2176.
- Moos
1. D, (Bühl)
 2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
 3. Stadtteil
 4. D, Pf, 549 ha, 603 E, 127 m
 5. 427 E, 72 H, 23 N, Sch
 - 5a. 1787: 367 E, 229/95848
 6. (1325 März 20) ca. 1415, J. C. Arg., in Banno Mose, 67/1315, 98
(1358) ca. 1517, ad sacellum in Mosse, 67/1321, 31r
 7. Ahd. mos st. N. ‚Moor, Sumpf, Moos‘, Graff II, 868; mhd. mos, Lexer 1, 2208. Bach II, 1 § 309. Heilig, S. 16. Kr. II, 207. Vgl. Fö ON II, 320ff.
- Muckenschopf
1. D, (Kehl)
 2. Lichtenau, Stadt, Kr. Rastatt
 3. Stadtteil

4. D, 404 ha, 381 E, 129 m
 5. 283 E, 45 Bürger, 49 Gebäude, Sch
 6. (1233) ca. 1517, (Kauf von Äckern und Matten) zuo Muckschopff, 67/1321, 61r
1273 Sept. 12, in den hof deme man sprichtet muckenschopff, 37/165; Wilhelm, Corpus, 1, 207
 7. BW entweder zu einem PN Mucko (aus Muotger etc. Kaufmann, S. 261) oder zu ahd. mucca sw. F. ‚Mücke‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 131; mhd. mücke, mucke, Lexer 1, 2211. ‚Schopf, wo Mucken massenhaft schwärmen‘, vgl. Bach II, 1 § 331. Heilig, S. 69; Kr. II, 221f.
- Müllенbach
1. D, Gem. Eisental (Bühl)
 2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
 3. D, 376
 4. D, (Eisental), 434 E
 5. 55 Bürger
 6. (ca. 1095) 16. Jh., ad Mullenbach, Cod. Hirs. 26a
1277 Juni 15, bona sua sita in Mullenbach infra terminos parrochie in steinbach, 37/166; ZGO 9, 175; RMB Nr. 510
 7. BW ahd. mulin, muli aus lat. molina, Graff II, 712; mhd. mül, müle st. sw. F. ‚Mühle‘, Lexer 1, 2221. Bach II, 1 § 115. Fö ON II, 334.
- Müllhofen
1. W, Gem. Sinzheim (Baden)
 2. Sinzheim, Kr. Rastatt
 3. W, 143 E
 4. W, (Sinzheim), 154 E
 5. 71 E, 17 H, 4 N
 6. 1386, Mulhofen, Kr.; vgl. 72/Lehenhof Eberstein 1
1401 Dez. 26, Mulnhofen, RMB Nr. 2010
 7. s. Müllenbach
- Münchhof
(Münchhöf)
1. W, Gem. Ottersweier (Bühl)
 2. Ottersweier, Kr. Rastatt
 3. Z, 24 E
 4. Z, (Ottersweier) 22 E
 6. (1337 Sept. 24, in dem wiler, 44/254)¹¹
1365 Okt. 16, die in der Muln in dem Munichhof in dem wilre vnder windecke, daz ob Otterswilre gelegen ist . . . gesessen, 39/51; ZGO 8, 340
 7. BW ahd. munih st. M. ‚Mönch‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 131; mhd. münech, münich, munich, Lexer 1, 2229. Vgl. Fö ON II, 347.
- Neusatz
1. Gemeinde (Bühl)
 2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
 3. Stadtteil
 4. D, Pf, 1300 ha, 1911 E, 235 m
 5. 832 E, 110 H, 155 N, K, Sch, 832 E
 6. 1248, Nivsatz, 34/65; RBS Nr. 1242
1325 Mai 18, zu Nusaz in dem tal, 37/270

¹¹ s. Weier

7. (Neu-)satz synonym für Pflanze, Neupflanzung. E. Alanne, Das Fortleben der mhd. Ausdrücke für den Weinberg, S. 26f. W. Kleiber, Die Bezeichnungen für Rebneuanlage am Oberrhein im 14. Jahrhundert, in: ZGO 112, 229f., 240. Ders. Urbare, S. 182ff. Vgl. Fö ON II, 403.

Neuweier

1. D, (Bühl)
2. Baden-Baden, Stadtkreis
3. Stadtteil
4. D, Pf, 606 ha, 1665 (1306) E, 183 m
5. 918 E, 145 H, 200 N, K, Sch
6. 1297 Jan., dominum Albertum dictum Bueben de Negenwilre, ZGO 2, 460f.
1309 Jan. 30, herren albrechten den Buoben von Negewilre, 37/249; RMB Nr. 682
7. Nach den frühesten Belegen liegt dem BW nicht das Adj. ahd. niuwi, niuwe; mhd. niuwe, niwe, niu ‚neu‘ zugrunde. In Frage kommt ein PN-Kurzname + Nago, Gen. Negin zu Nagala- (Kaufmann, S. 263; Kaufmann, Untersuchungen, S. 98).

Oberau

1. Ausgegangen Hof bei Greffern (Bühl)¹²
2. Rheinmünster, Kr. Rastatt
6. (NI 1417 März 1) 18. Jh., curiam nuncupatam die oberowe prope Greffern, 67/1328, 38; L/31a, 69 Nr. 77
1421 Jan. 15, NI, Curiam nuncupatam die Oberow prope Greffern, 28/V
7. BW mhd. ober, Lexer 2, 132.

Oberbruch

1. D, mit Kinzhurst (Bühl)
2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
3. Stadtteil
4. D, 517 ha, 384 E, 129 m
5. 231 E, 41 H, 41 N, Sch
- 5a. 1787: 166 E, 229/95848
6. 1333 Nov. 25, de Vberbruoch, 37/233
1384, zuo vberbruech, 67/1314, 239
1507 Sept. 22, zu oberbruch, 37/4
7. BW ahd. ubar, ubir Präp. ‚über, gegenüber‘ Schützeichel, Ahd. Wb. S. 204; mhd. über, Lexer 2, 1606. Später durch ober ersetzt. Heilig, S. 34; Kr. II, 372.

Oberwasser

1. D, (Bühl)
2. Ottersweier, Kr. Rastatt
3. D, 386 E
4. D, (Unzhurst), 386 E
6. 1489 Febr. 4, Hanns Elsässer und Bride . . . gesessen zuo vberwasser by ontzenhurst in Saspacher kirchspel, 37/259
7. BW s. Oberbruch.

¹² S. Gartner, Kl. Schwarzach, S. 294

- Oberwasserhof
(Überwasserhof)
1. (Überwasserhof), s. Oberbruch
 2. Ausgegangen bei Oberbruch zwischen Abtsmuhr und der Abach, 105/147, II; Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
 6. (1307) ca. 1517, curiam Oberwasser, 67/1321, 16r (1360 Okt. 23) ca. 1415, von vberwasser, 67/1315, 181
 7. BW s. Oberbruch.
- Oberweier
1. D, (Bühl)
 2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
 3. Stadtteil
 4. D, 121 ha, 238 E, 132 m
 5. 144 E, 25 H, 23 N, Sch
 - 5a. 1787: 123 E, 229/95848
 6. 1350/60, Rodel, Irmengart de Oberwilre, 37/146 (1366) ca. 1415, von oberwilre, 67/1315, 277
 7. BW s. Oberau.
- Oberweier
1. Aufgegangen in Großweier, auf dessen Gemarkung südlich des Dorfes heute noch eine Flur „Oberweiermatten“ heißt GK. (Achern)
 2. Achern, Stadt, Ortenaukreis
 6. 1363 Nov. 18, J. C. Arch. u.R., henselino dicto hug de Oberwilre ad parrochiam ville Croswilre pertinenti, 37/123
1349 Mai 8, von Oberwilre, 37/177
 7. BW s. Oberau.
- Ottenhofen
1. W, Gem. Weitenung (Bühl)
 2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
 3. Z, 85 E
 4. Z, (Weitenung), 85 E
 5. 4 Bauernhöfe
 6. (1384 März 29) 16. Jh. M., de hottenhofen — huttenhofen, 67/152, 137v
1604, Ottenhoffen, 66/6499, 1r
 7. BW PN-Kurzname + Hotto; Hutto oder Otto mit prothetischem h, bedingt durch das GW -hofen (vgl. Henchhurst). Heilig, S. 52; Kr. II, 452.
- Ottenweier
1. (Unterried), W, Gem. Sasbachried (Achern)
 2. Achern, Stadt, Ortenaukreis
 5. Z
 6. 1325 März 8, J. C. dm. Walramni de Veldentze Arch. Arg., Anshelmo de Votenwilre, 33/64
1338 Juni 26, J. C. Arg., Adelheidis Relicta quondam Anselmi de otenwilr . . . in banno ville otenwilr, 33/55
 7. BW PN-Kurzname Uoto, Uota. Kr. II, 452: Weiler des Otto.
- Ottersweier¹³
1. D, (Bühl)
 2. Kr. Rastatt
 3. 5437 E
 4. MG, D, Pf, 1814 ha, 3018 (1670) E
 5. 1157 E

13 Die Angaben bei K. Knüttel, Ottersweier — Ein Gang durch die Jahrhunderte, S. 12: Name Otheri nicht belegt; S. 21: Ottersweier 1177 urkundl. erstmals genannt, treffen nicht zu.

6. (1149/50) 1270, R. et H. de Otterswilre — circa Otterswilre, ZGO 1, 96ff.; WUB 2, 49; vgl. H. Pflüger, Schutzverhältnisse und Landesherrschaft der Reichsabtei Herrenalb, S. 9
Pu 1177 Dez. 21, Grangiam in Ottereswilere, B/Nr. 28; WUB 2, 181 Nr. 407
 7. BW PN Otheri. Fö 195. Vgl. S. 21. Heilig, S. 59; Kr. II, 456. Fö ON I, 262.
- Querge
1. Bei Membrechtshofen (Kehl) zu suchen
 2. FlN südlich Membrechtshofen; Rheinau, Stadt, Ortenaukreis
 6. (1295 April 23) 15. Jh., Querge, AD G 377, 86; RBS Nr. 2372
1473 Febr. 5, J. C. Arg., Rappen hans von Twergen, 33/63
 7. Ahd. twer, dwerah Adj. ‚schräg, quer‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 204; Starck-Wells, Ahd. Glossenwb. S. 113; mhd. twerch, dwerch, Lexer 2, 1599. ‚Querliegendes Flurstück‘. Vgl. Fö ON II, 1015.
- Rencherloch
1. s. Maienhof (vormals Rencherloch), W, Gem. Membrechtshofen (Kehl)
 2. Rheinau, Stadt, Ortenaukreis
 6. 1279, J. C. Arg., apud Renichen lovche — Renichenlovche, ZGO 21, 272
(1295 April 23) 15. Jh. 1. H., Reinichloche, AD G 377, 86; RBS Nr. 2372
(1312) ca. 1517, in Rencherloch, 67/1321, 62r
 7. BW ON Renchen (Renchheim). Im BW des ON steckt der Flußname Rench, der nach A. Greule, Flußnamen, S. 214f., (aus + Reginika/Reganika) zu einer idg. Wurzel + reg- ‚feucht, bewässern‘ zu stellen ist. GW ahd. loh st. M. ‚Hain‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 116; mhd. loh st. M. N. ‚Gebüsch, Gehölz, Wald‘. Kr. II, 125. A. Birlinger, Rechtsrheinisches Alamannien, S. 330 zu lache sw. F. ‚Grenzbaum‘. Vgl. Fö ON II, 119ff.
- Riegel
1. Z, mit oberem und unterem Münchhof, Gem. Kappel (Bühl)
 2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
 3. Z, 532 E
 5. Z
 6. 1296, de Tiefenhovwe et Rigol, ZGO 27, 84
1350/60, Rodel, zvo den rigeln ü. — zuo den Rygeln, 37/146
 7. BW ahd. rigil M. ‚Riegel‘, Graff II, 440; mhd. rigel, Lexer 2, 429f. Als Bedeutung kommt neben ‚Querholzstange‘ auch ‚steiler Bergabsatz, Bergstufe‘ in Frage, vgl. T. Valtavuo, Der Wandel der Worträume in der Synonymik für ‚Hügel‘, S. 90.
- Riegelhof
1. Flurname bei Riegel auf der Gemark. Kappel (Bühl) GK
 2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
 6. 1405, den hinder Rigelhoff mit Reben, 44/565
1405 Aug. 11, den hinder Rigelhoff, 67/41, 167r
 7. s. Riegel.
- Rittersbach
1. Z, Gem. Kappel (Bühl)
 2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
 3. Z, 283 E
 4. Z, 287 E
 5. Z

6. 1248 Dez. 4, in Ruedensbach, UBS 1, 244, 6 Nr. 327 (1327 Mai 17) ca. 1415, J. C. Arg., heinricus de Ruederspach Armiger, 67/1315, 96
7. BW PN Ruodwin, Ruodin. Fö 918. Kr. II, 639.
- Rod**
2. Abgegangener Ort bei Ottersweier, Kr. Rastatt
5. Zum Aftergericht Ottersweier gehörig, S. 42¹⁴
6. 1265, locis adiacentibus Rode . . . , 39/51; ZGO 1, 354 (1291 Juni 4) 15./16. Jh., J. C. Arg., de bonis in Rode, FDA 32, 327
7. Ahd. rod st. N. ‚Rodung‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 154. Vgl. Fö ON II, 618ff.
- Rüstung**
1. Ein eingegangener Hof bei Sinzheim (Baden)
2. Sinzheim, Kr. Rastatt
6. 1320 Juni 5, J. C. Arg., pratis . . . vf dem rode uersus Ristung vier manne maten an der Ristung . . . maten zuo Ristung, 35/29; ZGO 7, 368 (1320 Juni 5) 1380 März 15, J. C. Arch. u.R., Eistung (Verlesung E für R), 35/29
7. BW ahd. hris N. ‚Reis, ramus‘, Graff IV, 1178; mhd. ris ‚Reis, Zweig; Gebüsch, Gesträuch‘, Lexer 2, 455f. Vgl. Fö ON I, 1446f. Langenbeck zu Rust ‚Ulme‘¹⁵
- Sandweier**
1. D, (Baden)
2. Baden-Baden, Stadtkreis
3. 3293 E
4. Kr. Rastatt, D, Pf, 1279 ha, 2066 (2047) E, 126 m
6. ca. 1300, in wilre, Schäfer, Rödel Nr. 97
1308 Jan. 30, Coram nobis Heinricus de Lupfen decano et Arch. Arg., vniversitatum villarum de Vffensheim et Wilre — Ecclesiam de wilre, 37/204; ZGO 7, 227 1431 Dez. 20, in den marckt zu santwilr gelegen, 35/26
7. BW mhd. sant st. M. N. ‚Sand‘, Lexer 2, 605. Heilig, S. 59. Vgl. Fö ON II, 682.
- Scherzheim**
1. D, (Kehl)
2. Lichtenau, Stadt, Kr. Rastatt
3. Stadtteil
4. D, Pf, 672 ha, 848 E, 130 m
5. Kr. Kehl, 570 E, 92 Bürger, 92 H
6. 1154 Curiam dominicalem in ulmene cum basilica shertesheim, C/Nr. 33; RBS Nr. 541 (1154) ca. 1415, in scherczheim, 67/1315, 46
7. BW PN-Kurzname + Scart(i) zum Stamm Scard, Fö 1305; Fö ON II, 759. Heilig, S. 49 zu Scarto (!), so auch Kr. II, 834.
- Schiftung**
1. D, Gem. Sinzheim (Baden)
2. Sinzheim, Kr. Rastatt
3. D, 146 E
4. D, (Sinzheim), 146 E
5. 116 E, 23 H, 4 N, Sch

14 Vgl. Geographische Beschreibung der Landvogtey Ortenau, Karlsruhe 1795, S. 48. Knüttel, Ottersweier, S. 245.

15 Tung- und Hurst-Namen, S. 56. Vgl. Kluge, Rüster, mhd. rust. ruost und Kr. II, 700f.

6. 1479, by der Schyffgruben . . . vber den Schyffwege, 66/8273, 64r
1429 April 23, vnßere schyftünge gelegen in dem bruoch — von der-
selben schyftung, 37/213
7. BW mhd. schif ‚Schiff‘, Lexer 2, 729.
- Schluch(t)enau
1. Ausgegangenener oder umbenannter Hof bei Bühl
 2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
 6. 1317 Mai 19, J. C. dm. h. de Luppfen Arch. Arg., curiam dictam
Sluchenowe, 37/37; ZGO 27, 105
1337 Sept. 24, zynse zuo Buhel in sluchenowe — in Sluchenouw,
44/254
 7. BW mhd. sluoche F. ‚Graben, Schlucht‘, Lexer 2, 992.
- Schneckenbach
1. Z, Gem. Neuweier (Bühl)
 2. Baden-Baden, Stadtkreis
 3. Z, 330 E
 4. Z, (Neuweier), 330 E
 5. Z
 6. (1253 Nov. 11) 17. Jh., pro bonis dominarum Lucide vallis suis in
Sneckenbach, ZGO 6, 458
1320 Juni 5, iuxta Ruodolfum dictum Sneckenbach, 35/29;
ZGO 7, 367
 7. BW ahd. snecco ‚Schnecke‘, Graff VI, 839; mhd. snecke, snegge sw.
M., Lexer 2, 1027. Kr. II, 875: zu einem PN Snecco. Tiername ist
wahrscheinlicher, vgl. Liehen-, Katzen-, Krebsbach etc.
- Schönbüch
1. Z, Gem. Bühlertal (Bühl)
 2. Bühlertal, Kr. Rastatt
 3. Z, 192 E
 4. Z, (Bühlertal), 205 E
 5. Z
 6. 1350/60, Rodel, in Buheler dal zuo Schoenen Buechech — in schoe-
ne buechech, 37/146
1409 Jan. 30, zü Schonenbuichech, 37/42
 7. BW mhd. schöne ‚schön‘, Lexer 2, 768. Nordlund, S. 29. Vgl. Fö
ON I, 516ff.
- Schwarzach¹⁶
1. D, (Marktflecken), (Bühl)
 2. Rheinmünster, Kr. Rastatt
 3. MG, 1510 E
 4. MG, D, Pf, 1309 ha, 1474 (1282) E, 132 m
 5. 943 E, 157 H, 144 N
 - 5a. 1787: 752 E, 229/95848
 6. (verunechtet 757 Okt. 14) ca. 1415, Monasterium quod dicitur
Swarzach, 67/1315, 78
ca. 825/6, monasterium suarzaha,¹⁷
(F 840-5/1275) ca. 1415, de Swarcza, 67/1315,5
(F 840-5) ca. 1400, Swartzach, 105/263
 9. Jh. I.V., Suarzaha,¹⁷ Vita Pirminii, MGH SS XV, 1, 26 (Cod.
Sangall. Nr. 577)

¹⁶ S. Gartner, Kl. Schwarzach, S. 267ff.

¹⁷ S. Gartner, Kl. Schwarzach, Diss., S. 9ff.

7. BW ahd. swarz Adj. ‚schwarz‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 190; mhd. swarz, Lexer 2, 1343. ‚Schwarzwasser‘. Mit dem Wachsen von Kloster und Siedlung wurde der Bachname allmählich zur Siedlungsbezeichnung. Der Wasserlauf hieß im dörflichen Bereich einfach Bach oder wegen der an ihm liegenden Mühlen Mühlbach. Fö ON II, 966.
- Sickenwald
1. Z, Gem. Bühlertal
 2. Bühlertal, Kr. Rastatt
 3. Z, 26 E
 4. Z, (Bühlertal), 23 E
 6. 1350/60, Rodel, in sickenwalde, 37/146
 7. BW PN-Kurzname Sicco zu Sigfrid etc. Fö 1318; Kaufmann, Untersuchungen, S. 17. Vgl. UBS 1, Nr. 57. Vgl. Fö ON II, 716ff.
- Sinzheim
1. D, (Baden)
 2. Kr. Rastatt
 3. 7314 E
 4. MG, D, Pf, 2321 ha, 4752 (2627) E, 128 m
 5. 2233 E, 218 H, 82 N, K, Sch
 6. Ku 884 Mai 23, Sunnisheim, Schöpflin, Als. dipl. 1, 93 Nr. 105 mit Faksimile; MGH DKIII Nr. 101; Bruckner, Reg. Als. Nr. 617 1154, Curiam in sunnesheim cum basilica, C/Nr. 33; RBS Nr. 541 (1154) ca. 1415, in sunnesheim, 67/1315, 46
 7. BW PN Sunnin, Sunnwin zum Stamm Sunna- Fö 1372; Kaufmann, S. 332. Kr. II, 1013. Fö ON II, 945.
- Sippenesch
1. Eine Flur auf der Gemark. Moos (Bühl) GK. TK. 66.
 2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt. — Ulm, Hunden und der Hof Sippenesch bildeten das zweite Heimburgtum der Markgenossenschaft Fünfheimburgerwald (1492) 142/44. — Waldhof des Kl. Schwarzach.
 6. (1422) 16. Jh., gen Süppenesch, 37/154 (1422) 1538, gen Sypeneschach, 67/708
 7. BW PN-Kurzname Sippo zu sibja- Fö 1314. GW ahd. asck (ask, i-Dekl.) st. M. ‚Speer‘, (Esche), Schützeichel, Ahd. Wb. S. 11; mhd. asch M. und esche st. F. ‚Eschenwald des Sippo‘. Belege z.T. mit kollektivem -ahi-Suffix. Nordlund, S. 74. Vgl. Fö ON II, 710.
- Söllingen
1. D, (Rastatt)
 2. Rheinmünster, Kr. Rastatt
 3. 796 E
 4. D, Pf, 935 ha, 641 (638) E, 123 m
 5. Besteht aus drei Teilen: Schwarzwasser, Kesseldorf, Söllingen; 340 E, Sch, 66 H, 127 N
 6. (13. Jh.) ca. 1415, in Selingen, 67/1315, 69ff.; ZGO 17, 160f. 1309 Jan. 30, daz dorf Selingen, 37/249; RMB Nr. 682
 7. BW PN zu ahd. salo, dunkel, Köbler, Ahd.-lat. Wb., S. 157. Fö ON II, 665ff. Aufgrund des -ingen-Suffixes ist der PN wahrscheinlicher als ahd. sala st. F. ‚Übertragung; das Übertragene‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 157 und ahd. sal M. (vgl. got. saljan ‚beherbergen‘) ‚Wohnsitz, Gutshof‘, Graff VI, 176.
- Steinbach
1. Stadt, (Bühl)
 2. Baden-Baden, Stadtkreis

3. Stadtteil
 4. MG, 1181 ha, 2386 (2081) E, 149 m
 6. (ca. 1095) 16. Jh., ad Steinbach, Cod. Hirs. 26a (1167) 12. Jh., Hec sive traditio sive mutatio in Steinbach facta, WUB 2, 155 Nr. 388; ZGO 6, 423
 7. BW ahd. stein st. M. ‚Stein, Fels‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 183; mhd. stein, Lexer 2, 1161. Häufiger Bachname. Fö ON II, 861ff.
- Stollhofen
1. D, (Bühl)
 2. Rheinmünster, Kr. Rastatt
 3. 1054 E
 4. D, Pf, 1236 ha, 1041 (1029), 124 m
 5. 443 E, 118 H, 232 N, Sch, K
 6. 1154, Curiam dominicalem in stadelhouen cum basilica, C/Nr. 33; RBS Nr. 541 (1154) ca. 1415, in Stadelhofen, 67/1315, 46
 7. Mhd. stadelhof st. M., ‚Herrenhof, -stall‘, Lexer, Mhd. Taschenwb. S. 207. Kr. II, 1101; Heilig, S. 70. Fö ON II, 856.
- Tiefenau
1. Hof, Dorf Kartung, Gem. Sinzheim (Baden)
 2. Sinzheim, Kr. Rastatt
 3. Hofgut, 27 E
 4. Hof (Sinzheim), 42 E
 6. 1296, dominabus de Tiefenhovwe, ZGO 27, 84 1307 März 22, Jacob von Tiefenowe, RMB Nr. 673
 7. BW ahd. tiuf Adj. ‚tief‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 194; mhd. tief, Lexer 2, 1432. Vgl. Fö ON I, 715ff.
- Ulm
1. D, (Bühl)
 2. Lichtenau, Stadt, Kr. Rastatt
 3. Stadtteil
 4. D, Pf, 703 ha, 696 E, 128 m
 5. 445 E, 75 H, 73 N, Sch, K
 - 5a. 1787: 380 E, 229/95848
 6. (F 840-5) ca. 1415, in curiam Ulmena — villico de vlmena, 67/1315, 1f.; Bruckner, Reg. Als. Nr. 510 (F 840-5/1275) ca. 1415, in Curiam vlmena, 67/1315, 6
 7. Ulm ‚Ulme‘ ist nach Graff I, 249 erst in einer Glosse des 12. Jh. (ulmboum) bezeugt. Ahd. elm st. M. ‚Ulme‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 41. Fö ON II, 1125. Ul- ist Schwundstufe zu + uel- ‚drehen, winden, wälzen‘ (Walde-Pokorny I, 298ff.) Mit -mana Suffix gebildet, Bach II, 1 § 190a; H. Krahe, BNF 1, 184ff.; ders. BNF 8, 1ff.; F. Langenbeck, Ortsnamenforschung, in: ZGO 105, 535.
- Umweg
1. Z, Gem. Steinbach (Bühl)
 2. Baden-Baden, Stadtkreis
 3. Z, 241 E
 4. Z, (Steinbach), 241 E
 5. 30 Bürger
 6. (1329 Febr. 13, 15, Okt. 12, Dez. 8) 1570, von Umbwegen, 37/171 1351 Mai 20, lit kummerlins seligen huose von vmwegegen (!), 37/243
 7. Mhd. umbe-wec st. M. ‚Umweg‘, Lexer 2, 1747. Heilig, S. 66: ‚Umgang‘; Kr. II, 1244.

- Unzhurst
1. D, (Bühl)
 2. Ottersweier, Kr. Rastatt
 3. Ortsteil
 4. D, Pf, 1103 ha, 1318 (466) E, 132 m
 5. 242 E
 6. (F 840-5) ca. 1415, vsque ad onczenhurst, 67/1315, 2; Bruckner, Reg. Als. Nr. 510
(F 840-5) ca. 1400, Dt. Übersetzung, zuo ontzenhurst, 105/263
 7. BW PN-Kurzname + Onzo. Fö zum Stamm Aun- (1179); Kaufmann, S. 276 zu Un- oder Und-. Heilig, S. 31. Fö ON II, 442.
- Varnhalt
1. D, (Bühl)
 2. Baden-Baden, Stadtkreis
 3. Stadtteil
 4. D, Pf, 416 ha, 1219 (793) E, 203 m
 5. 130 E
 6. 1320 Juni 5, J. C. Arg., in dem vernehe¹⁸ obwendig des weges, 35/29; ZGO 7, 367
(1329 Febr. 13) 1570 Dez. 8, Reben in dem Varnach, 37/171
1422 Jan. 7, in der varnhalden uff der ebenin — an der vndern Farnhalden, 35/30
 7. BW ahd. farn st. M. ‚Farn‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 48; mhd. varm, varn, Lexer 3, 23. ‚Mit Farn bewachsener Berghang‘. Heilig, S. 27; Kr. II, 1265. Vgl. Fö ON I, 852f.
- Vimbuch
1. D, (Bühl)
 2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
 3. Stadtteil
 4. D, Pf, 575 ha, 617 E, 129 m
 5. 248 E, 49 H, 49 N, K, Sch
 - 5a. 1787: 225 E, 229/95848
 6. 1154, curiam dominicalem in uintbovhc, C/Nr. 33
(1154) ca. 1415, in vintbuoch, 67/1315,46
 7. Die Etymologie des BW ist ungeklärt. Heilig, S. 95, stellt das BW zum Volksnamen Wenden. Nordlund, S. 28, nimmt ein nicht belegtes Substantiv + fintha ‚Weg, Pfad‘ an. Der älteste Beleg erscheint in der Urkunde Bischof Burchards von 1154 (C 33). Die Graphie u steht in ihr für u (ulmene), w (suarzaha, suinderatesheim) und intervokalisches f (stadelhouen). Belege von 1363 finbuoch und 1471 ffintbuoch sowie die heutige mundartliche Aussprache zeigen stimmlosen Reibelaut. Man wird wohl am ehesten Zusammensetzung mit einem PN Findo annehmen können. Früher Schwund des flexivischen -en ist auch sonst belegt. (Fintenbuoch zu Fintnbuoch zu (V)Fintbuoch).
Von der Wortbedeutung her ergäbe eine Herleitung des BW aus ahd. wint ‚Wind‘ also ‚Windbuch(enwald)‘ einen annehmbaren Sinn. Der Übergang von w zu f könnte vielleicht durch Dissimilation (w-b) und Akzentdruck (vgl. den kurzen Wortkörper) verursacht worden sein. Eindeutige Parallelbeispiele fehlen jedoch. Anlehnung an finden ist weniger wahrscheinlich, da schon im 13. Jh. sich -ntp- zu mp/mb entwickelt hatten.

18 FIN bei Varnhalt/Umweg

- Vormberg
1. D, Gem. Sinzheim (Baden)
 2. Sinzheim, Kr. Rastatt
 3. D, 142 E
 4. D, (Sinzheim), 142 E
 5. 17 H, 7 N, Sch
 6. 1373 Febr. 19, vor dem berge, ZGO 24, 453
(1366 Dez. 24) ca. 1450, vor dem Berge, 67/709, 48r; ZGO 8, 346
 7. Mhd. vor, vore Präp. ‚vor‘, Lexer 3, 457. ‚Vor dem Berg‘. Vgl. Fö ON I, 971.
- Waldmatt
1. D, (Bühl)
 2. Ottersweier. Kr. Rastatt
 3. D, 167 E
 4. D, (Neusatz), 167 E
 5. 91 E, 23 H, 22 N
 6. 1396 Okt. 15, den hoff waltmatten genant by wyndecke in dem kyr-
spel zu Otterßwlre (!) gelegen, 44/109
(1396 Okt. 17) der hof Waltmatten bey Windecke im kirchspiel zu
Otterswilre, Reg. Pfalzgrafen 1, 343 Nr. 5676
 7. BW mhd. walt st. M. ‚Wald‘, Lexer 3, 657. ‚Matte am Wald‘. Vgl.
Fö ON II, 1199ff.
- Waldsteg
1. D, Gem. Neusatz und Gem. Ottersweier (Bühl)
 2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
 3. D, 327 E
 4. D, Pf, (= Neusatz), 642 E
 6. (1294 Juli 11) ca. 1460, hugo de walhstege, 67/1318, 148r; ZGO 1,
417
1407 Febr. 23, hoff zuo Waltstege mit der Buerge, 37/265
 7. BW PN Walch. Fö 1513f. Heilig, S. 65. Vgl. Fö ON II, 1191ff.
- Walhof
1. In der Gegend von Ottersweier und Bühl zu suchen
 2. Ausgegangen bei Ottersweier, Kr. Rastatt
 6. 1337 Sept. 24, zu der walhofe, 44/254
1405 Febr. 19, zu der walhofe — zu dem walhoff, 44/254
 7. s. Waldsteg.
- Walzfeld
1. Z, Gem. Ottersweier (Bühl)
 2. Ottersweier, Kr. Rastatt
 3. Z, 86 E
 4. Z, (Ottersweier), 80 E
 5. 4 Höfe
 6. 1337 Sept. 24, zu walles velde — dez walhes guot in dem Banne —
zu walhes velde — heintz walhes erben — zu der walhofe, 44/254
1360, Waldsfelt, Kr.
 7. s. Waldsteg.
- Wartenburg
1. Flurname zu Liehenbach (Bühl)
 2. Ehemaliger Burgstall, Bühlertal, Kr. Rastatt
 6. 1350/60, Rodel, ze liehenbach stosset vff den weg an der warten-
burg, 37/146
1492, fünff steckhaufen Reben gelegen uff der wartenburg, 66/1430, 13

7. BW ahd. warta st. F. ‚Warte‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 223; mhd. warte, Lexer 3, 698. Häufiger Burgname, vgl. Bach II, 1 § 374. Unorganisches -en in der Fuge des BW in Analogie der zahlreichen BW mit organischem -en. Vgl. H. Boxler, Die Burgnamengebung in der Nordostschweiz und in Graubünden, 1976, S. 255f. Vgl. Fö ON II, 1234ff.
- Weier**
1. W, Gem. Ottersweier (Bühl)
 2. Ottersweier, Kr. Rastatt
 4. Z, 117 E
 6. s. auch Belege unter Münchhof S. 150f.
1337 Sept. 24, in dem wiler, 44/254
1350/60, Rodel, hinder dem hofe bi dem wilre, 37/146
1482 Nov. 11, Hofgut zu Otterswilr im wyrlr gelegen, 39/51
 7. Zu villare s. GW. Vgl. Fö ON II, 1339ff.
- Weitenung**
1. D, (Bühl)
 2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
 3. Stadtteil
 4. D, Pf, 621 ha, 874 (613) E, 128 m
 5. 85 H, 165 N, 85 Bürger, K, Sch
 6. (Ku 884 Mai 23) Uuidendunc, Schöpflin, Als. Dipl. 1, 93 Nr. 115 (Faksimile); Bruckner, Reg. Als. Nr. 617; MGH DKII Nr. 101 1295 April 29, zu Witendung, AmS, UFW, Steinbach Nr. 1
 7. BW entweder PN-Kurzname Wido, Fö 1563 oder ahd. wida F. ‚Weide, salix‘, Graff I, 773; mhd. wide sw. F., Lexer 3, 821. Heilig, S. 31 zu Weide. Fö ON II, 1312 zu wida.
- Winden**
1. D, Gem. Sinzheim (Baden)
 2. Sinzheim, Kr. Rastatt
 3. D, 438 E
 4. D, (Sinzheim), 438 E
 5. 281 E, Sch
 6. 1245 März, villas Winden, 35/4; ZGO 7, 442; RMB Nr. 387 1246 Juli 4, villas in winden, 35/4; ZGO 7, 446
 7. Heilig, S. 86: Kolonie kriegsgefangener Slaven; ebenso Kr. II, 1466. Bach II, 1 § 312: „Manche der Winden . . . genannten Örtlichkeiten führen ihren Namen wohl, weil sie dem Wind ausgesetzt sind . . .“. Für die Ansiedlung kriegsgefangener Wenden sprechen keine historischen Zeugnisse. Der ON ist wohl aus einem FIN + ze(den)winden entstanden. Vgl. Roos, Flurnamen, S. 128.
- Wistung**
1. Wistung, Wilstung, W, Gem. Weitenung (Bühl)
 2. Bühl, Stadt, Kr. Rastatt
 3. Z, 94 E
 4. Z, (Weitenung), 95 E
 5. Z
 6. 1337 Dez. 11, an deme houe vnd guoten die man heißet vnd nennet die Widehenstung, 37/269
1481 Juni 24, vff der wüttschtung, 37/276
 7. PN Widichin (Fö 1564). + Widichinestung, Widihenstung. Vgl. Fö ON II, 1305f.

- Zell
1. D, (Bühl)
 2. Ottersweier, Kr. Rastatt
 3. D, 357 E
 4. D, (Unzhurst), 357 E
 5. 236 E, 40 H, 40 N, Sch
 - 5a. 1787: 210 E, 229/95848
 6. 1224, domino Reinhardo de Celle, 37/230; UBS 1, 156,4 Nr. 193; RBS Nr. 894
(1224 Dez.) ca. 1415, domino Reinhardo de Celle, 67/1315, 40
 7. Zu lat. cella ‚Niederlassung einer klösterlichen Gemeinschaft, eines Einsiedlers‘, Bach II, 2 § 493. Vgl. Fö ON II, 1452ff.

Die Grundwörter der zusammengesetzten Ortsnamen

Im folgenden werden die Grundwörter der zusammengesetzten Ortsnamen aufgeführt und erklärt.

- ach** germ. + ahwo, ahd. aha st. F. ‚Wasser, Fluß‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 3; mhd. ahe, Lexer 1, 28.
Hirs-, Litz(loch), Schwarz-.
- au** bezeichnet als jo- Ableitung (germ. + awjo aus agwjo-, ahd. auwia, ouwa) zu germ. + ahwo eine Gegend, ‚wo in ausgedehnter Weise vorhanden ist, was das nominale Grundwort besagt‘ (B. Boesch, Töss und Reuss, S. 239) Mhd. ouwe st. F. ‚Wasser, Strom, von Wasser umflossenes Land, Insel oder Halbinsel, wasserreiches Wiesenland, Au‘, Lexer 2, 192.
Arnulfs-, Hard- (Hartung), Lichten-, Ober-, Schluch(t)en-Tiefen-. Zu -au als Name für Wasserburgen (Tiefenau, Lichtenau (?) s. Bach II, 2 § 518.
- bach** germ. + baki, bakja, bakjo M. F., ahd. bah, ‚Bach‘, Graff III, 24; mhd. bach, Lexer 1, 108; Bach II, 1 § 121. In unserer Gegend hat die Mehrzahl der Belege weibliches Geschlecht. Bach II, 1 § 71; K. Kunze, Geographie des Genus in Flurnamen mit Karten zur historischen Binnengliederung des Alemannischen, in: Alemann. Jb. 1973/75, S. 182f.
Brom-, Büchel-, Gallen-, Hessel-, Krauten-, Liehen-, Müllen-, Ritters-, Schnecken-, Stein-.
- baum** ahd. boum st. M. ‚Baum‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 20; mhd. boum, Lexer 1, 334.
Grauels-
- berg** ahd. berg st. M. ‚Berg‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 14; mhd. berc, Lexer 1, 184. Bach II, 1 § 288.
Haa-, Längen-, Vorm-.
- bruch** ahd. bruoh N. M. ‚Moorboden, Sumpf‘, Graff III, 271; mhd. bruoch, Lexer 1, 368. Bach II, 1 § 309.
Heiter-, Ober-.
- buch** ahd. buohha sw. F. ‚Buche‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 23; mhd. buoche, Lexer 1, 368. Dazu die Kollektivbildung buoch-ahi, buochech und buoch st. N., Bach II, 1 § 318, § 192. S. Nordlund, Mit Baumnamen gebildete Ortsnamen in Baden, S. 26ff.
Michel-, Schön-, Vim-.
- burg** ahd. burg st. F. ‚Burg, Stadt‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 23; mhd. burc, Lexer 1, 390. Bach II, 1 § 374.
Alten-, Warten-.
- esch** mhd. asch M. und esche st. F. Umlaut aus dem Plural und unter dem Einfluß des Adj. eschin (Paul-Moser-Schröbler, Mhd. Gr. § 127 Anm. 1). Bach II, 1 § 317.
Sippen-.

- feld* mhd. velt, -des st. N. ‚Ackerflur, Acker- und Wiesenflur im Gegensatz zum Wald, freies, offenes Land, kahle Stelle‘, Bach II, 1 § 369. Nach der Sammlung der Flurnamenbelege des Schwarzacher Gebietes bezeichnete Feld ein größeres Areal von Ackerstücken, das der Dreifelderwirtschaft unterworfen war (Brachfeld etc.). Vgl. Kleiber, Urbare, S. 184; Roos, Flurnamen, S. 283.
Hildmanns-, Walz-.
- graben* ahd. grabo sw. M. ‚Graben‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 71; mhd. grabe ‚künstliche oder natürliche, langgestreckte Vertiefung des Erdbodens‘.
Mist-.
- halde* ahd. halda st. F. ‚Abhang, Bergabhang‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 75; mhd. halde, Lexer 1, 1147.
Varn-.
- haus* ahd. hus st. N. ‚Haus‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 89; mhd. hus, Lexer 1, 1399. In mittelalterlichen Urkunden erscheint hus vor allem in der Bedeutung ‚steinernes Haus‘, vgl. Groschweier S. 104, Waldsteg S. 227. Zum Plural auf -ir s. Braune-Eggers, Ahd. Gr. § 197; Bach II, 1 § 97.
Matt-.
- heim* got. haims F. ‚Dorf, Flecken‘, ahd. heim N. ‚Haus, Wohnort‘, vgl. S. 117: Hugilagis-hus (737)-Hughilaheim (788). Zu den -heim-Namen s. Bach II, 1 § 345 und II, 2 bes. § 581—585; Boesch, Ortsnamenprobleme, S. 142ff.
Hügels-, Iffez-, Scherz-, Sinz-.
- hof(en)* ahd. hof st. M. ‚Hof, Besitz‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 85; mhd. hof, Lexer 1, 1320. Die Bildungen erscheinen in der Regel im nichtumgelautesen Dativ Plural (Bach II, 2 § 589). ‚Die Namen auf -hof(en) benennen . . . als Sing. in der Regel wohl Einzelsiedlungen, als Plur. aber Dörfer‘, Bach, a.a.O. Einzelhöfe: Markolbenhof, Münchhof, Oberwasserhof, Riegelhof, Walhof.
Balz-, Etzen-, Liedels-, Markolben-, Memprechts-, Müll-, Münch-, Oberwasser-, Otten-, Riegel-, Stoll-, Wal-.
- hurst* ahd. as. hurst, horst F. ‚Gebüsch, Gestrüppwald‘; mhd. hurst, Bach II, 1 § 362. Hurst ‚Gestrüpp‘ ist als Appellativ im Alemannischen derart verbreitet, daß die Annahme, niederrheinische Siedler hätten das Wort erst an den Oberrhein gebracht,¹⁹ nicht schlüssig ist (Boesch, Ortsnamenprobleme, S. 151).
Breit-, Dutten-, Gams-, Hagenbuchen-, Hench-, Hohen-, Kinz-, Lang-, Malg-, Unz-.
- ingen* Das Suffix -ingen bringt ‚die Zugehörigkeit von Leuten zu einer Siedlungsgemeinschaft, vertreten durch den Namen einer Person, zum Ausdruck‘, Boesch, Ortsnamenprobleme, S. 141. (Bach II, 1 § 196ff., II, 2 § 578—580).
Helm(l)-, Söll-.
- kopf* ahd. kopf st. M. ‚Becher, Trinkschale, Kopf, Gipfel‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 99; mhd. kopf, Lexer 1, 1676.
Lerchen-.
- lo(c)h* ahd. loh st. M. ‚Gebüsch, Wald, Gehölz‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 116; mhd. loch, Lexer 1, 1949.
Rencher-.
- matt* ahd. + mata, Kluge s. Matte; mhd. mate, matte sw. st. F. ‚Wiese‘, Lexer 1, 2060. Zur Verbreitung von Matte/Wiese s. F. Maurer, Neue Forschungen zur südwestdeutschen Sprachgeschichte, in: FOLG 17, S. 17.
Wald-.
- schopf* ahd. scopf ‚Scheune, Schuppen, Stall‘, Graff VI, 457; mhd. schopf, Lexer 2, 774.
Mucken-.
- steg* ahd. steg M. ‚Steg‘, Graff VI, 625; mhd. stec, Lexer 2, 1153.
Wald-.

19 F. Langenbeck, Die Tung- und Hurst-Namen im Oberrheinland, in: Alemann. Jb. 1958, S. 51ff. Bach II, 2 § 639, 2.

- stett** ahd. stat st. F. ‚Stätte, Stelle, Ort, Wohnstätte‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 182. i-Stamm, die Formen auf -stet(t) erklären sich aus den obliquen Kasus. Bach II, 1 § 110 nimmt Vermischung mit ahd. stad ‚Ufer, Gestade, Landungsplatz‘ an, was beim ON Freistett in Betracht zu ziehen wäre.
Frei-
- tal** ahd. tal, dal ‚Tal‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 192; mhd. tal, Lexer 2, 1397.
Affen-, Bühler-, Eisen-
- tung** an. dyngja, ahd. tunc ‚unterirdisches mit Dünger bedecktes Gemach der Weberinnen, hypogäum, textrina‘, Graff V, 433; mhd. tunc, Lexer 2, 1568. Tung bezeichnete ursprünglich in den Boden eingelassene, mit Dung (Mist) als Wärmedämmung bedeckte Vorratskammern.²⁰ ‚Vom Mist also springt die Bedeutung über auf das mit Mist Bedeckte: von innen her ein Kellergemach, Frauengemach, von außen ein nur wenig sich über die Erde erhebender, dachartiger Rücken.‘ Boesch, Ortsnamenprobleme, S. 151f. Das Wort läßt sich am Oberrhein und in der Schweiz nachweisen. Wie bei Hurst besteht auch hier kein Grund, niederrheinische Siedler für die Verbreitung verantwortlich zu machen.²¹ Da die Wohnstätten und das Kulturland in der Bruch- und Dünenlandschaft unseres Raums naturgemäß auf den kleinen Bodenrücken lagen, kam wohl in einer zweiten Phase die Tung-Bezeichnung für die sich aus der Ebene heraushebenden fruchtbaren Bodenerhebungen auf. ‚. . . die gehäufte Verbreitung entspricht zunächst natürlichen Gegebenheiten in der Rheinniederung; andererseits darf allgemein gelten, daß bestimmte Namenwörter in einer kleinern Landschaft grassieren, ungemein beliebt sind, in andern dagegen wenig oder nicht gebraucht werden.‘ Boesch, Ortsnamenprobleme, S. 151. Vgl. Hartung: 1276 hardowe.
Buch-, Bür-,²² Halbers-, Har-, Kar-, Langen-, Leibers-, Litz-, Rüs-, Schif-, Weiten-, Wits-
- wald** ahd. wald, walt st. M. ‚Wald, Wildnis‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 220; mhd. walt. Sicken-
- wasser** ahd. wazzar st. N. ‚Wasser, Gewässer‘, Schützeichel, Ahd. Wb. S. 224; mhd. wazzar. Ober-
- weiler (-weier)** lat. villäre (romanische Suffixbildung zu villa), ahd. willari, mhd. wilere ‚Hofanlage, Gehöft, Weiler‘. Bach II, 2 § 604—607; F. Langenbeck, Zwei Ortsnamenprobleme aus dem frühmittelalterlichen Elsaß, in: BNF NF 1 (1966) S. 28ff.; H. Löffler, Die Weilerorte in Oberschwaben, 1968. H. Freyer, Materialien zur sprachlichen Entwicklung der badischen villare-Ortsnamen (Magisterarbeit) Freiburg 1972.
Altsch-, Groß-, Hatzen-, Neu-, Ober-, Otten-, Otters-, Sand-

20 Tacitus, Germ. 16: ‚Solent et supterrancos specus aperire eosque multo insuper fimo onerant, suffugium hiemis et receptaculum frugibus‘. — M. Heyne, Das deutsche Wohnungswesen, 1899, S. 40. — W. U. Guyan, Einige Karten zur Verbreitung des Grubenhauses in Mitteleuropa im ersten nachchristlichen Jahrtausend, in: Jb. Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte 42 (1952), S. 177. — Vgl. die Abb. eines Grubenhauses in: Die Alemannen in der Frühzeit S. 62.

21 F. J. Mone, Über ausgegangene Orte in Baden, in: ZGO 14 (1862), S. 387ff. A. Birlinger, Rechtsrheinisches Alamannien, 1890, S. 339. M. Walter, Donk (Tung) als Flur- und Siedlungsname am Niederrhein, in: Mitteldeutschland und in Baden. Deutscher Geographentag Essen 25.—30. Mai 1953, Tagungsbericht und wissenschaftl. Abhandlungen, S. 211—215. Bach II, 2 § 639, 2. F. Langenbeck, Die Tung- und Hurst-Namen im Oberrheinland, in: Alemann. Jb. 1958, S. 97f. A. Bauer, Die Mundart im Dienste der Orts- und Flurnamenforschung, in: Badische Heimat 34 (1954), S. 104—107.

22 Langenbeck, Tung- und Hurstnamen, S. 54 erklärte Bürtung aus + Birkung zu Birke

Zur Geschichte der nördlichen Ortenau

Zur Siedlungsgeschichte

Vorgermanische Fluß- oder Ortsnamen erscheinen im Untersuchungsgebiet nicht.²³ Zu den ältesten ON zählen die -ingen- und -heim-Namen.²⁴ „Das -ingen-Suffix bringt die Zugehörigkeit von Leuten zu einer Siedlungsgemeinschaft, vertreten durch den Namen einer Person, zum Ausdruck.“²⁵ Die ON Helmlingen und Söllingen sind wohl beide mit einem PN zusammengesetzt.²⁶ Funde aus römischer Zeit bei Helmlingen²⁷ sowie die Hügelgräber zwischen Hügelsheim²⁸ und Söllingen deuten auf frühe Besiedlung hin, ohne daß Siedlungskontinuität nachzuweisen wäre. Helmlingen liegt auf dem Hochgestade des Rheins unweit der alten (Römer-)Straße, Söllingen an dem alten Verkehrsweg. Beide Orte werden relativ spät erwähnt.

Im Gegensatz zu dem -ingen-Suffix bezeichnete das GW -heim den Wohnplatz, die Heimstätte. Beide Typen sind mit PN gebildet: Hügelsheim, Iffezheim, Scherzheim und Sinzheim. Vorrömische Funde traten bei Hügelsheim und Scherzheim zutage. Die Funde in Iffezheim aus vorrömischer und römischer Zeit, vor allem aber das Gräberfeld mit einem Belegungszeitraum von ca. 550—700 lassen auf Siedlungskontinuität im Frühmittelalter schließen.²⁹ Iffezheim, Hügelsheim und Scherzheim liegen an dem alten Verkehrsweg (B 36). Während die bisher genannten Orte am Westrand in Rheinnähe angesiedelt waren, tritt uns mit Sinzheim erstmals ein Ort an der längs der Vorbergzone entlangführenden Straße entgegen. Bei Sinzheim fanden sich römische Leistenziegelbrocken in sekundärer Verwendung (Altenburg). Außer Scherzheim hat sich nur Sinzheim zu einem Pfarrort entwickelt (Martinspatronium).

Die Weiler-Orte gelten als jüngerer Ausbautyp des 7./8. Jh.³⁰ Die meisten -weiler-Namen haben als BW einen PN. Es fällt auf, daß kein Weiler-Ort an der dem Rhein parallel laufenden Straße liegt. Westlich der B 3 liegen Großweier (St. Martin), Ottenweier, Hatzenweier und Oberweier. Geschützt in die Talgründe der Vorbergzone schmiegen sich die Weinbauorte Altschweier und Neuweier. Ottersweier und Sandweier, das ehemalige ‚vicus Bibiensium‘, sind an der unter Trajan erbauten Römerstraße angesiedelt. Für die meisten Weiler-Orte ist mit einer Entstehungszeit zwischen dem 7.—11. Jh. zu rechnen.

23 Zu den außerhalb des Untersuchungsgebiets liegenden Flußnamen Murg, Oos und Acher s. A. Greule, Flußnamen, S. 174—176, 213, 206—208. — Vgl. Boesch, Erwägungen, S. 1—28.

24 Bach II, 2 § 578ff., 581ff.

25 Boesch, Ortsnamenprobleme, S. 141.

26 s. S. 327 u. 340.

27 s. Karte 317.

28 Wenn man den ältesten Belegen für Hügelsheim (737) Hugilagishus, (788) Hughilaheim vertrauen kann, dann wurde älteres -hus durch -heim ersetzt.

29 Zur alamannischen Landnahme s. G. Fingerlin, Siedlungsgeschichte, S. 48.

30 Boesch, Name und Bildung der Sprachräume, S. 106.

Die Orte Freistett und Schwarzach (Kloster) sind in karolingischer Zeit erstmals erwähnt.

Die Mehrzahl der bisher behandelten Orte lag entweder an oder in der Nähe der beiden alten Verkehrsstraßen. Das könnte darauf hindeuten, daß die Rheinebene und vor allem das Bruchgebiet später besiedelt wurde.

Die Namen mit dem GW -tung konzentrieren sich auf den Raum zwischen Sulzbach im Süden und Baden-Oos im Norden. Tung war in diesem Gebiet lange Zeit noch in halbappellativischem Gebrauch. Zwei Schichten lassen sich erkennen: Tung-Orte, die einen PN als BW haben (Weitenung (?), Halberstung, Leiberstung und Witstung), kleinere Orte und Flurnamen oder Hofnamen mit appellativischen BW (Kartung, Schiftung, Buchtung, Hartung, Rüstung, Litzlung, Bürtung, Langenung).

Bei den ON, die mit den GW -bach, -buch, -hofen, -hurst und -tal zusammengesetzt sind, ist eine zeitliche Einordnung schwierig. Mit Ausnahme von Mühlenbach und Steinbach (St. Jakobus) finden sich keine Belege vor dem 12. Jh., so daß die Mehrzahl wohl dem hochmittelalterlichen Landesausbau zuzurechnen ist.

Ersterwähnungen und Neuzuweisungen

In der folgenden Übersicht werden die Orte und das Datum ihrer ersten urkundlichen Erwähnung aufgeführt.³¹ Kr = A. Krieger, Topogr. Wb.,²1904-5

Affental, 1320, Kr. I, 21

Altenburg, 1479, Kr. I, 51: bi der alten burge 1325 K. Baden-Baden (Windeck), bezieht sich auf Alt-Windeck bei Bühl zum Unterschied von Neu-Windeck bei Lauf. Vgl. WR, Ortenau 49, 313. Altschweier, 1265, Kr. I, 49.

Arnulfsau, 749.

Aspich, 1337, Kr. I, 78 hat als ersten Beleg 1360.

Balzhofen, 1325, Kr. I, 124.

Birenhof +,³² 1396, Kr. I, 200: ohne Belege.

Breithurst, ca. 1300, Kr. I, 281: 14. Jh.

Brombach, 1345, Kr. I, 297: 1470.

Buchtung, 1320, Kr. I, 331: ca. 1381.

Büchelbach, 1413, Kr. I, 319: 1492.

Bühl, 1283, Kr. I, 335.

Bühlertal, 1318, Kr. I, 339: 1325.

Bürtung, 1452, Kr. I, 358f.: 1446 Birtungweg, die angegebene Quelle ZGO 14, 392 gibt keinen genauen Fundort an.

31 Das schließt selbstverständlich nicht aus, daß noch ältere Nachweise auftauchen können.

32 + = Wüstung. Vgl. A. Kastner, Die Wüstungen im Kreis Baden, in: Ortenau 19, 183—194. Der Wüstungsvorgang läßt sich in einigen Fällen genau angeben: Oberau, verbrannt von Ludwig von Lichtenberg. Hundten 1633.

Duttenhurst, 1428, Kr. I, 442: 1510.
 Ebenung, 1386, Kr. I, 443.
 Einsiedel(hof), 1324, Kr. I, 492f. Der Beleg von 1320 gehört zu Eisental.
 Eisental, 1320, Kr. I, 494: 1535. Die Identifizierung ergibt sich aus dem mitgenannten FIN Eichgeren.
 Etzenhofen, 1456, Kr. I, 556f.: 1477.
 Feldern +, 994, Kr. I, 577.
 Freistett, 828, Kr. I, 645.
 Gallenbach, 1329, Kr. I, 672: 1510.
 Gamshurst, 1141—62, Kr. I, 676.
 Grauelsbaum, 1369, Kr. I, 746: 1398.
 Greffern, 1284, (12. Jh.), Kr. I, 747: 1294.
 Großweier, ca. 1150, Kr. I, 767.
 Gucken, 1338, Kr. I, 784: 1533.
 Ha(a)berg, 1350/60, Kr. I, 810: 1533.
 Haft, 1265, Kr. I, 817.
 Hagenbuchenhurst +, 1285, Kr. I, 820: 1293.
 Halberstung, 1320, Kr. I, 829.
 Hartung +, 1276, Kr. I, 852f.: 1364.
 Hatzenweier, 1366, Kr. I, 863.
 Heiterbruch, 1369, Kr. I, 918f.: 1436.
 Helmlingen, 1288, Kr. I, 920: 1390.
 Henchhurst, 1350/60, Kr. I, 932: 1475.
 Hesselbach, 1475, Kr. I, 954.
 Hildmannsfeld, 1348, Kr. I, 969: 1314 Hildeboldsfelde, nach Reinfried, in: FDA 22, 68 offenbar nach der Chronik des Abtes Gallus Wagner, 65/606, zur Zeit nicht benutzbar.
 Hirsach +, 1273, Kr. I, 985: 1390.
 Hohenhurst +, 1385, Kr. I, 1014: 1328 (Druckfehler für 1382?).
 Hub, 1330, Kr. I, 1056: 1407.
 Hügelsheim, 737, Kr. I, 1063f.: 788.
 Hunden +, 1284, Kr. I, 1067: 1564.
 Iffezheim, 1225, Kr. I, 1083f.: 1245.
 Kappel, 1291, Kr. I, 1125.
 Kartung, 1272, Kr. I, 1132.
 Kinzhurst, 1360, Kr. I, 1163: 1414.
 Krautenbach, 1267, Kr. I, 1256.
 Längenberg, 1409, Kr. II, 20.
 Langentung +, 1386, Kr. II, 26.
 Langhurst +, 1305, Kr. II, 27: 1427.
 Leiberstung, 1320, Kr. II, 44.
 Lerchenkopf +, 1308, Kr. II, 57.
 Lichtenau, 1300, Kr. II, 63.
 Liedelshof, 1386, Kr. II, 70.
 Liehenbach, 1350/60, Kr. II, 72: 1409.
 Litzloch, 1352, Kr. II, 92: 1365.
 Litzlung, 1454, Kr. II, 92: 1510.
 Malghurst, 1316, Kr. II, 132.
 Markolbenhof, 1325, Kr. II, 150: 1492.
 Matthäuser, 1350, Kr. II, 1252.
 Memprechtshofen, 1342, Kr. II, 168f.: 1390.
 Michelbuch, 1326, Kr. II, 189f. und 935f.: ca. 1400.
 Mistgraben, 1492, Kr. II, 198.
 Moos, 1325, Kr. II, 207.
 Muckenschopf, 1233, Kr. II, 221: 1273.
 Müllenbach, ca. 1095, Kr. II, 238.

Müllhofen, 1386, Kr. II, 241.
 Münchhof, 1365, Kr. II, 242.
 Neusatz, 1248, Kr. II, 328.
 Neuweier, 1297, Kr. II, 330f.
 Oberau + , 1417, Kr. II, 370.
 Oberbruch, 1333, Kr. II, 372: 1414.
 Oberwasser, 1489, Kr. II, 394: Oberwasser 1474, ZGO 27, 108, bezieht sich auf den Oberwasserhof bei Oberbruch.
 Oberwasserhof, 1307, Kr. II, 372: 1474 s. Oberwasser.
 Oberweier (Bühl), 1350/60, Kr. II, 394: 1396.
 Oberweier (Großweier), 1349, Kr. II, 396: 1363.
 Ottenhofen, 1384, Kr. II, 452: 1401.
 Ottenweier, 1325, Kr. II, 452: 1338.
 Ottersweier, 1149/50, Kr. II, 454f.
 Querge, 1295, Kr. II, 505f.: 1390.
 Rencherloch, 1279, Kr. II, 125.
 Riegel, 1296, Kr. II, 616.
 Riegelhof, 1405, Kr. II, 621: 1432.
 Rittersbach, 1248, Kr. II, 639: 1302.
 Rod, 1265, den Beleg von 1265 stellte Kr. I, 1017 zu Hohenrod, Ruine auf der Gemark. Sasbachwalden.
 Rüstung + , 1320, Kr. II, 702.
 Sandweier, ca. 1300, Kr. II, 793f.: 1308.
 Scherzheim, 1154, Kr. II, 833.
 Schiftung, 1429, Kr. II, 841.
 Schluch(t)enau + , 1317, Kr. II, 867.
 Schneckenbach, 1253, Kr. II, 875.
 Schönbüch, 1350/60, Kr. II, 897f.: 1409.
 Schwarzach, nach 757, Namenbelege nach 824.
 Sickenwald, 1350/60, Kr. II, 987: 1409.
 Sinzheim, 884, Kr. II, 1011.
 Sippenesch + , 1422, Kr. II, 1013.
 Söllingen, 13. Jh., Kr. II, 1025.
 Steinbach, ca. 1095, Kr. II, 1072: ca. 1070—92.
 Stollhofen, 1154, Kr. II, 1099f.
 Tiefenau, 1296, Kr. II, 1171f.
 Ulm, 1154, Kr. II, 1240.
 Umweg, 1329, Kr. II, 1244: 1351.
 Unzhurst, 1234, Kr. II, 1254f.: 1240.
 Varnhalt, 1422, Kr. II, 1265: 1479.
 Vimbuch, 1154, Kr. II, 1284.
 Vormberg, 1366, Kr. II, 1295.
 Waldmatt, 1396, Kr. II, 1330.
 Waldsteg, 1294, Kr. II, 1336f.
 Walhof + , 1337, Kr. II, 1339: 1360.
 Walzfeld, 1337, Kr. II, 1353: 1360.
 Wartenburg + , 1350/60, Kr. II, 1360: 1492.
 Weier, 1337, Kr. II, 1372: 1365.
 Weitenung, 884, Kr. II, 1412.
 Winden, 1245, Kr. II, 1466.
 Witstung, 1337, Kr. II, 1480: 1444.
 Zell, 1305, Kr. II, 1536: 1419.

Gegenüber den Angaben bei Krieger konnten bei rund der Hälfte der untersuchten ON frühere Belege aufgefunden oder Neuzuweisungen vorgenommen werden.

Pfarrkirchen vor 1350 und ihre Patrozinien

Mit Einschränkungen³³ können die Patrozinien als zusätzliche Hinweise für die Entstehung der Pfarrorte und damit z.T. auch der Siedlungen selbst verwendet werden. In der folgenden Übersicht folgt nach dem ON das Datum der Ersterwähnung einer Kirche, danach das Patrozinium.

- Bühl Pfarrektor 1318 März 30, Ph. Ruppert, Kurze Geschichte der Stadt Achern, 1880, S. 101; WR Ortenau 49, 311; Kauss³⁴ S. 173. — St. Peter 1489.
- Großweier 1329 Sept. 30, 34/27; Müller,³⁵ S. 36; Kauss, S. 190. — St. Martin 1405 Jan. 16, 37/89; Kauss, S. 190.
- Iffezheim 1308 Jan. 30, ZGO 7, 227; Kauss, S. 202. — St. Brigida 1472 Jan. 2, 37/141; Kauss, S. 202.
- Kappelwindeck Pfarrer 1291 Juni 4, 67/152, 113r; FDA 32, 36; Müller, S. 46; Kauss, S. 206. — St. Maria 1432 Nov. 11, 37/200; Kauss, S. 206.
- Ottersweier 1265 April 5—12, 37/188; Kauss, S. 234. — St. Johannes Baptista 1453, FDA 15, 83; Kauss, S. 234.
- Scherzheim 1154, C 33; Müller, S. 73. — Hl. Kreuz, später St. Symphorian; Müller, S. 73; Kauss, S. 246.
- (Arnulfsau) Schwarzach Klosterkirche 749 Sept. 27. — Apostel (Peter und Paul), St. Maria. Die St. Michaelskapelle (1342 Nov. 26, 37/227) wird schon 1218 Juli (als Kapelle) genannt. Sie gehörte zur Pfarrei Stollhofen. Klosterkirche Schwarzach: St. Peter, 994 Nov. 11.
- Sinzheim 1154, C 33; Müller, S. 78; Kaus, S. 253. — St. Martin 1546 Nov. 11, 37/235; Kauss, S. 253.
- Steinbach ca. 1095, Cod. Hirs. 26a; Müller S. 80; Kauss, S. 256. — St. Jakobus der Ältere nach Kauss, S. 256: 1321 Juni 3. Vgl. 67/1321, 77v: 1303.
- Stollhofen 1154, C 33; Müller, S. 80; Kauss, S. 258. — St. Cyriak 1377, Kr. II, 1100; Müller, S. 80; Kauss, S. 258.
- Unzhurst Pleban 1234 Aug. 20, UBS 4, Nr. 46. — St. Cyriak 1473 Aug. 16, 37/259; Müller, S. 82; Kauss, S. 262.
- Vimbuch Pleban 1259 Juni 5, 67/1315, 67; Kapelle 1154. — St. Johannes Baptista 1666, FDA 29, — 282; Müller, S. 84; Kauss, S. 264.³⁶

33 Die (Haupt-)patrone sind meist erst spät erwähnt. Nicht selten kommt Patroziniumswechsel vor.

34 D. Kauss, Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau. 1970. Mit der Methode, besonders mit den Ausführungen über die ON, kann ich mich nicht einverstanden erklären.

35 W. Müller, Die Ortenau als Chorturmlandschaft, 1965.

36 1761 Johannes Baptiste decollati, 66/9183, 4r.

Kleine Beiträge

Peter von Hagenbach als Gefangener auf der Schauenburg

Peter von Hagenbach, von dem die folgende Erzählung handelt, war einer der gefürchtetsten und verhaßtesten Männer des Oberrheingebietes zu Ende des 15. Jahrhunderts. Aus einem ritterlichen Geschlecht des Sundgaues stammend, war er schon früh in den Dienst der Herzöge von Burgund getreten, denen er als Soldat und Diplomat gute Dienste leistete. Darum ernannte ihn Karl der Kühne 1469 zum Landvogt der österreichischen Gebiete am Oberrhein, die ihm Kaiser Sigismund verpfändet hatte. Sie suchte Peter rücksichtslos und unter Bruch des überkommenen Rechts zu einem Land des Reiches Karls des Kühnen zu machen. In diesen Kämpfen besetzte er die den Schauenburgern seit 1471 gehörige Burg Jungholz (bei Gebweiler-Guebwiller). Als er am 2. Juni 1471 von Brabant ins Elsaß zurückkehrte, lauerte Reinhard von Schauenburg ihm bei dem Dorf Bühl (westlich von Gebweiler) auf und brachte ihn „ungewarnt und unvorhergesehen“ auf die Schauenburg bei Oberkirch. In seinem Brief an den Markgrafen Karl von Hachberg schrieb Peter:

„-- Noch glich kurz, da schnurrete er mit der gleven (Spieß) herum und redde zornicklich. ‚Herr Peter, ihr werden mir geloben, mit mir gen Schowenburg zu ritten! und führte mich mit sich, selbst dritt enweg und hat mich mit henden und fuessen in isen geslagen zu Schowenburg und hat gehalten uns solang, daß mich mein gnedigster herre rette und min fründ botschaft hinüber schickten!‘“

Nach der Überlieferung sei Peter so dick gewesen, daß, als man ihn durch das Mannsloch des Gefängnisturmes mittels einer Haspel in das Verlies hinablassen wollte, man ihm auf die Schulter treten mußte. Als man ihn nach 3 Wochen wieder heraufholte, kam er ohne Schwierigkeiten durch die Öffnung!

Durch die Vermittlung des Markgrafen kam Peter bald wieder frei. Als er nach Breisach, seiner Residenz, zurückgekehrt war, schickte er einen Boten an den Markgrafen und forderte Schadenersatz, weil er auf badischem Gebiet gefangen gehalten worden sei. Doch dieser lehnte ab, da Reinhard von Schauenburg seinen Wohnsitz nicht auf markgräflichem Gebiet habe.

Der Aufstand der Breisacher Bürger 1474 beendete die Schreckensherrschaft Peters von Hagenbach. Am 9. 5. 1474 wurde dieser rücksichtslose, unbeherrschte Mensch in Breisach hingerichtet.

Aus der „Familiengeschichte der Schauenburger“.

W.J. Vajen/H. Schneider

„Guettacher Stab. Freyheits Puncten“

Die Gemeinde Gutach/Schwarzwaldbahn besitzt in ihrem Archiv Material, das für die Geschichte der Gemeinde wertvolle Quellen und Unterlagen bietet. Die Urkunde Nr. 1, „Actum Stuttgardt den 19. Julij 1687“, enthält die „Freyheits Puncten“, die, wie das Vorwort berichtet, jahrhundertlang schriftlich und mündlich überliefert wurden und auf die die Einwohner der „Stabsgemeinde Guttach“ offenbar immer wieder pochten.

„Zu wissen, daß nachvermelte drey Hornbergische Amtsstäb Guettach, Reichenbach und Kürnbach vermög vorigen, Anno 1595 renovirten Kellerey Lägerbuchs, verschidener Beschwerungs Puncten halber, wie es damit zu halten, einen absonderlichen fürstlichen Entscheid besessen, der im Anfang also lautet:

Wir Ulrich von Gottes Gnaden, Herzog zu Württemberg und zu Teck, Graff zu Mömpelgardt¹ . . . bekennen und thun kund offenbar mit diesem Brief, alß unsere zugehörige Underthanen der drey Dörfer und Flecken Guettach, Reichenbach und Kürnbach, Hornberger Ampts, von wegen etlicher Beschwerungs-Articul . . . geben zu Stuttgardt auf Sambstag Matthaey Apostol. und Evangel. alß man zählt nach Christi unseres lieben Herrn Gebuhrt fünfzehnhundert und vierzehn Jahr“ . . .

Die von Herzog Ulrich 1514 ausgestellte Urkunde war „in des Stabs Guettach Verwahrung“ gewesen, sei aber in der „verderblichten dreißigjährigen Kriegszeit verlohren gegangen“. Daher habe sich nunmehr der Stab Gutach an die fürstliche Kanzlei in Stuttgart gewandt und um eine Abschrift der Urkunde von 1514 gebeten. Doch in Stuttgart fand man nichts — oder wollte nichts finden — und griff auf die Eintragungen des Lagerbuchs von 1595 zurück, wobei man hinzusetzte, daß diese Gutacher Freiheitspunkte auf „uralten und wohlhergebrachten Gebräuch und Gewohnheiten“ beruhen.

¹ Montbéliard, ostfranzösische Kreisstadt im Département Doubs, gehörte 1397 bis 1793 zu Württemberg

„Erstlichen, das Jagen, Schießen oder Fangen der Wölfe, Bären und anderer beißenden Thier ist es in Gebrauch, daß dergleichen Stück jederzeit gefangen werden dürften, doch hingegen die Lieferung derselben, dem Forst-Lägerbuch gemäß, beobachtet werden müssen.

Andertens, der wilden Schweins und hohen Wildbretts halber ist es also im Gebrauch, daß zur Zeit ohnverliehenen Forsts² die Underthanen das roth Wildbrett aus ihren Gärtten hetzen oder schaichen, doch nit schießen mögen . . .

. . .

Fünftens ist der Vogelfang allwegen zugelassen.

Sechstens, ohnverwöhrt seye ihnen, Hüethund zu halten.

Sibendens, der Frohnen halber, so den Bürgern im Stättlin³ zu ihren Gebäwen⁴ bishero auf bittliches Ansprechen geschehen, soll es noch fürter bey dem nachbarlichen Ersuchen und Ansprechen bleiben.

Achtens, ist ein Haußfrevel in dem Stab Guettach und Kürnbach drey Bazen⁵, ein Blutfrevel aber neun Bazen, ein Schmachfrevel⁶ zwey Guldin neun Kreuzer.

Neuntens, wann ein Inwohner vermelter Stäben ein Stück schadhafft Vieh bekommen oder ob dessen Futter eines gemästet, selbiges aber hernach nicht mit gutem Nutzen verkaufen . . . kann, ist es keinem niemahl durch einen Metzger, jedoch gegen Ablegung der diesfalls hiervon schuldigen Gebühr, aushauen zu lassen verwöhrt worden.

Zehendens, seynd die Handwerksleuth solcher Orthe, alß Schneider, Müller, Becken, Weber, Schmid und dergleichen vor der Zeit niemahl angestrengt gewesen, Jahres eine gemeinsame Zusammenkunft zu halten, besonders weil der Meister in diesen Orthen wenig und der Unkosten nicht wohl austragen möge . . .

Ailftens, wäre niemahlen verwöhrt, sondern der uralte Gebrauch gewest, daß wann ein Hofbauer aus seiner selbsaigenen Hofwaldung entweders Teuchel⁷ zu Legung der Bronnen oder ohnnutzbare Holz zum Brennen oder etwan ein Aych zu Zaunstecken in Selbsbrauch oder zum Verkauf nötig gehabt, er dergleichen Stück wohl ohnerlaubt hauen dürfe, aber was Zimmerholtz und der-

2 nicht verpachteter Jagd

3 gemeint ist Hornberg

4 Gebäude. Gemeint ist der Neubau von Häusern.

5 ein Batzen = zwei württembergische Kreuzer

6 Mit Blutfreveln sind hier keineswegs Mord- und Totschlag, sondern kleine Raufhändel gemeint, die an der Tagesordnung waren und bei denen auch Blut floß. Schmachfrevel dagegen sind vorsätzlich begangene Straftaten verschiedenster Art.

7 Deicheln waren Holzrohre aus aufgebohrten dünnen Baumstämmen. Sie dienten als Wasserleitungsrohre.

gleichen gewesen, darumb habe abgefragt und umb Erlaubnus angehalten werden müssen.

Zwölftens, und weilen die Gemeind einen absonderlichen Allmandwald, woraus den Inwohnern auf den Erforderungs- und Nothfall zu Erbauung ihrer Häuser und anderer Gebäwen nöthiges Zimmerholtz gegeben worden, seye es also damit in Gebrauch gewest, daß der Stabsvogt und die über solche Waldung bestellte zwey Allmandpfleger/gleich denen zu Hornberg/ das nottürtige Holtz, doch ohne schädlich zu fällen, erlauben dürfen.

Dreyzehendens, wann auf Absterben eines Tagelöhners sein innegehabt Tagelöhneranwesen, so in einem Häuslin oder Stücklin Feld bestanden, durch seine hinderbliebenen Erben verkauft worden, ist der berechtigte Käufer jederzeit auch des Drittels⁸ frei gewesen.

Vierzehendens, nichtsweniger wo auf einem Hofguth ein altes Tagelöhnerhäuslin gestanden und dasselbige mit dem Hofguth seine jährliche Beschwerden⁹ getragen und nicht würrklich vom Hof separirt worden, ist es nicht weiter beschwert worden.

Fünfzehendens, befindet sich ein Bruck im Stab Guettach, die Allmandbruck genannt, welche der Stab Guettach zwar im Bau erhalten muß, hingegen aber weil die Landstraß über die Rothhalden darüb gehet, ist gemeine Statt Hornberg Jahres dem Stab Guettach ein Guldin dreyßig Kreuzer beyzutragen und zu bezahlen schuldig.

Sechsehendens, sind in solchem Stab Guettach alle Gewerbschaften, besonders auch der Saltz- und freye Eisinhandel und deshalben auch die Centnerwagen als ein hierzu ohnentbehrliches Instrumentum zugelassen.

Sibenzehendens, belangend das Meßgell¹⁰ von den Guettacher Früchten, so sie selb auf ihren Gütterern erzeugen und nachgehendts zu Hornberg verkaufen, seynd sie des jederzeit frey gewesen.

Ansgar Barth

Zwei Huldigungen

I. Huldigung der Geistlichen, Beamten und Ortsvorsteher der 1810 an Baden abgetretenen Gebiete des früheren Oberamts Hornberg

Nach zähen, nicht immer fair geführten Verhandlungen einigten sich 1810 in Paris der Bevollmächtigte des Königs Friedrich von Württemberg, Heinrich

⁸ Beim Verkauf eines Hofgutes war in der Regel der „Dritteil“ zu entrichten, d.h. der dritte Teil der Kaufsumme.

⁹ Jährliche Abgaben, z.B. der Zehnte, Zinshühner oder Geld

¹⁰ Markt- und Standgeld sowie die Gebühr für die städtische Waage und die Maßeinheiten (Längenmaße)

Levin Graf von Wernigerode, und der Bevollmächtigte des Großherzogs Karl Friedrich von Baden, Conrad Carl Friedrich Freiherr von Andlau-Birseck über die Abtretung württembergischer Gebiete an Baden,¹ „um dem bestimmten Ansinnen seiner Majestät des Kaisers von Frankreich zu entsprechen“.² Zu den von Württemberg abzutretenden Gebieten des Oberamts Hornberg gehörten u.a. auch die im Gutachtal liegenden Orte Hornberg, Reichenbach und Gutach sowie die im Kinzigtal liegenden Orte Kirnbach, Lehengericht und die Stadt Schiltach.

Es war üblich, daß vor allem die Staatsdiener eines neu erworbenen Gebietes der neuen Herrschaft huldigen, d.h. den Treueid leisten mußten. Die badische Regierung hatte es aus rechtlichen Gründen eilig, die neuen Untertanen einzugliedern. Rund 8 Wochen nach Abschluß des Staatsvertrages zwischen Württemberg und Baden traf am 26. 11. 1810 abends um 5 Uhr in Schiltach ein Schreiben³ des Oberamtmannes in Hornberg ein. In Abwesenheit des Schultheißen nahm der Pfarrer dieses Schreiben in Empfang. Es hatte folgenden Inhalt:

„Nach der soeben eingekommenen Nachricht wird morgen, den 27. 11. 1810 die Besiz Ergreifung der von Sr. (Seiner) Königlichen Maiestät (Majestät) zu Württemberg an Seine Königliche Hoheit den Grosherzog von Baden abgetretenen Orte des Oberamts Hornberg vor sich gehen, bei welcher Handlung sich zu folge der von dem grosherzoglichen badischen Herrn Übernehmer Commissarius gemachten Ordnung die Herren Pfarrer und Stabsvögte, auch Vögte jeden Orts, ohne alles fehlen, vormittags 8 Uhr einzufinden haben.

Hiervon werden dieselbe zur Nachachtung, hierdurch in Kenntnis gesetzt. Hornberg, den 26. Nov. 1810

Hofrath und Oberamtman allda
Potschka

Es wurden von Schiltach erwartet: Stadtpfarrer Mag. (Magister) Wagner, Stadtschultheiß Arnold, Distriktszoller Luger, Unterförster Hofmann, Vogt Bühler in Lehengericht. Der Distriktszoller mußte seine Rechnung abschließen und mitbringen. In dem Schreiben ist nicht vermerkt, wo sich die Schiltacher einzufinden hatten, zuerst in Hornberg oder gleich in Triberg; oder der Pfarrer hat es beim Abschreiben in das Buch übersehen.

Wie und wo die Huldigungsfeier verlief, schilderte Karlleopold Hitzfeld:⁴

Die Beamten, Ortsvorsteher und Geistlichen des früheren Oberamts Hornberg wurden zum 27. 11. 1810 nach Triberg auf das Rathaus einberufen. Von Oberndorf war der Oberamtman Klett als württembergischer Kommissar

1 Staatsvertrag zwischen dem König von Württemberg und dem Großherzog von Baden, geschehen zu Paris, den 2. 10. 1810, genannt „Der Pariser Vertrag“. Großherzogl. badisches Regierungsblatt XLVII/8. Jahrgang vom 17. 11. 1810 S. 339—343

2 ebd. Artikel II

3 Unionsdekrete und Verordnungen Seite 56, Archiv der Evangel. Pfarrei Schiltach

4 K. Hitzfeld, Hornberg an der Schwarzwaldbahn, Seite 184, hrsg. von der Stadt Hornberg

eingetroffen. Badischer Kommissar war der Oberamtmann Huber von Triberg.⁵ Die beiden Kommissare tauschten ihre Vollmachten aus. Auftragsgemäß entband nun der württembergische Kommissar die anwesenden Beamten, Geistlichen und Ortsvorsteher von ihren Pflichten gegen ihren württembergischen König. Nach der Verlesung der „Verordnung von der Übernahme des neuen Landes durch den Großherzog“ nahm der badische Kommissar den Anwesenden den Treueschwur auf den Großherzog ab. Sie waren nun badische Beamte, Geistliche und Ortsvorsteher. Baden beschwerte sich jetzt, weil Württemberg vorher noch den Hornberger Oberamtmann Mutschler gegen den jetzigen Oberamtmann Potschka und den Dekan Schmid gegen den Dekan Hoyer umgetauscht hatte. Der württembergische Kommissar Klett begründete diesen Austausch, womit sich Baden zufrieden geben mußte.⁶ Zum Schluß verkündete Oberamtmann Huber noch eine „Bekanntmachung über die Besitznahme des neuen Gebietes.“ Ob und wie die Bürger den Treueid leisteten, dafür wurden hier keine Unterlagen gefunden.

II. Huldigung für den neuen Großherzog Karl 1811

Am 10. 2. 1811 starb der Großherzog Karl Friedrich von Baden. Damit waren die auf ihn geleisteten Treueide seines Volkes erloschen. Es mußte jetzt dem Nachfolger Großherzog Karl huldigen. Wie die Huldigung stattfand, sagen uns zum Teil zwei „Vollmachtsformulare zur Gesamthuldigung“ vom 18. 8. 1811⁷ mit den Unterschriften der damals zwei Gemeinden Evangelisch-Tennenbronn und Katholisch-Tennenbronn. Aus dem gedruckten Text dieses Formulars ist zu entnehmen, daß „ja nicht alle Unterthanen bey der feyerlichen Huldigung selbst erscheinen können, und daher je aus einem Amt . . . nur ein Ortsvorsteher einberufen ist . . .“ Für das Amt Hornberg wurde der Schiltacher Stadtschultheiß Arnold ernannt. Dieser mußte sich nun in allen Gemeinden das „Vollmachts-Formular“ von allen Bürgern unterschreiben lassen. Mit dieser Unterschrift erklärten die Bürger verbindlich, daß sie den Großherzog Karl als ihren rechtmäßigen Landesherrn erkennen, verehren und ihm unverbrüchlich Treue leisten. Weiter gaben sie mit dieser Unterschrift dem Stadtschultheißen Arnold die Vollmacht, diese „Huldigung vor den Thron seiner Königlichen Hoheit zu bringen und feierlich zu wiederholen.“

Am 17. 8. 1811 ging auf dem Schiltacher evangelischen Pfarramt ein Brief⁸ des Pfarrers Magister J. Chr. Naschold von Öfingen bei Villingen ein, damals zum Oberamt Tuttlingen gehörend und jetzt auch badisch geworden. Diesen Brief bekamen alle Pfarrämter des Großherzogl. Donaukreises. Pfarrer Naschold teilte seinen Amtsbrüdern mit, daß das Großherzogl. Kreisdirektorium

5 Triberg wurde schon 1806 badisch

6 Dekan Hoyer starb nach etwa fünf Wochen am 2. 1. 1812

7 Bürgermeisteramt Tennenbronn. Der dortige Heimatforscher Erwin Haas ließ mich Einblick in diese Urkunde nehmen, wofür ihm hier gedankt sei.

8 Unions-Dekrete und Verordnungen Seite 88, Archiv des Pfarramtes Schiltach

in Villingen ihn zum Vertreter der evangelischen Geistlichen des Kreises bei der Huldigungsfeier für den neuen Großherzog Karl in Karlsruhe berufen hat. Er bat die Amtsbrüder um ihr Einverständnis mit seiner Wahl zu ihrem Vertreter und durch ihre Unterschriften — jedenfalls auch auf dem erwähnten Vollmachts-Formular — ihm die Vollmacht zu geben, ihre Treueerklärung bei der Huldigungsfeier abzugeben und den Treueid für die Kollegen zu wiederholen. Das geschah auch, und Pfarrer Naschold fuhr wie der Schiltacher Stadtschultheiß nach Karlsruhe.

In einem 4 1/2 seitigen Brief⁹ vom 2. 9. 1811 berichtete Pfarrer Naschold¹⁰ seinen Amtsbrüdern über die Huldigungsfeier in Karlsruhe. Aus diesem Brief soll nun der Verlauf gekürzt dargeboten werden.

An einem Samstagvormittag, zwischen 18. 8. 1811 und 2. 9. 1811 um 9 Uhr trafen die Huldigungsvertreter im Schloß zu Karlsruhe ein und gaben ihre Vollmachten ab. Ab 10 Uhr wurden sie kreisweise in das Zimmer des Ministers Freiherrn von Andlau geführt, der meistens nur nach Namen und Wohnort frug. Selbst die Minister erfuhren erst am Sonntagvormittag das weitere Programm. Vom Chef des Donaukreises Freiherrn von *Lichtenstein* wurden die Abgeordneten dieses Kreises auf 1/2 12 Uhr auf die Post bestellt und um 12 Uhr ins Schloß geführt. Ein Zeremonienmeister führte dann alle Kreise um 13 Uhr dem Alphabet nach in das Huldigungszimmer. So kam der Donaukreis an zweiter Stelle. In sich waren die Kreise in folgender Ordnung aufgestellt: die Herren des Oberhofgerichtes, die Grundherren, die Herrn Kreisräte, die Geistlichen aller drei Konfessionen, die Deputierten des Zivilstandes, worunter sicher auch der Stadtschultheiß Arnold war. Weder ein Minister noch ein Deputierter hielt eine Anrede. Der Eid wurde von einem Sekretär vorgelesen und von allen mit aufgehobenen Fingern beschworen. Danach war bis 16 Uhr Vorstellung („cour“) bei der Frau Großherzogin. Ab 17 Uhr waren die Abgeordneten zur herzoglichen Tafel eingeladen. Die Geistlichen kamen im Schloß erst um 18.30 Uhr an die Reihe. Die Zivilstandspersonen wurden zu je 30 in Gasthöfen auf Kosten des Großherzogs bewirtet, wobei überall ein „Cavalier“ die „Honneurs“ machte. Während des Essens wurden Eintrittskarten zu einer „heroischen“ Oper ausgeteilt. Danach gab es noch freien Eintritt zum Ballett.

Mit der Aufwartung bei der Frau Markgräfin, der Mutter des Großherzogs, am Montag von 14—15.15 Uhr fand die Huldigungsfeier ihren Abschluß.¹¹

Julius Hauth

9 Ebd. S. 111

10 Pfarrer Naschold war Württemberger. Trotzdem hatte er, im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen, die Abgabe an Baden sehr leicht überwunden. Er schrieb im Anfang dieses Briefes seinen Kollegen: „ . . . daß wir das Los nicht sehr zu beklagen Ursache haben, das den größeren Theil unter uns betroffen hat, daß wir unser altes Vaterland an ein neues, gewis nicht minder lebenswürdiges vertauschen mußten.“

11 Pfarrer Naschold kam 1813 als Pfarrer nach Schiltach. Es war für Naschold tragisch, daß er sich veranlaßt fühlte, um 1820 seine Rückversetzung nach Württemberg zu beantragen, obwohl er in obigem Brief geschrieben hatte: „ . . . daß wir das Los nicht sehr zu beklagen Ursache haben, daß wir unser altes Vaterland . . . an ein neues . . . vertauschen mußten.“

Zwei Grabsteine — Reminiszenzen Steinacher Historie und Urwüchsigkeit

In einer Zeit, in der Systematik und realistische Nüchternheit (leider) auch nicht vor unseren „Gottesäckern“ Halt machen, ist es für den besinnlichen und interessierten Friedhofbesucher ein beruhigendes Gefühl, noch Grabsteine zu finden, die sich nicht in Monotonie und Gleichheit erschöpfen, sondern von hervorragender Steinmetzarbeit sowie historischer Wertigkeit Zeugnis geben und auch wie bei den folgend beschriebenen Grabsteinen die urwüchsige, humorvolle und doch von tiefer Religiosität geprägte Lebenseinstellung unserer Vorfahren widerspiegeln.

Der eine Grabstein aus dem Jahre 1781 erinnert mit seiner Inschrift an die „Fläschewirti“ Rosalia, eine Frau mit Sinn für Humor, aber auch in Sorge um ihr Seelenheil und um das Wohlergehen ihrer Wirtschaft. Der Text dieser Inschrift, den sie noch zu Lebzeiten selbst verfaßte, lautet:

„KOM LIEBER GAST UND LESE DA,
HIER LIG ICH TOD ROSALIA.
NACHDEM ICH 44 JAHR EIN GUTE
EHE UND WIRTHS FRAU WAR.
DA NUN MEIN FLEISCH IN STAUB
VERGEHT, WIE MEINST DAS UM
MEIN SEELE STEHT, WO ICH
KEIN HELLER ZECH MEHR LOES ALS
NUR FIR DAS WAS GUT UND BOES.
JA WAS ICH AUCH NICHT SELBST
GETHAN RECHET MAN MIR AUFS
GNAUSTE AN, UND MUS BEZAHLEN
FREMBDE SCHULD, WENN ICH
WAS BÖSES HAB GEDULT.
LAST DIESES EUCH ZUR WARNUNG
SEYN IHR WIRTH UND ALLE INS-
GEMEIN — SPRECHT BEY MEINEM
WIRTHS HAUS ZU, SPRECHT GOTT
GEB IHR DIE EWIGE RUH.“

Anno 1780 19. August

Diese Rosalia, geb. Aman, war die Ehefrau des um 1696 als Eigentümer des Gasthauses „Flasche“ in Steinach eingetragenen Johann Baumann. Diese „Untere Würthschaft und Herberge“ wurde mit seinem Besitzer Gallus Vetter anno 1665 erstmals urkundlich erwähnt und ist somit ein Relikt alter Steinacher Geschichte und Tradition.

Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß sich dieses Gasthaus heute in fünfter Generation seit 1807 im „Kienzle“-Familienbesitz befindet.

Der zweite erwähnenswerte Grabstein aus dem Jahre 1846 trägt den Namen des Tobias Hansjakob, geb. 1771 — eines Großneffen des Pfarrers und Volksschriftstellers Heinrich Hansjakob —, des späteren Müllers der „Oberen Mühle“ in Steinach, eines ebenfalls mit alter Tradition verbundenen Fachwerkgebäudes, das unter Adam Huober als Müller in der „Oberen Mühlin“ schon 1633 bekundet wird.



Grabstein des Tobias Hansjakob.
Aufn. B. Obert



Grabstein der Fläschlewirtin Rosalia Baumann.
Aufn. B. Obert

Von diesem Toweis (Tobias), einem angesehenen Bürger Steinachs — durch seine Originalität und seinen Sarkasmus im Ort bekannt — ist eine von Generation zu Generation überlieferte, für ihn typische Anekdote bekannt:

Der „obere Müller“ ging regelmäßig am Sonntagmorgen in die Kirche zur Sonntagsmesse, aber er kam auch mit der gleichen Regelmäßigkeit zu spät.

Da er einer vom „Gericht und Rat“ war und deshalb einen Ehrenplatz in der vordersten Bankreihe hatte, mußte er mit seinen schweren Zugstiefeln den gepflasterten Mittelgang entlang marschieren zu seinem Sitz, was natürlich mit gehörigem Krach verbunden war. Bevor er jedoch Platz nehmen konnte, kam der Pfarrherr, der gerade mit dem Weihwasser zum Asperges seine Gläubigen segnete, auf ihn zu, blieb vor ihm stehen und sagte, für die versammelte Kirchengemeinde deutlich hörbar: „So, Tobias, muß man Euch jedesmal eine extra Wurst braten, weil Ihr immer zu spät zur Kirche kommt?“ Aber er

konnte mit dieser Bloßstellung den schlagfertigen „oberen Müller“ nicht aus der Ruhe bringen. Nach kurzem Überlegen sagte der Toweis: „Hochwürden, wenn Sie schu grad om Wirschtli brode sin, donn lege Sie gli zwei in d’Pfonn, denn d’Adlerwirti isch no später dro wie ich, sie wurd au gli kumme.“

Doch diese spitzige Auseinandersetzung machte die beiden keinesfalls zu Feinden, denn Tobias brachte tags darauf seinem Pfarrherren ein paar Forellen zum Braten — der Forellenfang war eine Lieblingsbeschäftigung des „oberen Müllers“ —, und so hatte diese „Wurstaffäre“ einen versöhnlichen Ausgang.

Solche Reminiszenzen Steinacher Geschichte finden wir im überdachten Vorraum der Friedhofshalle in Steinach, in dem diese Grabsteine aus witterungsbedingten Gründen aufgestellt wurden, denn ihr ursprünglicher Platz war, wie in früheren Zeiten in allen Gemeinden üblich, auf dem alten Friedhof rund um die Dorfkirche.

Bernd Obert

Der Karlstein bei Hornberg

Von der Bundesstraße 33 zweigt im Ortsteil Hornberg/Niederwasser ein Talsträßchen in den Zinken Niedergieß ab, das uns an behäbigen Schwarzwaldhöfen vorbei in steiler Fahrt hinauf zur Höhe bei der „Gaststätte zur schönen



Herzog Karl Eugen von Württemberg

Aussicht“ führt. Tatsächlich genießen wir hier oben einen herrlichen Rundblick über Berg und Tal, über die Schönheiten unserer heimatlichen Landschaft, die hier durch hohe Berge und schluchtenartige, tiefe Taleinschnitte geprägt ist. Unser Blickfeld wird erweitert, wenn wir vom Höhensträßchen aus den „Karlstein“ erklimmen, der den „Großen Hauenstein“ krönt. Dieser erhebt sich mit seinen 970 m merklich aus der Umgebung und wird nur vom nahegelegenen „Schänzle“ mit seinen 994 m als dem einst höchsten Berg des ehemaligen Landkreises Wolfach übertroffen. Der „Karlstein“, eine mächtige Felsgruppe aus Granit, war nicht nur die Grenze zwischen den Gemeinden Hornberg, Niederwasser und Prechtal, hier stießen auch die Herrschaftsbereiche von Baden, Fürstenberg, Württemberg und Österreich zusammen. Der Volksmund will darüber hinaus noch wissen, daß sich die hohen Herren immer wieder auf dieser aussichtsreichen Felsgruppe trafen und gemeinsam tafelten, wobei jeder mit seinem Hinterteil auf dem eigenen Territorium sitzen konnte.

Den Namen „Karlstein“ erhielt der „Viermärker“ durch den Besuch des württembergischen Herzogs Karl Eugen, der als Gründer der „Karlschule“ auch der „Erzieher“ Friedrich Schillers gewesen ist. Am 23. Juli 1770 erreichte der Herzog, von Bad Teinach herreitend, mit großem Gefolge den „großen hohen Stein“, nachdem er in seinem herrschaftlichen Hornberg Einkehr gehalten hatte. Vom Berichterstatter des durchlauchtigsten Schwaben erfahren wir weiter: „Wir hatten eine gantze Stunde zu reiten, um auf diesen Felsen zu kommen. Zuletzt mußten wir noch an drei Leitern an dem Felsen hinaufsteigen. Der Herzog waren überall Selbsten vorne daran. Da wir zu oberst auf dem Felsen waren, so sahen wir das Straßburger Münster, den Berg, worauf die drei Schlösser von Freiburg liegen, den Zollerberg im Hechingschen und die Thürme von Freudenstadt . . .“

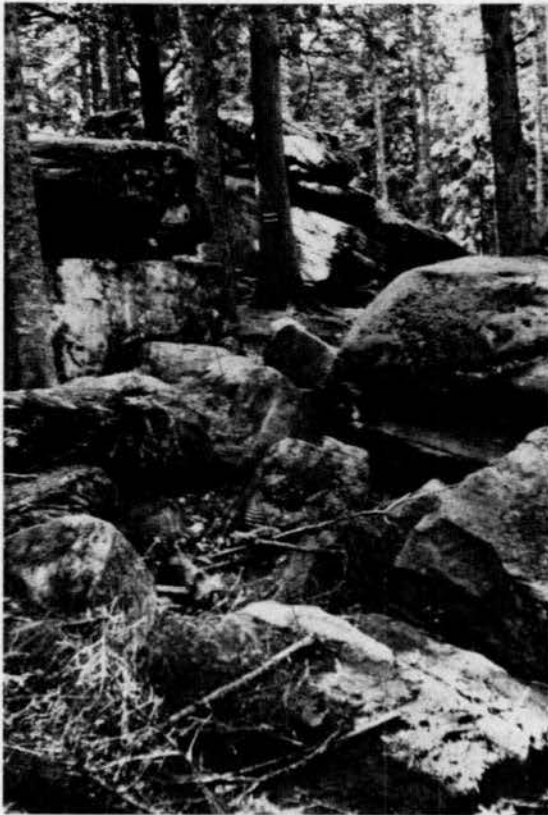
Später ließ der Hornberger Oberamtmann Matthäus Goeltz zur Erinnerung an die herzogliche Besteigung des „Hohen Carl-Stein“ auf den Felsen einen Gedenkstein setzen, auf dem auch die Begleiter des hohen Herrn verewigt sind.

Kurt Klein

Die Heidenkirche bei Oberharmersbach

Verschiedentlich begegnen wir in unserer Gegend Bezeichnungen wie „Heidenkirchlein“ (bei Freistett und am Nillkopf/Fischerbach), „Heidburg“ (Hofstetten) oder „Heidenkirche“ auf dem Höhenzug zwischen dem Löcherbergwasen und dem Täschenkopf auf der Gemarkung Oberharmersbach. Im landläufigen Sinne sieht man in einem „Heiden“ im Gegensatz zum Christen

einen nicht getauften Menschen. Tatsächlich kam der Name Heide auf, als in den römischen Städten der christliche Glaube Eingang fand, während draußen auf dem Land der alte Glaube weiterlebte. Im Volksmund verbindet man mit dem Wort Heide auch die Vorstellung von etwas ungewöhnlich Großem, Starkem (z. B. Heidenangst, Heidenlärm). Sie mag auch dem Namen „Heidenmauer“ zugrunde liegen, jener kilometerlangen Mauer aus mächtigen Steinblöcken, die die Kelten am Odilienberg im Elsaß als Schutzwall erbauten.



Mächtig aufgeschichtete Sandsteinfelsen bilden die „Heidenkirche“



Der „Bug“ des „Felsenschiffes“ im Felsenmeer der Heidenkirche

Auch bei unserer „Heidenkirche“ handelt es sich um ein Felsenmeer von zum Teil riesigen Buntsandsteinblöcken, die dort durch die Laune der Natur entstanden sind und die Phantasie unserer Vorfahren anregten. Danach sollen sich nach der Christianisierung der Talschaft die in den Waldungen zurückgezogen lebenden Heiden hier getroffen haben, um ihren Göttern zu opfern. Später erhielten die einzelnen Steinkolosse wegen ihrer Formen auch besondere Namen wie „Hexentanzplatz“, „Kapelle“ oder gar „Schiff“, dessen „Bug“ aus dem Felsenmeer aufragt. Die Volkssage weiß auch zu berichten, daß unter den riesigen Felsblöcken eine große Schatzkammer verborgen liegt, in der ein unermesslicher Reichtum an Gold- und Silbergeschmeide aufbewahrt wird.

Die Heidenkirche ist heute zu einem erholsamen Aufenthaltsort hergerichtet worden. Am besten erreicht man die markanten Sandsteine von der Paßhöhe

des Löcherbergwasens nach einem etwa 20minütigen bequemen Spaziergang, der nur einen mäßigen Anstieg zu verzeichnen hat, dafür aber einige herrliche Ausblicke über das malerische hintere Harmersbachtal gewährt.

Kurt Klein

Der Teufelstein bei St. Roman

Auf der Höhe des alten Kirchweges vom Heubach nach St. Roman auf dem Einschnitt zwischen der Allmend- und Weberhöhe liegt ein stattlicher Sandsteinbrocken, dem der Volksmund den Namen „Teufelstein“ gegeben hat. Solchen Naturdenkmalen, oft auch Teufelskanzel (bei Haslach oder Gengenbach) genannt, begegnet man immer wieder auf den Wanderungen im Gebirge. Meist sind es markante Felsen, die etwas abgelegen in den Waldungen aufragen. Ähnliches trifft bei den Naturgebilden zu, die „Heidenkirche“, „Heidenstein“ oder „Heidenschlöble“ genannt werden.

Wenn es um die Deutung, die Herkunft des Namens geht, ist man nur zu oft auf Vermutungen angewiesen, will man sich nicht gleich in die Arme der Sagen und Legenden werfen, die die Volksseele um diese Steinmale gewoben hat. Verschiedentlich treffen wir auf das Wort „Teufel“ als Bestandteil von Flurnamen in wilden, unwegsamen Gegenden (Teufelsmoor, Teufelsmühle, Teufelsloch, Teufelsküche, Teufelsbrücke). Es könnte aber auch sein, daß diese auffallenden Felsen einmal vorchristliche Kultstätten waren. Sie wurden im Zuge der Christianisierung „verteufelt“ oder „verhext“ und als Aufenthalt des Teufels verschrien (Teufelstein-Hexenstein).

Durch diese Umdeutung hoffte man, daß die Menschen diese Stätten ihres früheren Glaubens aus Furcht und Angst vor dem Leibhaftigen und seinem Gefolge meiden würden. Gleichzeitig oder in der Folge bemächtigte sich dann die Sage dieser Naturdenkmale.

So wird vom Teufelstein erzählt: Bauersleute wollten auf dieser einsamen Höhe dem hl. Romanus ein Wallfahrtskirchlein errichten. Unter den eifrigen Helfern war zunächst auch der Teufel, denn er meinte, der Bau würde später als Wirtshaus Verwendung finden. Als er jedoch seinen Irrtum erkannte, wollte er den Weiterbau des Gotteshauses mit allen Mitteln verhindern. Doch die frommen Bewohner ließen von ihrem Vorhaben nicht ab. Da packte ihn die Wut, und er schleuderte von der nahen Bergeshöhe einen mächtigen Stein gegen das Kirchlein, um es zu zerschmettern. Aber der hl. Romanus vereitelte die böse Tat, in dem er den niedersausenden Brocken aus der Bahn lenkte. Wirkungslos rollte er den Hang hinunter und blieb am Fuße des Berges an der



Der Teufelstein bei St. Roman

heutigen Stelle liegen. Die Fingereindrücke des Bösen können nach dem Volksglauben heute noch im „Teufelstein“ erkannt werden.

Nach einer anderen Erzählung ärgerte sich der Teufel sehr über den Bau des Wallfahrtskirchleins. Deshalb entschloß er sich, es mit einem mächtigen Stein zu zertrümmern. Als er gerade sich anschickte, den Felsbrocken zum Vernichtungswerk zu heben, kam der Herrgott vorüber und zeichnete drei Kreuze auf den Sandstein. Und siehe da, dieser wurde so schwer, daß ihn der Satan selbst mit Teufelsgewalt nicht mehr bewegen konnte und deshalb von seiner Freveltat ablassen mußte.

Noch eine dritte Sage umgibt den Teufelstein. Danach hatte ein frommer Einsiedler für die Bewohner dieser Gegend und zu Ehren des hl. Romanus ein Kirchlein erstellt. Darüber ergrimte Luzifer so sehr, daß er beschloß, das Gotteshaus zu zerstören. Aus den Wäldern der Umgebung schleppte er einen übergroßen Steinblock herbei und stellte ihn auf dem Sattel zwischen dem Heubach und Sankt Roman ab, um vor seinem Gewaltakt noch etwas auszu-ruhen. Da kam ein Bauer vorbei und fragte den Fremden, was er mit dem

Felsstück anfangen wollte. „Damit möchte ich euer neues Bethaus zermalmen“, entgegnete der Böse barsch und entschlossen zur Tat. Das Männlein erschrak über dieses teuflische Ansinnen, sank in die Knie und rief Gott und alle Heiligen um Hilfe an. Da wurde plötzlich der Steinblock weich wie Brei, so daß der Teufel die zähflüssige Masse nicht mehr aufnehmen konnte. Wutentbrannt schlug er seinen Huf in den Stein und zog unverrichteterdinge von dannen.

Der Teufelstein hat inzwischen seinen Schrecken für die Anwohner verloren, denn sie rückten ihm mit Hammer und Meißel zu Leibe. Schon hatte der rund sechs Kubikmeter große Koloß einige Stücke verloren, da verbot die fürstliche Standesherrschaft das weitere Abschlagen.

Kurt Klein

Josef Anton Fürst, „der Fürst vom Teufelstein“

Nicht weit vom Teufelstein, in Richtung Heubach, wohnte viele Jahrzehnte auf dem Abrahamsbühl ein Original von Gottes Gnaden. Es war der fürstlich fürstenbergische Beiförster Josef Anton Fürst, der am 2. März 1809 in Wittichen geboren wurde. Wie sein Vater widmete er sich dem Wald und übernahm 1841 die Forststelle im Heubach. Wegen der Nähe zum geheimnisumwitterten Teufelstein nannte er sich „Fürst am Teufelstein“, woraus das Volk sehr schnell „Fürst vom Teufelstein“ machte. Kaum war der „Teufelsteiner“ in seine Residenz eingezogen, da schrieb er dem Fürsten in Donaueschingen, er wolle die Zimmer erneuern lassen, weil sich hinter der Holztäferung Wanzen eingenistet hätten. Doch sein Schreiben blieb unbeantwortet. Seinem nächsten Antrag legte er gleich als Beweisstücke 12 lebendige Wanzen bei. Als er wieder ohne Nachricht blieb, schickte er sogar 24 dieser Insekten auf die Reise und bemerkte unumwunden, daß sich diese Blutsauger so vermehren, daß er sich gezwungen sehe, eine Kolonie in Donaueschingen anzulegen. Postwendend wurde die Renovation der Wohnung genehmigt . . .

„Da räsoniert man über die Bürokraten der alten Zeit“, bemerkte Hansjakob, „und doch haben sie hier gezeigt, daß sie Humor verstanden und keine Tyrannen waren. Ich möchte es in unserer blasierten und pomadisierten Zeit keinem Beiförster raten, Wanzen nach Karlsruhe oder nach Donaueschingen zu senden. Das wäre ein Majestätsverbrechen gegen die hohen Vorgesetzten, und der Wanzenlieferant käme mit einem Federstrich um sein Brot.“

Oft griff der Förster zum Waldhorn oder spielte auf seiner Drehorgel. Da er ein starker, aber doch sparsamer Raucher war, pflanzte er in der rauhen Gegend seinen eigenen Tabak, den er auch vertragen konnte. Ein Maurer, der das Dach umdeckte, konnte dem getrockneten Gewächs trotz vorheriger Warnung durch den Förster nicht widerstehen und fiel ob des Teufelskrauts in

Ohnmacht. Selbst die Kaffeezucht gelang dem „Fürsten“. Doch von der ersten Kanne der Marke „Eigenbau“ wurde es der ganzen Familie dermaßen schlecht, daß der Anbau in derselben Stunde eingestellt wurde.



*Josef Anton Fürst,
der „Fürst vom Teufelstein“*

Als ihn sein Wolfacher Forstmeister einmal in die Heimat seiner Frau nach Offenburg mitnahm, um ihm die neue Eisenbahn im Kinzigtal zu zeigen, jagte er seinem Gönner einen großen Schrecken ein. Kaum waren die Waldleute bei den Schwiegereltern angekommen, da verließ der „Teufelsteiner“ schnell und unbemerkt die Stube der Gastgeber. Diese fanden nach langem Suchen einen Zettel, auf dem zu lesen war: „Lieber Herr Forstverwalter! Verzeihen Sie mir, daß ich Sie itzt schon wieder verlassen habe; ich halte es aber vor Heimweh nach meinem Walde nicht mehr aus. Seien Sie für mich außer Sorgen, denn ich bin mit dem nächsten Zug wieder heimgereist und will diese Nacht noch am Teufelstein sein.“

Nebenher trieb er auch noch etwas Viehhandel. Deshalb konnte man dem „Kinzigtäler“ entnehmen: „Ein schönes Pferd, 12 Zentner schwer, zum Wursten geeignet, zum Reiten gut, zum Fahren ausgezeichnet, hat zu verkaufen oder gegen einen alten, mageren Klepper mit guten Knochen zu verkaufen der

fürstlich fürstenbergische Förster Fürst vom Teufelstein.“ Etwas später galt das Inserat seinem nachbarlichen Konkurrenten: „Wenn jemand eine teure Kuh kaufen will, die nicht trägt, keine Milch gibt und sonst nichts taugt, der soll sich vertrauensvoll an den Bärlocher wenden. Fürst vom Teufelstein.“

Seine Originalität spiegelt sich auch in einer Krankmeldung wider: „Ich bin krank, aber einen Arzt habe ich nicht zu Hilfe gezogen, denn die 25 Mark Ganggebühren und mein Leben sind mir lieber als ein Plätzchen neben meiner jüngst verstorbenen Tochter Helene auf dem Kirchhof zu St. Roman.“ Als er 1888 in den Ruhestand trat, durfte er auch weiterhin im Forsthaus bleiben. Nur ab und zu mußte er dem Wolfacher Rentamt ein Lebenszeichen senden.

So schrieb er wieder einmal: „Das Ab- und Fortleben des fürstlichen Beiförsters a.D. in Heubach betreffend. Obwohl ich das achtzigste Jahr hinter mir habe, fällt es mir im Traum nicht ein, itzt schon ableben zu wollen oder zu sollen.“ Ein andermal: „Hiermit wird mit eigenhändiger Handschrift recht gerne bestätigt, daß der Unterzeichner trotz seiner Geburt am 2. März 1809 bis dato noch im Dasein ist und ihm zur Zeit nicht im entferntesten einfällt, sein immer noch robustes Leben itzt schon durch den erwünschten Tod auszuhauchen.“

Als aber dann sein Stündlein geschlagen hatte, „regte es sich in allen Tälern und in allen Wäldern der oberen Kinzigtal“, berichtet uns Hansjakob. „Die einen kannten ihn, die andern hatten viel von ihm gehört, alle achteten ihn, den Waldmann und Bauernfreund.“ Ganz im Rahmen, den er sich zuvor selbst abgesteckt hatte, vollzog sich sein Begräbnis:

„Mein Sarg soll, mit Tannenreisig verziert und von Waldleuten und von Holzmachern begleitet, von meinem Rößlein und einem Wagen recht langsam bis zum Saum des Waldes beim Teufelstein gezogen werden. Von da an sollen sie mich tragen bis zum Friedhof von St. Roman. Sobald sie aber mit meiner Leiche aus dem Wald herausschreiten, sollen drei Böllerschüsse losgelassen werden, daß es in den Bergen widerhallt und alle Tannen erfahren, daß der Fürst vom Teufelstein von ihnen ewigen Abschied nimmt.“ Wahrlich, ein Fürst hatte diese Welt verlassen. Noch heute erinnern ein Gedenkstein und die Aufbauten seines Grabes auf dem Friedhof an diesen originellen Haudegen. Vor einiger Zeit erhielt der jetzige Förster, einer der Nachfolger des „Teufelsteiners“, einen Brief aus England, in dem er als „Ihre Majestät . . .“ angedredet wurde. Der Schreiber stellte sich als Sammler von Familienbildern europäischer Adelsgeschlechter vor und bat ebenfalls um eine Aufnahme von „seiner Majestät“ inmitten seiner Lieben . . .

Heinrich Hansjakob hat die urwüchsige Gestalt des „Fürsten vom Teufelstein“ in einer Erzählung des Sammelbandes „Waldleute“ (erschienen 1897) dargestellt. Den Stoff dazu lieferte ihm der Waldhüter Josef Dieterle aus St. Roman.

K. Klein

Maßnahmen gegen die drei Männerklöster in der Ortenau im Dritten Reich

Alle drei Männerklöster in der Ortenau sind mit Kapuzinern besetzt:

Zell am Harmersbach seit 1919, Offenburg St. Fidelis seit 1927

Maria Linden — Ottersweier seit 1936.

Schon nach der Machtergreifung 1933 schreibt der Chronist des Klosters Zell: „Für die Klosterschule ahnten wir nichts Gutes“, obwohl nach dem Verbot der kirchlichen Vereine die Wallfahrten in Maria Linden und Zell zunahmen. Wie überall wurde durch das Ministerium des Innern Berlin 1936 das staatlich zugestandene Kollektieren von Lebensmitteln und Geld, auch „Terminieren“ genannt, verboten.

Zell mit dem Internat wurde davon am schlimmsten getroffen. 1936 wurde es durch das Kultusministerium Karlsruhe geschlossen.

In den Räumen wurde zunächst das Krankenrevier des Arbeitsdienstes eingerichtet und später eine Flakabteilung mit Wachrevier untergebracht.

Als die 46. Landeschützenkompanie einzog, hatte man sechs dreiteilige Matratzen beschlagnahmt und mitgenommen. Zu Beginn des Krieges folgten mehrere Besichtigungen des Zeller Internates durch die N.S.V., zuletzt durch den Kreisleiter Baumann aus Wolfach. 1940 erfolgte die Beschlagnahmung.

Küche und Schule mußten für 120 Auslandsdeutsche aus der Dobrutscha, Besarabien und dem Banat bereitgestellt werden. Für 126 Slowenen wurden 1942 noch einige Räume des Klosters belegt. Eine seelsorgliche Betreuung der Lagerinsassen durch die Patres und den Ortsgeistlichen war nicht gestattet. Sonntags kam ein Geistlicher aus Neusatzeck.

Weitere Klosterräume mußten 1943 der VOMI übergeben werden. Wiederholt hatte man vor, im gesamten Kloster ein Lazarett einzurichten, mußte aber wegen der engen Räume und Zellen davon Abstand nehmen. So folgten 1944 170 Deutschrussen aus Shitomir. 1945 kam die SS. Ein Teil der Slowenen blieb bis über das Kriegsende hinaus im Internat. Wie sehr durch die wiederholten Einquartierungen der Bau gelitten hatte, muß nicht erwähnt werden.

Über die Einstellung der Patres zum Dritten Reich schreibt der Chronist: „Von keinem der Lehrer wurde der Hitlergruß gebraucht oder über Politik gesprochen.“ Nur zu Beginn des Schuljahres wurde vor allen Schülern die Hakenkreuzfahne gehißt, wobei ein Pater einige unverbindliche Worte sprach.

„Alle Patres bildeten eine verschworene Gemeinschaft, die das NS-Regime als baldigen Totengräber des deutschen Volkes betrachtete. Der Senior P. Fidelis Dieterle äußerte wiederholt: ‚Die Nazis sind Christen, wie Dirnen Jungfrauen‘.“ Zwei Patres hatten mit der Gestapo zu tun. Bei religiösen Familienwo-

chen im Kinzigtal hatte Pater Alfred aus Zell scharf gegen die nationalsozialistische Weltanschauung gesprochen und wurde daraufhin angeklagt. Der Fall wurde nach Berlin weitergeleitet. Daraufhin hatte der Provinzial, um Schaden vom Orden fernzuhalten, dem Pater angeraten, aus dem Orden auszutreten. Dank eines tüchtigen Rechtsanwaltes ist aber der Prozeß ungefährlich verlaufen.

Ernst, aber doch humorvoll ist der Fall des Paters Werner Volk aus Zell am Harmersbach, der als Superior in Maria Linden stationiert war:

Bei der Abstimmung über die „Heimholung“ Österreichs ins Großdeutsche Reich im Februar 1938 hat Pater Werner, wie er mir später persönlich mitteilte, dem Wahlzettel folgendes Schreiben beigelegt: „Ein freudiges ‚Ja‘ dem Führer, wenn er nicht mehr gegen die Kirche vorgeht! Pater Werner.“ Noch am Abend des Wahltages erwachte der Volkszorn, durch „treue Beachtung“ des Wahlheimnisses hervorgerufen. Im Gasthaus „Zur Linde“ neben der Wallfahrtskirche versammelte sich ein ganzer Haufen treuer Parteigenossen, die sich vorgenommen hatten, den „Volksverräter“ Pater Werner aus Dorf und Land zu verjagen. Die Lindenwirtin teilte telefonisch mit, was sich in ihrem Gasthaus zusammenbraute. Pater Werner wollte aber den Bruder nicht alleine zurücklassen und blieb. Gegen 22 Uhr zog dann die Rotte vor das Kloster und schrie: „Heraus mit dem Verräter!“ Pater Werner trat aus dem Haus der Rotte entgegen bis zum Gartentürchen und wurde mit einem Faustschlag empfangen, der ihn zu Boden stürzen ließ. Er erhob sich wieder und hob die Hand wie zum Gegenschlag, den er aber dann doch unterließ, da jemand schrie: „Pater Werner, nicht schlagen!“ Der Ruf war aus dem Hintergrund gekommen von einem Mann, der es sicher gut meinte.

Dann fingen die „Helden“ an, das Kloster mit Pflastersteinen zu bombardieren. Nach und nach verzogen sie sich aber wieder zum Freibier in die „Linde“, um dann um Mitternacht noch einmal einen Angriff auf das Kloster unter Grölen und Steinewerfen zu starten. Am anderen Morgen in aller Frühe fuhr dann Pater Werner nach Ehrenbreitstein zum P. Provinzial, der sich nach einigen Worten von Pater Werner ganz auf seine Seite stellte und ihn nach Kleve versetzte.

P. Adalbert Ehrenfried OFM Cap.

Besprechungen und Hinweise

Appenweierer Heimatblatt 1981

Herausgegeben vom Historischen Verein für Mittelbaden

Mitgliedergruppe Appenweier

Schriftleitung: Karl Maier

Das Interesse an Heimatgeschichte zu wecken und zu fördern ist das Verdienst des seit langem jährlich erscheinenden „Appenweierer Heimatblattes“. Die aufsehenerregenden merowingischen Gräberfunde in Urloffen lenkten in besonderem Maße den Blick auf die Vergangenheit dieser Großgemeinde. Der Leiter der Grabungen, Dr. Wolfgang Struck, gibt einen Bericht über den Verlauf des Unternehmens, die dabei gemachten Funde und die neuen Erkenntnisse, die daraus gewonnen werden konnten¹.

Karl Maier führt in diesem Jahr die Untersuchungen zu den feudalen Herrschaftsverhältnissen in Appenweier fort, indem er ausführlich die Geschichte der Zehntabgabe darstellt. Diese Zehntabgabe war ursprünglich für den Unterhalt der geistlichen und kirchlichen Einrichtungen bestimmt. Im Laufe des Mittelalters war jedoch der vielfach aufgesplitterte Zehnte dem Zugriff der weltlichen Herren ausgesetzt. Hauptzehntherr blieb jedoch seit der Inkorporation der Pfarrei 1359 das Kloster Allerheiligen. Dafür übernahm das Kloster die Seelsorge und den Hauptteil der anfallenden Kirchenbaukosten. Nach der Säkularisation und Auflösung des Klosters im Jahre 1803 wurde der badische Staat Hauptzehntherr. Das Gesetz von 1833 eröffnete die Möglichkeit der Zehntablösung auf freiwilliger Basis. Auch in Appenweier begann 1838 die Ablösung der Abgaben gegen entsprechende Kapitaleistungen der Zehntpflichtigen.

Ein Nachfahre der Familie, Regierungsdirektor Paul Werner aus Stuttgart, stellt in einer familiengeschichtlichen Skizze die Historie des Appenweierer Werner-Geschlechtes dar. Die Familie Werner stammte ursprünglich aus Durbach. In Appenweier spielten die Werner als Posthalter und Wirte im Gasthaus „Adler“ sowie als Begründer des Bahnhofshotels eine bedeutende Rolle. Max Werner wurde 1848/49 einer der führenden Köpfe der Revolution und Minister der revolutionären Regierung. Er wanderte nach dem Einmarsch der Preußen nach Amerika aus.

Erwin Bürkel behandelt ein weiteres Stück Wirtshausgeschichte, nämlich die des nach dem Dreißigjährigen Krieg erbauten Gasthauses „Ochsen“ in Zimmern. Außerdem stellt das „Appenweierer Heimatblatt“ in bewährter Weise die Chronik der Gegenwart zusammen. Die wichtigsten Ereignisse, Veranstaltungen sowie die standesamtlichen Nachrichten des Jahres 1980 werden aufgeführt. Nachrufe gelten den Mitgliedern Pfarrer Kilian Jost von Nesselried, Carl Benz aus Nußbach und Hugo Bell aus Appenweier. H.G. Huber

1 Vgl. W. Struck, Ausgrabungen in einem merowingerzeitlichen Gräberfeld in Urloffen Gem. Appenweier, Ortenaukreis, in: Ortenau 61/1981 S. 262ff.

Archäologische Nachrichten aus Baden

Herausgeber: Förderkreis für die ur- und frühgeschichtliche Forschung in Baden e.V. Freiburg/Brsg.

Erschienen sind 1981 die Hefte 26. und 27. 1981. Heft 26. 1981 enthält die Berichte über die Ausgrabungen der archäologischen Denkmalpflege Freiburg (R. Dehn, G. Fingerlin) und der Bodendenkmalpflege im Regierungsbezirk Karlsruhe (R.-H. Behrends, E. Schallmayer) im Jahre 1981. In knapper, aber zureichender Form werden die einzelnen Fundstätten und Funde beschrieben, wodurch es dem Heimatforscher möglich ist, sich auf dem laufenden zu halten. Die Ausgrabungen in Südbaden konzentrieren sich vor allem auf Gebiete am Kaiserstuhl und in der Umgebung von Freiburg, in Nordbaden um Mannheim, Heidelberg, Ladenburg und Osterburken. In Südbaden werden beschrieben aus vorgeschichtlicher Zeit Siedlungen und Gräberfelder bei Ihringen und Jechtingen (Kaiserstuhl), Überauchen (bei Villingen) und Anselfingen, aus römischer Zeit von Sasbach (Kaiserstuhl), Umkirch, Bad Krozingen, Riegel und Überauchen sowie Müllheim und Niederschopfheim. Aus der Merowingerzeit stammen die Funde von Urloffen, Sasbach (Kaiserstuhl), wiederum Müllheim, Neudingen und Dürbheim. Zwar wurden bei den Grabungen keine sensationellen Funde gemacht, doch tragen sie alle dazu bei, das Bild unserer Heimat in vor- und frühgeschichtlicher Zeit aufzuhellen.

Die Abhandlungen des Heftes 27. 1981 behandeln einzelne Funde bzw. Fundstätten. F.W. von Hase befaßt sich mit dem urnenfelderzeitlichen Bronzeschwertgriff aus dem Hortfund von Mannheim-Wallstadt, W. Heinse mit dem

Altar der Diana Abnoba in Badenweiler, W. Kramer mit zwei ungewöhnlichen alemannischen Grabfunden vom Tuniberg und Kaiserstuhl. Besonders anregend ist die Arbeit von S. Opitz, „Runenschriftliche Neufunde: Das Schwert von Eichstetten/Kaiserstuhl und der Webstuhl von Neudingen/Baar.“ Diese beiden Funde bestätigen die Vermutung, daß der alemannische Siedlungsraum ein Zentrum der festländischen südgermanischen Runenschriften war. Für den religionsgeschichtlich Interessierten mag besonders das silberne Scheidenmundblech von Eichstetten von Bedeutung sein, auf dem der Name des Göttervaters Wodan und nach ihm das Christus-Monogramm eingeritzt sind, nach Meinung des Verfassers Zeugnis einer synkretistischen Einstellung.

H. Schneider

Badische Heimat. Mein Heimatland. Heft 1,2,3 1981/61. Jahrgang. Ekkhart 1981.

Herausgeber Landesverein Badische Heimat e. V. Freiburg/Breisgau

Die angezeigten Hefte berichten, wie es der Zielsetzung des Landesvereins Badische Heimat entspricht, von Persönlichkeiten, Orten, Geschehnissen usw. aus dem Bereich des ehemaligen Landes Baden. Nicht alle Arbeiten können allgemeines Interesse beanspruchen, dafür sind sie zu ungleichwertig, auch von zu beschränkter Bedeutung. Darum sei nur auf einige aufmerksam gemacht.

Eine lebendige Darstellung des Lebens und Wirkens von Friedrich Hecker, des 48 Revolutionärs, bietet Ludwig Vögely (Heft 1). Zwar bringt seine Arbeit keine neuen Erkenntnisse und Zusammenhänge. Doch bemüht sich der Verfasser um eine gerechte Würdigung Heckers, der für weite Volkskreise damals wegen seines redlichen Willens um Freiheit zur Symbolfigur wurde. Der Arbeit sind die Heckerlieder beigefügt, sowohl die ihn feiern wie auch die, die ihn verspotten. Heinz Schmitt gibt einen kurzen Überblick über das Leben des Heidelberger Historikers Ludwig Häusser, des Führers der Liberalen in Baden im 19. Jahrhundert (Ekkh.). Hansjakobfreunde erfahren durch Hans-Harro Bühler von der Altersfreundschaft zwischen Hansjakob und Hans Thoma, auch von einer vermutlich verschollenen Erzählung des Volksschriftstellers über den „Engel von Fahl“, einen Bürstenhändler von Fahl am Feldberg, die in einer ge-

planten Hans-Thoma-Erinnerungsschrift erscheinen sollte, jedoch nicht veröffentlicht wurde (Ekkh.).

Die Orte, über die die Hefte etwas enthalten, liegen zerstreut im ganzen ehemaligen Baden. Hermann Schmid behandelt die Geschichte des ehemaligen Klostergrundes Maurach am Überlinger See unweit von Birnau, des Kronjuwels unter den Gütern des Klosters Salem (H.2). Mit der Stadt Freiburg, den Linien und Tendenzen in ihrer Entwicklung in der Zeit von 1850—1944 beschäftigt sich Theo Überdick. Auf Grund der Stadtpläne kann er nachweisen, daß Freiburg um die Mitte des 19. Jahrhunderts eine kaum größere Ausdehnung hatte als im 1. Jahrhundert seines Bestehens (H.1). Ins badische Unterland führt die Abhandlung von Albert Bissinger über 650 Jahre Wallfahrt zum hl. Blut in Walldürn (H.1) sowie die von Adolf Frank über Mosbach und sein Aussehen vor 180 Jahren (H.2). Etwas außerhalb des badischen Rahmens liegt die Arbeit von Erwin Dittler, der eingehend die Abtretung des heute schweizerischen, ehemals vorderösterreichischen Fricktales vom Breisgau 1802 darstellt. Treibende Kräfte dabei waren vor allem die aus Ettenheim stammenden Brüder Fahrländer, deren ältester Dr. Sebastian Fahrländer vorübergehend das Amt des provisorischen Statthalters des Fricktales bekleidete (H.1). 2 Arbeiten nehmen Bezug auf die Ortenau. Franz Laubenberger berichtet von dem mächtigen Felsblock des Dreifürstensteines am Süde der Hornisgrinde, an dem einst das Hochstift Straßburg, die Markgrafschaft Baden-Baden und das Herzogtum Württemberg zusammenstießen (H.2). Seine Forschungen um die Geschichte der Wallfahrtskirche Lautenbach/Renchtal kann Hans Heid weiterführen. Auf Grund der Grabungen, die bei der Renovation der Gnadenkapelle durchgeführt wurden, kann Heid nachweisen, daß die Volksüberlieferung richtig ist, daß die Wallfahrtskirche um die Wallfahrtskapelle (die Gnadenkapelle) herum gebaut wurde. Zuerst sei die Wallfahrtskapelle da gestanden. Danach habe man darum die Wallfahrtskirche erbaut, schließlich die alte Gnadenkapelle abgerissen und auf ihren Fundamenten die heutige, das Glanzstück der Lautenbacher Kirche, errichtet (H.1). Von kunsthistorischem Interesse sind auch die Abhandlungen von Konrad Sutter über den Waldshuter Barockmaler Gotthard Hilzinger, der z.B. die Kirche in Waldkirch ausgemalt hat (Ekkh.) sowie von Karin Jäckel über den Bruchsaler Hofbildhauer Joachim Günther, von dessen künstlerischen Fähigkeiten noch einige Rokokokanzeln im Gebiet des ehemaligen Hochstifts Speyer zeugen (H.2). Hingewiesen sei auch auf die eingehende Un-

tersuchung von Otto Trier über die Sigismundkapelle bei Oberwittighausen, einem bemerkenswerten Bau des Templerordens, der nach Meinung des Verfassers keine altgermanische Kultstätte oder frühchristliches Heiligtum darstellt, sondern vom Templerorden als Friedhofskirche erbaut wurde (Ekkh.).

Das Heft 3/81 nimmt innerhalb der Hefte der Badischen Heimat eine Sonderstellung ein. Sein Thema ist das Notariatswesen, dessen Entwicklung seit dem Ausgang der Antike in einer Reihe gründlicher Untersuchungen dargestellt wird. Mehrere von ihnen behandeln das Notariatswesen in Baden, das hier durch die von Friedrich Bauer geschaffene Notariatsordnung von 1806 eingeführt wurde. Anlaß für dieses Werk ist das 175jährige Jubiläum des badischen Notariates und seines Berufsstandes. Da die Arbeiten als Heft der Badischen Heimat erschienen sind, wäre es wünschenswert gewesen, auch etwas über die Notare in jenen Gebieten zu erfahren, aus denen das ehemalige Großherzogtum Baden entstanden ist. So gab es auch im vorderösterreichischen Freiburg Notare, die die Urkunden unterzeichneten mit „*imperiali autoritate notarius juratus publicus et requisitus*“, die ebenfalls ihre Signets hatten. So lautet die Umschrift des Freiburger Notars Johannes Großmann 1711 „*cede magno viro*“. Alle diese Arbeiten sind auch als Sonderheft erschienen: Tradition und Gegenwart. Festschrift zum 175jährigen Bestehen eines badischen Notarstandes. Hrsg. von Peter-Johannes Schuler, Bochum im Auftrag des Bad. Notarvereins e.V. Karlsruhe 1981

H. Schneider

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes. Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. Stuttgart 10. Jahrgang 1981.

Die 4 Hefte des 10. Jahrganges geben wieder einen guten Einblick in die Arbeitsgebiete und die Arbeitsweise des Landesdenkmalamtes. Die Beiträge berichten von durchgeführten Grabungen, von Renovierungen besonders von Fachwerkbauten, von Stadtanlagen, ja auch von technischen Einrichtungen, deren Erhaltung angestrebt wird. Allen Abhandlungen sind vorzügliche Aufnahmen und Pläne beigegeben, so daß man sich eine gute Vorstellung von dem früheren und gegenwärtigen Zustand machen kann.

Eine Reihe der Arbeiten beziehen sich auf Orte des früheren Landes Baden: W. Seidenspinner

behandelt die Bedeutung der Stadt Ladenburg für die Archäologie des Mittelalters (4/1981). M. Schmaedecke/Peter Schmidt-Thomé beschreiben die in der früheren Martinskirche in Müllheim durchgeführten Grabungen, bei denen unterhalb der mittelalterlichen Fundamente der Kirche Reste eines größeren römischen Gebäudes gefunden wurden (2/1981). Die Pfalz von Reichenau-Mittelzell, wo die mittelalterlichen Herrscher bei ihren Besuchen des Inselklosters einkehrten, wurde erforscht durch J. Oexle/A. Zettler (3/1981). Mit dem Schwarzwaldhof in der Freiburger Vorbergzone, einem quergeteilten Einheitshaus, bei dem Wohnung und Stallung unter einem mächtigen Dach vereinigt sind, befaßt sich Fr. Meckes (2/1981). Ein interessanter Beitrag ist für den technisch Interessierten der Aufsatz von E. Essner. Darin beschäftigt sich die Verfasserin mit dem „1. Skilift der Welt“, den Robert Winterhalder 1906/07 beim Schneckenhof in Schollach erbaute. 1908 meldete er diese „Vorrichtung zum Aufziehen von Schneeschuhläufern, Rodlern usw. auf Berghängen“ patentamtlich an. Seine weiteren Pläne auf diesem Gebiet wurden allerdings durch den Ausbruch des 1. Weltkriegs vereitelt (2/1981). Von der Gründung von Königsfeld (Schwarzw.) und der Anlage dieser Herrnhuter Siedlung berichtet J. Page (2/1981). Die Einheitlichkeit und Regelmäßigkeit des unter Mitwirkung von Mitgliedern der Herrnhuter Brüdergemeine geschaffenen Planes bewirkten, daß der Ort 1980 unter Denkmalschutz gestellt wurde. Schließlich sei noch hingewiesen auf die Arbeit von G. Vilmar, in der er die Arbeiten zur Wiederherstellung und Instandsetzung von Schloß Ortenberg (Ortenaukreis) in den Jahren seit 1973 beschreibt. Besitzer des Schlosses, das nach seiner Zerstörung durch die Franzosen (1678) durch den Karlsruher Architekten F. Eisenlohr 1836—43 wieder aufgebaut wurde, ist heute der Jugendherbergsverband, der darin eine Jugendherberge unterhält (2/1981).

H. Schneider

Freiburger Diözesan-Archiv

Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins. . . des Erzbistums Freiburg. 101. Band (3. Folge. 33. Band) 1981. Freiburg/Br.

Unter den zahlreichen Arbeiten dieses Bandes haben 2 Bezug zum mittelbadischen Raum. Karl List, der verdiente Ausgräber der Klosterkirche Schuttern, fand bei seinen Ausgrabungen in der Nähe des Westeingangs der heutigen

Kirche die Fundamente einer kleinen Kreuzkirche mit gleichen Armen. Dieser Bau, zwischen 800 und 850 errichtet, ist der 1. karolingischen Kirche vorgelagert, jedoch durch das Atrium in sie eingebunden. Auf Grund seiner eingehenden Kenntnisse der Frühgeschichte des Klosters und durch Vergleich mit anderen Kreuzkirchen des mitteleuropäischen Raumes, kann List nachweisen, daß diese Kreuzkirche über jener Stelle errichtet wurde, wo sich ursprünglich das Grab des Klostergründers befand. Seine Gebeine waren jedoch schon vor dem Bau der Kreuzkirche in das Reliquiengrab der 1. karolingischen Kirche übertragen worden. Auf Grund dieser Tatsache glaubt List nachweisen zu können, daß die Offoverehrung in die Frühzeit des Klosters zurückreicht, obwohl Offos Name nicht im römischen Martyrologium vorkommt. List nimmt an, daß Offo zu jenen irschottischen Mönchen gehörte, die im fränkischen Reich missionierten. Vermutlich starb er im 1. Drittel des 7. Jahrhunderts.

Mit der Persönlichkeit Lothars von Kübel, der während des badischen Kulturkampfes als Bistumsverweser die Geschicke der Erzdiözese Freiburg in Händen hatte, befaßt sich Hugo Ott in seiner Gedenkansprache, die er aus Anlaß des 100. Todestages bei einer Gedenkfeier in Sinzheim, dem Geburtsort v. Kübels, hielt. Voll innerer Anteilnahme schildert er das Wirken dieses Mannes, dessen Wahl zum Erzbischof die liberale Regierung in Karlsruhe verhinderte. Aus kleinbäuerlichen Verhältnissen stammend und darum nach Meinung des Ministers Jolly „ohne besondere soziale Stellung“, verteidigte er trotz fortgesetzter Verdemütigungen durch die Regierung und trotz der Gegnerschaft einiger Domkapitulare unbeirrt die Rechte der Kirche. Sein Leben ist ein Beispiel dafür, wie schwer es zur Zeit des Liberalismus auch tüchtige Persönlichkeiten aus kleinen Verhältnissen und von treukirchlicher Gesinnung hatten, in führende Stellungen zu kommen.

H. Schneider

Geroldsecker Land. Jahrbuch einer Landschaft Heft 24.

Herausgeber der Ortenaukreis. Lahr

Die Themen des wie immer geschmackvoll ausgestatteten Jahrbuches kreisen vor allem um die Stadt Lahr. So berichtet u.a. E. Honickel von den Grabsteinen im Denkmalfriedhof der Stiftskirche, Emil Ell von der Lahrer „Suppenrevolution“ 1847 und E. Schlosser von 2 Lahrer Firmen und ihrer Entwicklung aus kleinsten Anfängen heraus. Doch gehört zu dem Bereich dieser Landschaft auch Ettenheim, dessen Volksbräuche und Volkssitten Robert Furtwängler im Jahreslauf beschreibt und zu deuten versucht. Andere Arbeiten befassen sich mit einzelnen Persönlichkeiten. So gedenkt M. Hesselbacher Hermann Schillis und seines Werkes, des Vogtsbauernhofes bei Gutach, wofür ihm der Ortenaukreis als erstem seinen Heimatpreis verlieh. R. Liessem-Breinlinger beschreibt die Persönlichkeit Emil Baders, des Schöpfers der Heimatstuben. Mehrere Arbeiten sind auch geschichtlichen Themen gewidmet. So untersucht K. List die Frage, wer Guntram der Reiche war. Dieser, einer der mächtigsten Männer des Oberrheingebietes um die Mitte des 10. Jahrhunderts, besaß Besitzungen im Breisgau und oberen Elsaß. Aus unbekanntem Gründen von Otto d. Gr. seiner Ämter enthoben, verlor er seinen Besitz, wodurch die Verklammerung rechts- und linksrheinischer Gebiete am Oberrhein beseitigt wurde, nach List eine dunkle Stunde am Oberrhein. G. Finkbeiner zeigt, wie auch aus der Reichsgrafschaft Hohengeroldseck und der Klosterherrschaft Ettenheimmünster im 18. Jahrhundert viele Bewohner nach Südeuropa in den Banat und die Batschka auswanderten, dort den Boden urbar machten und stattliche Dörfer gründeten und wie sie trotz dieser kolonialisatorischen Leistungen nach dem 2. Weltkrieg aus ihrer neuen Heimat vertrieben wurden. Ein von deutschen Siedlern gegründetes Dorf war Modosch im Banat, über das die Gemeinde Schuttertal 1978 die Patenschaft übernahm. Vor allem aber sei hingewiesen auf die Arbeit von Reinher Gassert über die Auflösung des Klosters Ettenheimmünster. Aus den Quellen gearbeitet, gibt er ein gutes Bild, wie infolge fürstlicher Habsucht und durch eine verständnislose klosterfeindliche Verwaltung diese uralte Kulturstätte vernichtet und ihre Kulturgüter verschleudert wurden. Eingehend befaßt sich der Verfasser mit den Schicksalen der etwa 20 000 Bände umfassenden Klosterbibliothek, deren Bestände teilweise dem Pädagogium Lahr, dem heutigen Scheffelgymnasium, und der Universitätsbibliothek Heidelberg zugewiesen wurden, während andere, wie Gassert ermittelte, nach dem 2. Weltkrieg kistenweise verfeuert wurden. In einer anschließenden Zusammenstellung gibt Gassert ein Verzeichnis, was er an Klosterbesitz noch ermitteln konnte. Sicherlich hat er Recht, wenn er schreibt, daß die Auflösung der Klöster durch die Säkularisation ein rücksichtsloser, grausamer Eingriff in die Kultur unseres Landes war.

H. Schneider

Barocke Landschaft

Herausgeber: Historischer Verein für Mittelbaden e.V. — Mitgliedergruppe Ettenheim —. Ettenheim 1981.

Der angezeigte Bildband verdankt seine Herausgabe der Mitgliedergruppe Ettenheim des Historischen Vereins für Mittelbaden, die als ihren Beitrag zum Barockjahr 1981 die noch erhaltenen Zeugnisse barocker Kunst im Raume zwischen Herbolzheim und Kippenheim, also zwischen nördlichem Breisgau und südlicher Ortenau inventarisierte und beschrieb und darüber hinaus sie in einer Wanderausstellung an Hand vorzüglicher Aufnahmen der Öffentlichkeit vorführte. In einer sorgsam ausgewählten Anzahl von Aufnahmen zeigt der Bildband, was in den einzelnen Ortschaften dieses Raumes (Ettenheim, Ettenheimmünster, Ringsheim, Mahlberg, Kippenheim, Herbolzheim usw.) noch heute an Zeugnissen aus der Zeit barocken Kunstschaffens zu finden ist, trotz vieler Verluste infolge Unverständnis, Gleichgültigkeit, aber auch Ablehnung immer noch eine beachtenswerte Menge. Zwar ist der Titel „Barocke Landschaft“ irreführend, denn jener Gegend zwischen Rhein und den Vorbergen des Schwarzwaldes fehlt der Schwung und die Bewegung, die die barocke Kunst u. a. auszeichnet. Aber wenn man die Kirchenbauten (z. B. Ettenheim, Ettenheimmünster, Herbolzheim), ihre Ausstattung mit kunstvollen Altären und Beichtstühlen, ihre Deckengemälde und Altarbilder, die Heiligenfiguren und Feldkreuze draußen oder die Hauseingänge betrachtet, wird einem bewußt, wie der Barock einst das Gesicht dieser Gegend geprägt hat und noch heute prägt und zwar nicht bloß der rein katholischen Orte sondern auch der konfessionell gemischten. In ihrer künstlerischen Gestaltung sind viele dieser barocken Zeugnisse von einfacherer Art, doch finden sich darunter auch solch hervorragende Werke wie die Malereien von Joh. Pfunner in der Kirche zu Ettenheim, zu Herbolzheim und Mahlberg oder die von Morat in der Wallfahrtskirche zu Ettenheimmünster. In ihrer künstlerischen Gestaltung verbleiben sie in der im mittelbadischen Raum gängigen Weise. Es fällt jedoch auf, daß der dunkle, schwere französische Barock, den man in einigen elsässischen Kirchen findet, trotz der kirchlichen und teilweise verwaltungsmäßigen Bindung an Straßburg keinen Eingang gefunden hat. Alles bleibt in der Art des heiteren beschwingten süddeutschen Barocks. — Den Herausgebern sei für ihre Arbeit aufrichtig gedankt. Sie haben durch sie auf unbeachtete oder vergessene Zeugnisse barocken Schaffens aufmerksam gemacht und auf eine Gegend hingewiesen, die wegen ihrer

zum Teil abseitigen Lage vom großen Verkehr verschont geblieben zu sein scheint.

H. Schneider

Karl Reinfried, Kurzgefaßte Geschichte der Stadtgemeinde Bühl im Großherzogtum Baden.

Freiburg/Br. 1877. Neudruck 1981

1981 brachte die Stadt Bühl das oben genannte Werk als Neudruck heraus, allerdings nur in der begrenzten Zahl von 150 Exemplaren. Vielleicht wollte sie damit die Erinnerung an den Sohn der Stadt, Karl Reinfried, den verdienten Geschichtsforscher und späteren Pfarrer von Moos wachhalten, aber wohl auch um dem Bedürfnis abhelfen nach einer Geschichte der Stadt Bühl. Die Arbeit erschien 1877 im XI. Bd. des Freiburger Diözesan-Archivs. Behandelt wird die Zeit von den „ältesten Zeiten“ bis zu den Napoleonischen Kriegen, von denen nach Meinung des Verfassers „hiesigen Orts betreffend nichts Bemerkenswertes zu berichten ist“. Die Darstellung zeigt keine kontinuierliche Folge, sondern einzelne Themen werden allerdings kurz gefaßt, jedoch in einfacher verständlicher Sprache behandelt. So wird berichtet von den Herrschaftsverhältnissen von der 1. Nennung des Ortes 1283 bis zur Erhebung zur Stadt 1835, von der Gerichtsverfassung, von der Gemeindeverwaltung, von Kirche, Schule und Spital, vom Gugel Bastian der aus Bühl stammt und zu den Vorläufern des Bauernaufstandes 1525 gehört, von den Geschehnissen zur Zeit der Reformation und Gegenreformation, von Sitten und Gebräuchen im 17. und 18. Jahrhundert usw. Reinfried nennt auch die Männer, durch die die Stadt damals berühmt wurde, so den religiösen Volkschriftsteller Alban Stolz, den Historiker und Dichter Aloys Schreiber u. a. Der Freund des alten Bühl erfährt von der alten Pfarrkirche, deren Turm ein Teil des heutigen Rathauses ist. So habe der Hochaltar bis an die Decke gereicht und die Hälfte des Chores eingenommen. Es wird berichtet von den vielen Bildern, die sie einst schmückten und von den Heiligenfiguren der Altäre, von denen der Verfasser meint, „sie seien gut gewesen“. Für sie alle hatte man in der von 1873 — 1876 erbauten neugotischen Kirche keine Verwendung mehr, und sie sind seitdem wohl verschollen, wahrscheinlich ein großer Verlust. Viel ist inzwischen seit dem Erscheinen der Arbeit geschehen und hat sich auch in Bühl ausgewirkt, das

heute eine Große Kreisstadt ist. Neue Quellen wurden erschlossen und neue Gesichtspunkte und Erkenntnisse in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft gewonnen. Dennoch hat die Arbeit von Reinfried auch heute noch ihre Bedeutung, denn das Dargestellte wurde gründlich und zuverlässig aus den Quellen erarbeitet. Vor allem aber möge die Schrift dazu anregen, eine wissenschaftlich fundierte umfassende Geschichte von Bühl zu verfassen, ähnlich wie dies bereits für Offenburg (Kähni), Oberkirch (Pillin), ja sogar Ottersweier (Knüttel) erfolgt ist.

H. Schneider

Klaus Hornung, Kehl 1840—1940

Bildband. In Zusammenarbeit mit der Stadt Kehl und dem Hanauer Museum Kehl.

Morstadt Verlag Kehl, 1982. Großformat, 172 Seiten, 300 historische Fotos und Dokumente, Ganzleinenband, DM 45,—.

Während 15 Jahren hat Klaus Hornung, der verdiente Kehler Heimatforscher und Mitbegründer des Hanauer Museums, das umfangreiche Bildmaterial des angezeigten Bildbandes gesammelt: 280 Aufnahmen, Lithographien, Photographien, Zeichnungen und Pläne, an Hand deren er zeigen will, wie es einst in Kehl in der Zeit von 1840—1940 ausgesehen hat. Dabei geht es ihm nicht um ein romantisch verklärtes Bild, sondern um eine nüchterne Darstellung des Lebensraumes und der Lebensverhältnisse. In einzelnen Abschnitten, denen erklärende Texte vorgesetzt sind, zeigt er u.a. die Brücken, die über den Rhein führten, das Hafengebiet in seinem Ausbau, den Bahnhof usw., die Straßen der Stadt mit dem Rathaus, den Kirchen und anderen öffentlichen Gebäuden, den Geschäftshäusern u.a. Auf Grund seiner gründlichen Kenntnisse der örtlichen Verhältnisse vermag er ihre Besitzer zu nennen und bei Gruppenaufnahmen die Namen der einzelnen Personen. An Hand der Aufnahmen gewinnt man auch einen Eindruck von dem eingemeindeten Kehl-Dorf und Sundheim mit seinen zahlreichen Fachwerkhäusern. Nichts wird übergangen. Aufnahmen erinnern an die französische Besatzung nach dem 1. Weltkrieg, an die Zerstörungen im 2. Weltkrieg, selbst die Zeit des 3. Reiches wird nicht unterschlagen. Da nicht viel von Altem infolge der Kriege erhalten blieb, ist das Werk sicherlich für die Älteren eine wehmütige Erinnerung an die Vergangenheit, für die Jüngeren jedoch eine Aufforderung, nicht bei den Aufgaben der Gegenwart untätig beiseite zu stehen.

H. Schneider

Offenburg im Wandel

Bearbeitet von Michael Friedmann. Veröffentlichungen des Stadtarchivs Offenburg, Bd. 4. Offenburg 1981.

Das Stadtarchiv Offenburg hat die Fotodokumentation „Offenburg im Wandel“ mit dem vierten Band „Fotografien aus der Zeit zwischen 1925 und 1950“ überaus gelungen fortgesetzt. „Lebendige“ Bilder, die ein ebenso lebendiges Bild der Vergangenheit vermitteln, überwiegen. Der Betrachter — sei er nun an politischer Geschichte, an städtebaulichen Entwicklungen oder an persönlichen Erinnerungen interessiert — kommt auf seine Kosten, auch wenn manches Kapitel Offenburger Geschichte nicht gezeigt werden kann, weil keine Aufnahmen existieren.

So wichtig und anschaulich Fotos als historische Quellen auch sein mögen, die historische Darstellung können sie jedoch nicht ersetzen. Der knappe einleitende Abriß, in dem der Bearbeiter die lokale mit der deutschen Geschichte verknüpft, macht Appetit auf einen größeren Textband über die jüngere Geschichte Offenburgs — warum nicht aus gleichem Hause?

H. Raulff

„Landkreis Rastatt — Heimatbuch 8/81“

Herausgeber: Landkreis Rastatt, Rastatt.

Neu im Heimatbuch 8/81 des Landkreises Rastatt ist die Gliederung der Aufsätze im Inhaltsverzeichnis nach den Bereichen „Aus Industrie und Wirtschaft“, „Von den Schulen des Landkreises Rastatt“, „Künstler unserer Heimat“, „Aus der Geschichte an Rhein und Murg“, „Wir feiern Jubiläum“ und „Aus Wissenschaft und Forschung“. Die Zuordnung wird wegen zahlreicher inhaltlicher Überschneidungen sicher nicht immer leicht fallen. Sollte z.B. Dr. E. Strobels Aufsatz nicht auch der Gruppe „Aus Wissenschaft und Forschung“ zugewiesen werden? Umgekehrt könnten zahlreiche Aufsätze zur Abteilung „Aus der Geschichte an Rhein und Murg“ gezählt werden; denn dort wo Firmengeschichte, Geschichte einer Schule, einer Kirche, der Lebensweg eines Künstlers verfolgt werden, haben wir es immer mit geschichtlich (zumindest heimatgeschichtlich) relevanten Themen zu tun. Trotzdem ist diese Inhaltsgliederung begrüßenswert und sollte im Interesse vieler Benutzer beibehalten werden.

Der Band 8 bringt einleitend wieder eine Zusammenfassung der wesentlichen Ereignisse

des Jahres 1980 im Ldkr. Rastatt in Wort und Bild, ergänzt durch die neuesten statistischen Angaben. Diese jährlichen Darstellungen (Der Landkreis Rastatt im Rückspiegel) von Franz Kreppelt zeigen ja in ihrer Aneinanderreihung ein gutes Stück Zeitgeschichte des Landkreises auf.

Industrie- u. Wirtschaftsgeschichte folgen: „Vom Orient-Expreß zum MB-trac“ von M. Wessel, eine sorgfältige und detaillierte Darstellung mit dem Untertitel „Fahrzeugbau in Gaggenau“, der etwas genauer sagt, um was es hier geht, um die Entwicklung der Gaggenauer Eisenindustrie nämlich von 1680 bis 1980. Da auch die Firma Roth aus dem Bergmannschen Unternehmen (ab 1923/24: Benz-Werke) hervorging, wird dieser Aufsatz ausgezeichnet ergänzt durch „Die Roth Technik GmbH in Gaggenau“ von Dr. W. Winkler. Wirtschaftshistorisch interessant ist auch L. Hubers „Geschichte des Obstbaues im Bühler Raum“.

Die Geschichte der örtlichen höheren Schule ab 1920 wird in den Aufsätzen über „Das Goethe-Gymnasium“ in Gaggenau von Dr. W. Winkler und M. Lindinger ausgebreitet, ergänzt durch einen aufschlußreichen Erlebnisbericht mit der Oberstufenreform von der Abiturientin B. Gabor (Warum ist dieser Aufsatz eigentlich im Inhaltsverzeichnis übergegangen worden?) Die Darstellung von J. Brüggemann „Die Papiermacherschule in Gernsbach“ zeigt nicht nur die 25 Jahre der Papiermacherschule auf, die engste Verbindung zur Wirtschaftsgeschichte unserer Region und dieses Industriezweiges hat, darüber hinaus auch ein beachtliches Stück Gernsbacher berufsbildender Schulgeschichte seit 1783. Diese Institution wuchs nämlich aus einer kleinen Klasse, die einem lokalen Bedürfnis entgegen kam, zu einer mehr als bundesweit anerkannten führenden Fachschule.

In der Abteilung „Künstler unserer Heimat“ stellt H. Maier den „Maler und Bildhauer Friedrich Sonntag“ vor.

Der Bereich „Aus der Geschichte an Rhein und Murg“ bietet zwei Aufsätze: „Ein Lochenstein als Geschichtsdokument“ von A. Hirth und „Zur Geschichte Gernsbachs: Oberamtmann Georg Albert Öhl und die Ereignisse des Jahres 1848 in Gernsbach“ von Dr. E. Strobel. Sowohl der Beitrag über das steinerne Geschichtszeugnis als auch die biographische Notiz zur Gernsbacher Geschichte sind von ihren Autoren in der von ihnen gewohnten wissenschaftlich zuverlässigen Art recherchiert und ausgezeichnet dargestellt worden.

Auch die Abteilung „Wir feiern Jubiläum“ bietet noch manches zeitgeschichtlich Interessante. F. Kreppelts Beitrag „Eine Idee feiert

Geburtstag“ berichtet über „20 Jahre Landkreis-Fahrbücherei“, und der Aufsatz von A. Hirth führt „25 Jahre Partnerschaft Stollhofen — Castelmayran“ vor.

Die beiden Aufsätze von R. Metz u. M. Weber gehören wahrlich in die Abteilung „Aus Wissenschaft und Forschung“. Zur Darstellung der „Vorkommen und Gewinnung von Bodenrohstoffen im Murggebiet“ hätte man ganz gewiß keinen fachkundigeren Spezialisten als den Karlsruher Geologen Rudolf Metz gewinnen können. Die Bodenrohstoffe werden bei einem Gang durch die Erdgeschichte dieses Gebietes in der Reihenfolge ihrer geologischen Entstehung vorgestellt, über die Geschichte ihrer Nutzung berichtet und zukunftsweisende Gedanken über ihre Bedeutung und Ausbeutung dargelegt. Max Webers Studie „Die Bernhardskirche in Rastatt und die Entdeckung ihrer Fresken“ ist eine hervorragende wissenschaftliche Arbeit. Die Entdeckung der Fresken war dafür wohl nur der Anlaß, denn die Arbeit beschäftigt sich gründlich mit der ganzen Geschichte dieses ältesten Rastatter Gotteshauses. Da die mittelalterlichen Anfänge dieses Gotteshauses noch lange nicht geklärt sind, ist es besonders bedauerlich, daß die baulichen Tätigkeiten der letzten Jahre in und an dieser Kirche nicht gleichzeitig zu gründlichen archäologischen und baugeschichtlichen Untersuchungen genutzt werden konnten.

G. Hoffmann

Marc Lienhard / Jakob Willer, Straßburg und die Reformation.

Die Hohe Zeit der Freien Reichsstadt. 384 Seiten, 46 Abbildungen.

Verlag Morstadt, Kehl 1981, DM 42,—

Zu der fast unüberschaubaren Fülle der Literatur zum Zeitalter der Reformation gesellt sich ein soeben im Verlag Morstadt, Kehl, erscheinendes Buch. „Straßburg und die Reformation. Die Hohe Zeit der Freien Reichsstadt“, nennt sich das umfangreiche Werk, das von dem Straßburger Kirchenhistoriker Marc Lienhard sowie dem pfälzischen Heimathistoriker Jakob Willer verfaßt wurde.

Seit einiger Zeit hat die historische Forschung erkannt, daß Luthers Lehre vor allem in den deutschen Städten den meisten Widerhall gefunden hat und daß sie auch von vornherein die politischen Zentren der neuen Lehre gewesen sind. Alle großen Städte Deutschlands mit der einen schwer zu erklärenden Ausnahme Kölns waren um 1535 protestantisch gewor-

den. In unserem Raum war es vor allem Straßburg, das die Sache Martin Luthers populär gemacht hatte. Das vorliegende Werk versucht, Licht in die Anfänge der Reformation in Straßburg zu bringen. Es wird dabei insbesondere darauf abgehoben, daß in Straßburg die Verbreitung der reformatorischen Schriften und Flugblätter sehr groß gewesen sei. Bereits 1520 hätten evangelische Prädikanten in Straßburg einen großen Einfluß auf die Bevölkerung ausgeübt. Der Rat der Stadt habe sich gegenüber der aufkommenden reformatorischen Bewegung allerdings zunächst sehr vorsichtig gehalten. Erst die überragende Persönlichkeit des Straßburger Stettmeisters Jakob Sturm habe im Verein mit den beiden protestantischen Predigern Martin Butzer und Wolfgang Capito der Reformation in Straßburg zum Durchbruch verholfen. Die Straßburger evangelische Kirche verdanke vor allem Martin Butzer ihr eigentliches Gesicht. Daneben sei vor allem noch Johannes Sturm von großer Bedeutung gewesen als Begründer des protestantischen Schulwesens in Straßburg. Aus dem von ihm begründeten Straßburger Gymnasium sei im 17. Jahrhundert die Universität Straßburg entstanden.

Marc Lienhard vertritt mit besonderem Nachdruck die Auffassung, daß es auch soziale Gründe gewesen seien, die in Straßburg der Reformation den Weg geebnet hätten. Daß der Erfolg der Reformation in Straßburg mit einem starken Anti-Klerikalismus verbunden war, sei als gesichert zu betrachten. In dem fast dreißigjährigen Ringen um die Durchsetzung der Reformation hatte die Freie Reichsstadt Straßburg ohne Zweifel eine führende Rolle gespielt. Die Stadt wuchs in der Reformationszeit weit über sich selbst hinaus und bestimmte weitgehend in Oberdeutschland und teilweise auch in der Schweiz die Geschehnisse der Reformation.

Das Werk von Lienhard und Willer, das viele bisher nur schwer zugängliche Einzelheiten der Reformationsgeschichte in Straßburg sowie im Elsaß aufarbeitet, besitzt jedoch auch beträchtliche Mängel. Es ist nicht einzusehen, weshalb ein so umfangreiches Werk gänzlich auf einen wissenschaftlichen Anmerkungsapparat verzichtet. Zwar wird im Anhang eine umfangreiche Literaturliste zur Reformationsgeschichte veröffentlicht, doch vermag der interessierte Leser nicht nachzuprüfen, aus welchen Quellen die Verfasser ihre Erkenntnisse schöpften. Kontroversen und Probleme der neueren Reformationsforschung werden nur in den ersten 78 Seiten des Buches, die von Marc Lienhard verfaßt wurden, angedeutet, ohne daß sie jedoch durch entsprechende Anmerkungen verifiziert werden können.

Manche bedeutende Reformatoren Straßburgs werden leider nur am Rande erwähnt. So vermißt man beispielsweise eine eingehende Würdigung des Straßburger Predigers und Historikers Kaspar Hedio, der über die Grenzen Straßburgs wirkte und sich vor allem auch um die Reformation im Kinzigtal Verdienste erwarb. Stattdessen werden den Kaisern Maximilian I. und Karl V. sowie den Reformatoren Martin Luther und Huldreich Zwingli umfangreiche Kapitel gewidmet, die nichts als altbekannte Fakten bieten, welche in jeder gängigen Reformationsgeschichte zu finden sind und in keinem unmittelbaren Zusammenhang zur Geschichte Straßburgs stehen. Besonders wertvoll ist dagegen das umfangreiche Bildmaterial, das dem Werk beigegeben ist. 46 zum Teil sehr seltene zeitgenössische Abbildungen illustrieren in hervorragender Weise die bewegte Straßburger Reformationsgeschichte.

M. Hildenbrand

Buchbesprechung

Louis Châtellier, Tradition chrétienne et Renouveau catholique dans le cadre de l'ancien Diocèse de Strasbourg (1650—1770).

Herausgeber: Association des Publications près les Universités de Strasbourg — Éditions Ophrys, Paris — 1981, 530 Seiten, 190 FF.

Gestützt auf langjährige, intensive Studien, schrieb Louis Châtellier über Zeitumstände, Verlauf und Auswirkungen der Gegenreformation im Gebiet der alten Diözese Straßburg eine Arbeit, die auch auf unserer Oberrheinseite starke Beachtung verdient. Trotz konsequenter Wissenschaftlichkeit und einer reichen Fülle an Fußnoten, die hervorragende Ansatzpunkte zu weiteren Forschungen bieten, liest sich die gut gegliederte These als „spannende Geschichte“ kirchlicher Entwicklungen im Unterelsaß und den drei damals zugehörigen rechtsrheinischen Ruralkapiteln Ottersweier, Offenburg und Lahr während der Barockzeit. Ohne Zweifel mischten sich in jenem Zeitraum politische Änderungen und kirchliche Erneuerung mit den im Elsaß wirksamen Traditionen in einer ganz eigenen Weise. Und das mit Straßburg als einer Hauptstadt, die erst nach ihrer Kapitulation 1681 dem Katholizismus wieder Einlaß gewähren mußte. Den gewaltigen seelsorglichen Antriebskräften, die nach dem Konzil von Trient in der römisch-katholischen Kirche mehr und mehr eine nur dem Mittelalter vergleichbare Frömmigkeitshaltung und religiöse Begeisterung unter den Gläubigen wiedererweckten, gesellte sich das Streben der französischen

Krone hinzu, auch mit Hilfe der kirchlichen Aktivitäten ein „Alsace française“ entstehen zu lassen. Die Reform des Klerus und dessen pastoraler Eifer setzten eine Politik der Konversion und katholischen Rückeroberung in den protestantischen Gegenden des Diözesangebietes in Gang. Die Einrichtung des „Simultaneums“ in protestantischen Kirchen hatte dabei einen eigenen Stellenwert. Die Landstädte Molsheim, Hagenau und Schlettstadt wurden zu wahren Missionszentralen. Daß bei solchen kirchlichen Anstrengungen die Barockkunst eine besondere Rolle im Dienst der Seelsorge zugewiesen bekam, hat Louis Châtellier richtig erkannt und gewürdigt. Aus dem Fürstbistum Straßburg entwickelte sich durch zielbewußte Pastoration und Missionstätigkeit „aux frontières du Royaume de France“ eine geradezu modern anmutende elsässische Kirche mit kräftigen Wirkungen auf Gemeinschaftsleben und auf das Leben des einzelnen Gläubigen. Das galt auch für unser rechtsrheinisches Straßburger Diözesangebiet. Es muß deshalb gesagt werden: Wer im Bereich der Ortenau eine Pfarrgeschichte schreiben will, wird sich mit dem bahnbrechenden Buch Louis Châtelliers über die „christliche Tradition und katholische Erneuerung im Bereich der alten Diözese Straßburg“ auseinandersetzen müssen. Daß sich der Autor nicht nur mit den zehn linksrheinischen Dekanatsbereichen beschäftigt hat, zeigen allein schon die Namen der in die Untersuchung einbezogenen Orte der Ortenau (Allerheiligen, Baden-Baden, Ettenheim, Ettenheimmünster, Friesenheim, Gengenbach, Griesbach, Harmersbach, Haslach, Herbolzheim, Hofweier, Kappel, Kappelrodeck, Lahr, Oberkirch, Offenburg, Oppenau, Ottersweier, Schuttern, Schwarzach, Stollhofen, Waldulm, Welschensteinach).

H. Brommer

**Jörg Schadt (Hrsg.),
Wie wir zum Sozialismus fanden. Erinnerungen badischer Sozialdemokraten.**

(Veröffentlichungen des Stadtarchivs Mannheim, Bd. 8), Stuttgart 1981.

Der durch seine Arbeiten über die Geschichte der badischen Sozialdemokratie bekannt gewordene Herausgeber und Bearbeiter dieses Bändchens faßt unter dem genannten Titel die Aufsätze von sechs in Baden wirkenden Sozialdemokraten zusammen, die aufgrund besonderer Anlässe Rückschau auf ihre politische und berufliche Vergangenheit hielten. Die größeren

Aufsätze von Reinhold Fritzsche (1851—1929) und Emil Hauth (1873—1932) sorgen dafür, daß die politisch interessierten Leser aus der Ortenau besonders auf ihre Kosten kommen.

Emil Hauth, seit Frühjahr 1892 Unterlehrer in Mietersheim, schildert, wie er und Ludwig Frank im „Lessing-Verein“ in Lahr unter der geistigen Führung des Lithographen Paul Engert den Weg zum Sozialismus fanden. Als Frank wegen seiner Abiturientenrede über Lessing in Schwierigkeiten geriet, setzte sich Hauth im „Volksfreund“ kräftig für ihn ein. Seine emsige Mitarbeit bei diesem Blatt im Sommer 1893 brachte ihm zu seinem „nicht geringen Stolz“ die lebhafteste Anerkennung von Adolf Geck ein. Dieser war es auch, der ihm und Ludwig Frank die Gelegenheit verschaffte, eine große Wahlveranstaltung Bebels in Karlsruhe zu besuchen. Angesichts der ungeheueren Popularität Bebels war die durch Adolf Geck vermittelte persönliche Bekanntheit für ihn ein ebenso großes Erlebnis wie schon 21 Jahre zuvor für Eduard Bernstein, der von seinem ersten Zusammentreffen mit Bebel erzählte: „Ich war selig, Bebel die Hand drücken zu können . . .“ Daß Geck von vielen Parteifreunden angegangen wurde, ein Zusammentreffen mit Bebel zu bewerkstelligen, geht aus einem Brief vom 10. 4. 1894 an Wilhelm Engelberg hervor: „Mein Lieber! Ihr Haslachener plagt mich schon lange, daß ich Euch einmal mit Bebel zusammenbringen soll. Nun habt Ihr Gelegenheit“ (Stadtarchiv Haslach). Es ist deshalb verständlich, wenn der Herausgeber Emil Hauth mit einem besonderen Artikel über seine erste „Bebelversammlung“ nochmals zu Worte kommen läßt.

Fritzsche, der als Handwerksgehilfe 1871 Bebel als Lehrer im Arbeiterbildungsverein Leipzig kennenlernte, ließ sich nach den Stationen Dresden, Zürich, Paris, Berlin und Stuttgart im Spätjahr 1879 als selbständiger Klavierbauer in Offenburg nieder. Da er im April aus Berlin ausgewiesen worden war, hielt er sich in den ersten Jahren politisch vollständig zurück. Eine sozialdemokratische Bewegung existierte in der Stadt noch nicht, und wenn die Offenburg Sozialdemokraten am 1. Oktober 1986 das hundertjährige Bestehen ihres Ortsvereins feiern, werden sie sich an die Worte von Fritzsche erinnern: „Unser Adolf Geck war hier dann der Erste, der als Sozialdemokrat auf der Bildfläche erschien und, wie allgemein bekannt, energisch und tatkräftig den schweren, opferreichen Kampf für die Partei unter dem Sozialistengesetz führte“.

Die „Erlebnisse“ von Fritzsche erschienen 1932 in Gecks Wochenzeitung „D'r alt Offenburg“. Nach den einleitenden Worten von

Bürgermeister Blumenstock hatte er die Niederschrift von Fritzsche kurz vor dessen Tod erhalten. Sie waren allerdings nicht, wie Blumenstock irrtümlich angab, auf der Maifeier 1928 vorgetragen worden, um den Jüngeren aus der Sturm- und Drangzeit der Sozialdemokratie zu berichten, sondern erst am 20. Oktober jenes Jahres. Die SPD hatte für diesen Tag eine Erinnerungsfeier an die Zeit vor 50 Jahren anberaumt: „Die Geburt des Sozialistengesetzes“. Die geschichtliche Erläuterung gibt Redakteur Ad. Geck; als Opfer der Ausweisung aus Berlin wird Alt-Stadtrat R. Fritzsche seine persönlichen Erlebnisse schildern (D'r alt Ofefburger v. 20. 10. 1928). Der 1. Teil erschien am 17. 9. 1932 anlässlich der tags darauf erfolgenden Einweihung eines Kindertagesheimes beim Kalbsbrunnen, das von der Arbeiterwohlfahrt mit einer testamentarisch vermachten Spende von Fritzsche errichtet worden war. In den „Erinnerungen“ von Hermann Merkel zählt Adolf Geck mit August Dreesbach, Wilhelm Hänslers, Robert Kramer, Dr. Rüdts neben anderen zu jenen, deren Namen mit der badischen Sozialdemokratie untrennbar verbunden sind, und auch Wilhelm Kolb kann in seinem Beitrag „Aus vergangenen Tagen“ nicht umhin, Adolf Geck die ihm gebührende Ehre zu erweisen: „Wenn heute die badische Partei mit Stolz auf die vergangenen 25 Jahre und auf ihre in dieser Zeit errungenen Erfolge und Siege zurückblickt, so wissen wir alle, welch großen Anteil gerade der Volksfreund und vor allem sein Gründer und langjähriger Leiter, Genosse Adolf Geck, an diesen Erfolgen und Siegen haben“ (14. 4. 1906).

Zwei weitere Aufsätze stammen von Heinrich Sauer und Adam Remmele. Sauer wurde 1919 als erster Sozialdemokrat in Karlsruhe in das Amt eines Bürgermeisters gewählt, hatte aber gewiß an den revolutionären Vorgängen 1918 in Karlsruhe keinen führenden Anteil. Er lehnte eine Beteiligung an der Gründung eines Soldatenrates ab, die seiner Meinung nach vom Generalkommando durchgeführt werden sollte (Oeftering, Der Umsturz 1918 in Baden, S. 69). Ihn hatte der Oberbürgermeister am 9. November zum Bahnhof geschickt, um die dort versammelte Masse zu beruhigen. Der Vorsitzende des Karlsruher „Wohlfahrtsausschusses“ war so wenig revolutionär wie Adam Remmele, der im November 1918 in den „engeren Ausschuß“ des Landesausschusses der Arbeiter- und Soldatenräte gewählt wurde. Was die Auswahl der Autoren betrifft, kann nur Hermann Merkel der „Linken“ zugerechnet werden. Wie Geck trat er der USPD bei und schloß sich später wieder der SPD an.

E. D.

Irene Hübner, Unser Widerstand. Deutsche Frauen und Männer berichten über ihren Kampf gegen die Nazis.

Röderberg — Verlag Frankfurt a.M. 1982, DM 19,80

Die Zeitgeschichtsschreibung greift nicht mehr nur auf Akten, diplomatisches Dokumentar-material, Memoiren und Primärpublikationen zurück, sondern bedient sich zunehmend der Methode „oral history“, der mündlichen Befragung von Zeitgenossen. Im demokratischen Zeitalter muß zunehmend das Interesse dem „kleinen Mann“ gelten, denen also, die Geschichte nicht machen, sondern sie erleiden. Dadurch kann die Spannung zwischen großen Haupt- und Staatsaktionen und Alltagsgeschehen, zwischen politischer Geschichte und privatem Schicksal fruchtbar aufgelöst werden. Die Biographie der einzelnen beziffert sich somit plötzlich mit der Signatur des Historischen.

Zum ersten Mal hat Irene Hübner den Versuch unternommen, alle Richtungen des deutschen Widerstandes gegen den Nationalsozialismus auf der Basis mündlicher Befragungen zu dokumentieren: „Die erkennenden, handelnden, sich wehrenden und kämpfenden Menschen sollten selbst sprechen.“ Aus der Ortenau kommt in diesem Buch der inzwischen verstorbene Nußbacher Volksbürosekretär Carl Benz zu Wort, der über sein Engagement in der katholischen Jugendbewegung in den Widerstand hineingewachsen ist. Benz hatte sich bereits vor der NS-Machtübernahme als Kochlehrling in Durlach dem Kolpingsverein und der „Badenwacht“ des Zentrums angeschlossen. In Nußbach baute Benz den katholischen Jungmännerverein aus, der bald nach der Etablierung des Nationalsozialismus trotz Reichskonkordats sich starken Pressionen durch die örtliche SA ausgesetzt sah. Modellhaft wird zugleich sichtbar, wie sich das Zusammenleben innerhalb des Dorfes während der NS-Herrschaft gestaltete.

Als Jugendsekretär im Bistum Limburg war Benz seit 1938 an gefährlichen Widerstandsaktionen, wie der Verteilung katholischer Schriften und der Reorganisationen katholischer Vereine beteiligt. Erschütternd lesen sich seine Erlebnisse nach der Reichskristallnacht, als er internierte Juden zu verpflegen hatte. Auch die anderen Beiträge — Widerstandskämpfer aus dem Umkreis des 20. Juli, der „Weißen Rose“, der Gewerkschaften, der Arbeiterparteien, der evangelischen und katholischen Kirche kommen zu Wort — machen betroffen, weil sie selbst tiefer Betroffenheit entspringen.

H. G. Huber

Bernhard Losch: Sühne und Gedenken. Steinkreuze in Baden-Württemberg.

Ein Inventar. Stuttgart 1981. XIII + 349 S. + 72 S. Bildteil, 89, — DM. Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg, Bd. 4.

Dieses Werk bietet eine Bestandsaufnahme der Steinkreuze in Baden-Württemberg nach dem Stand von 1979/1980. 1033 noch vorhandene Kreuze sind aufgelistet und dargestellt (Standort, Beschreibung, volkstümliche Überlieferung). 662 Steinkreuze sind im Bildteil festgehalten. Weiterhin geht der Verf. auch im einzelnen auf die verschwundenen Steinkreuze ein. Von den etwa 400 seit 1850 abhanden gekommenen Kreuzen konnte anhand älterer Unterlagen für die Nachwelt etwas berichtet werden. Erwähnenswert ist, daß von diesen 400 in der Zeit von 1945 bis 1980 genauso viele verlorengegangen sind wie zwischen 1850 und 1945. Zu all diesen Angaben wird außer einem ausführlichen Literaturverzeichnis noch zusätzliche Literatur jeweils bei den einzelnen Stadt- und Landkreisen vorgestellt. Die Aufstellung erfolgt regional innerhalb der Kreise und Gemeinden.

Eine Abgrenzung der Steinkreuze von ähnlichen Kleindenkmalen ist nicht immer ohne Problematik. Leichter fällt die Abgrenzung gegenüber dem Bildstock und dem Hochkreuz bzw. Kruzifixkreuz. Beide beleben gebietsweise in größerer Zahl die Flur. Diese sogenannten Hochkreuze oder auch höheren Steinkreuze gehören also nicht in diese Aufstellung. Auch der Kreuzstein läßt sich typologisch noch leicht vom Steinkreuz abgrenzen. Seit etwa Ende des 14. Jahrhunderts erscheint das Steinkreuz in seiner Funktion als Sühne- und vor allem später auch als Gedenk-Kreuz. Nicht immer läßt sich vom Zweck der Errichtung her eine genaue Abgrenzung finden. Grabkreuze gehören nicht in diese Aufstellung. Auch die eindeutigen Grenzkreuze sind nicht aufgelistet. Die Abgrenzungsproblematik wird jeweils an Einzelfällen bei den Kreisübersichten erörtert. Nach 1900 errichtete Steinkreuze sind nicht aufgenommen, denn „im 19. Jahrhundert löst sich der Zusammenhang mit der alten Tradition weitgehend auf“.

„Sühne und Gedenken“ ist das Thema des Buches und kennzeichnendes Attribut der dokumentierten Steinkreuze. Unaufdringlich hat der Verf. den Steinkreuzen diese Merkmale gegeben bzw. diese aufgespürt. Diese Steinkreuze sind sinnbildlicher Ausdruck eines Sühnevertrags nach Totschlag. Das alte Sühnrecht kam erst im Lauf des 17. Jahrhunderts außer Gebrauch. Die in späterer Zeit gesetzten Gedenkkreuze für einen Toten lehnen sich nach

Schwinden des alten Sühnrechts ganz an die überlieferte Form des Sühnekreuzes an. Da bezüglich dieses sozialgeschichtlichen Themas „Sühne und Gedenken“ die Abgrenzung nicht immer eindeutig gehandhabt werden kann, sind letztlich für das Steinkreuz-Inventar formale Gesichtspunkte mit Recht ausschlaggebend geblieben, um so diese besondere Gattung von Kleindenkmalen übersichtsmäßig darstellen zu können.

In der allgemeinen Einleitung wird in eigenen Abschnitten auf Verbreitung, Formen, Zeichen und Inschriften sowie Überlieferungen eingegangen. Die regionale Verbreitung ist nicht von territorialgeschichtlichen oder konfessionellen Verhältnissen abhängig.

Das Inventar ergibt für den *Ortenaukreis* 41 vorhandene sowie 17 verschwundene Kreuze. 1981 ist das Steinkreuz in Sasbach durch Bauarbeiten verlorengegangen. Noch nicht berücksichtigt werden konnte ein 1981 im Wald von Ettenheim aufgefundenes Steinkreuz von 1757 (eine gute Abbildung liegt im Buch „Barocke Landschaft“ Ettenheim 1981, S. 52 vor). Wahrscheinlich ruhen noch einige Denkmale im Verborgenen, wie beispielsweise etwa ein Steinkreuz, versehen mit einem der häufig auftretenden Berufszeichen, im nördlichen Kreisgebiet. Die historische Landschaft Ortenau weist noch weitere 16 Steinkreuze auf: im Norden des ehemaligen Kreises Bühl (jetzt im Süden des Kreises Rastatt) 9, in Baden-Baden 7 (davon 2 im Museum).

Im Ortenaukreis selbst sind die 41 noch vorhandenen Kreuze vorwiegend im Westen des Schwarzwaldes oder etwas westlich des Schwarzwaldrandes zu finden. Allein 9 stehen in Gengenbach und seiner näheren Umgebung. Über die Hälfte (23) der Steinkreuze sind in das 15. und 16. Jahrhundert datiert; die ältesten des 15. Jahrhunderts stehen im Wolfacher Museum sowie in Oberkirch, Renchen und Achern.

21 der Kreuze sind mit einem Zeichen versehen, während im ganzen Land nur 35% der Steinkreuze ein Symbol aufweisen. Wie auch sonst im Lande sind Pflugschar und Sech sowie Rebmesser die häufigsten Berufszeichen. Häufiger als im Landesdurchschnitt sind religiöse Symbole dargestellt. 7 Steinkreuze (alle aus dem 15. und 16. Jahrhundert) haben keinerlei Zeichen oder Inschrift.

Bei der Zuordnung zu Sühne und Gedenken mußten vor allem 2 markante steinerne Denkmale im Ortenaukreis unberücksichtigt bleiben; das Grenzkreuz auf dem Kreuzsattel (Abb. Ortenau 1980 S. 349) mit den Symbolen vom Tal Harmersbach sowie von Fürstenberg, weiterhin ein Kreuzstein an der südlichen

Grenze von Schuttertal-Schweighausen (Schwabenkreuz. Abb. Ortenau 1980 S. 18).

Als Besonderheit in der Ortenau wird von den Ächterkreuzen gesprochen. Ob diese so benannten Kreuze nun als Rechtswahrzeichen im Sinn von Bann-Marken anzusehen sind, läßt Losch dahingestellt sein.

Bei einem so umfangreichen Werk kann es ja leider kaum ausbleiben, daß sich Fehler einschleichen. Einige Standortbeschreibungen sind mißverständlich und auch ergänzungsbedürftig. Bei den Beschreibungen der Inschriften kommen ebenfalls Ungenauigkeiten vor.

Im einzelnen bleibt zu bemerken: Das Ächterkreuz in Offenburg-Zell-Weierbach zeigt an den Außenflächen der Arme jeweils ein durchgehendes Kreuz. Das Steinkreuz in Oberharmersbach (oberhalb vom Ottenbach) hat auf der rechten Armoberfläche neben dem kleinen Kreuz ein ornamentartiges Zeichen. Die Inschrift „M G“ auf dem Ächterkreuz in Gengenbach (Nollenwald) dürfte als „Monasterium Gengenbacense“ zu deuten sein. Eine Parallele dazu zeigt ein Grenzstein von 1607, auf dem neben dem Abtsstab (Kloster Gengenbach) ebenfalls „M G“ zu finden ist. Das „M“ als Abkürzung für Markung kommt in der Ortenau wohl nicht vor; außerdem ist der jetzige Standort dieses Kreuzes abseits von einer Gemarkungsgrenze. Das Kreuz von Zell-Unterharmersbach (Ortsteil Grün) erhielt kürzlich rechts des Harmersbaches einen neuen Standort. Das sogenannte Ächterkreuz in Berghaupten ist bereits wieder aufgestellt. Das umgefallene und vernachlässigte Kreuz im Belenwald (Berghaupten) bedarf einer Neuaufstellung.

„Erhaltung und Pflege“ — so ist der letzte Absatz der Einleitung überschrieben. Ähnlich wie bei den historischen Grenzsteinen besteht die große Gefahr des weiteren stetigen Verlustes durch Unachtsamkeit oder Diebstahl. Umwelt ist ein großes Schlagwort unserer Zeit. Ein besonderer Beitrag zum Umweltschutz wäre, das Gespür für unsere kulturhistorischen Kleindenkmale zu wecken und nicht zuletzt die öffentliche Hand zur Anwendung des Denkmalschutzgesetzes zu ermuntern. Hingewiesen sei auf das Lob, das den erfolgreichen heimat- und denkmalpflegerischen Aktivitäten im Alb-Donau-Kreis gespendet wird. Unsere Rechtswahrzeichen — seien es nun die historischen Grenzsteine als Sinnbild öffentlich-rechtlicher Abmachungen oder die Steinkreuze als Ausdruck eines den einzelnen betreffenden Sühnevertrages — gehören nicht nur wegen ihres Stimmungsgehaltes in die Flur an ihren angestammten Platz. Ein Umsetzen aus Gründen

zur Sicherstellung sollte nur in Ausnahmefällen erfolgen.

Das grundlegende volkskundliche Werk von B. Losch vermittelt uns Verständnis für kulturhistorische Werte. Mehr als nur ein Inventar ist diese Steinkreuz-Sammlung, sie ist Dokumentation und Mahnmal zugleich für eine lange Zeitepoche, zu der wir nur allzu leicht den Bezug in diesem Jahrhundert zu verlieren scheinen.

G. Kreutz

Hermann Eimann, Kennen Sie Hansjakob?

Leben, Werke, Bibliographie. Kehl 1981, 148 S., Ganzleinen, 18,80 DM, Morstadt Verlag Kehl/Rhein.

Fast könnte man glauben, daß 1981 ein „Hansjakobjahr“ gewesen sei, denn nicht weniger als sechs Neuerscheinungen von und über Hansjakob sind in diesen zwölf Monaten auf dem Büchermarkt erschienen. So folgt nun nach dem „Steinernen Mann von Hasle“, „Im Paradies“ als Neuauflagen und den Schriften „Hansjakob und der badische Kulturkampf“, „Der Hansjakobweg — ein Wanderführer“ sowie den „Anekdoten um Hansjakob“ als sechste das gefällig aufgemachte Buch „Kennen Sie Hansjakob?“; man darf sich diese Frage stellen, nachdem in den letzten Jahrzehnten bereits dreizehn Volksbücher des Schwarzwälders neu aufgelegt wurden und verhältnismäßig viel Schrifttum erneut über ihn erschienen ist. Dies darf als eindeutiges Zeichen der Überzeitlichkeit des literarischen Schaffens Hansjakobs als dem Rufer, Mahner, Erzieher, Unterhalter, aber auch dem sozial engagierten Streiter und Politiker gewertet werden. Die mit viel Fleiß, Sachkenntnis und Liebe zum Detail von Hermann Eimann zusammengestellte Schrift gewährt einen umfassenden Einblick in das Gesamtwerk Hansjakobs; wissenschaftliche u. politische Schriften, Flugschriften, Reiseerinnerungen, Erzählungen aus dem Volksleben, Familiengeschichte, Historische Erzählungen, Autobiographien, poetische Erzählungen, Tagebücher, Predigtwerke und letzte Schriften. In kurzen Hinweisen geht Eimann auf den Inhalt der jeweiligen Veröffentlichung ein und weitert dadurch den Blick auf das Lebenswerk des Schriftstellers. Auf engem Raum führt der Hansjakobforscher auch die breitgestreute Resonanz auf, die das Leben und Wirken des „Grobschmieds von Hasle“ bis in unsere Tage fand und die ein Garant für das Unvergängliche und Zeitlose in seinem Schaffen darstellt.

Mit diesem reichbebilderten Buch, fast möchte man sagen, „der ganze Hansjakob in Kurzfassung“, hat sich nicht nur der Autor ein bleibendes Verdienst um die Sache Hansjakobs erworben, vielmehr stellte der Morstadt Verlag in Kehl durch diese ansprechende Herausgabe erneut unter Beweis, daß er sich immer mehr dem Nachlaß Hansjakobs verpflichtet fühlt.

K. Klein

Heimatliteratur aus dem Verlag A. Morstadt, Kehl

Raymond Matzen, „Dichte isch bichte“. Gedichte in Straßburger Mundart. Einführung Georges Zink. Zeichnungen Robert Küven. 1980

Adrien Finck, „Mülmusik“. Gedichte in elsässischer Mundart, herausgegeben von Raymond Matzen. Zeichnungen Camille Claus. 1980

Anne Franck-Neumann, „Lieder von Liebe und Tod“. Einführung Louis Edouard Schaeffer. Lithographien Paul Hertzog. 1979

Robert Faerber, „O Wind, dü wilder . . .“. Einführung Raymond Matzen. Zeichnungen Bernadette Zeller. 1981

Albert Gantzer, „Spättle in alle Farwe“. Bilder vom Verfasser. 1981

Georges Kempf, „Die Fünfpfündige“. Erzählung aus einem Vogesental. Zeichnungen Eugène Cordier. 1981

Karl Kurrus, „Vu Gott un dr Welt“. Gedichte in Kaiserstühler Mundart. Einführung Raymond Matzen. Zeichnungen Jürgen Bogun. 1981

Kurt Scheid, „Murstetter Geschichten“. Menschliches, Allzumenschliches aus einer kleinen Alemannenstadt. Federzeichnungen Hans E. Haase. 1978

Seit Jahren bemüht sich der Morstadt Verlag Kehl, der oberrheinischen Heimatliteratur durch vorzüglich betreute Ausgaben bei einem größeren Leserkreis Geltung zu verschaffen. Aus dem breit angelegten Programm, das Sachbücher, Sagensammlungen, dichterische Prosatexte und Lyrik umfaßt, sollen hier einige Werke vorgestellt werden, die im Elsaß und in Baden entstanden sind.

Raymond Matzen, Professor für Germanistik und Dialektologie an der Universität Straßburg, eröffnet die Reihe „Neue alemannische Mundartdichtung“, die er auch herausgibt, mit einer Anthologie seiner eigenen Gedichte in „Stroßburgisch“ „Dichte isch bichte“.

In poetischer Sprache stellt er dar, was er auf dem Herzen hat: die Liebe zu seiner Heimat zwischen Vogesen und Rhein und seine große Sorge vor dem in dieses Land eindringenden Fortschritt. In Naturschilderungen, Liebeslyrik und Festtagsgedichten gestaltet er seine Umgebung, Schicksal und Alltag ihrer Menschen nach und hält selbst den prosaischen Fußball seiner künstlerischen Sprache für würdig. Seine politischen Verse nennen die Dinge beim Namen, bleiben aber immer versöhnlich, wenn sich z.B. der Verfasser in dem lapidaren „Gschähn isch gschähn“ zur wechselvollen Geschichte seines Landes bekennt oder in „M'r sinn franzöesch“ zu seiner Nationalität, deren gemüthhaften und künstlerischen Grenzen er allerdings in alemannischem Geiste überwinden will („Mir getrennti Alemanne“). Nur im „Fessener Proteschtlied“ kennt er keine Kompromisse: „Drum, Ejre Plan, vergessene / un stecke's uf in Fessene!“

Adrien Finck ist Kollege Matzens an der Straßburger Universität. Zum Glück merkt man es den Versen seines Bandes „Mülmusik“ nicht an, daß sich der Verfasser im Hauptberuf mit der Sprache wissenschaftlich beschäftigt. Formal sind seine Gedichte sehr modern und beweisen, welch flexibles künstlerisches Mittel die Mundart darstellt. Dabei geht Finck von der literarischen Tradition aus, wenn er z.B. Volksliedmotive ausbaut, Kinderreime variiert, eine elsässische Sage in eine Satire umwandelt. „Mülmusik“ ist kein fröhliches Buch; bedrückt liest man die Erinnerung des Dichters an seinen Bruder, der zum deutschen Wehrdienst gezwungen wurde und in Rußland fiel, oder seine bitteren Sprachspiele über eine mögliche etymologische Erklärung des Namens Elsaß als Fremdland. Aber auch die Kinderverse und die zarten, völlig unsentimentalen Liebesgedichte scheinen „vom schwarzen Angschtvogel vergeschtert“. Ein verständlicher Pessimismus beherrscht jene Gedichte, in denen sich Finck mit politischen Alltagsfragen unserer Zeit auseinandersetzt, sich insbesondere immer wieder für die Erhaltung des Dialektes und der elsässischen Eigenart engagiert. Aber trotz der deutlich herausgestellten Absicht, zerstört nirgendwo plakative Propaganda die poetische Wirkung der Verse, die in einer vollendeten Weise Appell und künstlerische Darstellung verbinden, das Versprechen des Titels einlösen: Sie sind „Mülmusik“, gesprochene Musik.

Dieses engagierte Eintreten für ein elsässisches Volkstum lehnt *Robert Faerber*, der dritte „gelehrte“ Mundartdichter aus Straßburg — er ist Professor für englische Sprache und Literatur — bewußt ab. Erfüllt von dem klassischen Optimismus, daß jeder echte Vers an sich politisch wirke, kann er formulieren: „Ich weiss dass mini Geischter die in mir sich reeje / ken Frontsoldate kenne spiele / si kenne villicht grad nur's Herz beweeje / un do un dert e G'miet beriehe“. Die Naturlyrik, die das Bändchen „O Wind, dü wilder . . .“ darbietet, spricht leise, aber eindringlich das Gemüt an, denn Blumen, Blätter, eine verfallende Mühle stehen als Bilder für das menschliche Leben. Auf den ersten Blick scheint in den Gedichten Faerbers die herbstliche Stimmung vorzuherrschen, aber die Melancholie bleibt nicht das Ziel der Verse, sie laufen immer auf ein Du zu, auf den geliebten Menschen und auf Gott, in denen alle Bitterkeit des Vergehens und Abschiednehmens überwunden werden kann.

Anne Franck-Neumann gehört zu jener elsässischen Dichtergeneration, welche die deutsche Hochsprache noch problemlos neben dem Dialekt als künstlerisches Medium verwenden konnte, weil diese Sprache ihrer Jugend noch unbelastet war von den Hypotheken des 2. Weltkrieges und von einem großen Leserkreis noch verstanden wurde. Ihre „Lieder von Liebe und Tod und vom einfachen guten Leben“ bieten die reizvolle Möglichkeit, Mundart und Standardsprache in ihrer dichterischen Wirkung zu vergleichen, da Frau Franck-Neumann mehrfach dasselbe Ereignis in beiden Formen künstlerisch verarbeitete. Der Titel des Bändchens, der an Volksliedsammlungen erinnert, verspricht Stimmungslyrik, und ein großer Teil der Gedichte, die aus dem Erlebnis eines schweren Schicksalsschlages entstanden sind, gestaltet auch tiefempfundene Gefühle. Aber daneben stehen Verse, die aus der technischen Außenwelt unserer Zeit erwachsen sind, in denen Schallplatten und Telefon als dichterische Bilder, die Großstadt und die ökologische Frage als Gegenstände des künstlerischen Schaffens verwendet werden.

Albert Gantzers „Spättle in alle Farwe“ vereinigen bisher in Zeitungen veröffentlichte Gedichte und Geschichten in alemannischer Mundart aus dem Elsaß. Liebevoller Kleinmaleien aus dem alten Straßburg, Idylle von Landschaft und Menschen wechseln mit ironischen Demaskierungen politischer Verhaltensweisen ab. In diesem Buch hat der Humor seinen Platz eingeräumt erhalten, der sich, ohne je auf die Stufe eines leichten Wortwitzes abzusinken, in bestechend gebauten Versen formuliert.

In deutscher Hochsprache schrieb der elsässische Landpfarrer *Georges Kempf* seine Erzählung „Die Fünfpündige“. Aus dem Rahmen einer Gespenstergeschichte, die sich in einem Schelmenstück auflöst, entwickelt der Verfasser das Schicksal einer kantigen, archaischen Bauerngestalt, die aus dem naiven christlichen Glauben seiner Kindheit immer wieder den richtigen Weg findet. Obwohl die erzählte Zeit dem Verlauf unseres Jahrhunderts entspricht, ist es nicht die Technik, die den Menschen beschwert, sondern das Zusammenleben mit seinem Nächsten. Die hintergründige Erzählung, deren Teile durch die Geschichte einer fünfpündigen Kuhglocke zusammengehalten werden, ist trotz aller Denkanstöße spannend bis zum Ende.

Die badische Seite vertritt der Altmeister der alemannischen Dichtkunst *Karl Kurrus*. Seine Sammlung „Vu Gott un dr Welt“ enthält Gedichte, die während der letzten 20 Jahre entstanden sind und bereits mit Ehrenpreisen und der Hebelplakette ausgezeichnet wurden, aber auch bisher unveröffentlichte Verse. Kurrus, der die Mundart schon als künstlerisches Ausdrucksmittel gebrauchte, als man über den Dialekt noch die Nase rümpfte, beschreibt in seiner Sprache den Raum, in dem sie entstanden ist: Die Landschaft des Kaiserstuhls mit ihren Menschen. Dabei gilt dem ländlichen Grundcharakter dieses Gebietes verständlicherweise die Liebe des Dichters, den Blumen, den Reben, den Winzerdörfern und kleinen Städtchen, aber es ist keine heile Welt, die hier schildert wird, eher eine natürliche, in der Leid und Mangel ihren Platz haben. Kurrus beklagt die Kriegswunden der Stadt Breisach und trauert um die verlorene Einheit des alemannischen Kulturraumes; er bedenkt die Nachteile des technischen Fortschritts und karikiert Erscheinungsformen unserer Zeit; aber er erklärt auch: „nit alles gherit im Teifel!“ Kurrus möchte mit seiner Kunst das Gemüt ansprechen. Bewußt bekennt er sich zu „Traum und Herz“, Werte, die, wie er meint, in der modernen Mundartdichtung verloren zu gehen drohen.

In seinen „Murstetter Geschichten“ erzählt *Kurt Scheid* — in der Hochsprache — merkwürdige Lebensläufe aus einem Schwarzwälder Seldwyla. Dort wohnt eine „fröhlich boshafte, witzig maulende Rasse“, die aber gutmütig und tolerant genug ist, in ihren Reihen höchst seltsame Menschen auf eine ungewöhnliche Art leben zu lassen. Ein Hauch von Biedermeier liegt über den Ereignissen, von denen berichtet wird, obwohl das harte 20. Jahrhundert den zeitlichen Hintergrund bildet. Die verfallende Stadtmauer ist noch überall gegenwärtig,

auch wenn die Straßen schon mit Makadam belegt werden; noch unterscheiden sich die Zugewogenen von den Einheimischen, weil sie die Mundart nicht verstehen; noch kennt jeder jeden, seine Eigenarten, sein Schicksal, an dem man lächelnd oder mitleidig teilnimmt. So können die „dramatis personae“ einer Kleinstadt in einem würdigen Rahmen agieren: Der Notar, der jeden Mittag die zwei Dutzend Wirtschaften besucht und nach der „Abfüllung“ auf seinem Flügel vollendet Mozart und Brahms spielt, der Amtsrat, den seine Behörde nach Murstetten versetzt und dann bis zu seiner Pensionierung einfach vergißt, das Elternpaar, das in dumpfer Verzweiflung versinkt, weil es ihr Kind aus falsch verstandenem Ehrgeiz in den Tod getrieben hat.

Am Ende einer Erzählung fragt der Verfasser, ob das Dasein des „Helden“, „eines Bruder Lustig ohne Herzensheiterkeit“ lebenswert gewesen sei; an den Leser stellt jede der siebzehn ernsten, ironischen, vergnüglichen Kalendergeschichten dieselbe Frage, er wird sie selten verneinen.

Namhafte Künstler, deren Leistungen hier nicht gewürdigt werden können, haben die Bändchen illustriert, und Raymond Matzen versah die Mundartgedichte mit ausführlichen sprachwissenschaftlichen Kommentaren.

K. Maier

AUTORENVERZEICHNIS

Barth, Ansgar, Kirchstraße 215, 7611 Gutach
Bönsch, Karl, Im Steinfeld 5, 7591 Großweier
Brommer, Hermann, Stockbrunnenstraße 4, 7801 Merdingen
Dees, Thomas, Freiburger Straße 7, 7637 Ettenheim
Dittler, Dr. Erwin, Offenburger Straße 4, 7640 Kehl-Goldscheuer
Ehrenfried, P. Adalbert, Kapuzinerkloster, 7615 Zell a. H.
Gamber, Dr. Gerhard, Okenstraße 29, 7600 Offenburg
Gartner, Dr. Suso, Bühler Seite 4, 7580 Bühl/Baden
Hauth, Julius, Hauptstraße 19, 7622 Schiltach
Hildenbrand, Manfred, Georg-Neumaier-Straße 15, 7612 Hofstetten
Hoffmann, Gerhard, Oppelner Straße 8, 7550 Rastatt
Huber, Heinz, Grenzstraße 32, 7551 Elchesheim-Illingen
Klein, Kurt, Haselwanderstraße 11, 7613 Hausach
Kohler, Dr. Oskar, Wilhelmstraße 16, 7500 Karlsruhe
Kopp, Thomas, Gartenstraße 20, 7615 Zell a. H.
Kreutz, Dr. Gernot, Schillerplatz 31, 7600 Offenburg
Maier, Karl, Jakobstraße 6, 7604 Appenweier
Mechler, Wilhelm, Gustav-Weis-Straße 3, 7640 Kehl
Naudascher, Josef, Schmiedeweg 23, 7631 Mahlberg
Obert, Bernd, Friedhofstraße 17, 7611 Steinach i. K.
Raulff, Dr. Heiner, Lichtenbergstraße 16, 7640 Kehl-Goldscheuer
Schildberg, Dr. Gerhard, Blumenstraße 1, 7500 Karlsruhe
Schmid, Dr. Hermann, Obertor 3, 7770 Überlingen
Schneider, Hugo, Kirchstraße 10, 7590 Achern
Schwab, Karl, Poststraße 4, 7570 Baden-Baden-Steinbach
Silberer, Dr. Gerhard, Brachfeld 11, 7600 Offenburg
Steckner, Carl-Helmut, Honsellstraße 8, 7640 Kehl
Struck, Dr. Wolfgang, Adelhauser Straße 33, 7800 Freiburg
Vajen, Wilhelm, Stadtgartenstraße 7, 7620 Oberkirch
Volk, Karl, Untertal 19, 7740 Gremmelsbach
Werner, Dr. Johannes, Nebeniusstraße 36, 7500 Karlsruhe

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V.

gibt zur Weckung und Förderung der Heimatliebe und Heimatkenntnis die Zeitschrift

„Die Ortenau“

als Jahresband heraus. Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kulturgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Lebensgeschichte bekannter mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden. Der Jahresband wird den Mitgliedern kostenlos zugestellt.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle 7600 Offenburg, Postfach 15 69 sowie die Obleute der Mitgliedergruppen jederzeit entgegen:

Vorstand und Beirat des Vereins:

Wilhelm Mechler, Ober-Stud.Dir. i.R.
Präsident
Gustav-Weis-Str. 3
7640 Kehl am Rhein
Tel. 078 51 / 23 23

Kurt Klein, Schulamtsdirektor
1. stellvertr. Präsident
Haselwanderstr. 11
7613 Hausach i.K.
Tel. 078 31 / 61 25

Erich Burger, Oberbürgermeister a.D.
2. stellvertr. Präsident
Gartenstr. 8
7580 Bühl/Baden
Tel. 072 23 / 221 10

Theo Schaufler, Kreisoberverw.Rat
Kassen- und Geschäftsführung
Postfach 1569
7600 Offenburg
Tel. 07 81 / 805-266

Redakteur der „Ortenau“
Hugo Schneider, Studiendirektor i.R.
Kirchstr. 10
/590 Achern
Tel. 078 41 / 57 72

Manfred Hildenbrand, Realschulkonrekt.
Schriftführer
Georg-Neumaier-Str. 15
7612 Hofstetten-Haslach i.K.
Tel. 078 32 / 28 67

Beiräte:

Adolf Hirth
Kastanienweg 23
7594 Kappelrodeck
Tel. 078 42 / 26 15

Josef Naudascher
Schmiedeweg 23
7631 Mahlberg
Tel. 078 25 / 74 84

Dipl.-Ing. Erwin Steurer
Metzgerstr. 14
7630 Lahr
Tel. 078 21 / 231 07

Dr. Wilhelm Marx
Kehler Str. 78
7607 Neuried-Altenheim
Tel. 078 07 / 8 44

Karl Maier
Jakobstr. 6
7604 Appenweier
Tel. 078 05 / 695

Rainer Fettig
Straßburger Str. 6
7603 Oppenau
Tel. 078 04 / 20 24

Friedrich Hettler
Umweger Str. 2
7570 Baden-Baden-Steinbach
Tel. 072 23 / 573 83

Gerhard Hoffmann
Oppelner Str. 8
7550 Rastatt
Tel. 072 22 / 229 01

Mitgliedergruppen:

7590 Achern: Hugo Schneider, Kirchstr. 10, Tel. 078 41 / 57 72

7604 Appenweier: Karl Maier, Jakobstr. 6, Tel. 078 05 / 695

7570 Baden-Baden: Paul Braun, Langestr. 68 a, Tel. 072 21 / 238 69

7570 Baden-Baden (Yburg-Steinbach): Friedrich Hettler, Umweger Str. 2, 7570 Baden-Baden-Steinbach, Tel. 072 23 / 573 83

7605 Bad Peterstal-Griesbach: Emil Geierhaas, Bahnhofstr. 1, Tel. 078 06 / 81 90

7616 Biberach i.K.: Wolfgang Westermann, Rebhalde 26, Tel. 078 35 / 83 09

7580 Bühl/Baden: derzeit unbesetzt

7637 Ettenheim: Bernhard Uttenweiler, Sonnenberg 14, Tel. 078 22 / 58 00

7614 Gengenbach: Alfons Frei, Hauptstr. 25, Tel. 078 03 / 24 71

7612 Haslach i.K.: Manfred Hildenbrand, Hofstetten, Georg-Neumaier-Str. 15, Tel. 078 32 / 28 67

7613 Hausach: Kurt Klein, Haselwanderstr. 11, Tel. 078 31 / 61 25

7601 Hohberg: Michael Bayer, Reisengasse 7, Tel. 078 08 / 37 16
 7746 Hornberg-Triberg: Walter Aberle, Hornberg, Schloßstr. 2, Tel. 078 33 / 277
 7640 Kehl-Hanauerland: Wilhelm Mechler, Gustav-Weis-Str. 3, Tel. 078 51 / 23 23
 7630 Lahr/Schw.: Dr. Rudolf Ritter, Schillerstr. 6, Tel. 078 21 / 261 40
 7631 Meißenheim: Karl Schmid, Schillerstr. 6, Tel. 078 24 / 23 62
 7607 Neuried: Werner Kopf, Akazienweg 1, Neuried-Altenheim, Tel. 078 07 / 698
 7611 Oberharmersbach: Karl-August Lehmann, Dorf 31 a, Tel. 078 37 / 288
 7602 Oberkirch: Wilhelm J. Vajen, Stadtgartenstr. 7, Tel. 078 02 / 48 42
 7600 Offenburg: Dr. Hans-Joachim Fliedner, Espenstr. 24, Tel. 07 81 / 7 66 38
 7601 Ortenberg: Hermann Litterst, Rathaus, Tel. 07 81 / 3 20 51
 7603 Oppenau: Rainer Fettig, Straßburger Str. 6, Tel. 078 04 / 20 24
 7550 Rastatt: Gerhard Hoffmann, Oppelner Str. 8, Tel. 072 22 / 229 01
 7587 Rheinmünster: Adolf Hirth, Kastanienweg 23, Kappelrodeck (7594), Tel. 078 42 / 26 15
 7592 Renchen: Erich Huber, Rathaus, Tel. 078 43 / 5 01
 7625 Schapbach: Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1, Tel. 078 39 / 3 78
 7622 Schiltach: Theo Becker, Hohensteinstr. 11, Schiltach, Tel. 078 36 / 24 42
 7601 Schutterwald: Arthur Hohn, Bahnhofstr. 4, Tel. 07 81 / 5 23 81
 7633 Seelbach-Schuttertal: Erich Krämer, Schwarzwaldstr. 5, 7633 Seelbach, Tel. 078 23 / 23 33
 7611 Steinach i.K.: Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17, Tel. 078 32 / 86 56
 7620 Wolfach: Josef Krausbeck, Kleine Dammstr., Tel. 078 34 / 3 88
 7615 Zell a.H.: Thomas Kopp, Gartenstr. 20
 überregionale Mitgliedergruppe (früher Hauptverein):
 Theo Schaufler, Postfach 15 69, 7600 Offenburg, Tel. 0781 / 8 05-2 66

A r b e i t s g e m e i n s c h a f t e n :

Archäologischer Arbeitskreis: Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 7631 Mahlberg
 Arbeitskreis Denkmalspflege: derzeit unbesetzt
 Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden: Paul Braun, Lange Str. 68 a, 7570 Baden-Baden
 Mitarbeiterkreis des Hanauer Museums Kehl: Klaus Hornung, Hauptstr. 17, 7640 Kehl
 Arbeitskreis für neuere und Zeitgeschichte: Dr. Heiner Raulff, Lichtenbergstr. 16, Kehl-Goldscheuer
 Arbeitskreis „Mundart“: Prof. Hermann Braunstein, Am Bruch 1, 7601 Schutterwald, Tel. 07 81 / 5 21 11

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. 3. jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Für Inhalt und Form der Arbeiten sind die Verfasser verantwortlich. Die Zeit der Veröffentlichungen der angenommenen Arbeiten muß sich die Schriftleitung vorbehalten. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet. Wegen vieler Anfragen weisen wir darauf hin, daß jedermann Sonderdrucke einzelner Beiträge in beliebiger Zahl bei der Druckerei A. Morstadt, Buch- und Offsetdruck, 7640 Kehl, Kinzigstr. 25, bestellen kann, spätestens gleich nach Zustellung des Jahrbuchs, da der Drucksatz nach kurzer Zeit eingeschmolzen wird. Danach können die Einzelbeiträge nicht mehr geliefert werden, nur noch der ganze Band, solange der Vorrat reicht.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrgänge nimmt die Geschäftsführung (Postfach 15 69, 7600 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Laut Beschluß der Jahresversammlung 1981 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:

- 25,— DM für natürliche Personen und Schulen
- 40,— DM für juristische Personen und Körperschaften

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V., Sitz Offenburg, dient ausschließlich und unmittelbar gemeinnützigen Zwecken; auf Grund des Freistellungsbescheides des Finanzamtes Offenburg vom 2. 3. 1972 (Az. II/14) ist er berechtigt, selbst Spenden entgegenzunehmen. Gegen die Anerkennung der Mitgliedsbeiträge als steuerbegünstigte Ausgabe nach § 10 b EStG bestehen seitens des Finanzamtes Offenburg lt. Mitteilung vom 19. Juli 1972 keine Bedenken. Die Bescheinigung über die steuerbegünstigten Beträge erfolgt auf der Mitgliedskarte oder auf besonderem Formular.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. (Volksbank Offenburg, Nr. 629 55 09, BLZ 664 900 00, Bezirkssparkasse Offenburg, Nr. 00-361 618, BLZ 664 500 50 oder Postscheckkonto Nr. 6057-756, Postscheckamt Karlsruhe).